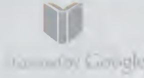
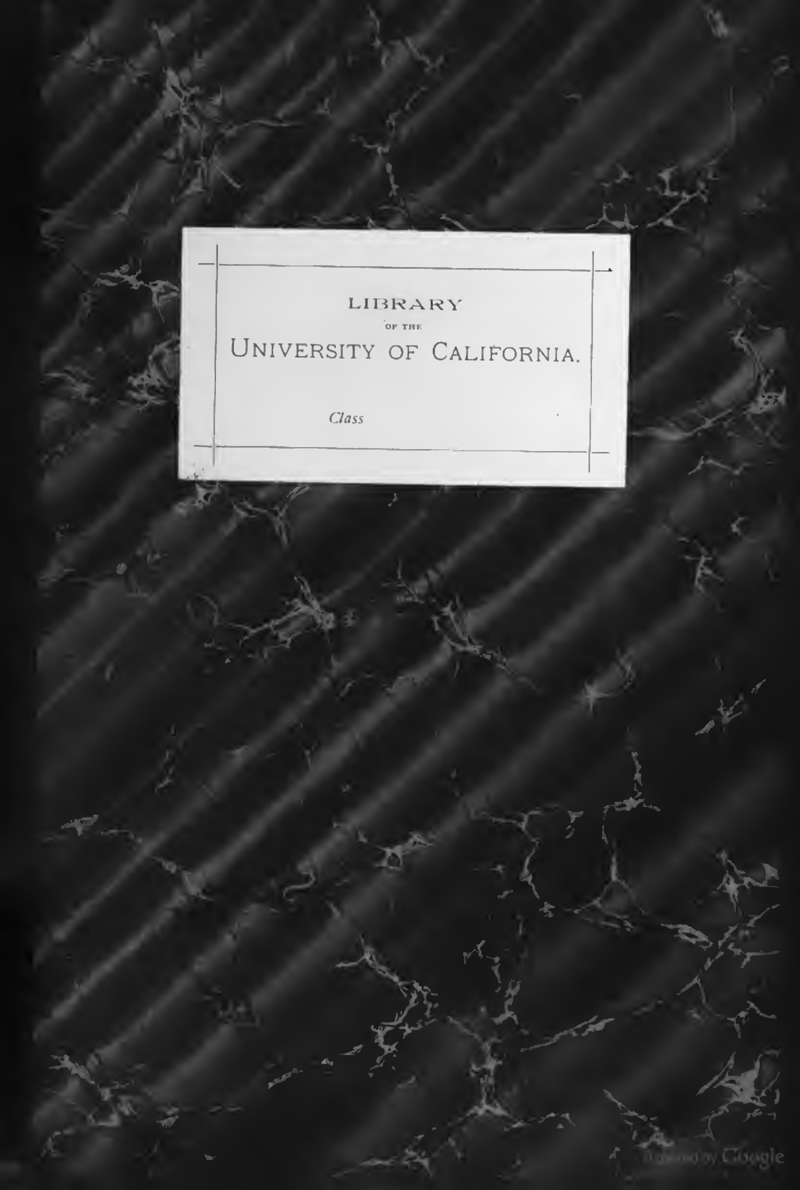
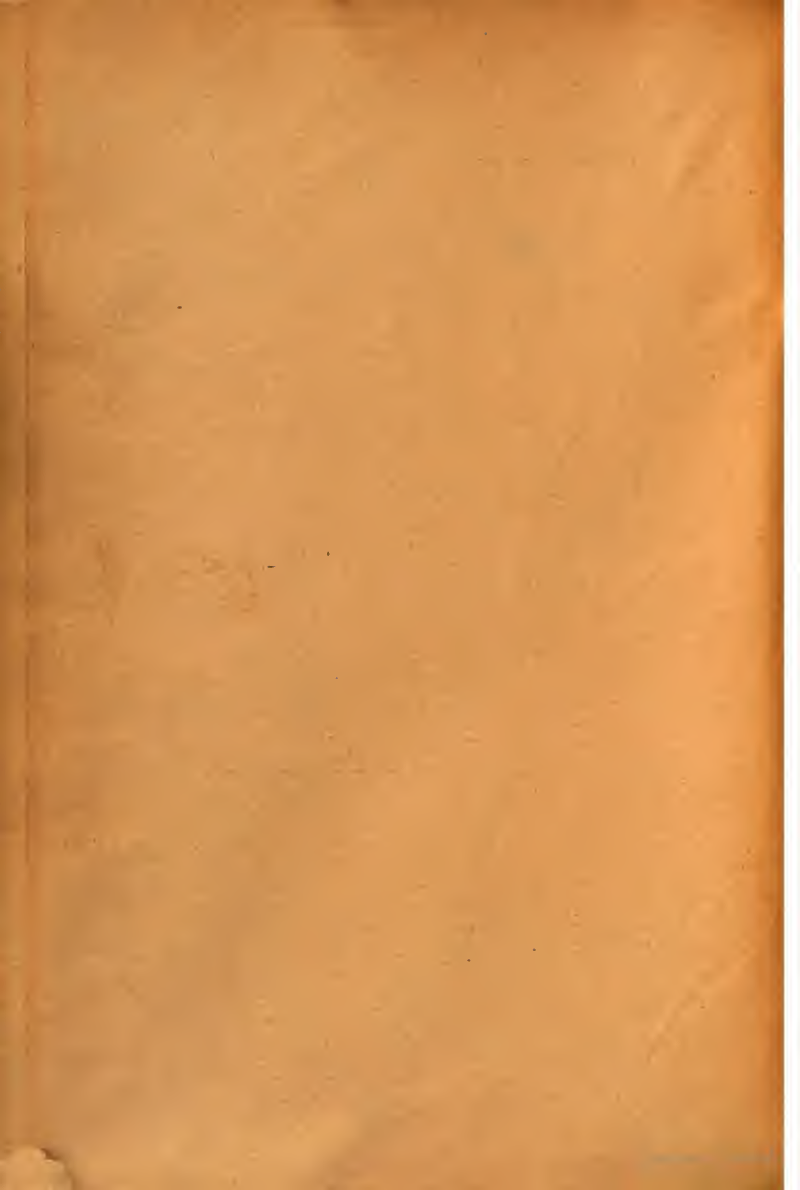
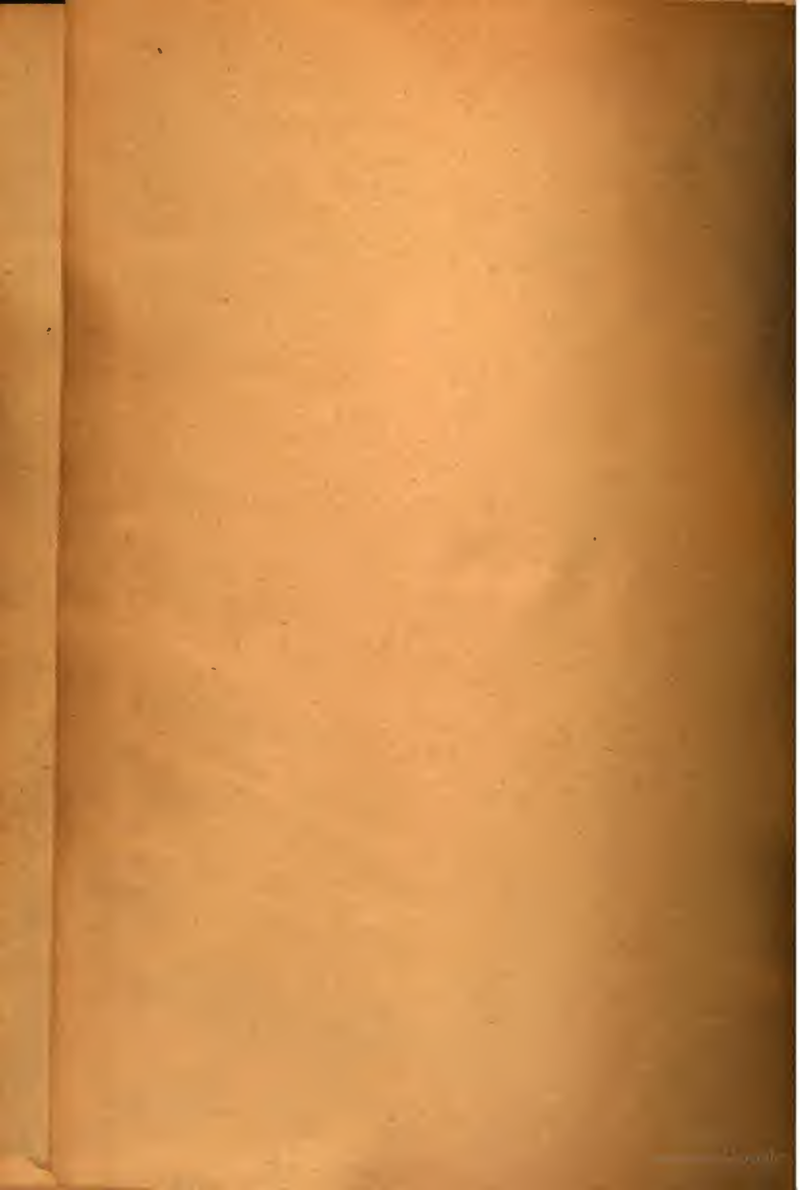
ARENA




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class

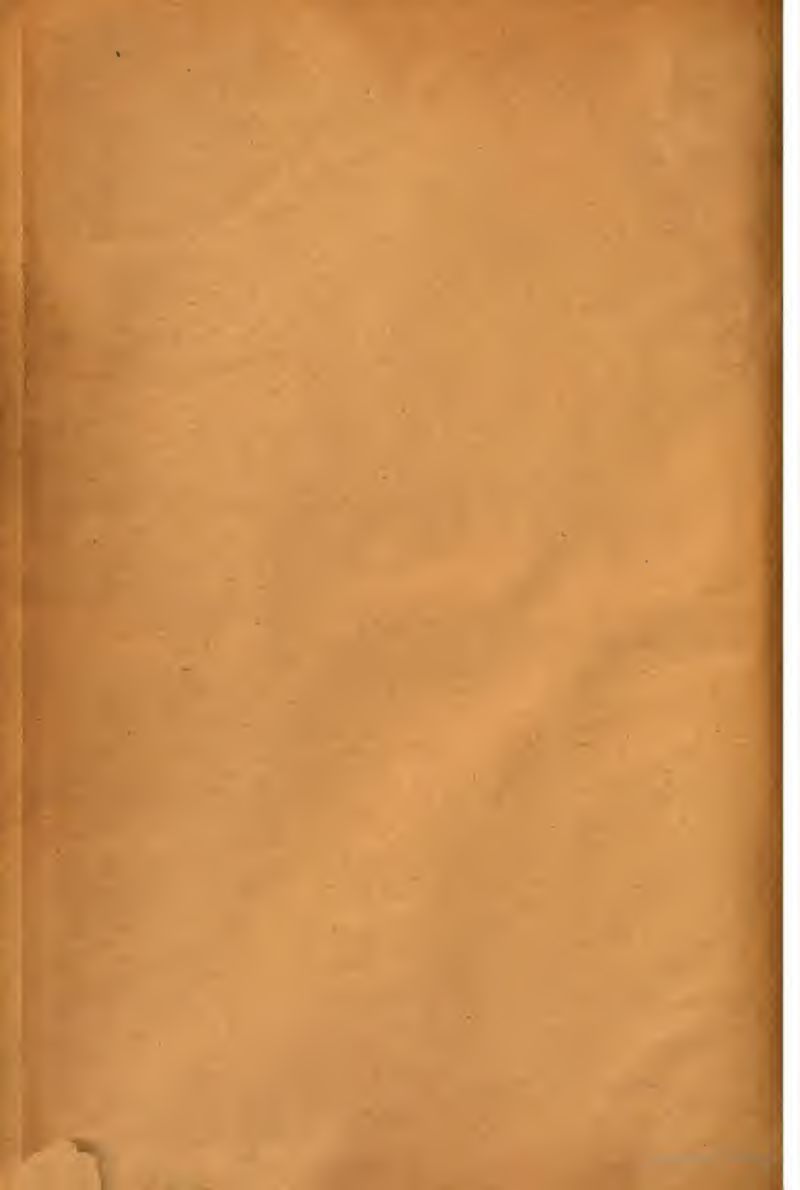








Preis des Jahrgangs M. 13.—
24. Jahrgang. Heft 10
Preis 1 Mark
Über Land und Meer.
Oktav-Ausgabe
Deutsche Verlags-Anstalt
Berlin Stuttgart Leipzig





Preis des Jahrgangs M. 13.—
24. Jahrgang. Heft 10
Preis 1 Mark
Über Land und Meer
Oktav-Ausgabe
Deutsche Verlags-Anstalt
Berlin Stuttgart Leipzig

Inhalt des zehnten Heftes

Text:

Einschaltbilder:

Selbständige Textbilder:

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

Jahrgang 1907|08

Dritter Band





Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

III. Band. 1907–1908. Heft 10–13

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Malerei

Gemälde

Zeichnungen

Mehrfarbige Reproduktionen

Naturaufnahmen

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Militär und Marine

Sport und Jagd, Mode

Theater

Poesie

Verschiedenes

Literatur

Aus aller Welt

Handschriften-Beurteilung

Schach

Für müßige Stunden

Briefmappe




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Zuflucht

Nach einem Gemälde von Gabriel von Max

Caspar Hauser

Roman

von

Jakob Wassermann

(Schluß)

Quandt unternimmt den letzten Sturm auf das Geheimnis

Obwohl eine Zeitlang von einer Strafversetzung Hickels die Rede war, verlautete darüber nichts Näheres, und die Sache schien allmählich in Vergessenheit zu geraten. Ohne Zweifel waren da allerlei verborgene Einflüsse im Spiel, die den Polizeileutnant sicherstellten. „Dem Mann ist nicht beizukommen," sagten die Eingeweihten; „er ist zu gefährlich und weiß zuviel." Freilich war Hickel brauchbar im Dienst und von seinen Untergebenen äußerst gefürchtet. Dabei wurde sein Lebenswandel immer undurchdringlicher; außer im Kasino und im Amt sprach er mit keinem Menschen. Auf der Polizeiwache saß er halbe Nächte, aber nur deswegen, um seine Leute zu drangsalieren.

Sogar Quandt hatte ihn fürchten gelernt. Eines Nachmittags im Oktober, der Lehrer saß mit seiner Frau und Caspar beim Kaffee, trat plötzlich säbelrasselnd Hickel ins Zimmer, schritt ohne Gruß auf Caspar zu und fragte herrisch: „Sagen Sie mal, Hauser, wissen Sie vielleicht etwas über den Verbleib des Soldaten Schildknecht?"

Caspar wurde aschfahl. Der Polizeileutnant fixierte ihn mit glitzernden Augen und donnerte, ungeduldig über das lange Schweigen: „Wissen Sie etwas oder wissen Sie nichts? Reden Sie, Mensch, oder, so wahr mir Gott helfe, ich lasse Sie auf der Stelle ins Gefängnis bringen!"

Caspar erhob sich. Ein Knopf seiner Joppe verwickelte sich in die Fransen des Tischtuchs, und während er zurückwich, fiel die Kaffeekanne um und das schwarze Gebräu ergoß sich über das Linnen.

Die Lehrerin tat einen Schrei; Quandt aber machte ein ärgerliches Gesicht, denn das großspurige Auftreten des Polizeileutnants verdroß ihn, auch war es ihm um so verwunderlicher, als Hickel gerade Caspar gegenüber sich seit Monaten einer steifen und finsteren Zurückhaltung beflissen hatte. „Was soll er denn mit dem Deserteur zu schaffen haben?" sagte er unwillig.

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein!" brauste Hickel auf.

„Oho, Herr Polizeileutnant, in meinem Hause bitte ich mir ein höflicheres Benehmen aus," versetzte Quandt.

„Ach was! Sie sind ein Schwachmatikus, Herr Lehrer. Was nicht auf Ihrem Mist wächst, das ästimieren Sie nicht. Ueberhaupt, was ist's denn? Zwei Jahre sind's her, seit der Mensch bei Ihnen wohnt, und wir sind genau so klug wie zuvor. Wenn das Ihre ganze Kunst war, dann lassen Sie sich nur heimgeigen."

Der Hieb saß. Quandt verbiß seinen Groll und schwieg.

„Aber es hat ein Ende jetzt," fuhr Hickel fort; „ich werde mit dem Hofrat reden, und der Hauser kommt zu mir in die Pflege."

„Damit werden Sie mir bloß einen Gefallen erweisen," erwiderte Quandt und verließ hochaufgerichtet das Zimmer.

Die Lehrerin blieb mit gesenkten Augen sitzen. Hickel marschierte hastig auf und ab und trocknete mit dem Aermel seine Stirn. „Wie mir nur ist, wie mir nur ist," murmelte er fast verstört. Dann wandte er sich wieder schimpfend an Caspar. „Unglückseliger, verdammt Unglückseliger! Was für ein Teufel hat Sie geritten! Uebrigens," fügte er leise hinzu und stellte sich neben Caspar, „der Bursche ist verhaftet und wird ausgeliefert. Kommt auf die Plassenburg, der Kerl."

„Das ist nicht wahr," sagte Caspar, ebenfalls leise, gedehnt und etwas singend. Er lächelte, dann lachte er, ja, er lachte, wobei sein Gesicht stark erbleichte.

Hickel wurde stutzig. Er kaute an seiner Lippe und sah düster ins Leere. Plötzlich griff er nach seiner Kappe, und mit einem bösen, eiligen Blick auf Caspar entfernte er sich.

Quandt war nicht gesonnen, den Schimpf, den ihm der Polizeileutnant angetan, auf sich sitzen zu lassen. Er beschwerte sich beim Hofrat Hofmann, doch dieser schien nicht sehr bereit, sich einzumischen. Der Lehrer nahm die Gelegenheit wahr, noch eine andre Sache zum Austrag zu bringen.

Seit Feuerbachs Tod hatte der Hofrat die Oberaufsicht über Caspars Pflege. Auf eine Hilfe wie die vom Grafen Stanhope war nicht mehr zu rechnen, man hatte den Bürgermeister Enders und die Gemeinde um Unterstützung angegangen, aber ein Beschluß war noch in der Schwebe. Einstweilen erhielt Caspar vom Gericht eine kleine Lohnerhöhung für seine Schreiberei; das Geld lieferte er pünktlich dem Lehrer ab. Die beschränkten Verhältnisse erlaubten ihm nicht die geringste Freiheit in seinen Ausgaben. Anfangs Oktober war er konfirmiert worden, und mit Sehnsucht erwartete er das sogenannte Taggeld, das ihm von der Stadt dafür ausgesetzt war. Ungehalten über die Verschleppung, wandte er sich an den Pfarrer Fuhrmann; dieser riet ihm, er solle den Lehrer ersuchen, aufs Gemeindeamt zu gehen, um die Auszahlung zu betreiben.

„So etwas tu' ich nicht, Herr Hofrat, ich mache nicht den Bittsteller, mein Stolz erlaubt das nicht," sagte Quandt.

Der Hofrat zuckte die Achseln. „Geben Sie ihm doch die paar Taler einstweilen aus Ihrer Tasche," sagte er, „man wird's Ihnen gewiß bald ersetzen."

„In Hinsicht auf den Hauser gibt es keine Gewißheiten," versetzte Quandt; „ich habe ohnehin Auslagen genug und weiß nicht, ob ich noch lange so zusehen kann."

Der Hofrat überlegte. „Er hat doch wohlhabende und reiche Freunde," sagte er dann, „die können doch helfen."

„Ach du lieber Gott," seufzte der Lehrer, „denen ist er viel zu interessant, als daß sie an seine kleine Notdurft denken."

„Ich will einmal morgen zu Ihnen kommen und den Hauser fragen, wozu er denn eigentlich so dringend Geld braucht," schloß der Hofrat das Gespräch.

Des Abends kam Caspar noch spät in Quandts Zimmer und flehte ihn mit aufgehobenen Händen an, ihn doch nicht aus dem Haus zu geben, er wolle ja alles tun, was man von ihm verlange; „nur nicht zum Polizeileutnant, alles, nur das nicht," sagte er.

Der Lehrer beruhigte ihn nach Kräften und sagte, davon könne vorläufig keine Rede sein, der Polizeileutnant habe ihn bloß schrecken wollen. „Nein," antwortete Caspar, „auch der Offiziant Maier hat heute auf dem Gericht davon gesprochen."

„Nun, Hauser, jetzt gebärden Sie sich aber wie ein kleiner Knabe und sind doch schließlich ein erwachsener Mann," sagte Quandt tadelnd. „Ich kann das nicht ganz ernst nehmen, Sie lieben es zu übertreiben und sich kindisch zu stellen. Der Polizeileutnant würde Ihnen auch nicht den Kopf abbeißen, wennschon ich zugebe, daß er bisweilen etwas derbe Manieren hat. Aber Sie sind ja jetzt auch ein Christ in des Wortes voller Bedeutung, und ohne Zweifel haben Sie den Spruch schon gehört: ‚Tue deinen Feinden Gutes, damit du feurige Kohlen auf ihrem Haupt sammelst.'"

Caspar nickte. „Es steht ein Gesätzlein darüber in Dittmars ‚Weizenkörnern'," erwiderte er.

„Ganz recht; wir haben es ja zusammen durchgenommen," fuhr Quandt lebhaft fort. „Wissen Sie was! Damit Sie das schöne Merkwort genau im Gedächtnis behalten, schlage ich Ihnen vor, mir Ihre eignen Gedanken darüber niederzuschreiben. Ich will es meinetwegen als ein Pensum für sich betrachten und Sie können den ganzen morgigen Nachmittag dazu verwenden."

Caspar schien einverstanden.

Der Hofrat kam nicht, wie er versprochen, am nächsten, sondern erst am zweitfolgenden Tag. Als er ins Zimmer trat, redete der Lehrer gerade mit zornigen Gebärden auf Caspar ein. Auf die Frage des Hofrats, was Caspar verbrochen habe, sagte Quandt: „Ich muß mich doch gar zu viel mit ihm herumärgern. Vorgestern stellte ich ihm ein Thema für den deutschen Aufsatz, er versprach mir, es auszuarbeiten, und er hatte den ganzen gestrigen Nachmittag dazu Zeit. Soeben verlang' ich nun sein Heft, und hier, überzeugen Sie sich selbst, Herr Hofrat, auch nicht eine Zeile hat er geschrieben. Eine solche Trägheit ist himmelschreiend."

Quandt reichte dem Hofrat das aufgeschlagene Heft: oben auf einer Seite stand der Titel des Aufsatzes: „Tue deinen Feinden Gutes, damit du feurige Kohlen auf ihrem Haupt sammelst;" danach kam aber nichts und die Seite war leer. „Warum haben Sie's denn nicht gemacht?" fragte der Hofrat kühl.

Caspar antwortete: „Ich kann nicht."

„Das müssen Sie können!" rief Quandt. „Vorgestern haben Sie mir ja erzählt, daß der Gegenstand in Ihrem Lesebuch behandelt ist, eine Gedankenfolge zu finden, hätte Ihnen also nicht schwerfallen können, wenn Sie dort angeknüpft hätten."

„Probieren Sie's doch einmal, Hauser," fiel der Hofrat besänftigend ein. „Schreiben Sie meinetwegen nur ein paar Sätze nieder. Ich werde mich mit dem Herrn Lehrer ins Nebenzimmer begeben, und wenn wir zurückkommen, sollen Sie uns irgend etwas vorzeigen und den Beweis liefern, daß Sie wenigstens den guten Willen haben."

Quandt nickte und ging mit dem Hofrat hinaus. Als sie im Wohnzimmer waren, übergab der Hofrat dem Lehrer zwei Golddukaten und sagte, die seien von Frau von Imhoff, der er Caspars Verlegenheit geschildert habe; die gütige Dame habe sich noch hoch entschuldigt, daß es

nur so wenig sei, aber sie habe über das Geld keine freie Verfügung. „Uebrigens war der Hauser gestern bei mir," fuhr der Hofrat fort, „und zwar kam er, um mich zu bitten, ich möchte es doch verhindern, daß er dem Polizeileutnant in Pflege gegeben werde."

„Es ist doch des Teufels; er belästigt alle Leute mit seinen kindischen Miseren," klagte Quandt, „auch mich hat er schon darum angegangen."

„Vor dem Hickel scheint er ja eine Heidenangst zu haben."

„Ja, der Polizeileutnant ist eben sehr streng mit ihm."

„Ich sagte ihm, daß von meiner Seite eine solche Absicht nicht vorliege, und er möge nur seine Pflicht tun, dann werde ihm niemand zu nahe treten."

„Sehr wahr."

„Wir redeten noch über seine Geldkalamität, und da wollte er nicht mit der Farbe heraus. Ich versprach, ihm zu seinem Geburtstag fünf Taler zu schenken, und fragte ihn, wann er Geburtstag habe. Darauf antwortete er traurig, das wisse er nicht, und ich muß gestehen, es war da etwas in seinem Wesen, was mich rührte. Aber sonst schien er mir doch gar zu schmeichlerisch, und sein freundlich Geblinzel und Getue mißfiel mir."

„Leider, leider, schmeichlerisch ist er, da haben Sie recht, Herr Hofrat; besonders wo er seine Pläne durchsetzen will."

Nach diesem Meinungsaustausch kehrten sie wieder zu Caspar zurück. Er saß am Tisch, den Kopf in die Hand gestützt. „Na, was haben Sie fertiggebracht?" rief der Hofrat jovial. Er nahm das Heft, stutzte, da er nur einen einzigen Satz geschrieben fand, und las vor: „Wenn sie dir Uebles an deinem Körper zugefügt haben, tue ihnen Gutes dafür." — „Das ist alles, Hauser?"

„Sonderbar," murmelte Quandt.

Der Hofrat stellte sich vor Caspar hin, drehte den Kopf gegen die Schulter und begann unvermittelt: „Sagen Sie mal, Hauser, wen haben Sie denn eigentlich von allen Menschen, die Sie bisher kennen gelernt haben, am meisten liebgewonnen?" Sein Gesicht sah pfiffig aus; er hatte von seinem Amt als Gerichtsfunktionär die Manier behalten, auch das Harmlose mit einem Ausdruck von säuerlichem Spott zu äußern.

„Stehen Sie doch auf, wenn der Herr Hofrat mit Ihnen spricht," flüsterte der Lehrer Caspar zu.

Caspar stand auf. Er blickte ratlos vor sich hin. Er witterte eine Falle hinter der Frage. Er dachte plötzlich: Wahrscheinlich ist der Lehrer darum so böse, daß ich den Aufsatz nicht gemacht habe, weil er glaubt, ich halte ihn für meinen Feind. Er schaute zu Quandt hinüber und sagte versonnen: „Den Herrn Lehrer hab' ich am liebsten."

Der Hofrat wechselte mit Quandt einen Blick des Einverständnisses und räusperte sich bedeutsam.

Aha, ein Bestechungsversuch, dachte Quandt und war stolz darauf, nicht im mindesten von der Antwort erbaut zu sein.

Caspars Leben wurde nun immer einförmiger und zurückgezogener. Er hatte niemand, mit dem er eine vertrauliche Unterhaltung führen konnte. Frau von Kannawurf ließ auch nichts von sich hören, und das wurmte ihn denn doch, trotzdem er behauptet hatte, an Briefen sei ihm nichts gelegen. Wo war sie überhaupt? Lebte sie noch? Er mochte oft nicht ausgehen, alle Wege waren ihm verhaßt, jede Verrichtung fand ihn lau. Zudem war das Wetter immer schlecht, der November brachte gewaltige Stürme, und so saß er in der freien Zeit auf seinem Zimmer, glitt mit den Blicken über die Hügelränder oder streifte bang den Himmel und sinnierte unablässig. Er wartete, wartete. Einmal ging er insgeheim in die Kaserne und erkundigte sich vorsichtig, ob man dort etwas über Schildknecht wisse. Man konnte ihm keine Auskunft geben. Das nährte die verflackernde Hoffnungsflamme, aber in den darauffolgenden Tagen fühlte er sich krank und wollte sich des Morgens kaum zum Verlassen des Bettes entschließen. Es kamen noch manchmal Fremde zu Besuch; er verhielt sich störrisch und einsilbig. Wenn er aufgefordert wurde, in Gesellschaft zu gehen, sagte er bitter: „Was soll mir das Schwätzen?" Als er eines Abends über den Schloßplatz ging und an der mächtigen Fassade mit den hohen, immer geschlossenen Fenstern emporsah, glaubte er in den leergedachten Sälen übergroße Gestalten wahrzunehmen, die ihn feindselig beobachteten. Sie schienen alle in Purpur gekleidet, mit goldenen Ketten um den Hals. Ein grenzenlos ermattender Schmerz drückte ihn nieder, und er war nahe daran, sich auf das Pflaster zu werfen und zu heulen gleich einem Hund.

Zu Anfang Dezember, es war an einem Donnerstag, abends nach Tisch, fragte Quandt Caspar, ob er seine Uebersetzung für morgen schon fertig habe. Caspar erwiderte in ernster Stimmung, doch mit unaufrichtiger Freundlichkeit, wie es Quandt vorkam, ja, er sei damit fertig. Quandt nahm das Buch, zeigte ihm, wie groß die Aufgabe sei, und fragte noch einmal, ob er denn wirklich so weit übersetzt habe.

Caspar bejahte. „Ich bin sogar noch um einen Absatz weitergekommen," sagte er.

Quandt glaubte es nicht; es war ihm unwahrscheinlich; die Aufgabe enthielt ein paar Fälle, mit denen Caspar nicht allein hätte fertig werden können und bei denen er seine Hilfe unbedingt hätte in Anspruch nehmen müssen. Indes fand

er es für gut, im Beisein seiner Frau nichts weiter zu bemerken, sondern ihn ungestört auf sein Zimmer gehen zu lassen.

Ungefähr fünf Minuten später ergriff Quandt das lateinische Elementarbuch und folgte Caspar. Caspar hatte die Tür schon zugeriegelt, und bevor er öffnete, fragte er, ob der Lehrer noch etwas wünsche. „Machen Sie auf!" befahl Quandt kurz. Als er drinnen war, las er ihm einige willkürlich herausgerissene Sätze vor und ersuchte ihn zu sagen, wie er es übersetzt habe. Caspar schwieg eine Weile, dann entgegnete er, er habe bloß präpariert, er wolle erst jetzt übersetzen. Quandt blickte ihn ruhig an, sagte ausdrucksvoll: „So," wünschte gute Nacht und entfernte sich.

Drunten erzählte er den Sachverhalt seiner Frau, und sie kamen überein, daß dahinter ein bübischer Trotz stecke, weiter nichts. Am andern Morgen berichtete er auch dem Hofrat darüber, dieser schrieb ein kurzes Briefchen an Caspar und gab es dem Lehrer mit. Caspar las das Schreiben in Quandts Gegenwart, und als er zu Ende war, reichte er es dem Lehrer, sichtlich verstimmt. In dem Brief warnte ihn der Hofrat schonend vor Eigenschaften, denen nur gemeine Naturen sich überließen, die jedoch, so war der Wortlaut, „unserm Hauser leider nicht fremd zu sein scheinen".

Am selben Abend, wiederum nach dem Nachtmahl, brachte Quandt eines der Uebungshefte Caspars zum Vorschein und sagte: „Aus diesem Heft ist ein Blatt herausgeschnitten, Hauser. Sie wissen doch, daß ich Ihnen das schon zahllose Male verboten habe."

„Ich hatte in das Blatt einen Flecken gemacht, und den wollte ich nicht in der Schrift haben," versetzte Caspar.

Statt aller Antwort forderte Quandt den Jüngling auf, mit ihm in sein Studierzimmer zu kommen. Seiner Frau sagte er, sie möge die Kerze anzünden, ergriff die Lampe und schritt voran. Im andern Zimmer angelangt, schloß er sorgfältig beide Türen, hieß Caspar Platz nehmen und begann: „Sie werden mir doch wohl nicht zumuten, daß ich Ihre Ausrede für bare Münze nehme?"

„Was für eine Ausrede?" fragte Caspar matt.

„Nun, das mit dem Flecken. Ich glaube nicht an diesen Flecken."

„Warum wollen Sie es denn nicht glauben?"

„Sie kennen doch das Sprichwort: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht. Sie, lieber Freund, lügen öfter als einmal."

„Ich lüge nicht," erwiderte Caspar ebenso matt und tonlos.

„Das getrauen Sie sich mir ins Gesicht zu behaupten?"

„Ich weiß nicht, daß ich lüge."

„O, schelmischer Rabulist!" rief Quandt bitter. „Wenn ich Ihre häufigen Unwahrheiten nicht jedesmal berede, so bestimmt mich dazu die nach und nach gewonnene Einsicht, daß ich Sie von dem Uebel doch nicht heilen kann. Wozu also soll ich mich vergeblich grämen? Sie sind gewohnt, so lange nein zu sagen, bis man Sie dermaßen überführt hat, daß Sie nicht mehr nein sagen können, und dann sprechen Sie dennoch kein Ja."

„Soll ich ja sagen, wenn nein ist? Beweisen Sie mir, daß ich gelogen habe." Caspar sah den Lehrer mit einem jener Blicke an, die dieser als tückisch zu bezeichnen pflegte.

„Ach, Hauser, wie schmerzt es mich, Sie mir gegenüber so zu sehen," versetzte Quandt. „Ich bin um Beweise nicht verlegen und habe so viele, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. Erinnern Sie sich nicht an die Geschichte mit dem Leuchter? Sie behaupteten, die Handhabe sei abgebrochen, und es ist doch unwiderleglich nachgewiesen, daß sie abgeschmolzen war?"

„Es war so, wie ich gesagt habe."

„Damit lasse ich mich nicht abspeisen. Sie können übrigens versichert sein, daß ich mir den Vorfall mit allem Fleiß notiert habe, nämlich schriftlich, um nötigenfalls vollständige Rechenschaft über Sie geben zu können."

Caspar machte ein sehr betroffenes Gesicht; er schwieg.

„Aber das Eigentliche, was ich Ihnen vorzuhalten habe, kommt noch, lieber Freund," begann Quandt nach einer Pause, während welcher man den Sturmwind gegen die Fenster donnern und im Kamin wimmern hörte. „Es ist jetzt endlich an der Zeit, daß Sie einem Mann wie mir, der an Ihrem Schicksal ungeheuchelten Anteil nimmt, reinen Wein einschänken. Sie scheinen immer noch der Meinung, die ganze Welt stehe Ihrem Märchen von der geheimnisvollen Einkerkerung oder gar von der hohen Abkunft gläubig gegenüber. Sie befinden sich in einem schmählichen Irrtum, lieber Hauser. Anfangs, ich gebe es zu, hat man sich damit als einem rätselhaften Vorgang beschäftigt, aber nach und nach sind doch alle vernünftigen Menschen zu der Einsicht gelangt, daß sie das Opfer — lassen Sie mich die Eigenschaft nicht nennen, deren Opfer sie geworden waren. Ich kann mir wohl denken, Hauser, daß Sie den Anschlag ursprünglich nicht so weit treiben wollten. Im vorigen Winter, als die Schrift des Präsidenten erschienen war, da zeigten Sie sich selbst erschrocken von den Folgen Ihrer Tat, und Sie erinnerten mich an ein Kind, das ein bißchen mit dem Feuer gespielt hat und unversehens das ganze Haus in Flammen sieht. Sie fürchteten, den Futterplatz zu verlieren, den Sie sich durch Ihre Pfiffigkeit ver-

schafft hatten, Sie mußten gerade da eine Entdeckung und die wohlverdiente Strafe fürchten, wo Ihre verblendeten Freunde das Glück für Sie sahen. Prüfen Sie sich doch in Ihrem Innern, ob ich nicht recht habe."

Caspar sah dem Lehrer mit einem leblosen Blick ins Auge.

„Schön; ich will Sie nicht zur Antwort zwingen," fuhr Quandt mit düsterer Befriedigung fort. „Es ist nun wieder still um Sie geworden, Hauser. Eigentümlich still ist es geworden. Man will sich nicht mehr recht um Sie kümmern. So still war es auch damals um Sie geworden, bevor der angebliche Mordanfall im Hause des Professors Daumer sich ereignet hat. Kein Mensch unter all den vielen Tausenden, welche die Stadt Nürnberg bewohnen, hat zur kritischen Zeit oder später eine Person beobachtet, die auch nur im entferntesten im Zusammenhang mit einer solchen Greueltat gedacht werden konnte. Ihre Freunde glaubten trotzdem an den vermummten Unhold, so wie sie an den phantastischen Kerkermeister glaubten, der Sie das Lesen und Schreiben gelehrt haben soll. Nichtsdestoweniger hat Sie der Professor Daumer alsbald vor die Tür gesetzt. Er wird wohl gewußt haben, warum. Und heute steht Ihre Sache so, daß Sie sich entschließen müssen. Ihre mächtigsten Gönner, der Staatsrat, der Lord Stanhope, die Frau Behold, haben das Zeitliche verlassen. Erkennen Sie darin nicht einen Wink des Himmels? Es hat ja nun keinen Zweck mehr für Sie, die Fiktion aufrechtzuerhalten. Sie sind doch jetzt ein Mann, Sie wollen doch ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden. Sprechen Sie zu mir, Hauser, eröffnen Sie sich! Sprechen Sie mit Ihrem wahren Mund, aus wahrem Herzen!"

„Ja, was soll ich denn sprechen?" fragte Caspar dumpf und langsam, indes seine Gestalt verfiel wie die eines Greises und auch in seinem Gesicht lauter greisenhafte Falten entstanden.

Der Lehrer trat zu ihm und ergriff seine schwere steinkalte Hand. „Die Wahrheit sollen Sie sprechen!" rief er beschwörend. „Ach, Hauser, es ist ja ein Jammer, Sie anzuschauen, wie das schlechte Gewissen gespensterhaft aus jedem Ihrer Blicke lugt. Ihr Gemüt ist bedrückt. Auf! die gequälte Brust, Hauser! Lassen Sie endlich einmal die Sonne hineinscheinen! Mut, Mut, Vertrauen! Die Wahrheit! Die Wahrheit!" Er packte Caspar am Kragen des Rocks, als wolle er ihm mit seinen Händen das Geheimnis entreißen.

Was denn? Was denn? dachte Caspar, und sein Blick flatterte wehevoll umher.

„Ich will Ihnen entgegenkommen," sagte Quandt. „Knüpfen wir an ein Greifbares an. Als Sie nach Nürnberg kamen, zeigten Sie einen Brief. Sie trugen in den Taschen Ihres verschnittenen Fracks mehrere Bücher, es waren alte Mönchsschriften, darunter eine mit dem Titel: ‚Kunst, die verlorenen Jahre einzubringen'. Wer hat den Brief geschrieben? Wer hat Ihnen die Bücher gegeben?"

„Wer? Der, bei dem ich gewesen."

„Das ist ja klar," versetzte Quandt mit erregtem Lächeln, „aber Sie sollen mir sagen, wie der hieß, bei dem Sie gewesen. Sie werden mich doch nicht für so närrisch halten, daß ich glaube, Sie wüßten das nicht. Ohne Zweifel war es doch Ihr Vater oder Ihr Oheim oder ein Bruder oder ein Spielgenosse, gleichviel. Hauser! Stellen Sie sich vor, Sie befänden sich vor Gottes Angesicht. Und Gott würde fragen: ‚Woher kommst du? Wo ist deine Heimat, der Ort, wo du geboren bist? Wer hat dir einen falschen Namen angedichtet und wie heißt du mit dem Namen, den du in der Wiege empfangen hast? Wer hat dich unterrichtet und angelernt, die Menschen zu täuschen?' Was würden Sie in Ihrer Seelennot antworten, was antworten, wenn der erhabene Gott Sie zur Rechtfertigung aufforderte, zur Sühnung des verübten Trugs?"

Caspar starrte den Lehrer atemlos an. Das Blut stockte ihm. Die ganze Welt verkehrte sich ihm.

„Was würden Sie antworten?" wiederholte Quandt mit einem Ton zwischen Angst und Hoffnung; ihm schien es, als sei er nahe daran, die verschlossene Pforte zu sprengen.

Caspar stand schwerfällig auf und sagte mit zuckendem Mund: „Ich würde antworten: ‚Du bist kein Gott, wenn du solches von mir verlangst.'"

Quandt prallte zurück und schlug die Hände zusammen. „Lästerer!" schrie er mit durchdringender Stimme. Dann streckte er den rechten Arm aus und rief: „Hebe dich weg, du Unzucht, du verfluchter Lügengeist! Hinaus mit dir, Infamer! Besudle meine Luft nicht länger!"

Caspar kehrte sich um, und während er nach der Türklinke tastete, krächzte hinter ihm die Wanduhr zehn Schläge in das Sturmgebrodel.

Seufzend, schlaflos wälzte sich Quandt die ganze Nacht auf den Kissen. Seine Heftigkeit mochte ihn gereuen, denn im Lauf des folgenden Tages suchte er sich Caspar wieder zu nähern. Aber Caspar blieb kalt und in sich gekehrt.

„Aber Hauser, Sie essen ja gar nichts mehr," sagte die Lehrerin besorgt.

„Ich habe keinen Appetit," erwiderte Caspar; „kaum daß ich angefangen habe zu essen, bin ich auch schon satt."

Am Mittwoch, dem elften Dezember, kam Quandt verspätet und sehr erregt zu Tisch. Er hatte auf dem Heimweg von der Schule einen heftigen Auftritt mit einem Fuhrknecht gehabt, der in der bergigen Pfarrgasse sein Pferd zuschanden geschlagen hatte, weil es den schwer-

beladenen Wagen nicht zum Hafenmarkt hinaufziehen konnte. Quandt hatte dem rohen Kumpan Vorstellungen gemacht und einige hinzukommende Bürger zu Zeugen der unmenschlichen Quälerei angerufen. Dafür war der Fuhrknecht mit erhobenem Peitschenstiel auf ihn losgegangen und hatte ihn angebrüllt, er solle sich zum Teufel scheren und sich nicht um Sachen kümmern, die ihn nichts angingen. „Gott sei Dank ist mir der Name des Kerls bekannt, und ich werde dem Polizeileutnant darüber Meldung erstatten," schloß Quandt. Er wurde nicht müde zu beschreiben, wie der armselige Kleppper vor dem Gefährt immer wieder vergeblich an den Strängen gezerrt habe und wie das schwarze Blut unter seinen Rippen hervorgequollen sei. „Der Spitzbube," grollte er, „ich werde es ihm zeigen, ein Tier so zu rackern."

Nachher, als Caspar weggegangen war, fragte ihn seine Frau, ob es ihm denn nicht aufgefallen sei, daß Caspar gar kein Wort über die Geschichte fallen gelassen habe.

„Ja, er war ganz stumm, es ist mir aufgefallen," bestätigte Quandt.

Eine halbe Stunde darauf ging er in Caspars Zimmer und bat ihn, die schriftliche Anzeige gegen den Fuhrknecht, die er verfaßt hatte, in der Wohnung Hickels abzugeben. Um drei Uhr kehrte Caspar mit der Nachricht zurück, der Polizeileutnant habe einen mehrtägigen Urlaub genommen und sei verreist.

Aenigma sui temporis

Es geschah am übernächsten Tage, einem Freitag, als Caspar kurz nach zwölf das Gerichtsgebäude verlassen wollte, daß er im Korridor vor der unteren Treppe von einem fremden Herrn angesprochen wurde, einem anscheinend sehr vornehmen Mann, der groß und schlank war, einen schwarzen Backen- und Kinnbart trug, und der ihn aufforderte, ihm wenige Minuten Gehör zu schenken.

Caspar stutzte, denn in der Stimme des Mannes war etwas sehr Dringliches und etwas sehr Achtungsvolles.

Sie gingen ein paar Schritte seitwärts von der Treppe, wo niemand vorüberkommen konnte. Der Fremde lächelte ermutigend, als er Caspars scheues Wesen bemerkte, und begann sogleich in derselben dringlichen und achtungsvollen Weise: „Sie sind Caspar Hauser? Bis heute sind Sie es gewesen. Morgen werden Sie diesen Namen abstreifen. Wie mich schon der erste Blick in Ihr Gesicht belehrt und erschüttert hat! Prinz, mein Prinz! Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen."

Er bückte sich rasch und küßte ehrfurchtsvoll Caspars Hand.

Caspar hatte keine Worte. Er sah aus wie einer, dem plötzlich das Herz stillsteht.

„Ich komme vom Hof, ich komme als Abgesandter Ihrer Mutter, ich komme, Sie zu holen," fuhr der Fremde fort, nicht weniger hastig, nicht weniger respekterfüllt. „Ich vermute, daß Sie seit langem darauf vorbereitet sind. Doch müssen wir auf der Hut sein. Wir haben große Hindernisse zu scheuen. Sie müssen mit mir entfliehen. Alles ist bereit. Die Frage ist nur, ob Sie willens sind, sich ohne Rückhalt mir anzuvertrauen, und ob ich auf Ihre unbedingte Verschwiegenheit rechnen darf?"

Wie sollte Caspar imstande sein, darauf zu antworten? Er schaute in das Gesicht des Mannes, das ihm in jeder Beziehung außergewöhnlich, ja märchenhaft erschien, und mit stupider Aufmerksamkeit haftete sein Blick auf den zahllosen kleinen Blatternarben, die auf der Nase und den Wangen des Fremden sichtbar waren.

„Ihr Schweigen ist für mich beredt," sagte der Fremde mit einer schnellen Verbeugung. „Der Plan ist der: Sie finden sich morgen nachmittag um vier Uhr im Hofgarten ein, und zwar neben der Lindenallee, wenn man vom Freibergschen Haus kommt. Man wird Sie von dort zu einem bereitstehenden Wagen führen. Die einbrechende Dunkelheit wird unsre Flucht begünstigen. Kommen Sie ohne Mantel, so wie Sie sind; Sie werden standesgemäße Kleider finden. Bei der ersten Raststation an der Grenze, die wir in drei Stunden erreichen können, werden Sie sich umkleiden. Ich bin Ihnen unbekannt. Sie sollen sich dem Unbekannten nicht auf Treu und Glauben übergeben. Bevor Sie in den Wagen steigen, werde ich Ihnen ein Zeichen behändigen, an dem Sie unzweifelhaft erkennen werden, daß ich zu meinem Auftrag von Ihrer Mutter bevollmächtigt bin."

Caspar rührte sich nicht. Nur sein ganzer Körper schwankte ein wenig, als wäre er erstarrt und der Wind drohe ihn umzublasen.

„Darf ich dies alles als abgemacht ansehen?" fragte der Fremde.

Er mußte die Frage wiederholen. Da nickte Caspar — ernsthaft, schwer, und auf einmal war ihm die Kehle wie verbrannt.

„Werden Sie sich zur bestimmten Stunde am bestimmten Platze einfinden, mein Prinz?"

Mein Prinz! Caspar wurde leichenblaß. Er schaute wieder die Blatternarben mit verzehrender Aufmerksamkeit an. Dann nickte er abermals, mit einer Bewegung, die den Schein von Kälte oder von Verschlafenheit hatte.

Der Fremde lüpfte mit demutsvoller Höflichkeit den Hut; hierauf ging er und verschwand in der Richtung gegen die Schwanengasse.

Während des ganzen Auftrittes, der etwa acht bis zehn Minuten gedauert hatte, war also

nicht ein einziges Wort aus Caspars Lippen gekommen.

War es Freude, die Caspar empfand? War Freude so beschaffen, daß einen dabei fror bis ins Mark? Daß beständig Schauder über den Rücken liefen wie kaltes Wasser?

Er machte immer nur ein halb Dutzend Schritte und hielt dann inne, weil er glaubte, der Erdboden sinke unter seinen Füßen. Menschen, geht mir aus dem Weg, dachte er; weh mich nicht an, Schnee; Wind, sei nicht so wild. Er betrachtete seine Hand und berührte mit der Spitze seines Fingers starr nachdenklich die Stelle, auf die der Fremde ihn geküßt.

Warum arbeiten die Schustergesellen noch, es ist ja Mittagszeit, grübelte er, als er im Vorbeigehen in einen Laden blickte. Unaufhörlich rannen die Schauder über den Nacken herab.

Es war schön, zu wissen, daß mit jedem Schritt, mit jedem Blick, mit jedem Gedanken Zeit verging. Denn darum handelte es sich jetzt ganz allein: daß die Zeit verging.

Als er nach Hause kam, sagte er zur Magd, er wolle nichts essen, und sperrte sich in seinem Zimmer ein. Er stellte sich ans Fenster, und während ihm die Tränen über die Backen liefen, sagte er: „Dukatus ist gekommen."

Erst als es völlig finster war, zündete Caspar das Licht an. Die Lehrerin schickte herauf und ließ fragen, ob er nichts zu sich nehmen wolle. Er bat um ein Stück Brot und ein Glas Milch. Dies wurde gebracht. Sodann fing er an, seine Laden auszuräumen; einen ganzen Stoß von Papieren und Briefen warf er ins Feuer, die Schreibhefte und Bücher ordnete er mit peinlicher Sorgfalt. Er öffnete eine Truhe und zog unter mancherlei Kram das Holzpferdchen hervor, das er noch von der Gefangenschaft auf dem Vestnerturm her besaß. Er betrachtete es lange; es war weiß lackiert, mit schwarzen Flecken, und hatte einen Schweif, der bis auf das Brettchen fiel. O Rößlein, dachte er, hast mich manches Jahr begleitet, was wird nun aus dir? Ich will wiederkommen und dich holen, und einen silbernen Stall werd' ich dir bauen. Damit stellte er das Spielding behutsam auf ein Ecktischchen neben dem Fenster.

Um neun Uhr begab er sich zur Ruhe. Er schlief fest, später in der Nacht hörte er alle Viertelstundenschläge von den Kirchen. Bisweilen richtete er sich auf und schaute beklommen in die Finsternis.

Es war eine lange Nacht.

Des Morgens ging er wie gewöhnlich aufs Gericht. Er verrichtete seine Schreibarbeit wie mit verschleierten Augen. Um elf Uhr klappte er das Tintenfaß zu, räumte auch hier alles säuberlich zusammen und entfernte sich still.

Quandt war wegen einer Lehrerkonferenz über Mittag vom Hause fort. Caspar saß mit der Frau allein bei Tisch. Sie sprach beständig vom Wetter. „Der Sturm hat den Schlot auf unserm Dach umgerissen," erzählte sie, „und der Schneider Wüst von nebenan ist durch die herunterfallenden Ziegel beinahe erschlagen worden."

Caspar blickte schweigend hinaus: er konnte kaum das gegenüberliegende Gebäude sehen; Regen und Schnee untermischt wirbelten durch die verdunkelte Gasse.

Caspar aß nur die Suppe; als das Fleisch kam, stand er auf und ging in sein Zimmer.

Punkt drei Uhr kam er wieder herunter, nur mit seinem alten braunen Rock bekleidet und ohne Mantel.

„Wo wollen Sie denn hin, Hauser?" rief ihn die Lehrerin von der Küche aus an.

„Ich muß beim Generalkommissär etwas holen," entgegnete er ruhig.

„Ohne Mantel? Bei der Kälte?" fragte die Frau erstaunt und trat auf die Schwelle.

Er sah zerstreut an sich herab, dann sagte er: „Adieu, Frau Lehrerin," und ging.

Bevor er die Haustür schloß, warf er noch einen Abschiedsblick in den Flur, auf das geschweifte Geländer der Treppe, auf den alten braunen Schrank mit den Messingschnallen, der zwischen Küchen- und Wohnzimmertür stand, auf das Kehrichtfaß in der Ecke, das mit Kartoffelschalen, Käserinden, Knochen, Holzspänen und Glassplittern angefüllt war, und auf die Katze, die stets heimlich und genäschig hier herumschlich. Trotz des blitzhaft schnellen Anschauens dieser Dinge schien es Caspar, als ob er sie nie deutlicher und nie so absonderlich gesehen hätte.

Als die Klinke eingeschnappt war, ließ der schier unerträgliche Druck, der seine Brust verschnürte, ein wenig nach, und seine Lippen verzogen sich zu einem schalen Lächeln.

Dem Lehrer werd' ich schreiben, dachte er; oder nein, besser ist es, selber zu kommen; wenn der Winter vorbei ist, werd' ich kommen und mit dem Wagen vors Haus fahren; ich werd' es einrichten, daß es Nachmittag sein wird, da ist er daheim. Wenn er vors Tor tritt, werd' ich ihm nicht die Hand reichen, ich will mich stellen, als ob ich ein andrer wäre, in meinen schönen Kleidern wird er mich ja nicht erkennen. Er wird einen tiefen Bückling machen: „Wollen Euer Gnaden gnädigst eintreten?" wird er sprechen. Wenn wir im Zimmer sind, stell' ich mich vor ihn hin und frage: „Erkennen Sie mich nun?" Er wird auf die Knie fallen, aber ich reiche ihm die Hand und sage: „Sehen Sie jetzt ein, daß Sie mir unrecht getan haben?" Er wird es einsehen. „Ei," sag' ich, „zeigen Sie mir doch mal Ihre Kinder und schicken Sie nach dem Polizeileutnant." Den Kindern werd' ich Geschenke bringen, und wenn dann der Polizeileutnant

kommt, zu dem werd' ich nicht reden, den werd' ich nur anschauen, nur anschauen ...

Von der Gumbertuskirche schlug es halb vier. Es war noch viel zu früh. Auf dem unteren Markt ging Caspar rings an den Häusern herum. Vor dem Pfarrhaus blieb er eine Weile sinnend stehen. Infolge seiner inneren Hitze spürte er die Kälte kaum. Er sah nur wenige Leute, die, wie vom Wind gepeitscht, schnell vorüberhuschten.

Als er sich von der Hofapotheke rechts gegen den Schloßdurchlaß wandte, schlug es dreiviertel. Da rief jemand; er blickte empor, der Fremde von gestern stand neben ihm. Er trug einen Mantel mit mehreren Kragen und darüber noch einen Pelzkragen. Er verbeugte sich und sagte ein paar höfliche Worte. Caspar verstand ihn nicht, denn der Wind war gerade so heftig, daß man hätte schreien müssen, um einander zu hören. Daher machte der Fremde bloß eine Gebärde, durch die er Caspar bat, mit ihm gehen zu dürfen. Offenbar war er selbst eben im Begriff gewesen, den Ort des Stelldicheins aufzusuchen.

Bis zum Hofgarten waren es nur noch wenige Schritte. Der Fremde öffnete das Türchen und ließ Caspar den Vortritt. Caspar ging voran, als ob es so sein müsse. Eine Mischung von einfältiger Ergebenheit und ruhigem Stolz zeigte sich in seinem Gesicht, um mit sonderbarer Raschheit einem Ausdruck des Grauens Platz zu machen, denn der Augenblick war zu stark, er konnte seine Wucht nicht ertragen. In dem Zeitraum, den er brauchte, um von dem Pförtchen über den dichtbeschneiten Orangerieplatz zu den Bäumen der ersten Allee zu gehen, durchlebte er in seinem Innern eine Reihe gänzlich unzusammenhängender Szenen aus ferner Vergangenheit, eine Erscheinung, die von Seelenforschern auf dieselbe Wurzel zurückgeführt werden kann wie etwa die, daß ein von einem Turm Fallender während der Zeit des Sturzes sein ganzes Dasein an sich vorübergleiten sieht. Er erblickte zum Beispiel die Amsel, die mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Tisch lag; dann sah er mit ungemeiner Deutlichkeit den Wasserkrug, aus dem er in seinem Kerker getrunken; dann sah er eine schöne goldene Kette, die ihm der Lord aus seinen Schätzen gezeigt, womit die angenehme Empfindung verbunden war, die ihm Stanhopes weiße, feine Hand erregte; ferner sah er sich im Saal der Nürnberger Burg, wohin Daumer ihn geführt, und seine Auge weilte auf der sanften Linie einer gotischen Fensterwölbung mit einem Entzücken, das er damals sicherlich nicht verspürt hatte.

Sie kamen zum Kreuzweg, da eilte der Fremde voraus und gab mit erhobenem Arm irgendein Zeichen. Caspar gewahrte hinter dem Gebüsch noch zwei andre Personen, deren Gesichter durch die aufgestellten Mantelkragen völlig verhüllt waren.

„Wer sind diese?" fragte er und zauderte, weil er annahm, hier sei der verabredete Platz.

Mit den Blicken suchte er den Wagen. Das Schneegestöber erlaubte jedoch nicht weiter als zehn Ellen zu sehen.

„Wo ist der Wagen?" fragte er. Da der Fremde auf beide Fragen nicht antwortete, schaute er ratlos gegen die zwei hinter dem Gebüsch. Diese näherten sich oder es schien wenigstens so. Sie riefen dem Blatternarbigen etwas zu, erst der eine, dann der andre. Darauf entfernten sie sich wieder und standen dann auf der andern Seite des Wegs.

Der Fremde drehte sich um, griff in die Tasche seines Mantels, brachte ein lilafarbenes Beutelchen zum Vorschein und sagte mit heiserer Stimme: „Oeffnen Sie es; Sie werden darin das Zeichen finden, das uns Ihre Mutter übergab."

Caspar nahm das Beutelchen entgegen. Während er sich bemühte, die Schnur zu entknüpfen, durch die es zugebunden war, hob der Fremde einen langen, blitzenden Gegenstand in der Faust und schnellte mit dem Arm gegen Caspars Brust.

Was ist das? dachte Caspar bestürzt. Er fühlte etwas Eiskaltes tief in sein Fleisch glitschen. Ach Gott, das sticht ja, dachte er und wankte dabei. Den Beutel ließ er fallen.

O ungeheurer, ungeheurer Schrecken! Er griff nach einem der Baumstämmchen und versuchte zu schreien, aber es ging nicht. Auf einmal brach er in die Knie. Vor seinen Augen wurde es schwarz. Er wollte den Fremden bitten, daß er ihm helfe, doch die Füße des Mannes, die er noch eine Sekunde zuvor gesehen, waren verschwunden. Die Schwärze vor den Augen wich wieder; er sah sich um; niemand war mehr da; auch die beiden hinter dem Gebüsch waren nicht mehr da.

Er kroch nun auf allen vieren ein wenig am Gebüsch entlang und senkte den Kopf herunter, um sein Gesicht vor dem nassen Schneestaub zu schützen, den ihm der Wind entgegenspritzte. Er machte ein paar Bewegungen mit dem Körper, als suche er in der Erde eine Höhlung zum Hineinschlüpfen, konnte dann nicht weiter und blieb sitzen. Ihm schien, als riesle etwas im Innern seines Leibes. Es fror ihn jetzt erbärmlich.

Möcht' sehen, was in dem Beutel ist, dachte er, während seine Zähne klapperten. O ungeheurer Schrecken, der ihn abhielt, nach jener Stelle zu blicken, wo der Fremde gestanden.

Wenn ich nur ein Wort wüßte, durch das mir leichter würde, dachte er, wie einer, der sich durch Zauberformeln zu schützen wähnt. Und er sagte zweimal: „Dukatus".

Welches Wunder, plötzlich ward ihm leicht. Er glaubte aufstehen und nach Hause gehen zu



Ein Geschenk

Nach einem Gemälde von Paul Meyer-Mainz



können. Er erhob sich. Er sah, daß er gehen konnte. Nachdem er einige taumelnde Schritte gemacht, fing er an zu laufen. Ihm war, als ob sein Körper ohne Schwere sei, ihm war, als fliege er. Er lief, lief, lief. Bis zum Tor des Gartens; über den Schloßplatz; über den Markt an der Kirche vorbei; bis zum Kronacher Buck, bis in den Flur des Quandtschen Hauses; lief, lief, lief.

In Schweiß gebadet, stürzte er in den Flur. Weiter ging's nicht mehr; keuchend lehnte er sich an die Wand. Die Magd gewahrte ihn zuerst. Ueber sein Aussehen entsetzt, gab sie einen gellenden Schrei von sich. Da kam Quandt aus der Stube; seine Frau folgte ihm.

Caspar starrte ihnen entgegen, sprach aber nichts, sondern deutete bloß auf seine Brust.

„Was ist geschehen?" fragte Quandt rauh und kurz.

„Hofgarten — gestochen," stammelte Caspar.

Und Quandt? Quandt schmunzelte, schmunzelte seltsam. „Wo sind Sie denn gestochen, mein Lieber?" fragte er gedehnt.

Wieder deutete Caspar auf seine Brust.

Quandt knöpfte ihm Rock, Weste und Hemd auf, um die Wunde anzuschauen. Richtig, da war ein Stich, nicht größer als eine Haselnuß. Aber nicht die geringste Spur von Blut war zu bemerken. Eine Wunde ohne Blut, das gibt es nicht; das ist wie eine Behauptung ohne Beweis.

„Also gestochen," sagte Quandt. „So lassen Sie uns sofort umkehren und zeigen Sie mir den Platz im Hofgarten, wo das passiert sein soll," fügte er energisch hinzu. „Was haben Sie denn zu dieser Stunde und bei solchem Wetter im Hofgarten zu tun gehabt? Marsch, kommen Sie! Die Sache muß unverzüglich aufgeklärt werden."

Caspar widersprach nicht. Er schleppte sich an des Lehrers Seite wieder auf die Gasse. Quandt faßte ihn unter, wie ein Krüppel schlich Caspar dahin.

Nach langem Schweigen sagte Quandt in verbissenem Ton: „Diesmal haben Sie Ihren dümmsten Streich gemacht, Hauser. Diesmal wird es keinen so guten Ausgang nehmen wie beim Professor Daumer, das kann ich Ihnen schriftlich geben."

Caspar blieb stehen, warf einen schnellen Blick gen Himmel und sagte: „Gott — wissen."

„Machen Sie nur keine Faxen," zeterte Quandt, „ich weiß, was ich weiß. Wenn Sie sich auch noch so sehr auf Gott berufen, damit haben Sie bei mir kein Glück, denn Sie sind ein gottloser Mensch von Grund auf. Ich kann Ihnen nur raten, spielen Sie nicht länger die Stumme von Portici und gestehen Sie lieber gleich. Ein wenig bange machen wollen Sie uns, die Leute wollen Sie durcheinander hetzen. Gestochen? Wer soll Sie denn gestochen haben? Vielleicht um Ihnen Ihre jämmerlichen paar Moneten aus der Tasche zu ziehen? So ein Unsinn! Gehen Sie nicht so langsam, Hauser, meine Zeit ist knapp."

„Den Beutel — will ich holen," stammelte Caspar leise.

„Was denn für einen Beutel?"

„Der Mann — mir gegeben."

„Was für ein Mann?"

„Der mich gestochen."

„Aber Hauser, Hauser, es ist ja himmelschreiend! Bilden Sie sich denn ein, daß ich an diesen Mann nur im entferntesten glaube? So wenig wie an den schwarzen Peter. Bilden Sie sich denn ein, daß ich über den wahren Täter einen Augenblick im Zweifel bin? Gestehen Sie's doch! Gestehen Sie, daß Sie sich selber ein bißchen gestochen haben. Ich will über die Sache noch einmal schweigen, ich will Gnade für Recht ergehen lassen."

Caspar weinte.

Dicht vor dem Hofgarten brach er plötzlich zusammen. Quandt war verwirrt. Es kamen einige Männer des Weges, diese bat er, daß sie den Jüngling nach Hause führen möchten, er selbst wolle zur Polizei. Die Männer mußten erst geraume Weile warten, bis sich Caspar ein wenig erholt hatte; auch dann hielt es schwer, ihn zum Gehen zu bewegen.

Es wurde später von den Aerzten als eine Unbegreiflichkeit bezeichnet, daß Caspar mit der furchtbaren Verletzung in der Brust imstande gewesen war, den Weg vom Hofgarten zum Lehrerhaus, hernach vom Lehrerhaus zum Schloßplatz und endlich vom Schloßplatz wieder nach Hause zurückzulegen, das erstemal laufend, das zweitemal am Arme Quandts, das drittemal von den Männern halb gezogen, im ganzen über sechzehnhundert Schritte.

Als Quandt den Weg nach dem Rathaus einschlug, war es finster geworden. Der diensttuende Offiziant erklärte, daß ohne speziellen Auftrag des Bürgermeisters, der im Bade sei, die Anzeige nicht protokolliert werden dürfe. Der Lehrer schwatzte noch eine Weile mit ihm, dann begab er sich unwillig und verdrossen in die eine Viertelstunde vor der Stadt gelegene Kleinschrottsche Badewirtschaft, wo der Bürgermeister im Kreis seiner Vertrauten beim Bier saß. Quandt trug den Fall vor. Man staunte, zweifelte, plädierte, bestieg den Amtsschimmel und gestattete hierauf die förmliche Protokollaufnahme. Um sechs Uhr wurde das interessante Aktenprodukt bei Laternen- und Kerzenschein dem Stadtgericht zur weiteren Untersuchung übergeben.

Quandt kehrte nach Hause zurück. Auf der Gasse vor seiner Wohnung fand er viele Menschen,

und zwar waren es Personen jeglichen Standes, die dem Unwetter zum Trotz gekommen waren und in einem Schweigen verharrten, das den Lehrer stutzig machte. Er ging sogleich in das Zimmer Caspars, der zu Bett gebracht worden war. Der Doktor Horlacher war zugegen. Er hatte die Wunde schon untersucht.

„Wie steht's?" fragte Quandt.

Der Doktor antwortete, es sei kein Grund zu ernster Besorgnis vorhanden.

„Das dacht' ich mir," versetzte Quandt.

Jetzt erschien der Hofrat Hofmann. Ein Polizeisoldat hatte ihm unten den lilafarbenen Beutel übergeben, der an der Unglücksstätte gefunden worden war.

„Kennen Sie diesen Beutel?" fragte der Hofrat.

Mit fieberglänzenden Augen blickte Caspar auf den Beutel, den der Hofrat öffnete. Es lag ein Zettel darin, der, so schien es zunächst, mit Hieroglyphen bedeckt war.

Die Lehrerin, die dabei stand, schüttelte den Kopf. Sie zog ihren Mann beiseite und sagte zu ihm: „Es ist doch eigen; genau so legt der Hauser immer seine Briefe zusammen, wie das Papier im Beutel zusammengefaltet war."

Quandt nickte und trat an die Seite des Hofrats, der den Zettel erst prüfend betrachtete und dann einen Handspiegel verlangte.

„Es ist wohl Spiegelschrift," sagte Quandt lächelnd.

„Ja," erwiderte der Hofrat; „eine sonderbare Kinderei."

Er stellte Schrift und Spiegel einander gegenüber und las vor: „Caspar Hauser wird Euch genau erzählen können, wie ich aussehe und wer ich bin. Dem Hauser die Mühe zu sparen, denn er könnte schweigen müssen, will ich aber selber sagen, woher ich komme. Ich komme von der bayrischen Grenze am Fluß. Ich will Euch sogar meinen Namen verraten: M. L. O."

„Das klingt ja geradezu höhnisch," sagte der Hofrat nach einem verwunderten Schweigen.

Quandt nickte erbittert vor sich hin.

Als Caspar die vorgelesenen Worte vernommen hatte, fiel sein Kopf schwer in das Kissen und eine grenzenlose Verzweiflung malte sich in seinen Zügen. Es schloß sich sein Mund mit einem Ausdruck, als wolle er von nun an nie mehr reden. Und daß er hätte reden können, womit dieser M. L. O. offenbar nicht gerechnet hatte, empfand er bis in das Fieber hinein als eine Art schmerzlichen Triumphes.

Quandt, den Zettel, den ihm der Hofrat gegeben, zwischen den Händen, wanderte aufgeregt hin und her. „Das sind schöne Streiche," rief er aus, „schöne Streiche! Sie halten das Mitleid Ihres Jahrhunderts zum besten, Hauser. Sie verdienen eine Tracht Prügel, das verdienen Sie."

Der Hofrat runzelte die Stirn. „Gemach, Herr Lehrer; lassen Sie das doch!" sagte er mit ungewöhnlich ernstem Ton. Bevor er sich verabschiedete, versprach er, am nächsten Morgen den Kreisphysikus zu schicken, woraus ersichtlich war, daß auch er an keine unmittelbare Gefahr dachte.

Indes kam der Kreisphysikus, von Frau von Imhoff dazu bewogen, noch am selben Abend. Es war der Medizinalrat Doktor Albert. Er untersuchte Caspar mit großer Sorgfalt; als er fertig war, machte er ein bedenkliches Gesicht. Quandt, seltsam gereizt dadurch, sagte fast herausfordernd: „Es fließt ja gar kein Blut aus der Wunde."

„Das Blut sickert nach innen," entgegnete der Medizinalrat mit einem den Lehrer nur streifenden Blick. Er legte einen Umschlag von Senfteig auf das Herz und empfahl die möglichste Ruhe.

Quandt griff sich an die Stirn. „Wie," sagte er zu seiner Frau, „sollte sich der Bursche in seinem Leichtsinn doch ernstlichen Schaden zugefügt haben?"

Die Lehrerin schwieg.

„Ich bezweifle es, ich muß es bezweifeln," fuhr Quandt fort. „Sieh doch selbst, der sonst so wehleidige Mensch klagt ja mit keiner Silbe über Schmerzen."

„Er antwortet auch nichts, wenn man ihn fragt," fügte die Frau hinzu.

Um neun Uhr fing Caspar an zu delirieren. Quandt war entschlossen, an das Delirium nicht zu glauben. Als Caspar aus dem Bett springen wollte, schrie er ihn an: „Machen Sie nicht solche widerlichen Umstände, Hauser! Gehen Sie schleunig in Ihr Bett zurück."

Der Pfarrer Fuhrmann trat gerade in das Zimmer und hörte dies. „Aber Quandt! Quandt!" sagte er entsetzt. „Ein wenig Milde, Quandt, im Namen unsrer Religion."

„O," versetzte Quandt kopfschüttelnd, „Milde ist hier schlecht angebracht. In Nürnberg, wo er doch auch so eine verworfene Komödie aufgeführt hat, gebärdete er sich genau so, und ich habe mir sagen lassen müssen, daß er dabei von zwei Männern ist gehalten worden. Was mich betrifft, ich lasse mir so ein Schauspiel nicht bieten."

Frau von Imhoff hatte eine Pflegerin vom Krankenhaus geschickt, die über Nacht an Caspars Lager wachte. Er schlummerte zwei bis drei Stunden.

Schon früh am Morgen erschien eine Gerichtskommission. Caspar war bei klarem Bewußtsein. Vom Untersuchungsrichter aufgefordert, erzählte er, ein fremder Herr habe ihn zum artesischen Brunnen in den Hofgarten bestellt.

„Zu welchem Zweck bestellt?"

„Das weiß ich nicht."

„Er hat darüber gar nichts gesagt?"

„Doch; er hat gesagt, man könnte die Tonarten des Brunnens besichtigen."

„Und daraufhin sind Sie ihm schon gefolgt? Wie sah er aus?"

Caspar gab eine kurze, abgerissen gelallte Beschreibung und der Art, wie ihn der Fremde gestochen. Sonst war nichts aus ihm herauszubringen.

*

Es wurde nach Zeugen gefahndet. Es stellten sich Zeugen. Zu spät für die Verfolgung des Täters. Schon die erste Anzeige war, durch die Mitschuld Quandts, unverantwortlich verzögert worden. Als man die am Ort des Verbrechens befindlichen Blutspuren untersuchen wollte, ergab es sich, daß inzwischen schon zuviele Menschen dagewesen waren und den Schnee zertreten hatten. Aus einem so wichtigen Umstand Nutzen zu ziehen mußte also von vornherein verzichtet werden.

Zeugen fanden sich genug. Die Zirkelwirtin in der Rosengasse bekundete, gegen zwei Uhr sei ein Mann in ihr Haus gekommen, den sie nie zuvor gesehen, und habe gefragt, wann eine Retour nach Nördlingen gehe. Der Mann war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt gewesen, von mittlerer Größe, bräunlicher Hautfarbe und Blatternarben im Gesicht.

Er habe einen blauen Mantel mit Pelzkragen, einen runden schwarzen Hut, grüne Pantalons und Stiefel mit gelben Schraubsporen getragen. In der Hand hielt er eine Reitgerte. Er habe nur fünf Minuten geweilt und ganz wenig gesprochen; auffallend sei es gewesen, daß er nicht sagen wollte, wo er logierte.

So beschrieb auch der Assessor Donner einen Mann, den er um drei Uhr im Hofgarten neben der Lindenallee gesehen, und zwar in Gesellschaft von zwei andern Männern, die der Assessor jedoch nicht betrachtet hatte.

Ein Spiegelarbeiter namens Leich ging ein paar Minuten vor vier Uhr von seiner Wohnung auf dem neuen Weg durch die Poststraße auf die Promenade und von da über den Schloßplatz. Er sah vom Schloß her zwei Männer über die Gasse schreiten und, die Reitbahn zur Linken lassend, zum Hofgarten gehen. Er erkannte in dem einen von ihnen Caspar Hauser. Als die beiden zum Laternenpfahl am Eck der Reitbahn kamen, wandte sich Caspar Hauser um und blickte den Schloßplatz hinauf, so daß ihn der Beobachter noch einmal und genau hatte sehen können. Bei den Schranken blieb der Fremde stehen, um Hauser mit höflicher Gebärde den Vortritt zu lassen. Der Arbeiter dachte für sich: wie doch die Herren bei solchem Sturm und Schnee spazieren gehen mögen.

„Drei Viertelstunden später," erzählte der Mann, „als ich von einer Besorgung beim Büttner Pfaffenberger zurückkam, standen auf dem Schloßplatz viele Leute, die jammerten und sagten, der Hauser sei im Hofgarten erstochen worden."

Und weiter. Ein Gärtnergehilfe, der in der Orangerie beschäftigt ist, hört gegen vier Uhr Stimmen. Er blickt zum Fenster hinaus und sieht einen Mann im Mantel vorüberlaufen. Der Mann läuft einen guten Trab. Die Stimmen sind etwa einen Büchsenschuß weit vom Orangeriehaus entfernt gewesen, nicht so weit, wie das Uzsche Denkmal ist. Es waren zweierlei Stimmen, eine Baß- und eine helle Stimme.

Neben der Weidenmühle wohnt eine Näherin. Ihr Fenster geht auf den Hofgarten; sie sieht bis in die zwei gegen den hölzernen Tempel zu führenden Alleen. Bei beginnender Dämmerung gewahrt sie den Mann im Mantel; er tritt aus dem neuen Gittertor und steigt am Abhang der Rezatwiese hinab. Er stutzt, als er vor dem hochgeschwollenen Wasser steht. Er kehrt um und wendet sich gegen die Stäffelchen an der Mühle, geht über den Steg auf der Eiberstraße und verschwindet. Die Frau hat von seinem Gesicht nur einen schräglaufenden schwarzen Bart wahrnehmen können.

Es meldet sich auch der Schreiber Dillmann zu einer Aussage. Die unverbrüchliche Gewohnheit des alten Kanzlisten ist es, jeden Nachmittag, wie das Wetter auch beschaffen ist, zwei Stunden lang im Hofgarten zu promenieren. Er hat Caspar und den Fremden gesehen. Er versichert aber, nicht vorangegangen sei Caspar dem Fremden, sondern hintennach sei er gegangen. „Er ist ihm gefolgt, wie das Lamm dem Metzger zur Schlachtbank folgt," sagt er.

Zu spät. Zu spät der Eifer. Zu spät die erlassenen Steckbriefe und Streifzüge der Gendarmerie. Es konnte nicht mehr fruchten, daß man sogar den Rezatstrom aus seinem Bett leitete, um vielleicht das Mordinstrument zu entdecken, das der Unbekannte bei seiner Flucht von sich geworfen haben mochte. Was lag an diesem Dolch?

Was lag an den Zeugen? Was lag an den Verhören? Was lag an den Indizien, womit eine saumselige Justiz ihre Unfähigkeit prahlerisch verbrämte? Es wurde gesagt, daß die Nachforschungen planlos und kopflos betrieben wurden. Es wurde gesagt, eine geheimnisvolle Hand sei im Spiel, deren Machenschaften darin gipfelten, die wahren Spuren allmählich und mit Absicht zu verwischen und die Aufmerksamkeit der Behörde irrezuleiten. Wer es sagte, konnte natürlich nicht erkundet werden, denn die öffentliche Meinung, ein Ding, ebenso feig wie ungreifbar, orakelt nur aus sicheren Hinterhalten. Und sie schwieg gar bald stille hier, wo Verleumdung, Bosheit, Lüge, Dummheit und Heuchelei ein

schönes Menschenbild wie zwischen Mühlrädern zermalmten, bis daß nichts mehr übrigblieb als ein ärmliches Märchen, wovon sich das Volk dieser Gegenden an rauhen Winterabenden vor dem Ofen unterhält.

*

Am Sonntag nachmittag traf Quandt den jungen Feuerbach, den Philosophen, auf der Straße.

„Wie geht's dem Hauser?" fragte der den Lehrer.

„Ei, er ist ganz außer Gefahr; dank der Nachfrage, Herr Doktor," antwortete Quandt geschwätzig: „die Gelbsucht ist eingetreten, aber das soll ja die gewöhnliche Folge einer heftigen Erregung sein. Ich bin überzeugt, daß er in ein paar Tagen das Bett wird verlassen können."

Sie sprachen noch eine Weile von andern Dingen, hauptsächlich von der neuerdings zwischen Nürnberg und Fürth geplanten Dampfschienenbahn, ein Unternehmen, gegen das Quandt eine ganze Kanonade von Skepsis auffahren ließ, dann verabschiedete er sich von dem stillen jungen Mann mit der Dankbarkeit eines beklatschten Redners und eilte, beständig vor sich hinlächelnd, nach Hause. Er war in einer höchst zuversichtlichen Stimmung, einer Stimmung, in der man bereit ist, seinen ärgsten Feinden Nachsicht angedeihen zu lassen. Warum, das mochten die Götter wissen. War der schöne Tag daran schuld? Man darf nicht vergessen, daß in Quandt auch eine Art von Poet steckte; oder war es die Nähe des Weihnachtsfestes, das jedem guten Christenmenschen gleichsam eine Erneuerung seiner Seele verspricht? Oder war es am Ende der Umstand, daß gegenwärtig so viele vornehme und ausgezeichnete Personen sein bescheidenes Heim aufsuchten und daß er inmitten dieses bescheidenen Heims eine Stellung von ungeahnter Wichtigkeit innehatte? Genug, wie dem auch sein mochte, er war mit sich zufrieden, folglich stammte sein Lächeln aus der lautersten Quelle.

Vor seiner Wohnung traf er auf den Polizeileutnant. „Ah, vom Urlaub zurück?" begrüßte er ihn mit gedankenloser Freundlichkeit. Gleich darauf sagte er sich: mit dem habe ich ja noch ein Hühnchen zu rupfen.

Hickel drückte die Augen zusammen und sah aus, als ob er lachen wollte.

Sie gingen miteinander hinauf.

Caspar saß mit nacktem Oberleib im Bette, gegen aufgetürmte Kissen gelehnt, starr wie eine Figur aus Lehm, das Gesicht grau wie Bimstein, die Haut des Körpers so strahlend weiß wie eine Magnesiumflamme. Der Medizinalrat hatte soeben den Verband abgenommen und wusch die Wunde. Außerdem war noch ein Kommissionsaktuar zugegen. Dieser hatte am Tisch Platz genommen: ein Protokollformular lag bei ihm, auf dem die lakonischen Worte standen: „Der Damnifikat verbleibt bei seinen bisherigen Depositionen." Ueber einen eingefangenen Straßenräuber hätte man sich nicht besser und niedlicher ausdrücken können.

Kaum hatte Caspar den eintretenden Hickel gewahrt, als er den wie einen gebrochenen Blumenkelch seitwärts gesenkten Kopf aufrichtete und mit weitgeöffneten Augen, in denen ein ganz unsäglicher Schrecken lag, dem Ankömmling ins Gesicht starrte.

Ohne zu sprechen, erhob Hickel drohend den Zeigefinger. Diese Gebärde schien den Schrecken Caspars aufs äußerste zu treiben; er faltete die Hände und murmelte ächzend: „Nicht nahekommen! Ich hab's ja doch nicht selber getan."

„Aber Hauser! Was fällt Ihnen denn ein!" rief Hickel mit einer Lustigkeit, die man etwa im Wirtshaus zur Schau trägt, und seine gelben Zähne blinkten zwischen den vollen Lippen; „ich hab' Ihnen ja nur gedroht, weil Sie ohne Erlaubnis in den Hofgarten gegangen sind. Wollen Sie das vielleicht auch leugnen?"

„Keine Auseinandersetzungen, wenn ich bitten darf," mahnte der Medizinalrat unwillig. Er hatte den Verband erneuert, zog nun den Lehrer beiseite und sagte leise und ernst: „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Hauser wahrscheinlich die Nacht nicht überleben wird."

Offenen Mundes stierte Quandt den Arzt an. Seine Knie wurden weich wie Butter. „Wie? Was?" hauchte er, „ist's möglich?" Er schaute alle Anwesenden der Reihe nach langsam an, wobei sein Gesicht dem eines Menschen glich, der sich soeben behaglich zum Essen setzen wollte und dem plötzlich Schüssel, Teller, Messer und Gabel, ja der ganze Tisch weggezaubert wird.

„Kommen Sie mit mir, Herr Lehrer," sagte mit heiserer Stimme Hickel, der am Ofen stand und mit sinnloser Geschäftigkeit seine Hände an den Kacheln rieb.

Quandt nickte und schritt mechanisch voraus.

„Ist's möglich!" murmelte er wieder, als er auf der Stiege stand. „Ist's möglich!" Hilfesuchend blickte er den Polizeileutnant an. „Ach," fuhr er elegisch fort, „wir haben doch unser redlich Teil getan. An treuer Fürsorge haben wir's wahrlich nicht fehlen lassen."

„Lassen Sie doch die Flausen, Quandt," antwortete der Polizeileutnant grob. „Sagen Sie mir lieber, was hat denn der Hauser alles geredet in seinem Wahn?"

„Unsinn, lauter Unsinn," versetzte Quandt bekümmert.

„Achtung, Herr Lehrer, da sehen Sie mal hinunter," rief Hickel, indem er sich über das Geländer beugte.

„Was denn?" gab Quandt erschrocken zurück, „ich sehe nichts."

„Sie sehen nichts? Potz Kübel, ich auch nicht. Es scheint, wir sehen beide nichts.“ Er lachte wunderlich, richtete sich wieder kerzengerade auf und hüstelte trocken. Dann ging er, indes Quandt ihm nicht wenig betroffen nachguckte.

Wohin soll es auch kommen mit der Welt, wenn Leute wie Hickel unter die Gespensterseher geraten? Auf ihren robusten Schultern ruhen die Fundamente der Ordnung, des Gehorsams und aller staatlich anerkannten Tugenden. Mag es auch in diesem besonderen Fall so beschaffen gewesen sein, daß die Ausgeburt rühmenswerter Untertaneneigenschaften dennoch einer Regung bösen Gewissens anheimfiel, nun, dann muß erklärt werden, daß dieses böse Gewissen mit einem martialischen Aussehen gesegnet war, daß es zu allen Mahlzeiten einen beneidenswerten Appetit entwickelte und daß es das sanfteste Ruhekissen für einen unvergleichlich gesunden Schlaf war, der durch keine Feuerglocke und kein Tedeum hätte gestört werden können.

Im Zimmer Caspars hatte der Kommissionsaktuar neuerdings ein Verhör begonnen. Caspar sollte sagen, ob noch ein Dritter zugegen gewesen sei, während er im Appellgericht mit dem fremden Mann gesprochen.

Caspar antwortete matt, er habe niemand bemerkt, nur vor dem Tor seien Leute gewesen. „Arme Leute passen mir immer dort auf,“ sagte er, „zum Beispiel eine gewisse Feigelein, der hab' ich manchmal einen Kreuzer gegeben, auch die Tuchmacherswitwe Weigel.“

Der Aktuar wollte weiterfragen, doch Caspar lispelte: „Müde — recht müde.“

„Wie ist Ihnen, Hauser?“ erkundigte sich die Wärterin.

„Müde,“ wiederholte er; „werd' jetzt bald weggehen von dieser Lasterwelt.“

Eine Weile schrie und redete er für sich hin, hernach wurde er wieder ganz stille.

Er sah ein Licht, das langsam erlosch. Er vernahm Töne, die aus dem Innern seines Ohrs zu dringen schienen; es klang, wie wenn man mit einem Hammer auf eine Metallglocke haut. Er erblickt eine weite, einsame, dämmernde Ebene. Eine menschliche Gestalt rennt schnell darüber hin. O Gott, es ist Schildknecht. Was läufst du so, Schildknecht? ruft er ihm zu. Hab' Eile, große Eile, antwortet jener. Auf einmal schrumpft Schildknecht zusammen, bis er eine Spinne ist, die an einem glühenden Faden zum Ast eines riesengroßen Baumes emporklimmt. Tränen des Grauens fallen wie Regen aus Caspars Augen.

Er sah ein seltsames Gebäude; es glich einer kolossalen Kuppel; es hatte kein Tor, keine Tür, kein Fenster. Aber Caspar konnte fliegen, flog hinauf und schaute durch eine kreisrunde Oeffnung in das Innere, das von himmelblauer Luft erfüllt war. Auf himmelblauen Marmorfliesen stand eine Frau. Vor diese trat ein Mensch, kaum deutlicher zu sehen als ein Schatten, und er teilte ihr mit, daß Caspar gestorben sei. Die Frau hob die Arme und schrie vor Schmerz, daß die Wölbung erzitterte. Da klaffte der Boden auseinander und es kam ein langer Zug von Menschen, die alle weinten. Und Caspar sah, daß ihre Herzen zitterten und zuckten wie lebendige Fische in der Hand des Fischers. Und einer trat heraus, der gerüstet war und ein Schwert trug, der sprach ungeheure Worte, aus denen sich das ganze Geheimnis enthüllte. Und alle, die zuhörten, preßten die Hände gegen die Ohren, schlossen die Augen und stürzten vor Kummer zu Boden.

Dann war alles verwandelt. Caspar spürte sich voll von wunderbaren Kräften. Er spürte die Metalle in der Erde, von tief unten zogen sie ihn an, und die Steine spürte er, die Adern von Erz hatten. Dazwischen ruhte vielfältiger Samen, und er brach auf, und die Würzlein schossen und bebend hoben sich die Gräser. Aus dem Boden sprangen Quellen hoch empor wie Fontänen und auf ihren Spitzen leuchtete die willkommene Sonne. Und inmitten des Weltalls stand ein Baum mit weitem Gipfel und unzähligen Verästelungen; rote Beeren wuchsen aus den Zweigen, und auf der Krone oben bildeten die Beeren die Form eines Herzens. Innen im Stamm floß Blut, und wo die Rinde zerrissen war, sickerten schwärzlichrote Tropfen hindurch.

Mitten in diesem Wogen verzweiflungsvoller Bilder und krankhafter Entzückungen war es Caspar, als ob ihn jemand in einen Raum trüge, wo keine Luft zum Atmen mehr war. Da half kein Sträuben und Sichbäumen, es trug ihn hin und ein kühler Wind wehte über sein Haar, seine Finger krümmten sich, als suche er sich irgendwo zu halten. Es war eine namenlose Erschöpfung, von welcher der vergebliche Kampf begleitet war.

Auf der Straße fuhr der Nürnberger Postwagen vorbei, und der Postillon blies ins Horn.

Es kamen bis zum Abend viele Leute, um nach seinem Befinden zu fragen. Frau von Imhoff blieb lange an seinem Bett sitzen.

Um acht Uhr schickte die Pflegerin zum Pfarrer Fuhrmann, der mit größter Schnelligkeit eintraf. Er legte Caspar die Hand auf die Stirn. Mit angstvoll großen Augen schaute sich Caspar um; seine Schultern zitterten. Er machte mit dem Zeigefinger auf dem Deckbett Bewegungen, als wolle er schreiben. Das dauerte jedoch nicht lange.

„Sie haben mir einmal gesagt, lieber Hauser, daß Sie auf Gott vertrauen und mit seiner Hilfe jeden Kampf kämpfen wollen,“ sagte der Pfarrer.

„Weiß es nicht,“ flüsterte Caspar.

„Haben Sie denn heute schon zu Gott gebetet und ihn um seinen Beistand angerufen?“

Caspar nickte.

„Und wie ist Ihnen darauf gewesen? Haben Sie sich nicht gestärkt gefühlt?“

Caspar schwieg.

„Wollen Sie nicht wieder beten?“

„Bin zu schwach; vergehen mir gleich die Gedanken.“ Und nach einer Weile sagte er wie für sich, seltsam leiernd: „Das ermüdete Haupt bittet um Ruhe.“

„So will ich ein Gebet sprechen,“ fuhr der Pfarrer fort, „beten Sie im stillen mit. Vater, nicht mein —“

„Sondern dein Wille geschehe,“ vollendete Caspar hauchend.

„Wer hat so gebetet?“

„Der Heiland.“

„Und wann?“

„Vor — seinem — Sterben.“ Bei diesem Wort sträubte sich sein Körper empor und über sein Gesicht ging ein höchst qualvolles Zucken. Er knirschte mit den Zähnen und schrie dreimal gellend: „Wo bin ich denn?“

„Aber, Hauser, in Ihrem Bett sind Sie,“ beruhigte ihn Quandt. „Es kommt ja bei Kranken öfter vor, daß sie sich an einem andern Ort zu befinden wähnen,“ wandte er sich erklärend an den Pfarrer Fuhrmann.

„Geben Sie ihm zu trinken,“ sagte dieser.

Die Lehrerin brachte ein Glas frisches Wasser.

Als Caspar getrunken hatte, wischte ihm Quandt den kalten Schweiß von der Stirn. Er selber bebte an allen Gliedern. Er beugte sich über den Jüngling und fragte dringend, feierlich beschwörend: „Hauser! Hauser! Haben Sie mir nichts mehr zu sagen? Sehen Sie mich einmal so recht aufrichtig an, Hauser! Haben Sie mir nichts mehr zu beichten?“

Da packte Caspar in höchster Herzensnot die Hand des Lehrers. „Ach Gott, ach Gott, so abkratzen müssen mit Schimpf und Schande!“ stieß er jammernd hervor.

Das waren seine letzten Worte. Er kehrte sich ein wenig auf die rechte Seite und drehte das Gesicht zur Wand. Jedes Glied seines Körpers starb einzeln ab.

Zwei Tage später wurde er begraben. Es war nachmittags und der Himmel von wolkenloser Bläue. Die ganze Stadt war in Bewegung. Ein berühmter Zeitgenosse, der Caspar Hauser das Kind von Europa nennt, erzählt, es sei zu der Stunde Mond und Sonne gleicher Zeit am Firmament gestanden, jener im Osten, diese im Westen, und beide Gestirne hätten im selben fahlen Glanz geleuchtet.

*

Etwa anderthalb Wochen später, drei Tage nach Weihnachten, es war Abend und Quandt und seine Frau wollten sich eben zu Bett begeben, erschallten drei starke Schläge gegen das Haustor. Sehr erschrocken, zögerte Quandt eine Weile; erst als sich die Schläge wiederholten, nahm er das Licht und ging, um zu öffnen.

Draußen stand Frau von Kannawurf. „Führen Sie mich in Caspars Zimmer,“ sagte sie zum Lehrer.

„Jetzt noch? In der Nacht?“ wagte dieser einzuwenden.

„Jetzt, in der Nacht,“ beharrte die Frau.

Ihr Wesen schüchterte Quandt dergestalt ein, daß er stumm zur Seite trat, sie vorangehen ließ und mit dem Licht folgte.

In Caspars Zimmer erinnerte wenig an den Verstorbenen. Es war alles umgestellt und verräumt. Nur das Holzpferdchen stand noch auf dem Ecktisch neben dem Fenster.

„Lassen Sie mich allein,“ gebot Frau von Kannawurf. Quandt stellte den Leuchter hin, entfernte sich schweigend und wartete in Gemeinschaft mit seiner Frau unten an der Stiege. „Es ist sehr gutmütig von mir, daß ich mir so etwas in meinem Hause gefallen lasse,“ murrte er.

Mit verschränkten Armen schritt Clara von Kannawurf im Zimmer auf und ab. Ihr Blick fiel auf den Tisch, wo eine Abschrift des Sektionsprotokolles lag; es ging daraus hervor, daß man nach dem Tode Caspars die Seitenwand seines Herzens ganz durchstochen gefunden hatte. Clara nahm das Papier mit beiden Händen und zerknitterte es in ihren Fäusten.

Was fruchtet aller Schmerz und Reue? Man kann nicht die Gewesenen aus Luft zurückgestalten; man kann der Erde nicht ihre Beute abfordern. Tränen beruhigen; aber diese Trauernde hatte keine Tränen mehr; für sie waren keine Sterne mehr, kein Glanz des Himmels; für sie wuchs kein Gras mehr, duftete keine Blume mehr, ihr schmeckte der Tag nicht mehr und die Nacht nicht mehr, für sie hatte sich alles Menschentreiben, ja selbst das Schaffen der Elemente in eine einzige düstere Wolke von nie wieder gutzumachender Schuld zusammengeballt.

Es mochte eine halbe Stunde verflossen sein, als Clara wieder herabkam. Sie blieb ganz dicht vor dem Lehrer stehen, und während sie ihn mit weitaufgeschlagenen Augen ansah, sagte sie bebend und kalt: „Mörder.“

Dies war für Quandt etwa so, wie wenn man ihm einen Schwefelbrand unter die Nase gehalten hätte. Es läßt sich denken, der wackere Mann war vollkommen ahnungslos; im Schlafrock, gesticktem Hauskäppchen und mit Schlappschuhen an den Füßen wartet er, daß der ungebetene Gast sein Haus wieder verlasse, und da fällt ein Wort, wie es nicht einmal ein böser Traum erzeugen kann.

„Das Weib ist wahnsinnig! Ich werde sie zur Rechenschaft ziehen,“ tobte er noch im Bette.

Clara wohnte bei Imhoffs. Sie fand die Freundin noch auf. Frau von Imhoff sagte ihr, daß man morgen auf den Kirchhof gehen wolle, weil das Kreuz auf Caspar Hausers Grab errichtet werde. Frau von Imhoff empfand Claras Schweigsamkeit wie einen Alpdruck und erzählte, erzählte. Vieles von Caspar, vieles von denen, die um ihn waren. Quandt wolle ein Buch schreiben, worin er haarklein nachzuweisen gedenke, daß Caspar ein Betrüger gewesen; daß Hickel den Dienst quittiert habe und aus Ansbach wegziehe, wohin, wisse niemand, daß alle Bemühungen, dem furchtbaren Verbrechen auf den Grund zu kommen, vergeblich gewesen seien.

Clara blieb wie aus Stein. Als sie sich für die Nacht trennten, sagte sie leise und mit unheimlicher Sanftmut: „Auch du bist seine Mörderin."

Frau von Imhoff prallte zurück. Doch Clara fuhr ebenso leise und sanft fort: „Weißt du es denn nicht? willst du's nicht wissen? Versteckst du dich vor der Wahrheit wie Kain vor Gottes Ruf? Weißt du denn nicht, wer er war? Glaubst du denn, daß die Welt immer und ewig darüber schweigen wird, so wie sie jetzt schweigt? Er wird auferstehen, Bettine, er wird uns zur Rechenschaft fordern und unsre Namen mit Schmach bedecken; er wird das Gewissen der Nachgebornen vergiften, er wird so mächtig im Tode sein, als er ohnmächtig im Leben war. Die Sonne bringt es an den Tag."

Darauf verließ Clara das Zimmer ruhig wie ein Schatten.

Am andern Morgen ging sie früh vom Hause fort. Sie besuchte ihren Türmer auf der Johanniskirche, saß lange oben auf der Steinbank in der schmalen Galerie und blickte weit über die winterliche Ebene. Sie sah aber nicht Schnee, sie sah nur vergossenes Blut. Sie sah nicht das Land, sie sah nur ein durchstochenes Herz.

Dann schlug sie den Weg nach dem Kirchhof ein. Der Totengräber führte sie zum Grab. Eben kamen zwei Arbeiter und lehnten ein hölzernes Kreuz gegen den Stamm einer Trauerweide.

Nach wenigen Minuten erschien der Pfarrer Fuhrmann. Er erkannte Clara und grüßte sie ernst und höflich. Sie, ohne zu danken, schaute an ihm vorüber, ihr Blick streifte den mit schmutzigem Schnee bedeckten Grabhügel und die Arbeiter, die jetzt das Kreuz zu Häupten des Grabes einrammten. Auf einem großen, herzförmigen Schild, das inmitten des Grabkreuzes befestigt war, standen in weißen Lettern die Worte:

HIC JACET
CASPARUS HAUSER
AENIGMA
SUI TEMPORIS
IGNOTA NATIVITAS
OCCULTA MORS.

Sie las es, schlug die Hände vors Gesicht und brach in ein gellend wehes Gelächter aus. Jählings wurde sie aber wieder ganz still. Sie drehte sich gegen den Pfarrer um und rief ihm zu: „Mörder!"

In diesem Augenblick kamen vom Hauptpfad her einige Leute, die der Zeremonie der Kreuzaufstellung hatten beiwohnen wollen: Herr und Frau von Imhoff, Herr von Stichaner, Medizinalrat Albert, der Hofrat Hofmann, Quandt und seine Frau. Sie sahen den Pfarrer bleich und aufgeregt, und der Eindruck eines jeden war, daß etwas Schlimmes vor sich gehe. Frau von Imhoff, voller Ahnung, eilte auf ihre Freundin zu und umschlang sie mit den Armen. Aber mit verwilderten Gebärden machte sich Clara los, stürzte der Gruppe der Nahenden entgegen und schrie mit durchdringender Stimme: „Mörder seid ihr! Mörder! Mörder! Mörder!"

Nun rannte sie an ihnen vorbei, auf die Straße hinaus, wo sich alsbald viele Menschen um sie versammelten, und schrie, schrie! Endlich wurde sie von einigen Männern umringt und am Weiterlaufen verhindert.

Quandt hatte wieder einmal recht behalten. Sie war wahnsinnig geworden. Noch am selben Tag wurde sie in eine Anstalt gebracht. Mit der Zeit verging die Raserei, aber ihr Geist blieb umnachtet.

Sehr zu Herzen war der Auftritt am Grabe dem Pfarrer Fuhrmann gegangen. Er wollte sich nicht zufrieden geben, wenn man ihm vorhielt, daß es doch eine Irre gewesen, die so gehandelt. Noch vor seinem kurz darauf erfolgten Ableben sagte er zu Frau von Imhoff, die ihn besuchte: „Mich freut die Welt nicht mehr. Warum klagte sie mich an? Mich, gerade mich? Ich hab' ihn ja lieb gehabt, den Hauser."

„Die Unglückliche," erwiderte Frau von Imhoff leise, „an Liebe allein hatte sie nicht genug."

„Ich trage keine Schuld," fuhr der alte Mann fort. „Oder doch nicht mehr als dem sterblichen Leib überhaupt zukommt. Schuldig sind alle, die wir da wandeln. Aus Schuld keimt Leben, sonst hätte unser Stammvater im Paradies nicht sündigen dürfen. Auch unsern hingeschiedenen Freund kann ich nicht freisprechen. Was hat es ihm gefrommt, das Träumen über seine Herkunft? Wo Verrat von allen Lippen quillt, flieht der Tüchtige in den Kreis fruchtbarer Neigungen. Aber Schwärmer hören nur sich selbst. Unschuldig, meine Beste, unschuldig ist nur Gott. Er gnade meiner Seele und der des edeln Caspar Hauser."

Garderobekrisen

Von

Grete Meisel-Heß

Nur Toren werden behaupten, daß es für eine Frau, in welcher Lebensstellung immer sie sich befinden mag, nicht notwendig ist, sich mit der Frage ihrer Bekleidung zu befassen und diese Frage gründlich zu verstehen, derart, daß sie über jedes Detail der Bekleidung Rechenschaft abzulegen und der Schneiderin genaue Instruktionen zu geben vermag. Aber gerade bei uns zulande kann man sich in der Kritisierung weiblicher „Eitelkeit" nicht genugtun, besonders wenn man die Beschäftigung mit der Garderobefrage bei Frauen bemerkt, denen man das Interesse für dieses Thema nicht „zugetraut" hätte. Und dieselben Männer, die das Resultat dieser Eitelkeit lieben, greifen durch ihre Kritik seine Voraussetzungen an. Selbstverständlich darf das Interesse an Toilettefragen kein beherrschendes werden, wenn nicht ein weiblicher Typus entstehen soll, der in seiner Beschränktheit so unangenehm wirkt wie jeder andre von einer einzigen Anregung beherrschte Intellekt. Aber als Bestandteil der notwendigen Lebenskultur ist Verständnis für die Bekleidungsfrage unerläßlich. — Allerdings war es wohl kaum jemals so schwierig und umständlich, sich auf diesem Gebiet zurechtzufinden, als gerade heute. Schwierig, umständlich und vielleicht auch aufregend. Denn die Grenzen dieses Gebietes sind heute gesprengt, die Probleme, die darin erwuchsen, greifen in andre geistige Bezirke über, Schneiderei und — Weltanschauung sind in Beziehungen zueinander geraten. Gesinnungen werden durch Trachten erkenntlich gemacht, das Streben nach innerer Freiheit lockert auch die äußere Schnürung, neue Linien, neue Motive der Gewandung stehen in allzu deutlichem Zusammenhang mit inneren Errungenschaften oder Absichten. Die ästhetische Emanzipation der Frau soll der sozialen entsprechen, dem Freiheitsbedürfnis des menschlichen Körpers soll Rechnung getragen, vor allem aber Möglichkeiten der Selbststimmung auch in der Bekleidung geschaffen werden. Dies die Tendenzen der Bewegung für Reform der Frauentracht, die deutschen Ursprungs ist. Auf der andern Seite das beinahe leidenschaftliche Gegenspiel der konventionellen „Mode", die derzeit noch die Weltherrschaft ausübt, mit der Residenz in Paris, und die Gegenparole ausgegeben hat: unbedingte Unterwerfung. Die einzelnen Typen der Kleidungsstücke sind universell zu akzeptieren, Uniform ist beinahe die Devise. Allerdings sind diese Typen Errungenschaften, die das Zusammenarbeiten Tausender Fachleute „kreiert" hat, während das „Eigenkleid" meist auch Eigenbau einzelner und daher oft noch dilettantisch in Entwurf und Ausführung ist. Das Resultat beider Richtungen ist ein merkwürdiges. In den „versklavten" Gegenden: Verlangweiligung des Einzelfalls und ein fast vollendetes ästhetisches Gesamtbild. In den „revolutionären" Landen: viel Anregung im Speziellen und ästhetische Wildnis als Gesamteindruck. Man könnte leicht geneigt werden, die Uniformierungstendenz der konventionellen Mode für ein Zeichen hoher Kultur zu halten. Denn hieße es nicht Gedankenenergien frei machen für wichtigere Themen, wenn man des Nachdenkens über die Kleidung enthoben wird durch ein allgemein gültiges Diktum? „Modetyrannei" — das könnte heißen: über diese Fragen soll sich der oder die einzelne nicht allzuviel den Kopf zerbrechen. So könnte man schließen, würde man nicht durch die Erfahrung widerlegt, daß sich gerade die Pariserin und die Wienerin am allermeisten über die unendliche Variationsmöglichkeit eines durch die Mode ausgegebenen Bekleidungstyps den Kopf zerbrechen.

Das uniforme Modebild in Paris und in Wien wirkt in der Tat, wenn man längere Zeit in Deutschland oder auf Reisen gelebt hat, überraschend. In Paris trug man im letzten Frühling nichts andres als den Trotteurfaltenrock mit dem langen, fest anschließenden Paletot, den riesigen, hochbesetzten Clochehut. Das Sommermodebild in Wien war von durchgängiger Einheitlichkeit: Rock, Bluse und der weiße Glockenhut mit schwarzer Riesenschleife. Dieses feststehende Straßenkostüm bietet allerdings unendliche Variationsfähigkeit in bezug auf das Material. Der Stil des fußfreien Rockes, der „Schoß", wird in dem siebenteiligen Modell, das glatt abgesteppt oder in Faltengruppen hergestellt wird, am häufigsten repräsentiert. Die Bluse in Wien „sitzt" wie sonst nirgends. Die ganze Tracht ist kleidsam, praktisch, leicht, bietet volle Bewegungsfreiheit. Allerdings hat sie als Voraussetzung das Mieder, denn die Taillengürtung ohne Mieder ist ästhetisch undenkbar, außerdem schädlich durch das Einschneiden der verschiedenen Gürtungen, vor denen das umgelegte Mieder bewahrt. Und hier ist der Punkt, aus dem heraus sich die Reformbewegung entwickelte. Die geteilte Tracht, sagte sie, äußerlich graziös, leicht und zweckmäßig, beruht auf dem verborgenen Unheil der Schnürung, steht und fällt mit ihr. Die Taille zu überwölben durch einheitlichen, nicht unterbrochenen Fluß des Gewandes von der Büste bis zu den Füßen ist daher das Problem. Angesichts der Verlockungen, die das so vollkommene ästhetische Gesamtbild in Paris und Wien bietet, der köstlichen Einzelheiten der konventionellen Tracht, die in unendlicher Vielfältigkeit auf den Körpern der Frauen und in den Schaufenstern vorgeführt werden, geraten selbst jene Frauen, welche die Segnungen der Reformtracht schon genossen haben, in einen ästhetischen Konflikt, der sich bei konsequenter Verfolgung der zum Problem gewordenen Frage bis zur Krise steigern kann und so lange nicht aus dem „Unterbewußtsein" herauszubringen ist, bis die Frage in allen Details untersucht und verstanden wird; erst



David
Nach einem Gemälde von Richard Müller

wenn die Möglichkeit ihrer Lösung gegeben erscheint, ist auch die Befreiung von dieser sonderbaren Psychose, die einen angesichts der Stilwirrnis befallen kann, angebahnt. Diese Lösung muß — da hilft nichts — jede Frau für sich selbst finden.

Die geteilte Kleidung hat so viel für sich, daß keine „Reform"bewegung sie jemals verschwinden machen wird. Vor allem verteilt sie das Gewicht der Bekleidung, läßt die Hüften die Hauptlast tragen, während das einheitliche Kleid die ganze Bürde den Schultern auflädt ... Solange es sich um leichte Stoffe handelt, wird dieser Uebelstand natürlich nicht empfunden. Sowie aber wärmere und darum schwerere Stoffe notwendig werden, kompliziert sich die Frage. Ein schönes Tuchreformkleid ist gewiß eine gute Sache. Wenn nun aber die Winterumhülle noch darüber kommt, so liegt ein unverhältnismäßiges Gewicht auf den Schultern, und durch diese Last wird gerade die Bewegungsfreiheit, welche die vielgerühmte Haupttugend der Reformtracht ausmachen soll, empfindlich gehemmt. Diese wärmeren, schwereren oder doch festeren Stoffe sind in unserm Klima nicht zu entbehren; je näher sie sich dem Körper anschmiegen, desto willkommener sind sie in der kalten Jahreszeit, nicht zufällig waren es gerade die Germanen, welche die Hose erfanden. Darum können wir in unserm Straßen- und Winterleben mit der Schönheit des frei fließenden Gewandes nichts anfangen. Ein sonnig-mildes Klima und eine weit mehr ins Haus zurückgezogene Lebensweise der Frauen der Antike ermöglichte und bedingte diese Tracht, die unter andern klimatischen und sozialen Bedingungen zur Maskerade werden muß. Die geteilte Tracht erleichtert außerdem außerordentlich die Schnittgebung. Sie ermöglicht es, den Oberkörper und die Hüften mit anschließenden Stoffen zu umhüllen, um die Beine herum jedoch den Stoff so weit und weich fließen zu lassen, wie es zur vollen Bewegungsfreiheit notwendig ist. Diese Möglichkeit ist geboten durch die Zweiteilung und die Fixierung des Rockes in der Taille. Das einteilige Reformkleid kann entweder von oben bis unten reich und weit geschnitten sein (dann ist einem „oben herum" zu kalt) oder durchwegs knapp, dann belästigt das Geploder des enggeschnittenen Stoffes beim Gehen.

Der Rock, festruhend oberhalb der Hüften, läßt sich heben. Das Kleid aber, das von den Schultern herab frei fällt, verzerrt die Silhouette, wenn es gerafft wird. Die geteilte Tracht, Rock und Bluse, der die radikalsten Reformlerinnen jeden „Sinn" vor kurzem noch absprachen, hat doch auch vor allem den Sinn, daß Ober- und Unterkörper mit verschiedenem Material bekleidet werden können, wie es allerdings weniger dem ästhetischen Ideal als dem praktischen und hygienischen Bedürfnis entspricht und in Anbetracht des häufigen Wechsels von Zimmer- und Straßentemperatur, dem die moderne Frau unterworfen ist, geradezu eine Notwendigkeit ist. Ich will zum Beispiel Tuch nicht über den ganzen Körper gezogen haben, sondern nur so weit, als die Hüften es tragen. Brust, Rücken und Arme wünsche ich aber mit Seide zu bedecken. Dazu eine kurze Umhülle, die wieder aus Tuch besteht. Trete ich in ein Zimmer, so lege ich sie ab und habe den Oberkörper mit luftigem Material bekleidet. Ich wünsche aber auch nicht ganz in Seide einherzuwallen, sondern den Körper von den Hüften abwärts mit sehr strapazfähigem Material zu bedecken. Das ist der „Sinn" der vielgeschmähten Bluse. Im Gebirge will ich Loden an der unteren, Batist oder Leinen an der oberen Partie des Körpers. Das einheitliche Kleid kommt aber diesem Bedürfnis nicht nach, es läßt nur die Wahl, mich ganz mit Loden oder ganz mit Batist zu bedecken, beides ist für den gewünschten Zweck unbrauchbar. Es gibt da allerdings etwas wie einen Dreiviertelmodus, indem eine Art halber Bluse über einen Reformrock, der „unterisch" auf einem Leibchen hängt, gezogen wird. Aber die übergezogene Halbbluse sieht sehr schlecht aus, außerdem macht das ein Leibchen mehr unterhalb, und schließlich belädt das Gewicht des Rockes dann wieder die Schultern. Endlich will man doch das schwerere und wärmere Rockmaterial im Sommer so tief als möglich beginnen lassen. — Schön ist das Reformkleid mit fremder, besonders fremdfarbiger Bluse überhaupt niemals, sein großer ästhetischer Reiz liegt eben in der Einheitlichkeit. Das „Uni" der Gewandung hat dieser Tracht die ästhetischen Sympathien erobert. Dieses „Uni" wird aber nur erreicht, solange nicht die fremde Ueberhülle dazukommt. Als Straßenkleid repräsentiert gerade das geteilte Kleid, das „Kostüm", das aus Rock und Ueberjacke vom selben Stoff besteht, jene Einheitlichkeit. Man müßte denn zu jedem Reformkleid die Umhülle von gleichem Material haben — was erstens die Kosten der Garderobe bedeutend vermehren würde, schließlich wieder des Materials wegen nicht durchzuführen ist, da doch vor allem leichte und duftige Stoffe für das Schultergewand in Frage kommen. Es ergibt sich also bei vorurteilslosem Experimentieren, daß für die Straße das „Kostüm", bestehend aus Rock, Jacke und Bluse, für den längeren Aufenthalt in Wohnzimmer und Salon das einheitliche, frei fließende Schultergewand vorzuziehen ist. Den Eindruck des „Uni" auf der Straße kann beim einteiligen Reformkleid nur eine Umhülle ergeben, die ihrerseits fast so lang ist wie das Kleid selbst, also der lange Paletot. Nun trägt man dann aber vier Bekleidungseinheiten mit sich (Ober- und Unterkörper doppelt bekleidet), anstatt der drei Einheiten von Rock, Bluse und kurzer Jacke, bei denen noch dazu die Bluse aus ganz leichtem Material bestehen kann; es ist klar, daß für den Zweck der schnelleren und freieren Vorwärtsbewegung auf der Straße die Kostümtracht bessere Dienste leistet. Das Jackenkostüm ist ferner „geschnitten", das einheitliche Gewand aber in freien Falten „fließend". So schön dieser Faltenfluß im Gemache ist, so unzweckmäßig ist er da, wo rasche Bewegung in Frage kommt. Da ist „Schnitt" und „Sitz" des Kleides viel notwendiger als „Fluß". Selbst unter der Bedingung einer leichten Schnürung fällt im fußfreien Trotteurrock mit Bluse und Jäckchen das Ausschreiten leichter als im Schultergewand mit Paletot.

Diese leichte Schnürung populär gemacht und ganz neue leichte Miederungsarten geschaffen zu haben ist aber das hohe Verdienst der Reformbewegung. Die geschnürte „Taille" hat sie uns gründlich und bei allen Bekleidungsarten verekelt. Gänzlich auf Miederung verzichten wird die Frau

kaum. Sie hat nun einmal Busen, Lenden, Hüften und andre Körperpartien üppiger entwickelt als der Mann. Das gute Korsett ist wie ein Korb, in dem das alles ruht. Es soll diese „Rundlichkeiten“ nicht zwängen, aber — bändigen. Sie durch Turntraining gänzlich zu beseitigen ist weder sehr wünschenswert noch durchgängig möglich, da sie durch Geschlechtsfunktionen — Pubertät, Schwangerschaft, Bruststillen — bedingt sind. „Knabenhafter“ Körperbau bei der Frau ist zwar jetzt das Ideal moderner Aestheten, aber er verträgt sich schlecht mit den Bestimmungen des weiblichen Organismus. Jede Mode, sie sei noch so „ästhetisch“, wird widerwärtig, wenn sie die Natur zu verleugnen sucht. Womit nicht etwa einem in der Bekleidungsfrage übel angebrachten Wahrheitsfanatismus das Wort geredet sein soll. Die Kleidung soll weder Unnatur fingieren noch als überflüssige Täuschung betrachtet werden. Sie soll die Natur ergänzen, vervollständigen, stilisieren. Die Suche nach dem eignen „Stil“ — das heißt der bestmöglichen Ergänzungsart der von der Natur gegebenen körperlichen Verhältnisse — ist schon des Kopfzerbrechens wert; die fortwährenden Modeverlockungen tun alles, irrezuführen. Darum wurde die Reformidee von Frauen, die für Reformgedanken auf jedem Gebiet des menschlichen Lebens zugänglich sind, mit Freuden begrüßt: hier sollte die Möglichkeit geboten werden, daß jede Frau ihren Typus Kleid erkennen und anwenden könne, unabhängig von den „Launen der Mode“, die oft nichts andres sind als Börsenmanöver der Schneider. Absolute Vereinfachung der Schneiderfrage ist aber insofern nicht durchführbar, als zwar die betreffende Person, die bekleidet werden soll, dieselbe bleibt, die Situationen aber, in die sie gerät, verschiedene sind. Die „persönliche Note“ muß selbstredend zurückstehen hinter der die Kleidung bedingenden Situation. Bei verschiedenen gesellschaftlichen Anlässen, verschiedener Witterung und verschiedenen Bewegungsarten sind verschiedene Kleidertypen notwendig. Die einzige Vereinfachung, die gleichzeitig zur Sicherung des Geschmackes führt, ist, die verschiedenen Typen Kleider für die verschiedenen Situationen festzulegen, also seinen Typus Kleid für Stadt, Land, Gebirge, Eis, Besorgungen, Gesellschaft, Haushalt, Werkstatt, Bureau, Boudoir und so weiter vor Augen zu haben. Die Vereinfachung im künstlerischen Sinne müßte der Wegweiser der Bewegung für Kleiderreform bleiben. Edle, großzügige Linien, vorteilhafte Flächen soll die Gewandung ergeben. Statt dessen belädt man auch die Reformkleidung nur allzuoft mit sinnlosem und der Schönheit in keiner Weise zukommendem Detail.

Die Reformbewegung hat nunmehr die Zweiteilung der Bekleidung, wie sie nur die konventionelle Mode bisher vertrat, in ihr Programm aufgenommen. Durch einige wohlgelungene Reformrockmodelle, wie sie in den Versammlungen des Vereins zur Verbesserung der Frauenkleidung vorgeführt werden, scheint auch die Blusenfrage gelöst. Man hat eingesehen, daß die Bluse unentbehrlich ist, daß die Möglichkeit der Auswechslung des oberen Teiles der Bekleidung bestehen muß. So ist man zum Rock zurückgekehrt, nur läßt man ihn an andrer Stelle enden, nicht in der „Taille“, sondern etwas höher, unterhalb der Brust; ob das richtig ist, ob diese Reform wirklich der natürlichen Bauart des weiblichen Körpers besser entspricht als der Rock, der unmittelbar auf den Hüften ruht? Dieser bisherige Ruhepunkt des Rockes ist kein unnatürlicher, es ist logisch richtig, daß man die Ausladung des weiblichen Beckens als Stütze des von da herabgleitenden Gewandes benutzt. Allerdings macht dieses Prinzip die Gürtelung notwendig, und die Gürtelung an dieser Stelle, der einzigen, an der die Weichteile nicht von Knochen geschützt sind, hat als Conditio sine qua non die Miederung zur Voraussetzung. Das Mieder — der „Miter“ — war ja auch ursprünglich als Schutz dieser Weichteile gedacht. Aber wie mit so mancher Schutzvorrichtung — nicht nur in der Mode — ging es auch mit dieser: sie wurde zur Last, zur Qual, zur Behinderung der Bewegungsfreiheit und damit zur Gefahr für den Organismus. Diesen Panzerschutz entbehrlich zu machen, verlegt die Reformbewegung den Rockabschluß unterhalb der Büste, macht damit allerdings die Stütze der Kleidung durch die Hüften illusorisch, läßt den Rock anstatt „liegen“ — hängen. Daß das Trägerarrangement, das da als Hängevorrichtung dient, nicht nur nicht unschön zu wirken braucht, sondern im Gegenteil direkt ornamental verwendet werden kann, beweist der Umstand, daß die konventionelle Mode sich der „Träger“ in Gestalt der jetzt modernen Bretellen bemächtigt hat. Ueberhaupt arbeiten Mode und Modereform einander wechselseitig stärker in die Hände, als man meinen sollte. So hat die konventionelle Mode den fußfreien Rock, die Halsfreiheit der Bluse (auch auf der Straße), den Miederrock, die Erweiterung der Taille, die Wiederbelebung des Empirestils, die weiten Paletots und losen Jackenschnitte und manches andre von der Reformbewegung übernommen. Man kann gar nicht ermessen, wie weit der Einfluß dieser Bewegung auf die Reform des Geschmackes reicht. Noch vor ein paar Jahren hätte es für „unanständig“ gegolten, mit frei sichtbaren Füßen und „nacktem“ Hals auf die Straße zu gehen, und die Frau, die in losem Kleid oder gar „ohne Mieder“ mit deutlicher Konturierung der Büste und — o Schrecken — der Bauchlinie sich hätte sehen lassen, wäre „schlampig“ genannt worden. Es ist sehr leicht denkbar, daß man es bald unanständig finden wird, aus seiner Figur ein hartes Stahlgerippe zu machen, und es für vollständig sinnlos gelten wird, wenn man die leichten Gewebe, die der Sommer erfordert, über dieses Stahlgerippe spannt. Was nutzt die leichteste halsfreie Bluse, wenn unterhalb ein Panzer den Körper preßt! Daß die Möglichkeit der durchaus losen Gewandung heute schon besteht, ist über alle „Krisen“ ein großer Triumph der Bewegung zur Verbesserung der Frauentracht. Nicht Feindinnen, sondern Bundesgenossinnen sollen Mode und Modereform einander sein. In der unermüdlichen Neuschöpfung des Stoffmaterials, in der Variierung der dekorativen Zutaten behalte die konventionelle Mode weiter den führenden Platz. Der Reform hingegen überlasse sie die Sanierung des weiblichen Körpers selbst, und die Anpassung des Schnittes der Kleidung an die von Natur gegebenen Formen und die von Natur und Kultur gegebenen Bestimmungen des Frauenleibes.



Fürst Bismarck hält auf dem Markte von Jena eine Rede an die Jenenser Studenten (Sommer 1892)

Die Politik und die Straße

Von

Leopold Schönhoff

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einem Gemälde)

Es gibt Aussprüche, die leicht blenden und verblüffen, wenn sie nur recht selbstgewiß vorgetragen werden. Bei klarerer Ueberlegung sieht man dann rasch ihre einseitige Enge ein.

Reichskanzler Fürst Bülow wollte neulich eine nationale Tugend, eine wirkliche oder eine vermeintliche, ganz kräftig unterstreichen, als er das vielberufene Wort aussprach, es sei nicht deutsch, die Politik auf die Straße zu tragen.

Das rednerische Beispiel hat einen gewissen schmeichlerischen Klang, aber es faßt sogar den Begriff der nationalen Tugend, deren besonderes Wesen es hervorheben will, zu klein umschränkt auf. Es sei davon abgesehen, daß verallgemeinernde Urteile dieser Art sehr häufig geistreichen Bemerkungen eher gleichsehen als erschöpfenden Wahrheiten. Selbst wenn Bülows Ausspruch in größerem Geist richtig wäre, er würde dennoch eine Tugend, die man als gediegene Bedächtigkeit umschreiben könnte, in die bedenkliche Nähe banger Philistrosität rücken. Man hat einmal den deutschen Schwärmer und Wolkengucker gepriesen und ein andermal ihn zugunsten des Ellbogenmenschen verachten gelernt. Wo bleiben da die stetigen, unverrückbaren Ideale? Allerdings ist es bequemer, sich auf scheinbar feststehende Eigentümlichkeiten zu stützen, als im Fluß der Erscheinungen aufzuspüren, was sich neu und jung und vielleicht auch ungebärdig regt.

Fürst Bülow hat sicherlich an bestimmte Klassengruppen gedacht, als er gegen die Straßendemonstrationen auftrat, und auch an die stärkere Scheu vor der Straße innerhalb norddeutscher Bürgerschaft. Allein das neuzeitliche Dasein, die energisch zunehmende Verstadtlichung — man kann sie beklagen oder nicht — haben hierin beträchtliche Wandlungen geschaffen. Jeder Beobachter großstädtischen Lebens weiß das; es gilt für Berlin wie selbst für das strenger selbständige Hamburg; und es erstreckt sich bis auf die veränderten Formen gastlicher Geselligkeit.

Wir pflegen uns doch dessen zu rühmen, daß wir in den Zeiten eines immer straffer gespannten

öffentlichen Verkehrs leben. Reger und mannigfaltiger gestalten sich die Beziehungen von Berufsstand zu Berufsstand, von Erwerb zu Erwerb. Wie sollte da das Forum, der Markt, die Straße nicht davon widerhallen? Wie sollte die überschäumende Kraft einer Gemeinschaft, einer „Polis", ihr Mißbehagen, ihre Ergriffenheit sich nicht in hundertfachen Ausstrahlungen im Straßenlicht offenbaren? Die Politik erfährt danach natürlich eine weitere Bedeutung, als ihr im Sinn der Berufsdiplomaten oder der ausgesprochenen Wortführer im Parteienkrieg zukommt. Als der erste Deutsche Kaiser vor zwei Jahrzehnten verschieden war, da lag es auf all den menschenübersäten Zugängen zu den Linden wie wuchtige, gemessene Feierlichkeit, wo es sonst im Alltag gewiß nicht gemessen und nicht gerade feierlich hergeht. Rein menschlich und durchaus nicht parteiisch gesehen, war das eine der merkwürdigsten Wandlungen auf der Straße, und das im Herzen von Berlin. Von einem Hauch einheitlicher Empfindung war die Menge berührt, als sie eben Zeuge einer vergehenden politischen Epoche geworden.



Friedliche Demonstration Arbeitsloser auf dem Victoria Embankment in London

Wenn man unsre großstädtische Bürgerschaft auf ihr süßes Heim verweist, so rührt man zugleich an eine heftig empfindliche Stelle. Die deutsche Reichshauptstadt beherbergt heute unter den Großstädten auf kleinstem Raume die zahlreichste Einwohnerschaft. Schon dies Gedränge an sich kann alte Abgeschlossenheit nicht gut aufrechterhalten. Der Londoner hat gewiß von Hause aus eine lebhaftere Neigung, ein Eigenheim zu schaffen, als der Bürger Norddeutschlands. Das hindert ihn dennoch nicht, den Gemeinsinn auf der Straße freier walten zu lassen. Er steht längst nicht mehr so bevormundet da, die erregtere Oeffentlichkeit stärkt und erhöht das elastische Selbstgefühl, und nicht selten wird die Politik auf der Straße zu einem wertvollen Gegengewicht gegen Eigenwilligkeit, gegen übertriebene Pflege von Sonderliebhabereien und gegen philiströse Verkümmerung innerhalb der eignen Pfähle. Ob um allgemein nationale Lebensbedingungen, ob um hitzige Parteifragen gefochten wird, ob politisch-soziale, ob kirchliche Agitation auf die Straße gepflanzt wird, nach den Szenenbildern nach den Vorgängen und selbst nach dichterischen Schilderungen: überall gewinnt man den Eindruck einer überlegenen Duldsamkeit. Nirgends gewahrt man den überängstlichen Eifer, der so tut, als ständen Ordnung und Aufruhr im nächsten Augenblick einander kriegsbereit gegenüber, wenn Züge von Demonstrierenden durch die großstädtischen Straßen sich ergießen. Ueberschwengliches Gebaren, Geschmacklosigkeiten aller Art sind ohne Zweifel mit der erweiterten Oeffentlichkeit auf der Straße verbunden. Sie können manchen verstimmen und verdrießen; aber schließlich sind diese Auswüchse geringfügiger als der Wert- und Witterungsmesser, den man in großzügig bewegter Gemeinschaft besitzt. Selbst krampfhaft betriebene Agitationen, wie sie von einzelnen „Frauenrechtlerinnen" geübt wurden, haben eine bestimmte Zeugniskraft für den



Präsident Roosevelt hält von einem Eisenbahnwagen herab eine politische Rede

Zustand der Gesellschaft. Man gestattet in London halbnärrische Umzüge oder lächelt über sie und die sonderbaren Heiligen, die sie veranstaltet hatten; und in unsern Großstädten wird selbst der Schalk verdächtig, wenn er sich bei karnevalistischen Festen dreiste und allzu dreiste Anzüglichkeiten herausnehmen sollte.

In der nordamerikanischen Union, die im Kommerz und in der Großindustrialisierung manche Wesensverwandtschaft mit neudeutschen Wirtschaftsprozessen zeigt, wird das Recht auf die Politik in den Straßen ebenfalls höher eingeschätzt als die Uebergriffe und Irrungen, zu denen sie Anlaß geben könnte. Selbst Skandalszenen, wie sie im rasenden Kampf der Predigerinnen gegen den Alkohol vorkommen, machen eine ernste Angelegenheit nicht lächerlich; und wenn Präsident Roosevelt, der seinen Kampf wider die Trust- und Goldmagnaten neu aufnimmt, auf freiem Platze spricht, ein Warner, der auf eine antisoziale Gefahr hindeutet, so hat er zwar ein schweres Amt und eine mühsame Last übernommen, aber er bleibt darum doch der demokratische Mann, der sich nichts vergibt. Er sinkt nicht zum demagogischen „Verführer" oder Schmeichler herab.

Auf romanischem Gebiet, bei romanischer Reizbarkeit, waren politische Stimmungen und Verstimmungen stets in reger Fülle auf den Markt übergezogen. Was in England und Amerika wie ein Ausfluß bewußt politischer Erziehung wirkt, das vollzieht sich da vielfach in naiveren Formen. Welche brennenden Szenen haben die Straßen von Paris bis in die Gegenwart hinein erlebt! Welchen Zunder haben allein — die Volkssänger mit ihren Chansons in die Massen geworfen bis zu den Tagen des Generals Boulanger! Leidenschaftlichkeit, Theatralik, demagogisches Strebertum können böse Fieber heraufbeschwören. Aber wegen des Ungewohnten und manchmal jäh Ueberraschenden darf man darum das Großgemeinte, das Einmütige und Entschlossene, was doch in Höhemomenten wieder aufflammt, nicht übersehen.

Nach Wien ist romanische Luft und romanischer Kultureinfluß mannigfaltig hinübergedrungen. Dort schlägt ebenfalls die politisch-soziale Stimmung in die Lust an der Mitteilsamkeit auf der Straße um. Im Kampf um die österreichische Wahlreform ging es heiß zu. Die Freude an der Demonstration wird einzelne, nicht gerade ernste Elemente an die Oberfläche treiben. Für bedenklichere Nordländer wird Spielerisches sich da und dort vordrängen. Trotz solchen Auffälligkeiten jedoch waren die Demonstrationen durchaus nicht nutzlos vertan.

Mit einseitigem Hochmut ist keinem Teil geholfen; nicht denen, die im Besitz sind, noch denen, die auf den Ausbau, die Reform oder die neue Eroberung von Recht und Macht ihren begehrlichen Willen wenden. Wer sich nichts mitteilen läßt, wer tauben Ohres über Markt und Gassen wandert, der fördert Verdrossenheit und Verbitterung. Der Hellhörige und der Einsichtige wird bei allem Stimmengewirr, das ihm durch die Straßenpolitik, den Ausdruck weitreichender Bedürfnisse und mächtiger Sehnsucht, entgegendringt, die Grundakkorde vernehmen. Auf diesen Grundton muß er



Die Gräfin Warwick neben einem Sozialistenführer bei einer Rede auf offener Straße



Eine Frauenrechtlerin spricht bei einem Meeting im Hyde Park

einzugehen wissen, will er vorwärts schreiten oder Einhalt gebieten. Diktatorisch sich verschließen, die Kundgebung auf der Straße als unästhetisch oder ungebührlich untersagen, das heißt: sich selber eines notwendigen Instrumentes entäußern. Wer in vollen Würden die Scheu vor der Straße rühmt,



Der Gouverneur des Staates New York und Präsidentschaftskandidat Hughes spricht auf offener Straße gegen die Praktiken der Versicherungsgesellschaften

der vergißt nur zu bald, daß in gespannten Tagen die Mitteilsamkeit sich nirgendwo unterbinden läßt. Wird sie behindert, so wird sie auf Seitenwegen viel Unreinlicheres mit sich führen, als sie auf breiten Verkehrspfaden tun könnte; und verstiegenes Hoffen und verbitterte Kümmernis glimmen hinter verschlossenen Türen gefährlicher als auf freien Plätzen, wo sie von tausend offenen Augen beobachtet werden können.

Sollte deutsche Innerlichkeit vor der Straße zurückbeben? Innerlichkeit deutet nur auf Kämpfe in sich selber. Wer über sich Gericht hält, geht nicht auf die Straße klagen. Desgleichen wird nur ein Schwätzer oder Leichtfuß halbstündlich einmal die schweren Geheimnisse der Weltpolitik mit seinem Nachbar durchnehmen. Wo aber wirkliche Beschwernisse rufen, wo bewegende Vorgänge den politischen Pulsschlag der Allgemeinheit erhöhen, da wird man die Straße als Ableiter nicht gut entbehren. Die Straßenpolitik mag willkommen sein oder nicht, sie meldet sich zu ihrer Zeit.

Sie kann weltgeschichtliche Ereignisse begleiten wie ein beschwingter heroischer Chor. Sie kann die Teilnahme an wandelbaren Geschicken gebieterischer Menschennaturen in unmittelbarer Lebhaftigkeit offenbaren, wie es geschah, als Bismarck zu wirken aufgehört hatte. Sie kann die Wünsche leicht entzündeter Jugend feuriger und wohl auch unreifer ausdrücken, als es Leuten strenger Dressur lieb ist; sie kann sogar Ausbrüche eines Notstandes veranschaulichen. Völlig regungslos und totenstarr wird die Politik auf der Straße nirgendwo.

Gerade die Dichter innerhalb germanischen Kulturbereichs haben stets diesen Volkschor zur tieferen Erläuterung großer politischer und schicksalschwerer Vorgänge zu nutzen verstanden; von den Szenen in Shakespeares Julius Cäsar an bis zum Lager Wallensteins bei Schiller und bis zu den schwülen, machtvoll ekstatischen Straßenszenen zu Bethulien in Hebbels Judith. Es macht sich sehr schneidig, sehr frisch und zuversichtlich und es riecht förmlich nach modischer Kraftmeierei, wenn man nach der Feuerwehr und der Dampfspritze ruft, um demonstrierende Menschen nach Doktor-Eisenbart-Manier vom hitzigen Fieber zu heilen. Aber man versteht nicht und will sogar nicht verstehen, was in erregter Menschenmenge vorgeht, wenn man ihre Erregung hochmütig abtut oder sie bloß verachtet.



Photo Topical

Politik auf der Straße: Die Volksmenge in Oxford Street beim Empfang des Deutschen Kaisers in London



Huldigung Friedrich Wilhelms IV. vor dem Berliner Schloß am 15. Oktober 1840. Nach einem Gemälde von Franz Krüger
Auf der Tribüne rechts die Gebrüder Grimm, Schelling, Rauch, Tieck, Alexander von Humboldt, Schönlein, Tieffenbach, Cornelius



Englische Hafenarbeiter versammeln sich völlig ungestört zu einer politischen Demonstration

Tiere als Kannibalen

Von

Dr. Th. Zell

Bei dem Menschen hat es wohl eine geraume Zeit gedauert, ehe er zur Erkenntnis der Unsittlichkeit des Kannibalismus gelangte, sonst würden in den Mythen und Sagen die Geschichten von Menschenfressern nicht eine so große Rolle spielen. Ausgerottet ist der Kannibalismus auch heute noch nicht vollständig, wie er auch bei manchen Tieren in vollster Blüte steht.

Allerdings darf man bei der Beurteilung der Tierwelt niemals den Unterschied zwischen wilden und gezähmten oder gefangengehaltenen Tieren außer Augen lassen. So las ich kürzlich in einer sehr verbreiteten Zeitung folgendes:

„Tiere als Kannibalen. Einen Menschen, der Menschen frißt, nennt man einen Kannibalen, und so darf man auch diejenigen Tiere, die andre ihres eignen Stammes auffressen, wohl mit Recht als Kannibalen bezeichnen. Derartige Tierkannibalen gibt es eine ganze Masse, und wer zum Beispiel in einem Aquarium die Krebs- und Hummerbehälter beobachtet, kann sehen, wie sich diese Krustentiere in aller Gemächlichkeit gegenseitig auffressen oder sich Beine und Scheren abbeißen und sie verzehren. Auch der Löwe ist ein Kannibale, und besonders ist es der Löwenvater, der gern seine eignen Kinder zum Frühstück verspeist. Man bringt sie daher in zoologischen Gärten auch stets schleunigst vor ihm in Sicherheit. Ebenso weiß jeder Schweinezüchter, daß die Schweine Kannibalen sind und öfters ihre eignen Jungen auffressen. Die Heuschrecken und Grillen gehören gleichfalls zu den sich gegenseitig verzehrenden Tieren, und zwar sind es hier meistens die Weibchen, die ihre Männchen zum Frühstück verspeisen. Ob sie sie aus Liebe auffressen oder ob dies eine bei ihnen bewährte Methode zur Schlichtung ehelicher Zwistigkeiten ist, hat bis jetzt noch kein Forscher herausgebracht.“

Dieser Bericht ist nicht nur außerordentlich lückenhaft, sondern er führt auch Tiere an, die gar nicht dahin gehören.

Der wild lebende Löwe ist — ganz im Gegensatz zu unserm Hauskater — ein ausgezeichneter Vater. Ebenso habe ich noch niemals etwas davon gehört, daß die frei lebende Wildsau eines ihrer

Kinder verspeist. Dadurch, daß wir Menschen einzelne Tiere zu Haustieren gemacht oder in Gefangenschaft halten, haben wir gewisse unnatürliche Verhältnisse begünstigt, die sich dann in sonst unbekannten Handlungen offenbaren. Dem Haustier und dem gefangenen Tiere fehlt die erforderliche Bewegung und die naturgemäße Nahrung. Deshalb sind auch die Geburten viel schwerer als bei frei lebenden Geschöpfen. Hieraus erklärt es sich, daß die Weibchen von Fleischfressern in der Gefangenschaft oder als Haustiere ihre Kleinen oft auffressen, während sie als freie Tiere niemals daran denken.

Wird ferner ein wild lebendes Raubtier von Hunger geplagt, so kann es sich die Nahrung suchen, die ihm am meisten zusagt. In der Gefangenschaft hat es aber oft keine andre Wahl, als sich auf einen Artgenossen zu stürzen.

Aus diesem Grunde halte ich es für unrecht, Tiere als Kannibalen zu bezeichnen, weil sie in der Gefangenschaft ihresgleichen verzehren. Ich wundere mich, daß so ausgezeichnete Tierkenner wie Brehm und andre diesen fundamentalen Unterschied nicht berücksichtigen. Bei Brehm wird beispielsweise der Habicht als Kannibale geschildert, aber dergleichen Untaten nur von gefangenen berichtet.

Ebenso wird der Iltis im „Zoologischen Garten“ als Kannibale hingestellt, aber auch hier handelt es sich um Gefangengehaltene.

Also von Kannibalismus in der Tierwelt kann man nur reden, wenn frei lebende Tiere ihr Artgenossen verspeisen. Solche Kannibalen gibt es in der Tat unglaublich viele.

Hierhin gehört zum Beispiel der Wolf. Daß ein Wolfsrudel im Winter, von heftigem Hunger geplagt, sich auf die schwächsten Mitglieder stürzt und diese verzehrt, würde ich noch nicht als Kannibalismus bezeichnen. Denn in der Not frißt bekanntlich der Teufel Fliegen. Ist es doch oft vorgekommen, daß Schiffbrüchige, die in ihrem Boote keine Lebensmittel mehr besaßen, schließlich Kannibalen wurden. Wenn das einem gesitteten Europäer passieren kann, so muß man Raubtiere besonders nachsichtig beurteilen. Das würde also nicht genügen. Aber wir wissen vom Wolfsrudel, daß es auch, ohne vom Hunger geplagt zu sein, jeden kranken und schwerverwundeten Genossen verschlingt. Deshalb müssen wir den Wolf zu den Kannibalen rechnen.

Auch sein Vetter Fuchs gehört dorthin. Ein Bekannter Winkells traf einen Fuchs darüber an, einen andern, der sich über Nacht im Schwanenhalse gefangen hatte, zu verzehren, und zwar tat er das mit so vieler Lüsternheit, daß der Jäger im Freien herangehen und sich durch Erlegung des Räubers für den zerrissenen Balg des Gefangenen bezahlt machen konnte. Förster Müller sah mit an, wie sechs junge Füchse miteinander spielten, dann zankten und dabei den einen blutig bissen. Der Verwundete suchte zu entkommen, wurde aber augenblicklich von der ganzen Schar mörderisch angefallen, umgebracht und aufgefressen. Aehnlich erging es einem jungen Fuchse, der angeschossen worden war, sich aber noch bis zu seinem Baue fortschleppte: als man letzteren kurze Zeit darauf öffnete, hatten ihn seine Brüder bereits verzehrt.

Wie steht es mit Meister Petz? Gehört er zu den Kannibalen oder nicht? Es ist merkwürdig, daß zwei so ausgezeichnete Tierkenner wie von Tschudi und der jetzige Präsident Roosevelt, der bekanntlich ein hervorragender Jäger ist, zu ganz verschiedenen Ergebnissen gelangen. Der Erstgenannte schreibt nämlich vom Bären folgendes: „Kein andres Raubtier ist so drollig, von so gemütlichem Humor, so liebenswürdig wie der gute Meister Petz. Er hat ein gerades, offenes Naturell ohne Tücke und Falschheit. Seine List und Erfindungsgabe ist ziemlich schwach. Was der Fuchs mit Klugheit, der Adler mit Schnelligkeit zu erreichen sucht, erstrebt er mit gerader, offener Gewalt. An Plumpheit dem Wolfe ähnlich, ist er doch von ganz andrer Art, nicht so gierig, reißend, häßlich und widerwärtig. Seine ganze Erscheinung hat etwas Edleres, Zutraulicheres, Menschenfreundlicheres als die des mißfarbigen Wolfes. Er rührt keine Menschenleiche an, frißt nicht seinesgleichen, lungert nicht des Nachts in dem Dorfe herum, um ein Kind zu erhaschen, sondern bleibt im Walde als seinem eigentlichen Jagdgebiete.“

Ganz das Gegenteil behauptet Roosevelt von dem grauen Bären:

„Es fehlt ihm gänzlich die geschmeidige Behendigkeit so vollendeter Mordgesellen, wie Kuguar und Wolf es sind; das Fehlen dieser Behendigkeit kann keine noch so große Summe bloßer Kraft ersetzen. Er ergötzt sich lieber an Tieren, die zufällig eingegangen oder von andern Tieren oder vom Menschen getötet worden sind, als daß er dieses Töten selbst besorgt. Er ist ein äußerst widerwärtiger Fresser, hat eine starke Vorliebe für Aas und findet ein grausiges, kannibalisches Wohlgefallen am Fleisch seines eignen Geschlechts; ein toter Bär zieht fast besser als jede andre Kirrung, abgesehen von einem Pferdekadaver, einen Bruderbären in die Nähe des im Hinterhalt liegenden Jägers.

Aber diese ‚grauen Bären‘ begnügen sich nicht immer bloß mit den toten Körpern ihrer Brüder. Einem schwarzen Bären bliebe in den Branten eines starken hungrigen Grisly nur wenig Hoffnung auf Rettung, und ein altes männliches Tier tötet und frißt ein Junges, besonders wenn es dasselbe in ungünstiger Lage antrifft. Ein nicht uninteressantes Beispiel dieser Art ereignete sich im Frühjahr 1891 im Yellowstone National Park. Der Vorfall wird in dem folgenden Brief erzählt, den einer meiner Freunde, Elwood Hofer, an William Hallett Phillips aus Washington schrieb. Hofer ist ein alter Bergbewohner; ich habe selbst mit ihm gejagt und weiß, daß seine Angaben glaubwürdig sind. Er war damals im Park damit beschäftigt, Tiere für das Nationalmuseum in Washington zu besorgen, und hielt sich in Yanceys ‚Hotel‘ in der Nähe der Tower Falls auf. Eine Stelle in seinem Briefe, der vom 21. Juni 1891 datiert war, lautete folgendermaßen:

‚Ich hatte ein prächtiges Grisly- oder Krummrückenjunges und wollte es nach den Quellen schicken. Am nächsten Morgen, als das Gespann hier war, hörte ich draußen ein Geräusch, ging

hinaus und fand es tot. Ein alter Bär, der eine Spur von 9½ Zoll machte, hatte es getötet und teilweise aufgefressen. Gestern abend kam ein andrer, der eine Spur von 8½ Zoll machte, und störte Yancey beim Milchgeschäft. Sie wissen, wie die Hütten hier stehen. Zwischen dem Gastzimmer und dem alten Haus befindet sich ein Pfahl zum Anbinden der Pferde; dort wurde der junge Bär getötet. Dicht daneben stand ein Milchhaus; dorthin kam gestern nacht noch ein Bär, zertrümmerte das ganze Ding und ließ nichts übrig als ein paar plattgedrückte Eimer und Näpfe und Bretter. Ich schlief in der alten Hütte und hörte das Zinngeschirr klappern, glaubte aber, es sei alles in Ordnung, und dachte, es seien Kühe oder Pferde draußen. Um die Milch kümmerte ich mich nicht; aber der verdammte Bursche grub die Ueberreste des Jungen aus, die ich in dem alten Garten verscharrt hatte, und stattete dem alten Vorratshause einen Besuch ab, fand aber nichts. Es gibt sehr viele Bären in diesem Teil des Parkes, und sie werden sehr zudringlich. Das Wild schickte ich an Kapitän Anderson und höre, daß es gut ist.'"

Wer hat nun recht? Oder ist die Verschiedenheit darauf zurückzuführen, daß Tschudi vom gemeinen, Roosevelt vom grauen Bären spricht? Vielleicht erklärt sich der Widerspruch folgendermaßen.

Zunächst ist Tschudi im Irrtum, wenn er von dem Bären behauptet, er rühre keine Leiche an. Das ist im Gegenteil eine Eigentümlichkeit von fast allen Raubtieren. Bei den Bären ist diese Eigenschaft so bekannt, daß man ihn einfach als Aasbären bezeichnet. Auch Brehm hält ihn für einen Aasfresser, denn er schreibt darüber folgendes:

„In der Regel frißt der Bär nicht sogleich von einer größeren Beute, die er schlug, läßt das Opfer vielmehr erst einige Zeit liegen und umgeht es, schnüffelnd und leise brummend, mehrere Male, deckt es auch wohl mit aufgerafftem Moose zu und kehrt später zu ihm zurück, um sein Mahl zu halten. In den Wäldern des Ural findet man nicht selten Pferde, deren Kopf, Hals, Schenkel und Schwanz in dieser Weise verhüllt sind, vergräbt hier auch, um Bären anzulocken, verendete Pferde bis auf ein Bein und setzt sich, oft mit gutem Erfolge, nebenbei auf den Anstand. Daß der Bär unter Umständen Aas angeht, ist durch die reichen Erfahrungen russischer Jäger hinlänglich verbürgt. Wenn Viehseuchen wüten und die sibirischen Bauern zwingen, die gefallenen Stücke einzugraben, wühlen Bären diese wieder hervor, um an ihnen sich zu sättigen; es erscheint deshalb auch glaublich, daß Meister Braun zuweilen zum Leichenräuber wird. So erlegte man in dem sibirischen Dorfe Makaro einen Bären auf dem Friedhofe, als er gerade beschäftigt war, einen kurz vorher beerdigten Leichnam auszugraben."

Wenn ein Raubtier, das mit Vorliebe Aas frißt, auch seine Artgenossen frißt, falls sie tot sind, so kann man es deswegen noch nicht als Kannibalen bezeichnen.

Ferner gibt es in der Tierwelt zahllose schlechte Väter, die ihre eignen Jungen auffressen, falls sie ihrer habhaft werden können. Die Mutter kennt sehr wohl die Gelüste des Herrn Gemahls und vertreibt ihn deshalb von dem Wochenbette. Hierhin gehören zum Beispiel Wölfe, Kater, Bären, Kaninchen und so weiter. Sind diese Tiere deshalb Kannibalen? In der Praxis kommen diese Tiere doch nur ausnahmsweise dazu, wie in dem von Roosevelt geschilderten Falle.

Von echten Kannibalen kann man doch nur sprechen, wenn gleichstarke Tiere sich gewöhnlich auffressen oder wenn die Alten regelmäßig die Jungen wegschnappen. Andernfalls müßten die Ratten, die gern gemeinschaftlich leben, als Kannibalen bezeichnet werden, was sie doch schwerlich sind. Brehm schreibt von ihnen: „Sie lieben die Gesellschaft ihresgleichen. Oft machen sie sich ein gemeinschaftliches Nest und erwärmen sich gegenseitig, indem sie darin dicht zusammenkriechen; stirbt aber eine von ihnen, so machen sich die übrigen gleich über sie her, beißen ihr erst den Hirnschädel auf, fressen den Inhalt und verzehren dann nach und nach die ganze Leiche mit Zurücklassung der Knochen und des Felles. Die Männchen muß man, wenn die Weibchen trächtig sind, sogleich absperren: denn sie lassen diesen keine Ruhe und fressen auch die Jungen am ersten. Die Mutter hat übrigens viel Liebe zu ihren Kindern; sie bewacht dieselben sorgfältig, und diese erwidern ihr die erwiesene Zärtlichkeit auf alle nur mögliche Weise."

Gewiß verzehren die Ratten tote Genossen und der Rattenvater seine Jungen, wenn er sie bekommen kann, aber Kannibalen sind die Ratten keineswegs, denn sie pflegen Genossen, die sich nicht ernähren können. Hierfür will ich folgenden Fall anführen, den ein englischer Schiffsarzt erzählt: „Ich las in meiner Kammer, als ich ein Kratzen zwischen dem Tafelwerke und der Seite des Schiffes hörte, das einige Zeit mit Absätzen, die Furcht anzeigten, dauerte. Ich mutmaßte, Ratten kletterten zwischen den Rippen des Schiffes durch ein Loch herauf, wo man ein Brett aus dem Tafelwerke genommen hatte, das Schiff luftig zu erhalten. Diese Oeffnung ist ungefähr zwei Fuß von der Decke meiner Kammer. In der Tat zeigte sich auch bald eine Ratte, übersah den ganzen Platz und zog sich mit der größten Vorsicht und Stille zurück, während ich ganz ohne Bewegung saß und nur die Augen brauchte. Eben diese Ratte kam sogleich zurück und führte eine andre Ratte bei dem Ohre, die sie in einer kleinen Entfernung von dem Loche ließ, durch das sie hereingekommen war. Eine dritte Ratte gesellte sich zu dieser gütigen Führerin; sie suchten überall herum, alle die Stückchen Zwieback auf, die auf dem Boden lagen, und brachten sie der zweiten Ratte. Nun bemerkte ich, daß diese blind war, sie blieb völlig auf ihrer Stelle, auf die sie gebracht worden, und verzehrte das, was ihr von den entlegeneren Gegenden des Bodens durch ihre treuen Versorger gebracht ward. Indem ich mich in angenehmen Betrachtungen über die wunderbare Scharfsinnigkeit dieses verabscheuten Tieres vertiefte, kam jemand die Leiter herunter, wodurch meine Gäste erschreckt wurden und ihren Weg zurück nahmen, doch mit der Sorgfalt, daß die Blinde in Sicherheit war, ehe sie sich retteten."

Auch daß der graue Bär den schwarzen auffrißt, ist kein Beweis von Kannibalismus. Das

tun zahllose Tiere, und zwar aus Konkurrenzneid. Deshalb frißt die Feldmaus die Hausmaus, die Wanderratte die Hausratte und so weiter. Man könnte höchstens von unechtem Kannibalismus reden.

Als echten Kannibalen kann ich den Bären demnach nicht erklären, da sich alle von Roosevelt angeführten Beispiele aus der Besonderheit der Fälle erklären lassen.

Ein echter Kannibale ist hingegen der Maulwurf. Von ihm schreibt Brehm: „Nicht einmal mit andern seiner Art, seien sie nun von demselben Geschlecht wie er oder nicht, lebt er in Freundschaft. Zwei Maulwürfe, die sich außer der Paarungszeit treffen, beginnen augenblicklich einen Zweikampf miteinander, der in den meisten Fällen den Tod des einen, in sehr vielen andern Fällen aber auch den Tod beider herbeiführt. Am eifersüchtigsten und wütendsten kämpfen erklärlicherweise zwei Maulwürfe desselben Geschlechts miteinander, und der Ausgang solcher Gefechte ist dann auch sehr zweifelhaft. Der eine unterliegt, verendet und wird von dem andern sofort aufgefressen."

Wie der Maulwurf, so ist auch die ihm verwandte Spitzmaus ein Kannibale. Von ihr heißt es: „Es gibt wenig andre Tiere, die so ungesellig sind und sich gegen ihresgleichen so abscheulich benehmen wie eben die Spitzmäuse; bloß der Maulwurf noch dürfte ihnen hierin gleichkommen. Nicht einmal die verschiedenen Geschlechter leben, die Paarzeit ausgenommen, in Frieden miteinander. Sonst frißt eine Spitzmaus die andre auf, sobald sie derselben habhaft werden und sie überwältigen kann. Oft sieht man zwei von ihnen in einen so wütenden Kampf verwickelt, daß man sie mit den Händen greifen kann; sie bilden einen förmlichen Knäuel und rollen nun über den Boden dahin, fest ineinander verbissen und mit einer Wut aneinander hängend, die des unflätigsten Bulldoggen würdig wäre. Ein wahres Glück ist es, daß die Spitzmäuse nicht Löwengröße haben: sie würden die ganze Erde entvölkern und schließlich verhungern müssen."

Die Wichtigkeit des Kannibalismus beim Krokodil schildert drastisch unser leider so früh verstorbener von Wissmann. Die Echse frißt die Fische und vermehrt sich unglaublich, so daß sie schließlich ihre eignen Jungen fressen muß. Dadurch vermindert sich ihre Anzahl, und die Fische können sich vermehren, bis die Sache wiederum von vorn anfängt.

Hierzu möchte ich bemerken, daß nach Brehm alle Krokodilarten auch dann ihre Jungen fressen, wenn Fische in genügender Anzahl vorhanden sind, daß sie also echte Kannibalen sind.

Daß Krebse Kannibalen sind, wie vorhin erwähnt wurde, ist durchaus zutreffend. In meinen „Tierfabeln" habe ich darüber Näheres berichtet.

Wohl alle Fische — wenigstens die fleischfressenden, welche die ganz überwiegende Majorität bilden — sind ausgesprochene Kannibalen. Vom Hecht und Barsch ist es allgemein bekannt. An der Angel gefangene Fische werden nicht selten von Artgenossen aufgefressen. Das soll besonders beim Eishai vorkommen.

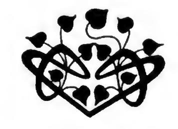
Unter den Insekten gibt es ebenfalls zahllose Kannibalen. Nicht bloß die eingangs genannten gehören dazu, sondern es wären noch gewisse Arten von Skorpionen, Spinnen, Ameisen und so weiter anzuführen.

Gibt es nun irgendeine einleuchtende Erklärung für diese seltsame Erscheinung? Gewiß gibt es eine solche, und zwar zeigt sie uns wiederum die Weisheit der Natur im hellsten Lichte. Echten Kannibalismus wird man bei allen frei lebenden Fleischfressern antreffen, die sich durch ungewöhnliche Fruchtbarkeit auszeichnen. Die Vermehrung der Fische und Insekten ist bekanntlich unglaublich, deshalb muß es dort Kannibalen geben. Das Krokodil muß Kannibale sein, denn es legt jährlich etwa fünfzig Eier. Die Tropen müßten ohne Kannibalismus von diesen scheußlichen Echsen wimmeln. Löwe und Tiger haben jährlich nur zwei bis drei Junge, deshalb ist echter Kannibalismus bei ihnen gewiß ausgeschlossen. Wölfe, Füchse, Maulwürfe, Spitzmäuse und so weiter sind hingegen sehr fruchtbare Geschöpfe.

Da die Bärin jährlich höchstens zwei Junge hat, so ist schon aus diesem Grunde echter Kannibalismus bei Meister Petz sehr unwahrscheinlich.

Die Fruchtbarkeit der Nager ist bekanntlich erstaunlich groß. Sie müßten ebenfalls echte Kannibalen sein, wenn nicht durch ein Heer von Feinden für ihre Verminderung gesorgt wäre. Diese Feinde, namentlich die Raubtiere, sind aber in Kulturländern gewöhnlich stark gelichtet, so daß Ratten-, Mäuse-, Kaninchenplage bei uns etwas Alltägliches ist.

So widerlich uns Menschen also der Kannibalismus ist, so wäre ohne ihn der Kampf ums Dasein unendlich schwieriger. Ganz besonders gilt dieser Satz für die ersten Menschen mit ihren primitiven Waffen. Aber selbst für uns Kulturvölker wäre es sehr angenehm, wenn Ratten, Mäuse und Kaninchen echte Kannibalen wären.





Der Sensendengler

Nach einer Farbstiftzeichnung von Fritz Grätz

Der Maler und sein Atelier

Von

N. E. Merow

(Hierzu neun Abbildungen nach Originalzeichnungen für „Ueber Land und Meer“ von F. V. Toubek, München)



Aus dem Prunkatelier eines berühmten Meisters

Um die Arbeitsstätte des bildenden Künstlers webt noch immer der Hauch der Romantik. Stärker als die mit Büchern umstellte Schreibstube des Politikers oder Gelehrten, mehr als das mit Instrumenten vollgepfropfte Laboratorium des Naturwissenschaftlers oder Technikers reizt sie unsre Neugierde, und ein Besuch in irgendeinem Atelier gehört zu den schmackhaftesten Sensationen einer jeden Kunststadt. Kommt es daher, daß es gerade dem bildenden Künstler vielleicht am ehesten gegeben ist, auch seine Umwelt harmonisch zu gestalten und wie seinem Bilde auch seinem Schaffen einen stimmungsvollen Rahmen zu geben? Die Zeiten sind zwar vorüber, wo die revolutionärsten Werke an einem Schreibtisch entstanden, der in dem denkbar spießbürgerlichsten Milieu stand, wo der Gelehrte, der täglich den großen Genien der Kunst opferte, in einer Atmosphäre lebte, die von jeder Kunst himmelweit entfernt war. Eine langsam, aber stetig fortschreitende ästhetische Kultur hat allmählich auch die Kreise in ihren Bann gezogen, deren konservative Beharrlichkeit sich ihr am längsten widersetzte. Der moderne Gelehrte schafft sich ebenfalls eine Umwelt, die den Stempel seiner Persönlichkeit trägt und die innerlich mit seiner Geistesarbeit verbunden ist. Diese persönliche Note ist aber naturgemäß viel stärker ausgeprägt bei dem bildenden Künstler, und sein Arbeitsraum kann unter Umständen selbst eine Probe seiner Kunst sein. Ein Blick in das Atelier eines Malers kann uns aufklären über seine Kunstrichtung, über seine Stellung zur Natur und zur Welt. Der elegante Damenmaler haust anders als der Landschafter; ein Anhänger der alten Schule wird sich heimlicher einrichten als der Impressionist, der zunächst Licht und immer wieder Licht braucht. Allerdings hat es auch eine Zeit gegeben, wo der Maler sein Atelier weniger zu einem Arbeits- als zu einem Ausstellungsraum gestaltete und sein Hauptaugenmerk darauf richtete, den Besucher zu verblüffen und seinen Bildern einen möglichst effektvollen Hintergrund zu schaffen. Diese Zeiten —



Unterhaltung beim Morgenkaffee

sie sind noch nicht lange her — sind jetzt glücklich überwunden. Das moderne Atelier ist nicht mehr die geschmackvolle Rumpelkammer, in der alles Mögliche und Unmögliche in genialer Unordnung von der Kunstliebe und dem Sammlerglück seines Besitzers Zeugnis ablegte. Immerhin wird man ein paar alte Möbel, einen echten Teppich, irgendeine bemerkenswerte Kopie auch wohl heute noch so ziemlich in jedem Atelier finden, ein gemütlicher Winkel ist fast überall von dem übrigen Raum durch ein paar Vorhänge abgetrennt, denn in seinem Atelier pflegt der Künstler ja nicht nur zu arbeiten, sondern auch zu leben, es ist gleicherweise der Schauplatz seiner Muße, seiner Geselligkeit, und auch als solcher verlangt es seine eigne Note. Im gesellschaftlichen Leben einer Kunststadt spielt das Atelier eine große Rolle. Ihm wird sogar eine Ausnahmestellung eingeräumt; ja manchmal steht es wohl auch jenseits von Gut und Böse. Aber ein Damenbesuch in allen Ehren ist auf dem Atelier auch eines unverheirateten Malers keine Seltenheit — worauf der dichtende Kollege an seinem Schreibtisch lange warten kann —, und im Karneval ist das Atelier wie prädestiniert für allerlei Feste im engeren Kreise. Ueberhaupt ist die Malerei, wenn man so sagen darf, eine gesellige Kunst. Auch der fleißigste Künstler findet bei der Arbeit noch Zeit, mit seinem Modell ein paar Worte zu wechseln, und dem Maler zuzuschauen ist ein ganz besonderes Vergnügen. Der Werdeprozeß des malerischen Kunstwerks tritt deutlich zutage, und schon im Entstehen fordert das Bild Anteilnahme. Darum sind die Maler im allgemeinen — einsame Naturen gibt es natürlich auch unter ihnen — gesellige Leute; das Handwerksmäßige, was, Gott sei Dank, ihrer Kunst anhaftet, läßt das Schaffen die Nerven nicht im gleichen Maße angreifen, wie das vielleicht bei den andern Künsten der Fall ist, und in den Mußestunden laden sie gern die Schwesterkünste zu Gast.



Jugendliche Modelle

Vom wohnungstechnischen Standpunkt aus ist dagegen das Atelier meistens ein recht stiefmütterlich bedachter Raum. Und wer selber einmal auf der Suche nach einem Künstlerheim treppauf, treppab gewandert, ist gewiß erstaunt gewesen, wie wenig einladend ein Atelier in seiner nackten Unbewohntheit den Besucher empfängt. Nordlicht ist natürlich Bedingung, und die damit verbundene Kälte setzt eine gute Portion inneren Feuers voraus. Vier Treppen muß man gewöhnlich ebenfalls in Kauf nehmen, denn in Kunststädten kann der Hausherr getrost den Raum, auf dem sonst die Wäsche trocknet, ohne große Kosten zu einem tadellosen Atelier ausbauen. Wie im Winter die Kälte, so ist so dicht unter dem Dache im Sommer auch die Hitze recht fühlbar. Ein Künstler von Ruf baut sich natürlich so bald als möglich sein eignes Haus, bei dessen Grundriß er von vornherein weit mehr Rücksicht auf das Atelier nimmt, wenn ihn nicht der Staat in ein Lehramt beruft und ihn so aller Sorgen um eine ideale Arbeitsstätte enthebt. Aber das sind Ausnahmen. Die gemieteten Ateliers liegen alle dem Himmel sehr nahe, ein kleines Schlafzimmer, ein paar Kammern, in denen die großartigsten Meisterwerke eine Art Winterschlaf halten: das ist das Reich eines Kunstjüngers, der noch nicht die Höhe der Ruhmesleiter erklommen hat. Meistens haust er darin ganz allein, er liebt es nicht, beaufsichtigt zu werden. Eine Zugeherin kommt wohl morgens und abends und sorgt für einige Ordnung. Die Hauptmahlzeiten werden außer dem Hause eingenommen, aber mancher Maler soll auch in der Kochkunst ungeahnte Talente entfaltet haben. Atelierhäuser sind auch in Deutschland in letzter Zeit viel gebaut worden; aber es ist nicht jedermanns Sache, mit mehreren Kollegen auf demselben Korridor zu wohnen, es sei denn, daß er nur eine Werkstätte sucht und sein eigentliches Heim ganz wo anders aufgeschlagen hat. Aber die enge Verbindung von Schaffen und Leben gibt ja dem Atelier erst seinen Reiz. In den meisten Kunststädten findet man die Ateliers in bestimmten Stadtteilen zusammengedrängt. In München, dessen Verhältnisse unsern Schilderungen zugrunde gelegt sind, in Schwabing und in der



Bei der Arbeit

Eine Kollegin zu Besuch

Gegend der Theresienwiese, in Berlin im neuen Westen, in Paris im Quartier Latin und auf dem Montmartre, in London in Chelsea.

Laden wir uns einmal unsichtbar in München bei einem malenden Freunde zu Gast. Wir wollen sehen, wie so ein Tag innerhalb der Ateliermwände verläuft. An einem klaren Wintermorgen steigen wir die Treppen empor — es ist keine ganz leichte Arbeit —, und da unser Freund nicht gerade zu den Frühaufstehern gehört, so haben wir Muße genug, uns ein wenig umzusehen. Es ist der stereotype Atelierraum. Die äußere Wand ist der Dachlinie folgend etwas abgeschrägt, das große Fenster unten durch eine Gardine abgeblendet. Ein Blick durch die Scheiben! Dächer, nichts als Dächer, hier und dort vielleicht ein Baum, ein verschneites Gärtchen und die ungehemmte Aussicht in die weite Ferne. Es liegt etwas ungemein Beruhigendes in dieser Vogelperspektive. Man fühlt sich hinausgehoben über die kleine Alltäglichkeit, der Lärm der Stadt dringt nicht in diese Höhe, eine zur Arbeit ladende Stille waltet umher. Der Hauptraum — dem Fenster mittelbar gegenüber — ist natürlich für die Arbeit reserviert. Da steht Staffelei neben Staffelei mit den in verschiedenen Stadien der Vollendung sich befindlichen Bildern. Seitwärts hat der Radiertisch mit seinem eignen Lichtschirm Platz gefunden, und eine ganze Batterie von Gläsern und Flaschen, ein kleines Arsenal von Nadeln und Grabstichelu deuten auf seine Bestimmung. An der Wand steht der Schreibtisch, ein altes schönes Stück, mit der kleinen Bibliothek. Er dient zugleich als Aufbewahrungsort für die Sammlung von Skizzen, Radierungen, Holzschnitten und dergleichen, die durch Kauf oder Tausch allmählich jeder Künstler zusammenbringt. Auch ein kurzer Blick auf die Bibliothek ist nicht uninteressant. Außer den Werken, die der Kunst gewidmet sind, findet man meistens eine Auswahl wirklich guter Bücher. Künstler pflegen in der Lektüre meistens Feinschmecker zu sein, und man ist oft erstaunt, aus welchen entlegenen Gebieten der Literatur sie ihre Lieblinge holen. Eine Ecke wird von dem unvermeidlichen Diwan eingenommen. Ein Rauchtischchen, auf irgendeiner Auktion erstanden, steht ihm zur Seite. Gute Teppiche, ein paar mehr oder minder bequeme, auf jeden Fall aber eigenartige Stühle vervollständigen das Meublement. Der Raum ist so weit dadurch erfüllt, daß er einen wohnlichen Eindruck macht, ohne jedoch, daß die zum Arbeiten unumgängliche Bewegungsfreiheit irgendwie gehemmt wäre. Das ist ja gerade das Charakteristische eines Ateliers gegenüber unsern enger bemessenen Wohnräumen: eine ungezwungene Behaglichkeit, aber eine größere Freiheit und ein etwas weiterer Abstand den toten Objekten gegenüber. An der Wand Studien, Akte in den verzwicktesten Stellungen, ein Porträt von Freundeshand, ein paar Gipsabgüsse nach bekannten Werken der Renaissance in künstlerischer Tönung — das ist die künstlerische Kleinwelt, deren Zauber uns immer aufs neue gefangennimmt.

Indessen hat sich unser Freund erhoben, und sein Tagewerk nimmt einen allerdings etwas prosaischen



Dämmerstunde im Atelier



Blick aus dem Atelierfenster

darf, wird ein Wort laut, sonst hört man nur das Geräusch des Pinsels, ein gelegentliches Zurücktreten, um das Geschaffene besser beurteilen zu können, und hier und dort wohl ein tiefer Seufzer, wenn ungeahnte Schwierigkeiten sich dem Gelingen in den Weg stellen. Indessen ist die Besuchszeit gekommen. Es gilt jetzt, an andre Arbeiten zu gehen. Das Modell schlüpft in seine Hülle und empfiehlt sich, fürstlich belohnt. Schnell wird noch etwas Ordnung gemacht, dann klopft es, eine junge Dame, von ihrer Mutter begleitet, tritt ein und eine Porträtsitzung hebt an. Es ist keine ganz leichte Aufgabe, ein Kunstwerk zu schaffen, das den Künstler und das

Anfang. Ein Blick nach dem Ofen ist wohl das erste, und dann heißt es für des Leibes Nahrung und Notdurft sorgen. Bald dampft der Kaffee auf dem Tisch, und nach einem flüchtigen Blick in die Korrespondenz geht's an die Arbeit. Nach kurzer Zeit stellt das erste Modell sich ein. Wer sie einmal gesehen hat, diese Schar von Männlein und Weiblein, die als Heilige oder Helden, als Madonnen oder Magdalenen auf der Leinwand eine gar sonderbare Auferstehung feiern, den kann manchmal der Menschheit ganzer Jammer anfassen. Es gehört schon der geschärfte Blick des Malers dazu, um die verwendbaren Schönheiten an diesen meist recht fragwürdigen Gestalten ohne weiteres zu entdecken. Und ohne Irrtum und Enttäuschung auf der einen oder der andern Seite geht es auch nicht ab. Auch soziale Perspektiven öffnen sich da dem Künstler. Manch einer kommt zu ihm, der einst bessere Tage gesehen, Mütter, die ihre kleinen Kinder gern als Jesuskindlein oder Engel verwendet wissen möchten, und dergleichen mehr. Auch die Unpünktlichkeit des Modells kann den Maler oft zur Verzweiflung bringen, wird doch durch eine versäumte Sitzung manchmal das Gelingen des ganzen Bildes in Frage gestellt, und die Stunden, die ein Maler vor der nassen Leinwand vergebens gewartet, gehören zu den unangenehmsten Erinnerungen. Aber unser Freund hat Glück, und die nächsten Stunden gehören ganz der Arbeit. Nur ab und zu, wenn das Modell der Ruhe be-



Der Kunsthändler

Modell, zumal wenn es sich um eine Dame handelt, gleicherweise befriedigt. Manche extreme Forderung muß da zurückgestellt werden, und erst den ganz Großen ist es erlaubt, das bestellte Porträt auch ganz nach eignem Kopfe zu gestalten. Aber unser Freund hat heute einen guten Tag. Ueberrascht sieht der mütterliche Schutzengel, wie beinahe mühelos Strich auf Strich eine lebensvolle Skizze entsteht, die dem Bilde als Grundlage dienen soll, und voller Befriedigung verlassen die beiden Damen das Atelier. Nun heißt es, schleunig zum Mittagessen in irgendeine benachbarte Kneipe zu eilen. Lange Muße kann man sich aber nicht gönnen, denn das Tageslicht muß nach Möglichkeit ausgenutzt werden, und bald finden wir den Maler wieder vor seiner Staffelei. Da klopft es aufs neue. Diesmal ist es eine angenehme Unterbrechung, denn der Kunsthändler, ein gern gesehener Gast in jedem Atelier, steht vor der Tür. Wohl dem Maler, in dessen Atelier der Kunsthändler von selber kommt, dem es erspart bleibt, mit seinen eignen liebgewordenen Schöpfungen von einem zum andern hausieren zu gehen. Die Geschichte des modernen Kunsthandels ist bislang noch nicht geschrieben worden, und manch dunkles Kapitel kommt sicherlich darin vor. Wie die Dinge einmal liegen, ist auch der Kunsthandel — nach einem berühmt gewordenen Ausspruch — ein notwendiges Uebel, dessen ideale Führung sich zu einer Kunstpolitik auswachsen kann, die für das gesamte Kunstleben nicht nur einer Stadt, sondern auch des Staates von einschneidender Wichtigkeit sein kann.

So kommt allmählich die Dämmerung heran. Bald sind die Farben nicht mehr zu unterscheiden, und der Maler unterliegt der angenehmen Nötigung, Feierabend zu machen. Was nun beginnen? Zwei Möglichkeiten öffnen sich. Das Gros der Künstler eilt wohl in die Kaffeehäuser, die um diese Zeit meistens überfüllt sind. Da vertiefen sich die Künstler, froh der getanen Arbeit, in die Zeitungen, und das Kunstgespräch treibt die seltsamsten Blüten. Wir wollen den Abend aber im Atelier verbringen. Der Illustrator, der Zeichner ist vom Lichte nicht in gleichem Maße abhängig, und häufig versammelt auch wohl der „Abendakt" eine Anzahl guter Freunde zu gemeinsamer Uebung. Jetzt tritt überhaupt die Geselligkeit in ihre Rechte, und bald hat sich eine kleine Gesellschaft zusammengefunden. Ein Abend im Atelier übt einen ganz eignen Zauber aus. Nur spärlich erhellt die Lampe einen kleinen Teil des großen Raumes, im Halbdunkel liegen die Ecken, und die Bilder auf den Staffeleien und an den Wänden erhalten ein gar phantastisches Aussehen. Die Teemaschine summt. Irgendein Musikinstrument, meistens eine Gitarre oder Mandoline, ist wohl auf jedem Atelier zu finden. Bald erklingen ihre leisen Melodien. Dazwischen geht das Gespräch. Alte Hoffnungen werden wach und die Zukunft erstrahlt in rosigstem Lichte. Der Rauch der Zigaretten zieht seine langen Schwaden, zwanglos haben sich die Künstler hier und dort niedergelassen, und das Bild künftigen Ruhmes steht vor ihrem inneren Gesichte . . .

Wer aber, abends durch die winterlichen Straßen wandernd, seine Blicke nach den Dächern hinaufschweifen läßt, der erblickt wohl, wenn alles ringsumher längst im Dunkel liegt, die großen Atelierfenster von mattem Lichte erhellt. Wie viel Glück des Schaffens, wie viel sehnende Hoffnung und wie viel Kampf und Enttäuschung lebt hinter jenen Scheiben, deren Glanz in die Winternacht hinausleuchtet!



Der Radierer am Werk



Die Rose

Erzählung

von

Emmi Lewald (E. Roland)

Nicht alle Mädchen, die Goethe geliebt haben, sind der Literaturgeschichte einverleibt worden. Erst die Gegenseitigkeit des Gefühls machte sie literaturfähig — oder wenn das Gefühl einseitig von „seiner" Seite war.

Im Jena des zu Ende gehenden achtzehnten Jahrhunderts und am Beginn des neuen Säkulums hoben viele ihre Blicke zu den leuchtenden Gestirnen ... um dann später, wenn sie sich genug mit Romantik gesättigt und die Aussichtslosigkeit ihrer Schwärmerei erkannt hatten, irgendeinen dürftigen Professor der Mathematik versorgungshalber zu heiraten, dem sie vielleicht auch gelegentlich eine Waschkanne an den Kopf warfen, wie das arme Minchen Herzlieb es ihrem ungeliebten Eheherrn getan.

In hausbackene Seelen, angestaubt von Spießbürgertum, fielen damals verirrte Funken.

Widerschein war es von dem Glanz der großen Sonnen jener Periode, die politisch so tragisch und geistig so begnadet war — um enge und niedrige Stirnen wehte damals plötzlich wie ein Wunderhauch der Duft unbekannter Blumen:

„Rosen, ihr blendenden,
Balsam versendenden —"

Sie war siebzehn Jahre alt und hatte die flüchtige, vergängliche Schönheit dieses Jahrgangs, die richtige Beauté du diable, die trügerische, die so kurz und nur einmal blüht ...

Ihr Haar trug sie in einem dunkelbraunen Zopf um den Kopf gelegt, und diese Aehnlichkeit der Frisur mit der einer andern war es vielleicht allein, die Goethes Blick an einem Abend auf ihr weilen ließ und ihn veranlaßte, ihr eine Rose zu geben, die er ohnehin aus der Hand legen wollte, weil gerade jemand alte etrurische Münzen mit seltsamen, sagendunkeln Symbolen zeigte.

Windlichter standen auf dem Tisch in der Holunderlaube. Ueber dem Zaun sah man dunkelschwarz die Jenenser Berge, die nachts dank ihren großen Linien immer höher scheinen, als sie sind. Rechts hatte Schiller gewohnt, dort sah man den Umriß jener „hohen Gartenzinne, von dannen er der Sterne Ruf vernahm".

Das junge Mädchen war von fünf Schwestern die älteste, also ein Wesen, das gewissermaßen moralisch verpflichtet war, die Eltern von sich zu entlasten und seine Versorgung einem andern aufzuerlegen.

Sie stammte aus einem Geschlecht von braven Bürgern, lauter guten Leuten, gegen die sich nichts sagen ließ — aber auch gar nichts ...

Ja, durchaus nichtssagend waren sie alle.

Und da kam diese Stunde ... und in ihre Seele schlug es ein, und das große dunkle Augenpaar, das über die alten Münzen und schwirrenden Nachtfalter zuweilen wie verloren zu ihr flog, hatte eine solche Zaubermacht, daß ihr war, als werde an diesem Abend ihr ganzes Wesen umgewandelt.

Sie saß wie unter einer Sonne, die allzusehr blendet — gedemütigt in ihrer Nichtigkeit, staunend vor unbekannten Pforten, die sich nun plötzlich auftaten zu wundersamen Welten über der Welt.

... Als sie tags darauf den vier Geschwistern die Butterbrote strich, weißen Sand auf die Dielen streute und an den Perlpantoffeln für Vaters Geburtstag stickte, da fühlte sie, daß sie nicht mehr das Mädchen von vorgestern war, das artige Hauskind, das brav und selbstverständlich die Wirtschaftsmühle drehte, sondern daß sie fortan wie eine Fremde in ihrem eignen Leben stand.

Nun hatte sie zwei große Hoffnungen — die eine, „ihn" wiederzusehen — die andre, den mageren Herrn Becker mit dem rötlichen Ziegenbart, mit der Hornbrille über den stets entzündeten Augen von sich abzuschrecken, den der Vater immer häufiger zu den Familiensonntagen mitbrachte — den Mann mit dem schönen, auskömmlichen Gehalt.

Zuweilen sah sie „ihn" wieder. Flüchtig streifte sein Leben das ihre. In den alten Garten kam er nie mehr. Es war damals ja nur ein Zufall gewesen, daß er zu so einfachen Leuten geriet — nur der alten Münzen wegen, die einem verstorbenen fremden Studenten droben im Dachzimmer gehört hatten.

In den engen Straßen von Jena begegnete sie ihm, vor den Häusern, die damals noch keine Tafeln hatten, da die berühmten Namen noch von den Lebenden einhergetragen wurden. Flüchtig sah er sie an und erkannte sie nicht. Ihr Hut mißkleidete sie, und die um den Kopf geschlungenen Zöpfe konnte man so ja nicht sehen.

Aber was tat das! Sie lebte in ihm. Nachts mit den jungen Händen, die so müde waren vom Nähen und Kinderfrisieren, vom Scheuern und Blumen-an-die-Stämme-binden, blätterte sie in seinen Werken.

Es waren die guten Jahre ihres Lebens. Nur zuweilen kam es, daß ein heißer Schreck ihr von den Fußzehen bis zum Scheitel fuhr . . . dann, wenn der Mann mit der Brille über den entzündeten Augen plötzlich als drohende Wirklichkeit in ihren Träumereien stand, der Mann, der durch nichts in seinem Vorhaben abzuschrecken war.

Und eine Stunde kam, als sie in der Holunderlaube auf ihren Knien vor ihm lag und ihn flehentlich bat, nicht bei ihrem Vater um sie zu werben, weil sie wußte, daß dann alles verloren sei und es kein Nein für die geknechteten Töchter jener Zeiten gab.

Aber in diesem dürren Manne schlug ein erbarmungsloses Herz. Er warb doch um sie.

Und so stand sie eines Tages in der alten, feierlichen Kirche von Jena neben ihm. Die Sonne fiel schräg durch die Fenster. Kleine Stäubchen tanzten im Strahl. Die Hände des Pfarrers leuchteten weiß wie die Blätter seiner Bibel. Der Mann neben ihr zwinkerte geblendet mit den lichtempfindlichen Augen.

Sie stand da — eine Geopferte wie viele Tausende, verdammt, den goldenen Trank des Lebens aus blechernen Schalen zu trinken, resigniert, aber gefaßt, ohne Widerspruch.

Ihr Ja hallte wie ein Klagelaut an den Wänden der Kirche hin.

Sie legte die Hand aufs Herz, dort, wo sie die Rose von Goethe trug, eingewickelt in ihr weißseidenes Konfirmationstuch, die Reliquie ihres Lebens.

— — — — — — — — — — — —

Die Frauen jener Zeit pflegten derartige Schicksale verhältnismäßig gelassen zu tragen. Es war eben das Schicksal von Tausenden. Die obligatorische Unverstandenheit zu erfinden und zu proklamieren, war ja einer späteren Zeit vorbehalten.

Auch sie ergab sich in ihr Los.

Nun scheuerte und kochte sie eben bei ihrem Mann. Nun stickte sie ihm Glasperlenpantoffeln und band in seinem Garten die Blumen an. Statt allmorgendlich die vier Geschwister zu frisieren, kämmte sie nun ihren eignen Kindern das dünne, rötliche, vom Vater ererbte Haar.

Sie hatte viel zu viel zu tun, tagaus, tagein, um Träumen nachzuhängen.

Zuweilen aber schrak sie nachts aus dem Schlummer und riß den Laden auf und spähte über die wipfelschweren Gärten von Jena aus, schaute verzweifelt hinaus und dachte, daß das alles ja gar nicht wahr sein könne, wie sie lebte, daß es eine Lüge wäre und ein Unsinn . . . daß nur etwas Sinn in ihrem Dasein gehabt hätte, die eine Stunde, als die Nachtfalter flogen und die Windlichter über die alten Münzen flackerten und Goethe ihr die Rose in die Hand legte, die nun braun und welk in ihrer Bibel lag — der Bibel, in die ihr Mann mit seiner pedantischen Musterhandschrift die Geburtsdaten jedes ihrer Kinder mit sauberen Schnörkeln eingezeichnet hatte . . .

Diese blaßäugigen, rotblonden Jungen wurden erst Musterschüler und dann Mustermenschen. Sie hoben das Familienniveau sozial um ein beträchtliches, sorgten für gute materielle Unterlage durch frühes Heiraten wohlsituierter Fabriktöchter — und während rechts und links die Jugend jener Zeit sich in begeistertem Idealismus politisch opferte und kompromittierte, ließen sie wohlweislich ihre Finger von allem, was brenzlig war — in weitem Bogen umgingen sie die großen Fragen ihrer Tage. Sie waren nicht aus dem Holz gemacht, aus dem man Märtyrer schnitzt — sie waren vorsichtige Pedanten, die stets nur den praktischen und materiellen Gesichtspunkt im Auge und keinen andern Ehrgeiz hatten, als ihren Kindern viel Geld, wenig Idealismus, rotblondes Haar und eine große Selbstzufriedenheit zu vererben.

Die Familie verpflanzte sich zum Teil nach Norddeutschland — sie „blühte", wie man von Geschlechtern zu sagen pflegt, in einer Stadt in der Lüneburger Heide. Wenn man einen geraden Strich von Bremen nach Hamburg zog, ging die Linie mitten über den Marktplatz dieser Stadt.

An diesem Platz, den Linden umschatteten, die sommers ihre duftenden Blüten beinahe bewußt schwermütig auf das prosaische Pflaster niederregnen ließen, standen sich gegenüber die beiden Geschwisterhäuser mit steinernen Vortreppen, Gardinen, weiß wie Sahne, Vogelbauern zwischen Efeu, mit Patrizieranstrich und dem Bewußtsein des Untadelhaften.

Die Kinder sprangen nicht über die Stufen. Sie gingen gesittet, Honoratiorenkinder vom Scheitel zur Sohle.

Der eine Zweig der Familie verfügte über einen Sohn. Der andre über zwei Töchter.

Damit das Kapital gut zusammenblieb, sollte dieser Sohn laut Familienbeschluß eine der Cousinen heiraten. Gegen Verwandtenheiraten bestand damals noch nicht das Mißtrauen von heute.

Die Schwestern waren aus der Art geschlagen. Sie neigten zur Schöngeisterei, trugen immer, wenn sie um den schmalen Fluß mit dem unschönen Namen, der das Städtchen umzirkte, abends in die Heide hinauswanderten, einen Band der Klassiker in der Tasche. Gewickelte Locken lagen schräg an ihren weichen und feinen Wangen. Sie sahen wie symbolische Gestalten vom Einbanddeckel einer sentimentalen Anthologie aus — sie hätten immer an Urnen lehnen müssen oder an sturmzersplitterten Eichenstümpfen. Sie weinten viel ohne Grund, sehnten sich nach Dingen, die in der Lüneburger Heide durchaus nicht zu beschaffen waren, und

litten unter all den vernünftigen Durchschnittsansichten, die von Eltern und Oheimen mit so großer Unfehlbarkeit verfochten wurden.

Es war viel Sehnsucht in ihnen, ein starker Drang nach Bildung und Schönheit, allerhand latente Kräfte, die sich nicht auslösen konnten. Wenn jemand sie gefragt hätte, wo sie lebten, würden sie nicht den Namen der kleinen heideverlorenen Stadt genannt haben, die rings ihre roten Dächer hob, sondern sie hätten sagen müssen: „Wir leben in Goethe."

Den andern allen wäre eine solche Antwort zwar sehr lächerlich erschienen.

Nur wenigen ist es bekannt, daß auf dem Grunde des scheinbar Lächerlichen oft sehr viel Rührendes und Ideales schlummert . . .

Sie wußten, daß es ihr Schicksal sein würde, den Vetter zu heiraten. Nur auf welche von ihnen beiden die Wahl fallen würde, war ihnen vor seiner Entscheidung verborgen.

Wenn sie abends in die Heide gingen, sprachen sie viel von dem Damoklesschwert, das über ihnen hing. Es war eine angenehme Tragik in diesem Gefühl — eine Opferwollust, Iphigenie-in-Aulis-Stimmung.

Im Grunde liebten beide den Pastoren, der sie konfirmiert hatte, und für dessen Kinder sie endlose Lätzchen und Strümpfe strickten.

Eines Tages zuckte das Schwert des Damokles nieder und traf die Jüngere, Elise, mit den blonderen Locken und dem weicheren Gesichtsoval.

Die Aeltere weinte, daß sie den Vetter nicht bekam, und die Jüngere, daß sie ihn bekam. Angenehm sanft rieselnde Tränen weinten sie in die herbstlich violette Heide.

Elise heiratete also den Vetter — Anna behielt als Entgelt die Rose von Goethe und legte sie in „Werthers Leiden", den kleinen, grünen Band der Urgroßmutter.

*

Elises Mann beschloß, liebevoll aber energisch gegen die Sentimentalität seiner Gattin vorzugehen, und begann damit schon auf der Hochzeitsreise. Er begriff nicht, daß sie so wenig Sinn für exakte Wissenschaft besaß — sie sah die Dinge unter einem Schleier — nur das Aesthetisch-Schöne verlockte sie, diesen Schleier zu lüften — meist ließ sie ihn hängen zwischen sich und der Wirklichkeit.

Sie standen auf dem alten Tempelberg über Terracina. Natürlich hatte Elise auf der Hochzeitsreise nach Italien gewollt — es war noch die alte schöne Zeit, als man mit der Post von Rom nach Neapel fuhr, am leuchtend blauen Streifen des Tyrrhenischen Meeres entlang.

Sie trat an den Rand des Berges und sah hinab.

„Irgend etwas stand hier," sagte er ein wenig gelangweilt, „ein Palast des Dietrich von Bern oder ein Tempel der Venus" — und er blätterte im Reisehandbuch.

„Ich hoffe sehr, daß es ein Tempel der Venus war!" sagte sie träumerisch.

„Warum?" fragte er, „ich persönlich würde nun Theodorich durchaus vorziehen. Die Goten stehen mir viel näher als die Griechen —"

Sie machte ein trauriges Gesicht. „Wo die Griechen in Frage kommen," sagte sie, „hält in meinen Augen keine Konkurrenz stand. Zum Beispiel der See da unten, ist er nicht ein geheimnisvolles Wunder, wie er so sumpfverloren daliegt, von keinem Nachen befahren — nur von fernen Schneezinnen blendend gekrönt? Und doch ist seine Schönheit nicht das, was mich so herunterlockt. Es lag einmal eine Stadt an seinem Gestade, eine nun längst verschollene Stadt, von griechischen Flüchtlingen erbaut. Sie hieß Amyklä. Nichts ist von ihr geblieben als der Name. Es ist eine ganz verwischte Spur von Hellas."

„Woher weißt du das, Elise?" fragte er.

„Es steht auch in deinem Handbuch — ganz kurz. Jeder legt sich aber dergleichen auf seine Weise zurecht." Sie seufzte und zog die Schultern hoch. „Zu mir kommt eben die Erinnerung an die Alten wie Rosenduft über Gräberhügel."

„Nun zitierst du wieder, Elise," sagte er unmutig. „Du bist gerade, wie deine Urgroßmutter war. Ihr seid lebendige Klassikerausgaben. Immerfort fallen Dichterworte von euern Lippen."

„Du darfst nichts über Urgroßmama sagen," bat sie, „sie ist der einzige Mensch, der mich ganz verstanden haben würde. Mein Gott, umsonst hat man ja auch Goethe nicht geliebt."

„Bitte, Elise! Wärme die alte Geschichte nicht auf!" sagte er energisch und holte sich ein Butterbrot aus der Tasche. „Du bildest dir so schrecklich viel darauf ein. Und trotzdem steht's in keinem Literaturbuch. Und der Mann, der so viel Verse machte, hat nicht einen auf die alte Urgroßmutter gemacht."

„Das behauptete Urgroßmutter ja auch gar nicht!" sagte sie leise, „es ist ein tragisches Glück, unerwidert zu lieben, und die Rose hatte sie doch von ihm und die Erinnerung!"

Sie stand im feinen Mittagswind der Höhe, und ihre Augen füllten sich mit Wasser . . .

„Ach Gott, Elise!" sagte er, „es ist ja alles einerlei, Griechen und Goten, Urgroßmutter und Goethe, wenn man nur glücklich ist."

Sie sah ihn groß mit den feuchten Augen an.

„Ja, sind wir denn glücklich?" fragte sie langsam.

„Aber Elise," versetzte er ganz sachlich und unbeirrt, „wieso denn nicht? Ich bitte dich, auf der Hochzeitsreise — das ist doch die ganz gegebene Zeit dafür. Wer's da nicht ist, wann soll er's dann sein?"

*

Elise fand sich irgendwie mit dem Leben ab und häufte alle unerfüllt gebliebenen Hoffnungen auf ihren einzigen Sohn.

Annas arme Seele wurde geschunden und geknechtet im Familienbetrieb. Man beutete ihre Kräfte aus und ironisierte über sie.

Die Kinder auf der Straße lachten hinter ihr her, weil sie so seltsame Kiepenhüte trug mit so merkwürdig angesteckten Schläfenlocken.

Sie war eine lächerliche Figur in der ganzen Stadt, und daß sie nachts immer in Goethe las, wie das Dienstmädchen verriet, machte sie noch lächerlicher.

Das grausame Leben, das den Glücklichen so viel Macht über die Glücklosen verleiht, lastete hart auf ihren mageren, sonderbar abfallenden Schultern.

Sie fühlte sich grenzenlos elend, so allein unter den andern, die so anders waren.

Abends ging sie in die Heide hinaus und weinte. Das waren ihre besten Stunden.

Eines Tages attackierte ein Irrsinniger sie dort, der angeblich „harmlos" war und daher frei herumlief.

Da verbot man ihr das einsame Wandern.

Nun waren ihre Tage grau in grau.

•

Eines Sommers, als die Jasmine blühten, legte sie sich hin und starb.

Medizinisch war die Art des Leidens nicht festzustellen. Der alte Hausarzt betonte dauernd — noch Monate nach ihrem Begräbnis —, daß sie medizinisch überhaupt noch nicht tot sei.

Sie hatte gewußt, daß sie sterben würde, und es war ihr Wollust gewesen, so an einem unaufgeklärten Leiden hinzuschwinden wie Ottilie in den „Wahlverwandtschaften".

In dem alten Schreibtisch mit den verblaßten Blumen, der aus dem Jenenser Hausrat stammte, fand man nach ihrem Tode seltsam wunderliche Aufzeichnungen.

Es waren Anklagen, Aufschreie, Seufzer aus der dunkeln Gegend unterhalb der Bewußtseinsschwelle.

Eine Generation später würden Literaten diese Blätter als „document humain" bezeichnet und als Tendenzschrift der Frauenemanzipation ediert haben.

Die arme Anna war zu früh geboren.

Mit seltsam geängstigtem Blick, halb erstarrt, halb reuevoll sahen die Eltern sich an über der Tochter Manuskript, dessen leidenschaftlicher Inhalt so seltsam mit der feinen, sauberen, leichtverschnörkelten Handschrift kontrastierte.

Sie holten den Pastoren zu Hilfe, für dessen Kinder Anna so viel Lätzchen gestrickt hatte.

Er war sehr erstaunt und sehr choquiert.

Es stand in der Schrift etwas vom Recht des Weibes, sich auszuleben — etwas, das nur pathologisch zu erklären war.

Die arme Anna schien also wahnsinnig gewesen zu sein — ein Glück, daß sie starb.

Man gab sich das Wort, mit niemand von diesem seltsamen Fund zu sprechen. Feierlich erhoben alle die Schwurfinger, dann verbrannten sie die Blätter. Es war ein heißer Sommertag. Vom Kirchhof her dufteten die letzten Jasminen ...

Der Werther mit der Rose ging an Elise über.

•

Elises Sohn erfüllte die mütterlichen Hoffnungen nicht.

Er war ein äußerst sachlicher, prosaischer Mensch, Privatdozent der Nationalökonomie, weit trockener als sein Vater, in dem solch gute Mischung von Idealismus und Prosa gewesen war. Fast ähnelte er jenem dürren Professor der Mathematik — der Sandbank, auf die seine Urugroßmutter nach ihrer Goetheleidenschaft geraten war. Den schönen Namen Wolfgang trug er mit sich — unzugehörig, so wie jene einzelnen kleinen Obstblüten es sind, die am Hange des Vesuvs im Frühling zuweilen an dürren, saftlosen, von der Lava entkräfteten Bäumen hervorbrechen.

Die Mutter betrieb leidenschaftlich seine frühe Verheiratung. Sie wollte Enkel, die ihre Ideale erfüllten. Vielleicht hatte Wolfgangs Generation sich ausgeruht, damit die nächste sich doppelt reich entfalten konnte.

Sie suchte ihm die Frau aus — ein zartes Mädchen, das ihr ähnelte, fast ganz Geist — wie aus Spinnweben gemacht. In seinen Augen sprach es wesentlich für sie, daß sie ein beträchtliches Vermögen in die Ehe brachte. Sie war Waise. „Keine Schwiegermutter und alles gleich bar auf den Tisch!" pflegte er zu seinen Intimen zu sagen.

Er fuhr mit ihr nach Italien. Der besseren Bierverhältnisse wegen hätte er sich gern auf München beschränkt, aber seine Mutter hielt eine Ehe ohne Hochzeitsreise nach Italien für illegitim.

Pflichtschuldig, wie er seine Frau genommen hatte, betrachtete er das schöne Land.

Sie gingen in Terracina auf der Straße am Meer.

„Es ist mir ganz unerfindlich, weshalb es den Eltern gerade hier so gefallen hat," sagte er und wirbelte seinen Spazierstock. „Der Eindruck eines schmutzigen Gasthauses macht mich unempfänglich gegen jede etwaige Landschaftsschönheit —"

„Aber das Meer!" rief sie mit ihrer dünnen, hohen Stimme. „War es nicht himmlisch, als du heut den Fensterladen aufmachtest und es so blau und morgendlich dalag?"

„Nein! Es roch nach verdorbenen Langusten!"

„O nein! Nach hunderttausend Apfelsinen duftete es!" rief sie begeistert.

„Du bist wie Mama! Du siehst nie, was tatsächlich ist, und hast immer Illusionen."

„Das Leben hat nur Sinn, wenn man es mit solchen Augen wie deine Mutter ansieht."

Er lächelte — etwas von oben herab — nachsichtig.

„Ich weiß wohl, daß du eigentlich in meine Mutter verliebt bist — und mich hast du genommen wie die Katze im Sack."

Sie hörte kaum auf seine Worte. Ihre Augen schweiften über das Ufer.

„Das große Gebäude da," sagte sie, „ein alter Palast müßte es sein mit verblichenen Fresken und romanhaften Menschen darin. Statt dessen ist's ein Gefängnis. Es sollten hier keine Gefängnisse stehen. So melancholisch ist es, das zu denken!"

„Warum?" sagte er und knotete an seinen Korpsabzeichen, die über der bunten Weste hingen, „findest du Tegel geeigneter? Denkst du dir's schön in Moabit ... so an Sommerabenden die Musik der Ausstellung zu hören ... Feuerzauber — Lohengrin — so wenn man fest eingesponnt ist?"

„Bitte, sprich nichts so Trauriges!" rief sie und hob abwehrend die blassen Hände. „Im Tagebuch deiner Mutter steht, daß hier Reste von den Griechen sind" — und sie nahm ein kleines rotes Buch aus der Tasche und blätterte darin.

„Um Gottes willen!" sagte er, „komm mir nicht mit den Griechen! Meine ganze Jugend lang bin ich mit ihnen angeödet. Aushalten kann ich sie eigentlich nur bei Offenbach."

Sie schwieg bekümmert — sie wagte gar nicht zu gestehen, daß es ihre Hauptlebenssehnsucht war, einmal den Vollmond in silbern-milchigen Wellen an den Säulen des Erechtheums niederrieseln zu sehen.

Links am Horizont, ganz fern und blaß, hob sich eine leichte Wolke, der Rauch des Vesuvs. Rechts schob das Kap der Circe seine große Linie stolzgezogen an die Flut.

Sie stand dicht neben ihm und er klappte sie freundschaftlich auf die Schulter.

Sie wußte ganz genau, wenn sie sich auch noch so nahe waren, greifbar nahe, immer würde dennoch eine Kluft zwischen ihnen sein, weiter als die weite Strecke zwischen dem Vesuv und dem Kap der Circe.

In der Tasche ihres dünnen Sommerkleides fühlte sie das kleine dünne Lederbuch, das ihre Schwiegermutter ihnen mitgegeben hatte auf die Hochzeitsreise, so als Leitfaden neben dem Baedeker oder auch nur aus einem Gefühl der Sentimentalität heraus, daß dies Buch noch einmal hingelangen solle an jene blauen Gestade.

Frühmorgens hatte sie darin geblättert. Das Hotel, in dem sie gewohnt, war am Datum des Terraciner Tages verzeichnet, der Name eines Engländers, der mit im Postwagen gesessen hatte, der Berg der Circe und die schönen klangvollen Namen der Ponzainseln: Ventotene—Pandataria — und ganz leise standen mit Blei am Rand ein paar Worte, die nur nach langem Rätseln zu entziffern waren: „Grenzenloses Gefühl von Leere."

An diese verblaßten Lettern dachte sie jetzt — und ihr fröstelte, trotz der Sonnenglut.

Ibsen und die Frauenfrage waren noch nicht weithin wirksam geworden. Sie litt aber an einer vordatierten Unverstandenheit — einem chronischen Uebel mit all den typischen Merkmalen, für die erst ein Jahrzehnt später allerhand hilfreiche Medizinen erfunden worden sind.

*

Die Ehe wurde sehr unglücklich.

Sie starb früh — bald nach der Geburt ihres zweiten Kindes. Er heiratete nach Ablauf eines Jahres wieder — beinahe genau nach dreihundertfünfundsechzig Tagen —, diesmal ein Gegenteil von seiner ersten Frau, eine kerngesunde Kraftnatur, kurzgeschoren, tatkräftig und energisch, ein Wesen mit jugendlich schönem Römerkopf, von dessen Liebe er überzeugt war, weil sie bei seinem Antrag eine aussichtslose Verlobung beinahe postwendend gelöst hatte.

Nachdem die erwartete „Befriedigung" durch die Ehe sich als ephemer erwiesen hatte, schrieb sie Bücher und redete ab und zu in Frauenversammlungen. Ihr drittes Wort war das „freie Weib". Sie verkörperte ihr eignes Ideal.

Er — früh ermüdet an Lebensenergie, vielleicht von dem endlos vielen Bier, das er in jungen Jahren getrunken und sich nicht in der Quantität wieder hatte abgewöhnen können — zog sich bald aus allen Geschäften zurück und kaufte sich ein Grundstück in einem Berliner Vorort, wo er Blumen begoß, Hühner fütterte und Salat selber erntete, während sie, das „freie Weib", beinahe tagtäglich zu Vereinssessionen, Klubsitzungen oder befreundeten Gesinnungsgenossinnen in die Stadt fuhr.

Den Mann, der nicht arbeitete, verachtete sie, aber mit einem gewissen freundlich duldsamen Mitleid verachtete sie ihn, wie man es schwachen hilflosen Wesen gegenüber empfindet. Für Ina, ihre einzige Tochter, war sie eine ziemlich laue Mutter. Aber an ihren Stiefkindern begeisterte sie sich. Sie wurden Menschen nach ihrem Herzen.

Der Sohn, der natürlich abermals Wolfgang hieß, studierte Physiologie, die Tochter warf sich mit demselben Elan wie die Stiefmutter der Frauenbewegung in die Arme und stürzte sich fanatisch auf eine Spezialität. Sie widmete sich ganz der Fürsorge strafentlassener Gefangener.

Das Leben der Geschwister ging in Streben und Arbeit auf. Obwohl sie finanziell ganz unabhängig waren, lernten und studierten sie mit dem äußersten Eifer von früh bis spät. Ihr Intellekt war der Götze, dem sie dienten — und wie alle Organe einschrumpfen, die nicht geübt werden, so trockneten ihre Herzen ein im gleichen Tempo, wie ihr Wissen wuchs.

Ihre Art zu sein hielten sie für die einzig berechtigte Lebensform.

Die meisten Menschen wurden scharf von ihnen gemißbilligt — nur die Stiefmutter flößte ihnen Hochachtung ein.

*

Der Bruder arbeitete einige Semester am neapolitanischen Aquarium und sezierte Wassertiere. Hildegard studierte soziale Verhältnisse in Süditalien.

Eines Abends wanderten sie in Castellamare. Es war gerade jener Tag im Jahr, an dem die Sonne so am Rande des Golfes steht, daß sie genau hinter Ischia untersinkt und die stahlblaue, steile Form des schönen Epomeo wie eine dunkle Phantasmagorie in die gelbe Lohe hineinragt.

Sie setzten sich an den Rand des Kais und ließen die Füße nachlässig zur Flut herunterhängen. Wie sie auf andre Menschen wirkten, war ihnen immer gleichgültig. Sie verachteten Aeußerlichkeiten.

Die Fremden ringsum standen wie gebannt und sahen auf Ischia — ein lateinisches Segel schaukelte in der Ferne wie ein weißes Blütenblatt über die goldene Furche der Sonnenstraße.

„Ist Glück nun eigentlich Sache des Talents oder des guten Willens?" fragte die Schwester.

„Sache des Charakters," versetzte Wolfgang, „ich will glücklich sein — ergo bin ich's."

„Ein Rezept für starke Naturen. Wir sind stark. Seltsam, daß wir — gerade wir — von so schwachen Eltern stammen!"

„Fruchtfolge," versetzte der Bruder.

„Mama war nicht nur physisch schwächlich, sondern auch geistig überspannt. Dazu ihr exaltiertes Verhältnis zu Großmama. Großmama hatte den Goethespleen. Komisch! Wenn jemand einen alten Stuhl besitzt, der in Goethes Hause stand, fühlt er sich schon zugehörig! Großmama schenkte mir, ehe sie starb, einen Werther mit einer Rose, und zwar mit einer Gebärde, als wäre es der Urtext des Zendavesta. Ich mag dergleichen nicht. Ich gab's an Ina weiter. Ina ist auch leicht „durchgedreht". Sie schreibt Aufzeichnungen zwischen den Schularbeiten. Neulich fand ich ein Blatt. Höre nur!"

Sie suchte in ihrer Briefmappe.

„‚Als die Tochter des Tanzmeisters in Straßburg Goethe küßte, rief sie aus: ‚Verflucht sei, wer nach mir diese Lippen küßt.'

„,Niemals ist eine Frau durch Goethe wirklich glücklich geworden.

„,Vielleicht erstreckt sich dieser Fluch auf alle diejenigen, die in irgendeiner Weise der Lichtsphäre des Magiers nahekamen. Vielleicht erbt es weiter in geheimnisvoll unerklärlicher Weise und kreist wie ein schwerer Tropfen im Blut der Frauen, deren Urgroßmütter Goethe geliebt hatten . . .

„,Es ist kein Talent, was man damit erbt, keine spezielle Begabung — es ist nur so ein allgemeines Gefühl den Dingen des Lebens gegenüber, daß man sie nicht gelassen als etwas Alltägliches hinnehmen mag, wie tausend andre das so bequem tun, daß man jener entfernten, leisen, kaum verbrieften Beziehung wegen höhere Maßstäbe an sich und das Leben anlegt — einen tieferen Sinn darin sucht . . . Goldadern, die man doch nicht finden wird . . . es gibt ein Glück — allein wir kennen's nicht.'

„Ja — und dann kommen mehrere Meter Gedankenstrichreihen . . . Siehst du, mit solchen Anmerkungen versieht sie ihre Literaturausarbeitungen! Und das will ins Abiturium steigen!"

Hildegard knüllte das Papier zusammen und warf es in die Flut.

„Ich wette ja, daß das Mädchen durchfällt! Sie ist ein sentimentaler Schwachkopf. Aber für mich existiert sie dann nicht mehr — es ist mir einfach gegen die Familienehre."

„Ich rechne Stiefschwestern eigentlich überhaupt nicht zur Verwandtschaft," sagte der Bruder gleichgültig. „Verwandte sind ein überlebter Begriff. Man kann sich nur geistig verwandt sein. Uebrigens, die neue Art Mollusken, die ich jetzt vorhabe . . ."

Und er ging auf ein Fachthema über, die einzige Form der Unterhaltung, die er gelten ließ.

Sie sprachen unaufhörlich. Als er geendigt hatte, berichtete sie von ihrem Tagewerk — von dem neapolitanischen Frauengefängnis, in das sie nach vielen Mühen Eintritt erlangt hatte. Sie erging sich in langen Vergleichen über die Psychologie des Verbrechertums bei der romanischen und germanischen Rasse.

Alles, was ihre schmalen und klugen Lippen sagten, war so scharf und präzis, daß es ohne Korrektur gleich in eine Broschüre hätte aufgenommen werden können. Die Sonne aber, die glühend hinter Ischia hinabstieg, würdigten sie keines Blickes.

So waren sie.

*

Ina fiel wirklich durch das Abiturium.

Sie selbst hatte es nicht anders erwartet — sie hatte ja auch diese höhere Karriere nie erstrebt! Erbarmungslos war das zarte, überschlanke, langsam denkende Kind in den straffen Kursus gestoßen worden, der eigentlich nur für die Begnadeten über dem Durchschnitt berechnet war. Die Mutter raste. Die Stiefgeschwister sandten Empörungstelegramme. Die Mißachtung der ganzen Familie sammelte sich auf ihrem lichtblonden Scheitel.

Als gescheiterte Existenz saß sie einsam in der elterlichen Etage. So blutarm sah sie aus, so erschöpft, so ausgepumpt — aber große, herrliche, sehnsüchtige Augen hatte sie — Augen, die aus dem fahlen, knochigen Gesichtchen unwahrscheinlich tief und dunkelgraublau wie vorwurfsvolle Flammen hineinleuchteten in die harte, frostige Welt . . . Augen, in denen „die Großmutter durchgeschlagen war", wie der Vater zuweilen tadelnd behauptete. Die gesamte Familie hatte dauernd versucht, den Ausdruck dieser Augen zu verändern, auf pädagogischem Wege gegen ihre „seelische Essenz" einzuwirken, das Mädchen seinen Stiefgeschwistern ähnlich zu machen, diesen glänzenden Produkten der neuen Erziehungsgrundsätze. Aber diese Augen hatten immer passiven Widerstand geleistet und blieben, wie sie waren.

Sie nahm aus ihrem Reliquienschrein das alte Reisetagebuch ihrer Großmutter und las darin von Amyklä, der versunkenen Stadt am süditalienischen Sumpfsee. Ihre Blicke schweiften aus dem Fenster über die Balkone und Sandsteinmollusken der Nachbarvilla . . .

Ach! wenn sie reisen könnte — dorthin! Aber ihr Vater verabscheute Italien — er wurde immer versessener auf Dinge der Hygiene und sanitären Verbesserungen. Und die Mutter bereiste grundsätzlich nur Kongresse. Zwar die Geschwister waren da unten — aber die wollten nichts von ihr wissen — die betrachteten sie doch nur als taube Nuß am Lebensbaum.

Einsam saß sie da mit ihren achtzehn Jahren, der großen Sehnsucht und den großen Augen. Schließlich dachte sie an den jungen Mann, der um sie angehalten hatte — allerdings vor der Blamage — ehe sie durchgefallen war . . .

Ob er sie noch wollen würde nach ihrem Bankrott?

Vielleicht würde er mit ihr nach Italien gehen. Es mußte ihn ja interessieren, da er doch Teilhaber einer größeren Baufirma war. Er baute zwar schrecklich für ihren Geschmack — aber vielleicht läuterten sich seine Begriffe dort unten an Brunelleschi und Bramante. Vielleicht fiel etwas Glück von dieser Heirat für sie ab — auf sehr viel konnte sie natürlich nicht mehr rechnen, seit dies passiert war.

Solche Fakta entwerten endgültig vor eignen und andern Augen.

Sie legte die Stirn in die Hände.

Immer noch zitterte die Minute in ihr nach, als man ihr gesagt hatte, daß sie durchgefallen, „unter dem Niveau dessen geblieben sei, was absolut verlangt werden müsse".

Ein Mann mit einer Brille war's, der die Donnerworte sprach, ein Mann, der aussah, als wäre er niemals jung gewesen, als teile er die Frauen in zwei Klassen: in die Wertlosen und Daseinsberechtigten, gemessen allein am Maßstab ihrer Intelligenz.

Und sie hatte dagestanden — entlarvt, überführt, schuldig, als wäre sie mit einer Kasse durchgegangen.

Ach, es war ja sinnlos, immer wieder darüber zu grübeln — lieber wollte sie an Albert denken.

Albert war etwas einfältig.

Die ganze Familie fand es und verachtete ihn darum.

Aber lag nicht gerade in seiner Einfalt der Hafen, dessen sie bedurfte? Bot nicht gerade dieser Umstand verlockende Möglichkeiten für eine, die von der Tafel der Auserwählten doch ausgestoßen war!?

Hatte eine durchgefallene Abiturientin überhaupt Anrecht an volles, großes Glück? Mußte sie sich nicht von vornherein bescheiden?

Albert war ganz unliterarisch. Mit Entsetzen hatte sie kürzlich entdeckt, daß er nichts von „Werthers Leiden“ wußte, daß er den „Erlkönig“ Schiller zuschrieb.

Aber lag nicht ein gewisser Reiz in dem Umstand, ganz allein für sich heimlich Altäre zu bekränzen? Niemals ein lautes Wort zu sprechen über das, was einem am heiligsten ist? Geweihte Rosen auf dem Herzen zu tragen, ohne daß ein andrer davon ahnt?

Und sie ging ans Telephon und klingelte an, um Albert zu sich zu bitten.

•

Albert war mit seiner jungen Frau nach Italien abgedampft.

Eine Tante des Hauses, die immer auf der Bildfläche erschien, wenn es nützliche Arbeiten zu verrichten gab, die unter der Würde der Hausfrau lagen, tauchte auf und machte Ordnung nach dem Trubel der Hochzeit.

Das Mädchenzimmer der Jüngsten sollte nunmehr in ein photographisches Atelier für die Aeltere umgewandelt werden.

Die Packer erschienen und zwängten die altmodischen Möbel, an denen die Kleine so gehangen, in die Kisten — wurmstichige Schränke der Urgroßmutter, die der Vater längst als Bazillenbrutstätte verachtete, eine schwarze Säulenuhr, die immer falsch ging, aber die historische Reminiszenz mit sich trug, daß sie während der Schlacht von Jena plötzlich von selber stillgestanden war, ein wackelbeiniger Schreibtisch mit morschen, blaßbemalten Fächern.

„Ja! Ina war immer für das Gerümpel,“ sagte die Mutter, die Johannas Tätigkeit interessiert zuschaute, „zur Konfirmation stellte ich ihr die Wahl zwischen Keller und Reiner und van de Velde. Als Antwort bekam ich nur Tränen.“

„Melitta, es ist sonderbar!“ sagte Tante Johanna, „sie ist dein einziges richtiges Kind — und dabei sind deine Stiefkinder viel mehr von deinem Schlag als dies eigne.“

„Es gibt physiologische Erklärungen für dergleichen,“ sagte die Frau und machte eine Geste, als stünde sie auf einem Katheder — „hast du nie gehört, Johanna, daß eine Frau in einer zweiten Ehe Kinder bekommen kann, die dem ersten Mann ähnlich sehen? Mit Ina ist's anders herum dasselbe! Wolfgangs erste Frau schlägt bei ihr durch. Von mir kann niemand Ueberspanntheiten erben. Aber freilich, zu deiner Zeit wurden morphologische Dinge nicht erörtert.“

Tante Johanna wischte an dem alten Schreibtisch, der Flecken hatte wie von rotem Rost oder getrocknetem Blut, da sprang ein Fach auf.

„Werthers Leiden“ lagen darin und eine vergilbte Rose, die nach Moder roch.

Tante Johanna, die der Reinemacheteufel beseelte, wischte, was sie konnte.

„Solche alten Rosen sind mir gräßlich,“ sagte sie, „wieviel Krankheitsstoffe mögen daran hängen.“

„Da steht der Mülleimer, Johanna. Ja, putz nur alles ordentlich ab, daß Ina wenigstens zum Anfang einen bazillenfreien Haushalt hat. Du bist ein Unikum! Du hast das Genie des Abwischens, ein Talent, das sich in den neueren Naturen mehr und mehr verflüchtigt.“

Johanna hielt die Rose gegen das Licht — in der harten Hand der freudlosen alten Jungfer lag die Blume Goethes und duftete nach Potpourri und vergilbtem Papier.

„Sie sieht wie Backobst aus! Gewiß sind Würmer darin — entsetzlich!“ — und sie warf die alte Mumie in den Mülleimer. Mitten hinein zwischen zerbrochene Moraständer, zerknitterten Tarlatan, verbrauchtes Löschpapier.

•

Es kam ein Brief aus Venedig.

„Lieber Vater!

Eins habe ich vergessen in der Abreiseeile. Mein altes Amulett. Du weißt: „Werthers Leiden“ mit der Rose von Goethe darin! Im alten Schreibtisch liegt's — dem mit den Blumen. Im Mittelfach. Du brauchst nur an der Feder zu drücken.

Es ist mein Amulett, und ich muß es für Rom haben. Da ich doch nur Goethes Rom sehen und mich um all die andern Arten von Rom — wie das kaiserliche, das moderne, das Rom der Könige — weiter nicht kümmern will, muß dieser Schatz mit mir sein.

Bitte eingeschrieben ins Edenhotel, daß nur ja nichts damit passiert.

Und laß Mama und Tante Johanna nichts merken, wenn Du es suchst. Tante Johanna hat keinen Schimmer davon, was mir heilig ist, und Mama würde mich verachten, daß ich so an diesem Fetisch hänge.

Es dankt Dir im voraus

Deine treu ergebene

Ina.

Albert grüßt. Er hat geschwollene Mandeln und kann darum nicht viel sprechen. Aber Schweigen paßt gut in die Stimmung von Venedig.“

Der Vater ging in das leere Zimmer der Tochter.

Die Packer nagelten. Tante Johanna wischte noch immer. Die unverblichenen Stellen der Tapeten, auf denen Bilder gehangen hatten, sahen häßlich und traurig aus.

Er reklamierte den Werther. Ja, der war bereits mit dem Schreibtisch vernagelt. Becker ließ aufnageln. Seit Inas Hochzeitstag hatte er ein sentimentales Empfinden in Hinsicht auf seine Tochter, die er nie mit Liebe oder Interesse verwöhnt hatte. Er fühlte, daß etwas Liebliches aus seinem Hause geschwunden war.

Er durchblätterte den Werther. Ziemlich erregt reklamierte er Goethes Rose von Tante Johanna. Sie machte Ausflüchte. Der gestrige Mülleimer war längst aus dem Lichte der Sonne entschwunden.

Er ging zu seiner Gattin hinüber. Sie arbeitete an einem großen umfassenden Essay über den heutigen Stand des Darwinismus und empfand die Störung als höchst peinlich.

Ihrem Grundsatz getreu, Weiterungen in ehelichen Dingen, ob mit Benutzung oder Umgehung der Wahrheit, unter allen Umständen zu vermeiden, sagte sie fest und energisch: „Morgen früh bekommst du die Rose, Wolfgang.“

Sie nahm ihre Brille ab und strich sich über die Augen.

„Aber Johanna sagt, sie wäre in den Mülleimer getan!“ beharrte der Gatte ungewöhnlich energisch.

Sie sah ihn fest an, wie die Schlangenbändigerin ihr Material, und sagte verächtlich: „Was weiß Johanna?!"

Dann setzte sie die Brille wieder auf und schlug so ruhig in einem Lexikon nach, daß der Gatte fühlte, seine Audienz war beendet. Diese Vormittagsstunde gehörte ja überhaupt nicht zu jenen, in denen er eigentlich berechtigt war, in die Erscheinung zu treten.

Er ging resigniert in den Garten und nahm im Hühnerbauer frische Eier aus.

•

Abends wurde in einem Frauenklub die Promotion einer Dr. phil. gefeiert, die ihr Examen summa cum laude vor einer besonders gefürchteten Kommission bestanden hatte.

Die Elite der Kämpferinnen war zusammen. Famose Vollnaturen und die Zwitterdinge dazwischen — jene unvermeidlichen Begleiterscheinungen aller neuen Zeitläufte, welche die Errungenschaften der Maßvollen durch Uebertreibungen schädigen und die man doch nicht abstoßen kann, da sie oft die Anciennität besitzen und außerdem so viel guten Willen und eine so grenzenlose Begeisterungskraft.

In der Mitte des Tisches stand ein Baumkuchen mit Rosen — matten, bleichsüchtigen Großstadtrosen, die vom Vanilleduft ringsum ganz entkräftet schienen.

Die Erlesenen wurden immer etwas nervös, wenn Melitta Becker sprach. Man wollte ihr nicht vergessen, daß sie anfangs so wacker geholfen hatte, den Boden für all das Neue zu bereiten, das nun so überraschend glänzend emporgewachsen war — aber das Ramassierte ihres ganzen Wesens hatte für die zarter Empfindenden etwas Beängstigendes. Man war ja längst hinaus über diese Mätzchen, über diese Anfangsauswüchse des Typus: neues Weib.

„Immer mehr Breschen wollen wir schlagen," rief Melitta, „immer mehr dem Manne in die Parade fahren, zeigen, daß wir nicht nur ebenbürtig sind, sondern daß in der Natur des Weibes die Fähigkeit liegt, noch höher zu steigen, als es dem andern Geschlecht mit seinen dunkeln Trieben, die es soviel irdischer an die Erde fesseln, jemals möglich ist."

Die Erlesenen sahen sich seufzend an.

Die Angefeierte, ein junges Wesen mit auffallend hoher Stirn, sehr verwachten Augen, aber einem liebenswürdig-nachsichtigen Lächeln um den blassen Mund, legte den Kopf ein wenig zur Seite.

Das Auge der Rednerin fiel plötzlich auf den Baumkuchen. Sie pausierte einen Moment.

‚Rosen,' dachte sie, ‚da kann ich ja gleich eine für Wolfgang mitnehmen.'

Sie schlang einen Knoten in ihr Taschentuch und fuhr dann fort:

„Ja, immer neue Breschen! Nieder mit der Konkurrenz — immer höhere Ziele für das freie Weib."

Die Erlesenen räusperten sich stärker.

•

Gegen Morgengrauen kam Melitta nach Haus. Als sie den Bleistift suchen wollte, um ein Aperçu zu notieren, das ihr im geistigen Austausch des Abends gekommen war, fühlte sie in der Tasche etwas Weiches.

Es war die mitgenommene Baumkuchenrose.

Sie fühlte sich welk an, lapp, traurig — und als Melitta sie genau besah, mußte sie sich sagen, daß keinem Menschen jemals weiszumachen sein würde, diese Rose habe vor hundert Jahren geblüht.

Es war lästig! Eine Auseinandersetzung mit ihrem Mann — gerade morgen, wo sie zur Generalvorsitzenden ihres Lieblingsvereins mußte ... etwaige Widerworte — zwecklose Kraftvergeudung ...?

In der Ecke des großen Nebenzimmers glühte es wie feurige Augen — da stand der Dauerbrenner.

Sie kombinierte.

Er glühte fanatisch mit der ganzen Kraft seiner Jugend. Der Gatte hatte ihn erst vor kurzem angeschafft.

Sie nahm die Wasserschale fort, die hinten verdunstet auf dem Rohre stand, und legte die Rose auf das heiße schwarze Blech.

Resigniert stand sie dabei und wartete. — Ueber die Kiesern draußen kroch der Vorfrühlingsmorgen, grau, verschlafen, freudlos, wie ein übernächtiger Mensch ...

Langsam röstete die Rose.

Sie wendete sie um. Ein leises Braun färbte das bleiche Rosa.

Immer länger wartete Melitta.

Immer trockener, vergilbter, wie von der Patina alter Erinnerung angebräunt — immer romantischer, seltsamer, immer mehr nach verronnenen Leidenschaften duftend, verjährte Geheimnisse erzählend wurde die Rose.

Es war wie eine Metamorphose über sie gekommen.

Sie wurde eine andre unter der zähen, gleichmäßigen Glut, die sie umgab ... eine Rose von der Wende des letzten Jahrhunderts, in einem wipfelschweren Garten über der Saale erblüht, von der Hand Goethes gepflückt und verschenkt ...

Melitta lächelte befriedigt über das Resultat.

Am nächsten Morgen lag die Blume auf Herrn Beckers Frühstückstisch.

Ein Zettel daneben: „Mußte um sieben fort. Kommissionsberatung. Erwarte mich nicht zu Tisch. Ich esse im Klub.

Anbei die Rose aus dem Werther."

•

Fünf Jahre später.

In der Familie Becker hatte eine Katastrophe stattgefunden.

Hildegard, die Spezialistin auf strafentlassene Gefangene, war auf ihren Studienreisen plötzlich dem Manne begegnet, von dem sie nie geglaubt hatte, daß er vorhanden sein könne auf dieser die Männer so unvollkommen ausstattenden Erde. Dem Manne, der „unausgeglichene Reste in ihr auslöste", dem Manne, der ihr von höheren, unerklärlichen Gesetzen vorbestimmt war.

Unbequemer- und vorschnellerweise besaß dieser Mann bereits Frau und Kinder.

Um Weiterungen zu vermeiden, war das Paar vorderhand in die Türkei verschwunden.

•



Spaziergang

Nach einem Gemälde von Max Schlichting

Zum erstenmal dankte die Familie dem Umstand, daß sie den häufigen Namen Becker führte und entfernter stehende Bekannte andre gleichnamige Dynastien für die betroffene halten konnten!

Die Sache wirbelte viel Staub auf, wurde durch die Zeitungen geschleift und menschlich, moralisch und juristisch ausgiebig erörtert.

Beckers saßen in ihrem gewohnten abendlichen Kreis auf ihrer Loggia, einem von Sandsteinkaryatiden getragenen Ungeheuer, das wie ein verballhorntes Erechtheion aussah und sich dürren, mühsam mit Laubgewinden umklammerten Kiefernstämmen entgegenneigte.

Die Ankunft des Physiologensohnes hatte das leidige Thema aufs neue aufs Tapet gebracht.

Neben Melitta saß der Familienfreund, der ein altes Seelenverhältnis zu der Frau des Hauses unterhielt, mit der er einst sieben Jahre verlobt gewesen war, bis Herr Becker mit seinen höheren Renten auf die Bildfläche trat und das Paar sich à l'amiable entlobte.

„Ich begreife überhaupt immer alles," sagte Herr Becker, „aber wie so etwas in unsrer Familie vorkommen kann, das begreife ich nicht."

„Von irgendwoher muß die Anlage doch stammen," entgegnete der Physiologe, der es für seine Pflicht hielt, die Schwester irgendwie zu entlasten. „Von nichts kommt nichts. Triebe, die vielleicht generationenlang latent lagen und nun plötzlich an die Oberfläche schlagen. Es gibt doch dergleichen."

„Aber ich bitte dich!" sagte der Vater. „Unser Familienbestand, der so sachlich und korrekt ist, der die handgreiflichen Realitäten der Dinge so vernünftig hoch bewertet, so verständig, so nüchtern."

„Sind wir nüchtern?" fragte Alberts junge Gattin, die in der Ecke der Loggia im Lehnstuhl saß, vornübergebeugt, den Kopf in den Händen mit den lang zurückfallenden Aermeln. Und ihre Augen wanderten unstet in das Blütengewirr über der Brüstung.

„Wolfgang redet in eigner Sache," bemerkte Melitta und zündete sich eine Zigarre an.

„Und die Hauptsache, die Moral, war jedenfalls immer bei uns intakt!" sagte Herr Becker sittenstreng und selbstgerecht.

„Also muß wohl irgendeine verstorbene Großmutter oder ein weiland Großvater die Schuld haben," warf der Familienfreund ein. „Ist doch so vieles Nachhall von etwas einst Gewesenem. Ein Widerglanz verloschener Lichter. Geheimnisvoll gehen die Gesetze der Vererbung über die Geschlechter hin. Vielleicht ganz ohne Prinzip. Nur in freier Willkür. Zu jenen Dingen der Natur gehörend, denen du niemals abzwingst, was sie deinem Geist nicht offenbaren mögen."

Alle horchten auf, da der Seelenfreund eine so schöne und sichere Sprechweise hatte, die wie Musik an die Ohren schlug.

„Wie oft sieht man Familien," fuhr er fort, „in denen alle korrekt sind, untadelig, und doch schlägt plötzlich jemand über die Stränge, schießt sich tot, unterschlägt Gelder oder desertiert. Alle Leute sind starr, können es nicht fassen, das Ungeheuerliche, Unerklärliche ... bis sich dann ein aufgeklärtes Kind der neuen Tage besinnt, daß irgendwo in der Familienchronik, die in braunem Leder mit Silberbeschlägen in Vaters Schreibtisch liegt, von einem jüngeren Sohn erzählt wird, der in irgendwelchen Kriegsläuften in dunkle Abenteuer hineingeriet und in der Fremde leichtsinnig verdarb und starb. Das Bild des Verstorbenen wird aufgestöbert. In geborstenem Rahmen hinter einer alten Kiste. Jung, verwegen und ein wenig leichtsinnig-verbrecherisch schaut er drein. Die Backfische der lebenden Generation begeistern sich rückwärts. Man spricht von Zusammenhängen des Blutes, und die Toleranten ziehen rasch eine entschuldigende Linie von diesem früh zugrunde gerichteten Adonis zu dem eben nach Amerika deportierten Vetter — die zuhörenden Söhne nehmen sich vor, bei eignen Bedarfsfällen diesen entgleisten Urgroßonkel ebenfalls als Entlastungszeugen heranzuziehen. Fast möchte ich annehmen, daß in Fräulein Hildegard solch ein versprengter Tropfen zum Durchschlag gekommen ist, so unerwartet, so abrupt, wie ihre Entgleisung von der Normallinie sich zugetragen hat. Gibt es wirklich retrospektiv gar nichts Analoges in Ihrem Stammbaum, lieber Becker?"

„Wenn ich mich genau besinne," sagte Becker. „Es gab mal früher eine Tante, die auf unerklärliche Weise starb. Eines Tages legte sie sich hin und war tot. Sie war eine ganz hysterische Person. Eine Silhouette gibt's von ihr mit einem Kiepenhut. Aber Großmutter erlaubte nie, daß wir darüber lachten. An einem schleichenden Gift sei sie gestorben, hieß es — oder weil sie zu viel Jasmin im Zimmer stehen hatte."

„Merkwürdig ist dabei," warf der Physiologe ein, „daß alle Abnormitäten bei uns nur im Kunkellehen vererbt scheinen. Die Männer bei uns sind nachweisbar alle normal gewesen. Eine alte Tante hat Gift genommen und ein junges Mädchen geht durch. Irgendeine verhängnisvolle Anlage muß doch in unsrer gens vorhanden sein — eine Anlage, gegen die wir Männer immun sind."

„Jetzt weiß ich's," rief das freie Weib. „Wolfgangs Urahne hat ja Goethe geliebt. Da sitzt's vielleicht."

„Aber Mama!" rief Ina empört. „Wie kannst du das vermengen wollen! Goethe zu lieben, war eine hohe und edle Beschäftigung, und mit dem alten Kerl durchzugehen, wie Hildegard das gemacht hat, ist eine geschmacklose Verirrung."

Der Bruder warf seinen Kneifer auf.

„Hildegard hat sich ihre Lebensrechte genommen, wo sie sie eben kriegte!" sagte er überzeugt.

„Findest du das etwa moralisch?" fragte Ina entsetzt.

„Moral ist ein Begriff, der mich nicht im mindesten interessiert."

Den Familienfreund amüsierten die gekreuzten Meinungen. Er liebte das Aufeinander der Temperamente.

„Goethe geliebt und einen andern geheiratet!" sagte er nachdenklich. „Da läßt sich am Ende wirklich der Nagel einschlagen. Sind nähere Details über diesen Flirt bekannt?"

„In der Schule wird sie nicht mitgelernt," sagte der Physiologe.

„Schäme dich, Albert! Stolz solltest du darauf sein — aber dir ist nichts heilig," rief Ina.

„Stolz? Wo es noch dazu unerwidert war?"

„Unerwidert? Wer kann das wissen? Und wenn sie ihm nur eine Stunde gefiel — wenn er sie nur einen flüchtigen Abend ein wenig geliebt hat — so war doch ihr Dasein allein dadurch so geadelt, daß wir glücklich sein können, von ihr abzustammen!“

Ihre Augen leuchteten. Der Familienfreund sah die sonst so Schüchterne erstaunt an.

„Es ist Familienüberlieferung,“ sekundierte der Vater. „Und eine getrocknete Rose war auch mal da.“

„War da?“ rief Ina. „Ich bitte, mein kleiner Junge trägt sie in silberner Kapsel um den Hals.“

„Ums Himmels willen! was für ein maßloser Blödsinn!“ rief das freie Weib und stäubte ihre Zigarre ab. „Leben wir denn im hintersten Indien oder im dunkelsten Afrika? Aberglauben ist Idiotismus. Und noch dazu dies Amulett —“

Ina erhob sich tiefgekränkt. Eine langsame Träne rollte an ihrer Wange herab. Ihr helles Phantasiegewand glitt in weichen Falten hinter ihr her. Sie verließ die Loggia.

„Ach Gott, verehrte Schwiegermutter!“ sagte Albert und schrak aus seiner Bierruhe auf, „nun hast du sie mir wieder für mehrere Tage verbockt! Ich hab' erst Ruhe im Haus, seit Wölfchen die Kapsel umhat! Ich habe sie selbst bei Witwe Posen bestellt. Nun glaubt sie bestimmt, daß er ein Genie wird. Mit Lieschen hat sie's ja doch aufgegeben, weil ihr der Mund offen steht und sie sie ganz nach mir geschlagen wähnt. Mich und meine Familie hält sie nun mal für geistig minderwertig. Ihre einzige Hoffnung ist, daß bei Wölfchen die Urahne durchschlägt, die Goethe geliebt hat. Dazu soll der Fetisch helfen. Der soll ja alles. Auf der Hochzeitsreise war er ja schon mit.“

„Was?“ rief der Physiologe. „Geistige Minderwertigkeit wirft sie dir vor? Bitte, erinnere sie doch daran, daß sie durchs Abiturium gefallen ist!“

Aus dem Garten hörte man es schluchzen.

„Teufel auch!“ sagte Herr Becker und ging der Treppe zu. „Du hättest auch ihre Achillesferse schonen können, Melitta —“

Albert und der Physiologe gingen ihm nach.

Melitta und der Freund blieben zurück.

„Nein, das find' ich ...“ sagte der Freund. „Sie haben eine rauhe Hand für zarte Seelen.“

Melitta lachte hellauf.

„Ich weiß nicht,“ fuhr er fort, „Sie sind oft von einer Robustigkeit! Lassen Sie doch diese arme Rose ... wenn sie so suggestive Fähigkeiten hat, Idealistinnen zu beglücken —“

„Wissen Sie, woher die Rose stammt?“ sagte Melitta und stemmte die Ellbogen ein. „Von einem Klubessen weiblicher Doktorinnen. In einem Baumkuchen stak sie. Weil die rechte Goetherose abhanden gekommen war, hab' ich sie imprägniert auf dem Dauerbrenner dadrinnen — und das binden Sie nun in Silber dem kleinen Wolf auf die Brust! — allenfalls, wenn sie richtig wirkt, kann mal ein Ministerialdirektor daraus werden, der in Mädchenschulreformen macht — aber ein Goethe nie.“

„Und Sie waren eben nahe daran, das Ina zu sagen?“

„Natürlich — der Blödsinn muß ein Ende haben — ich will mir meinen Enkel nicht verballhornen lassen.“

„So, Melitta!“ sagte der Freund und schlug auf den Tisch. Seine wohllautende Stimme wurde sehr energisch. „Diese Rosenfälschung behalten Sie gefälligst für sich — wenn Ina davon erfährt, betrete ich dies Haus nicht wieder!“

Er ging zornig auf und ab.

Ganz geduckt schwieg sie und lehnte sich in das Laub des wilden Weines.

„Wir alle mit unserm Unglauben, wir mit der alles zersetzenden Kritik, wir hoffnungslosen Geschlechter, die wir unter schön gewesenen Hüllen nackte, häßliche Wahrheiten hervorzerren — wir, die wir jedem Falter den Schmelz von den Flügeln streifen, um die Struktur seiner Adern genauer zu sehen, die wir an kein Jenseits glauben, das Diesseits bemäkeln und die Ideale der Vergangenheit wie Kehricht in den Winkel geschoben haben — sollen wir nicht dankbar und froh sein, wenn zwischen uns noch einmal ein Wesen steht, das imstande ist, aus einer modrigen Blume einen Glücksbegriff und eine Zukunftshoffnung herauszudestillieren? Sahen Sie, mit welchen Augen Ina zwischen uns stand? Sie war uns allen in diesem Moment überlegen — und wenn sie auch zehnmal durchs Abiturium gefallen ist! Diese verflüchtigte Beziehung zu Goethe, dieser Wechselbalg von einer Rose, der dem kleinen Knaben auf der Brust liegt — das sind höhere Werte als alle Errungenschaften unsers kalten, götterlosen und glaubensarmen Lebens!“

Er pflückte eine Glyzine vom Spalier und spielte mit den Blättern.

„Melitta,“ sagte er plötzlich sanft, „Sie sind einst mein Ideal gewesen, in den Zeiten, ehe Sie ‚freies Weib‘ wurden. Mit Ihren braunen Locken habe ich gerne gespielt, ehe Sie sich diesen schönen Reichtum abscheren ließen. Ich bin Ihrem Leben gefolgt, halb aus Hundetreue, halb aus einem amüsierten Interesse an Ihren weiteren Metamorphosen. Es war ergötzlich zu sehen, wie Sie erst Herrn Becker, dann seine Stiefkinder und dann die Frauenfrage um die Finger wickelten. Ich billigte alle Ihre Absonderlichkeiten! Sie sind so erfrischend!

„Aber hier, Melitta, streike ich.

„Lassen Sie dies Kind in seinem Aberglauben, leuchten Sie nicht mit Ihrer unerbittlichen Nüchternheitsfackel in ihre Phantasien. Nehmen Sie ihr dies einzige nicht. Sie hat Albert. Aber wir wissen alle, wie borniert Albert ist. Sie hat Geschwister, die sie verachten — Eltern, die sie nicht verstehen. Sie ist kein Lernkopf — eigentliche geistige Befriedigungen sind ihr versagt. Sie hat nichts Wertvolles als diese Rose ...“

„Sie ist ein Non-valeur!“ sagte Melitta irritiert.

„Wenn Goethe ihr begegnet wäre, hätte er vielleicht Verse auf sie gemacht — sie hat etwas vom Stil der Herzlieb, der Ottilie. Während ich glaube, liebe Melitta, Ihr Genre dürfte dem großen Frauenfreund von Weimar schwerlich gelegen haben. Womit ich gegen Ihre enormen Vorzüge, die Sie nach andrer Seite hin besitzen, natürlich durchaus nichts gesagt haben will ...“

Melitta senkte das geschorene Haupt auf die Brust. Mißbilligung von seiten des Freundes war das einzige, was ihr im Leben Eindruck machte.

Sie sah plötzlich wie ein geschlagener Hund aus.

Herr Becker erschien an der Treppe.

„Nun hat Ina einen richtigen Weinkrampf!" sagte er klagend. „Man soll doch um Gottes willen dem Kind seinen Sparren lassen. Schließlich will man doch sein Pilsener in Frieden trinken. Muß denn auch immer von Goethe angefangen werden?"

Der Physiologe schüttelte empört den klugen Kopf.

„So haltlose, konfuse Wesen wie Ina dürften heutzutage eigentlich gar nicht mehr vorkommen!" erklärte er. Zum Studium hat sie nicht getaugt. Zur Ehe taugt sie offenbar auch nicht. Albert machte ja Augen wie ein geängstigtes Kalb. Schrecklich. Da lob' ich mir Hildegard ... immer zielbewußt, immer stramm und mit Erfolg gearbeitet. Und dann ein einziges Mal eine starke, temperamentvolle Katastrophe im großen Stil. Rassemenschentum. Aus einem Stück. Wir sollten stolz darauf sein."

„Na ...!" sagte der Familienfreund.

•

Der Familienfreund ging am nächsten Tag zu Ina.

Er verlangte den kleinen Wolfgang zu sehen.

Das Kind lag in einem dämmerig verhüllten Zimmer und schlief.

Ueber dem Bettchen auf einer vergoldeten Konsole stand das Goethebildnis von Schwerdtgeburth, das Bild des Weisen mit den ergreifenden Riesenaugen, die unwirklich groß wie ein aufgetaner Himmel zu blicken scheinen.

Ina schob das Hemdchen des Kleinen beiseite — auf dem zarten, etwas blassen pfirsichweichen Fleisch lag die silberne Kapsel an dünner Kette schräg auf der warmen, sichtbar atmenden Brust des Kindes.

Das Kind erwachte von der Berührung seiner Mutter. Es rieb sich die Augen — die rosigen Finger arbeiteten lange über den dunkeln seidigen Wimpern herum.

Dann hob es den Blick ...

Es waren Inas Augen — es waren die Augen des jungen Mädchens von vor mehr als hundert Jahren, das beim Schein der Windlichter im Jenenser Garten plötzlich dem großen Manne gegenübergestanden hatte, den eine rätselhafte Glorie umgab.

Er berührte das Amulett ...

Ob es dem Kinde helfen würde?!

Warum nicht? Suggestionen, die so stark sind, daß sie sogar eine elende Berliner Winterrose vom Baumkuchen eines Klubdiners, eine gefälschte, geröstete, heimtückisch eingeschmuggelte schließlich in eine Rose von Goethe verändern können wie das Brot der heiligen Elisabeth ...?

Der Familienfreund ging schweigend. Er empfand Rührung und Andacht vor dergleichen.

Vor dem Haus begegnete er Melitta.

Sie sprang aus ihrem Auto und erzählte mit fliegendem Atem und leuchtenden Blickes, daß sie soeben bei einem Diskussionsnachmittag im Klub eine gelernte Zoologin, Fräulein Doktor Hacke-Segnörkly, in Grund und Boden geredet hätte. „Der Schädel aus dem Neandertal —"

Er wehrte ab. Es paßte nicht in seine Stimmung.

„Ich war oben beim kleinen Wolfgang," sagte er. „Das Kind hat wirklich verheißungsvolle Augen — ich bin noch nie in der Praxis so von den atavistischen Theorien überzeugt worden."

Melitta runzelte die Brauen.

„Gewiß haben Sie das sentimentale Gemüse interviewt ... Lieber Friedrich! Ich fürchte manchmal wirklich, Sie werden geistesschwach."

Er nahm den Hut ab und verneigte sich dankend für dieses Kompliment.

„O freies Weib!" rief er, halb melancholisch, halb spöttisch. „Dir wäre besser, deine Urgroßmutter hätte auch Goethe geliebt!"



Spinoza

(Zu dem nebenstehenden Einschaltbilde)

Unser Bild versetzt uns in die Jugendzeit des großen Philosophen. Wir blicken in die altertümlichen Straßen Amsterdams, das damals den landflüchtigen Juden aus aller Herren Ländern, namentlich aber aus Spanien und Portugal, eine gastliche Heimstätte bot. In Amsterdam wurde Baruch Spinoza am 24. November 1632 geboren. Ursprünglich zum Rabbiner ausgebildet, kam er seiner freien Anschauungen wegen bald in Konflikt mit der Synagoge und wurde aus der Gemeinde ausgestoßen. In diese Zeit dürfen wir wohl den im Bilde geschilderten Vorgang versetzen. Die drohenden Mienen der Glaubensgenossen lassen über ihre Gefühle dem jugendlichen Denker gegenüber kaum einen Zweifel. Spinoza verließ darauf die Heimat und lebte in freier Betätigung seiner Wissenschaft arm, aber unabhängig im Haag. Durch Unterrichtsstunden und durch Schleifen optischer Gläser erwarb er sich seinen Unterhalt. Im Jahre 1677 raffte ihn die Lungenschwindsucht dahin.



Spinoza

Nach einem Gemälde von Samuel Hirszenberg





Ankunft der Königsjacht „Mahachakri“ auf dem Menam

Die Rückkehr des Königs von Siam nach Bangkok

Von

Bauinspektor Meyer, Bangkok

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Im Jahre 1685 schreibt der Jesuit Tachard in seinem Bericht über seine Reise nach dem Lande des weißen Elefanten, die er als Teilnehmer einer Gesandtschaft Ludwigs XIV. unternommen hatte: „Die Verehrung der Siamesen für ihren König gleicht einer Anbetung.“

Daß diese Worte auch noch heute Gültigkeit besitzen, haben die Empfangsfeierlichkeiten bewiesen, die dem König Chulalonkorn bei seiner Rückkehr von seiner Europareise dargebracht wurden. Tausend fleißige Hände mußten sich wochenlang rühren, um ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht würdig zu inszenieren, das sich am 16. November und den drei folgenden Tagen und Nächten abgespielt hat.

Als der Morgen des 16. November heraufdämmerte, waren die offiziellen Arbeiten beendet, aber auch das Volk hatte alles getan, um den angebeteten Herrscher nach seinen Kräften würdig zu empfangen. Mit Zuckerrohrstauden, Bananenbäumen und siamesischen Flaggen war die ganze Hauptstadt herrlich geschmückt; selbst die ärmste Kulihütte hatte ein Festtagskleid aus rotem Kattun, mit grünen Palmenwedeln besteckt, angelegt. Besonders wirkungsvoll aber nahmen sich die phantastischen Verzierungen aus buntem Papier und die kunstvollen



Landungsstelle, eigens für die Rückkehr des Königs errichtet



Leben auf dem Fluß bei der Landungsstelle

Blumenarrangements aus, von deren Eigenart und Schönheit sich der Europäer kaum eine Vorstellung machen kann.

Die Eingeborenen, Chinesen, Malaien und Inder, groß und klein, alt und jung, alle hatten Festgewänder angelegt, ja selbst der fast nackte Rickschakuli präsentierte sich in bunter kattunener Jacke. Ueberall hörte man siamesische, chinesische und europäische Musik. Kein rauher Lärm, kein Gedränge, kein böses Wort — so erwartete das siamesische Volk seinen geliebten Fürsten.

Auf Befehl des Kronprinzen, der während des Königs Abwesenheit die Regentschaft geführt hatte, war das Militär des ganzen Königreichs in Bangkok zusammengezogen worden. In seiner kleidsamen, blitzsauberen grauen Uniform bildete es Spalier auf der großen Feststraße von dem Landungsplatz bis zum Dusitpark.

Der Kronprinz, die Prinzen und siamesischen Minister, die Vertreter der fremden Staaten und die hohen europäischen Beamten in siamesischen Diensten hatten sich in einer eigens zu diesem Zwecke



Blick auf die Feststraße durch den Elefantenbogen, errichtet von der siamesischen Armee


Siamesische Mädchenschule, zum Empfang des Königs aufgestellt

erbauten Halle am Landungsplatz zum Empfang des Königs eingefunden. Weit schweifte von hier der Blick über den majestätischen Menamstrom! Wohin man sah, Motorboote, Pinassen, Barkassen, Küstendampfer und unzählige einheimische kleinere Fahrzeuge, die alle festlich geschmückt mit ihren farbenprächtigen Insassen dem Nahen des Königsschiffes, der „Mahachakri", harrten. Endlich kam das erste festlich bewimpelte Begleitschiff in stolzer Fahrt den Menam herauf. Langsam und majestätisch, von mehreren Kriegsschiffen umgeben, folgte ihm die stolze königliche Jacht. Da verstummte jeder Laut, ehrfurchtsvolle Stille herrschte überall, und in heiligem Erschauern erwartete ein ganzes Volk die Ankunft des geliebten Königs. Als die „Mahachakri" sich so weit genähert hatte, daß das Volk seinen Fürsten auf der Kommandobrücke erkennen konnte, begann der dröhnende Salut der Geschütze, das schrille Heulen der Pfeifen der großen und kleinen Dampfer, das Spielen der Nationalhymne von allen Musikchören. Inmitten dieses Chaos von Tönen legte die Königsjacht an der Festhalle an, freundlich nach allen Seiten grüßend betritt Chulalonkorn den Boden seines Landes.

Aus der Hand des Kronprinzen nimmt der Herrscher die Bewillkommnungsadresse entgegen und erwidert darauf mit kurzen Dankes- und Begrüßungsworten. Ein Freudensang der buddhistischen Priester, vom Oberpriester, einem Bruder des Königs, geleitet, folgt. Hierauf besteigt der Fürst die königliche Sänfte, und unter großem Vorantritt setzt sich der Zug zum Palast in Bewegung. Auf diesem Wege entfaltet sich die ganze morgenländische Pracht, gepaart mit indischem Märchenzauber. Der Beginn des Zuges versetzt uns um hundertfünfundzwanzig Jahre zurück in die Zeit der Gründung der heutigen Dynastie. Unter den Klängen uralter, sonderbar geformter Musikinstrumente, die von Männern, die in kostbare Gold- und Brokatstoffe gehüllt sind, zum Tönen gebracht werden, schreiten die Krieger in alten Rüstungen, mit Waffen geschmückt, wie sie einst vor hundertfünfundzwanzig Jahren getragen wurden. Vornehme Siamesen von hoher Abkunft folgen. Der König selbst ruht auf vergoldetem Thronsessel, der über und über mit Halbedelsteinen verziert ist. Die Zeichen der Herrscherwürde, den siebenetagigen Schirm aus Goldblech, erblickt man auf der einen, den diamantenbesetzten Fächer und Sonnenschirm auf der andern Seite.


Ehrenpforte des Finanzministeriums mit den Modellen der neuen Goldmünzen

Der Zug hat die große Palaststadt erreicht; im Chakri-Maha-Prasat-Thronsaal verrichtet der Monarch seine Dankesgebete. Hierauf begibt er sich in das Wat Phra Keo, um dort seine Andacht fortzusetzen. Kurz nach ein Uhr ist diese vollendet, die Besichtigung der Feststraße bis zum Dusitpark folgt. Welch phantastisches Bild bietet diese Feststraße, wie interessante Einblicke gewährt sie in die Architektonik des siamesischen Volkes! Als eine Via triumphalis sondergleichen öffnet sich vor uns die mustergültig angelegte und gehaltene

Rajadamnernstraße. Gleich am Eingang nimmt uns ein Meisterwerk indischer Baukunst gefangen: auf vergoldeten Sockeln stehen sich zwei mächtige Elefanten in wunderbar imponierender Stellung gegenüber. Die Rüssel zum Gruße erhoben, tragen sie auf ihren gewaltigen Stoßzähnen die siamesische Krone. Die gesamte Armee des Landes hat dieses Kunstwerk gestiftet.



Der König auf dem Wege zum Mahachakripalast

Jetzt fesselt das Geschenk des Kriegsministeriums unsre Aufmerksamkeit: Zwei Drachen als symbolische Hüter von Schirm und Krone bilden in bunter Pracht eine Pforte zu neuen Wundern. Die Ehrenpforte des Finanzministeriums ist deshalb von hoher Bedeutung, weil an ihr dem Volk die Entwürfe für die ersten allgemeinen Goldmünzen im Riesenmaßstab vorgeführt werden.

Jetzt salutiert das Militär, ein Tücherschwenken und Blumenwerfen ohnegleichen beginnt, die Tribünenbesucher erheben sich von ihren Sitzen — der König naht! Die Schuljugend stimmt die Nationalhymne an, jedes Gesicht erstrahlt vor aufrichtiger Freude, den geliebten Landesherrn von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Abends fand im Dusitpark Monsterfeuerwerk statt. Durch Sammlung unter den Europäern Bangkoks waren 25000 Ticals (37500 Mark) aufgebracht worden. Man hatte diesen Betrag der siamesischen Regierung zur Verfügung gestellt mit der Bitte, hiervon die Ausgaben für Beschaffung eines Brunnens oder einer sonstigen gemeinnützigen Anlage zu bestreiten. Aber das Vergnügungskomitee verfügte anders über das Geld: ein noch nie gesehenes Feuerwerk sollte dafür dem König bei seiner Rückkehr geboten werden. Man ließ extra zu diesem Zwecke aus England zwei Pyrotechniker kommen, die das große Werk vorbereiten und abbrennen sollten. Echt orientalische Verschwendungssucht! Leider brachte ein plötzlich einsetzender tropischer Regen das siamesische Volk um den größten Teil dieses Schauspiels. Das Geld aber war wenigstens ausgegeben.

Der König betritt seinen Palast



Durch die großartige Entwicklung, die Handel und Wirtschaftsleben im neunzehnten Jahrhundert genommen haben, ist allmählich eine Fülle von Gesellschaftsformen gezeitigt worden, die dem gesteigerten Bedürfnis der kaufmännischen Welt nach Zusammenschluß auf die verschiedenste Weise gerecht werden. Die modernen Handelsgesellschaften, die ihre gesetzliche Regelung teils im Handelsgesetzbuch, teils in einzelnen Spezialgesetzen gefunden haben, sind die offene Handelsgesellschaft, die Kommanditgesellschaft, die Aktiengesellschaft, die Kommanditgesellschaft auf Aktien, dann die stille Gesellschaft, die Gesellschaft mit beschränkter Haftung und endlich die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. In ihrer juristischen Struktur sind diese Gesellschaftsformen, entsprechend den mannigfachen wirtschaftlichen Zwecken, denen sie dienen, voneinander sehr verschieden; bei der weitverbreiteten Unkenntnis über das Wesen der einzelnen Handelsgesellschaften dürfte eine Darlegung der Grundzüge, die jeder von ihnen ihr besonderes Gepräge geben, am Platze sein.

Eine offene Handelsgesellschaft liegt vor, wenn zwei oder mehr Vollkaufleute (das heißt Kaufleute, die ins Handelsregister eingetragen sind) sich zusammentun, um ein Handelsgewerbe unter einer gemeinschaftlichen Firma zu betreiben, indem jeder Gesellschafter für die Schulden der Gesellschaft unbeschränkt mit seinem ganzen Vermögen haftet. Die gemeinschaftliche Firma muß aus dem Namen mindestens eines Gesellschafters und einem Zusatz bestehen, der das Gesellschaftsverhältnis erkennen läßt, z. B. Müller & Co. oder Müller Gebr., Müller & Schulze. Hinter der Mehrzahl derartiger Firmen, die man in der großstädtischen Geschäftsgegend zu Gesicht bekommt, steckt eine offene Handelsgesellschaft; da, wie erwähnt, für die Gesellschaftsschulden nicht nur das (von dem Vermögen der einzelnen Gesellschafter unterschiedene) Gesellschaftsvermögen haftet, sondern auch jeder einzelne Gesellschafter, und zwar noch fünf Jahre nach Erlöschen der Gesellschaft, so genießt eine offene Handelsgesellschaft vielfach leichten Kredit.

Die unbeschränkte Haftung mit dem ganzen Privatvermögen kann für den einzelnen Gesellschafter leicht verderbliche Folgen haben; trotzdem ist dieser Grundsatz festgelegt, da der Gesetzgeber bei einem Vollkaufmann, wie es der Beteiligte an einer offenen Handelsgesellschaft stets sein muß, die nötige Vorsicht und Geschäftserfahrung vorausgesetzt hat. Bei den übrigen Gesellschaften, an denen sich auch Nichtkaufleute beteiligen können, existiert eine völlig uneingeschränkte Haftung der Geldeinleger nicht.

Eine Form, die häufig angewandt wird, um an dem Handelsgewerbe eines oder mehrerer Kaufleute durch Einzahlung eines Kapitals teilzunehmen, ist die Kommanditgesellschaft. Auch in diesem Fall entsteht eine Handelsgesellschaft, die eine gemeinschaftliche Firma führt und ein selbständiges Handelsvermögen besitzt. Aber nur der Kaufmann, der allein das Geschäft leitet und nach außen hin vertritt, haftet mit seinem ganzen Vermögen persönlich für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft: er heißt juristisch-technisch Komplementär. Der beteiligte Gesellschafter dagegen, der sogenannte Kommanditist, haftet nicht über den Betrag seiner Einlage hinaus. Er hat also kein so großes Risiko wie die Komplementäre, er leistet, wenn überhaupt, auch nicht annähernd so viel Arbeit wie sie; dementsprechend ist aber auch sein Gewinnanteil geringer. Die Firma einer solchen Kommanditgesellschaft muß aus dem Namen eines Komplementärs und einem das Gesellschaftsverhältnis erkennbar machenden Zusatz bestehen; das Wort „Kommanditgesellschaft" braucht nicht notwendig darin enthalten zu sein, z. B. also Müller & Co. Jedoch darf der Name eines Kommanditisten nicht in der Firma vorkommen, denn sonst haftet auch der Kommanditist unbeschränkt mit seinem ganzen Vermögen.

Der Name „Kommanditgesellschaft" erklärt sich aus der geschichtlichen Entwicklung. Dieses Rechtsinstitut ist, wie auch die „stille Gesellschaft", im Handelsverkehr der oberitalienischen Tiefebene, der Wiege eines großen Teils unsers Handels- und Wechselrechts, um das zwölfte Jahrhundert entstanden. Hier war der Seehandel und auch das Bankgeschäft zu hoher Blüte gelangt, und die dabei erzielten Gewinne reizten hohe Staatsmänner, selbst Fürsten, sich am Handel zu beteiligen, ohne doch selber Kaufmann zu werden. Dies geschah in der eben geschilderten Weise durch Kapitaleinlage, die den Namen Kommenda führte. In Frankreich wurden diese Grundsätze dann weitergebildet zur société en commandite und fanden von dort aus im deutschen Handelsrecht Aufnahme.

Aus derselben Wurzel wie die Kommanditgesellschaft ist auch die stille Gesellschaft entsprossen: Hingabe einer Geldeinlage unter Beteiligung an

Gewinn und Verlust. Doch sind wesentliche Verschiedenheiten vorhanden; während nämlich der Kommanditist wirklicher Gesellschafter ist, dessen Name und Einlagekapital ins Handelsregister eingetragen werden, entsteht durch die Verbindung eines Kaufmanns mit einem stillen Gesellschafter keine Gesellschaft im juristischen Sinn. Es ist kein abgesondertes Gesellschaftsvermögen vorhanden, in der Firma kommt die Beteiligung des „Stillen" nicht zum Ausdruck, kurz, es liegt ein nach außen hin nicht erkennbares privates Rechtsverhältnis zwischen dem Kaufmann und dem Geldeinleger vor. Dieses Rechtsverhältnis weist Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Darlehen auf: doch unterscheidet sich die stille Gesellschaft vom Darlehen dadurch, daß der Stille keine Zinsen, sondern Dividende erhält — die bei Verlust im Geschäft ganz ausfällt —, daß weiter der Darlehengeber sein Kapital stets zurückfordern kann, auch wenn mit Unterbilanz gearbeitet ist oder Konkurs ausbricht, während der Stille in diesem Fall sein Geld verliert. Dafür hat aber der Stille, nicht auch der Darleiher, zwecks Prüfung der Bilanz das Recht auf Einsicht in die Geschäftsbücher. Die Geschäftsführung allerdings steht nur dem Kaufmann zu, der auch frei über das eingelegte Kapital des Stillen disponieren kann.

Bei den bis jetzt angeführten Gesellschaften kommt immer nur eine geringe Personenanzahl und dementsprechend ein kleines oder mittleres Kapital in Betracht. Für Zwecke dagegen, die Geldsummen von Millionen erfordern, sind diese Gesellschaftsformen unzureichend. Ihnen wird die Aktiengesellschaft gerecht, ganz ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, wenn auch ihre Anfänge auf das oberitalienische Handelsrecht des Mittelalters zurückgehen.

Schon früh bildeten sich in Italien Vereine, die dem Staat für seine Bedürfnisse das erforderliche Geld liehen. Sie verschafften es sich, indem sie das notwendige Kapital in viele Anteile zerlegten, von denen jedes Vereinsmitglied mindestens einen übernehmen mußte. Aus den dem Verein überwiesenen Staatseinkünften wurden dann die Zinsen der einzelnen Anteile beglichen. Dieser Grundgedanke zur Aufbringung großer Kapitalsummen findet sich um 1400 bei Gründung der ersten bedeutenden Girobank wieder, der St. Georgsbank in Genua, später auch bei den wichtigen Handelskompagnien des siebzehnten Jahrhunderts, den ersten Kolonialgesellschaften, so der Niederländisch-Ostindischen, der Brandenburgisch-Amerikanischen Kompagnie u. a.

In Deutschland hängt die Durchbildung und gesetzliche Regelung des Aktiengesellschaftsrechtes eng mit der Einführung der Eisenbahnen zusammen. Die praktische Verwertung dieser das ganze Verkehrswesen umwälzenden Erfindung setzte Summen voraus, die nur im Wege allgemeiner Beteiligung beschafft werden konnten, und so sind die ersten Eisenbahnunternehmen, die ja bekanntlich private waren, wie Leipzig—Dresden, Nürnberg—Fürth und so weiter, in der Zeit von 1830 bis 1840 zugleich die ersten Aktienunternehmungen geworden.

Eine Aktiengesellschaft ist eine Gesellschaft unter einer gemeinschaftlichen Firma mit einem von vornherein bestimmten Grundkapital. Dieses ist in Anteile von regelmäßig eintausend Mark zerlegt, die Aktien heißen. Die Haftung für die Gesellschaftsschulden ist einzig und allein auf das Vermögen der Gesellschaft beschränkt.

Während es bei den andern Gesellschaftsarten nicht nur auf die Geldeinlage, sondern mehr oder weniger auch auf die Persönlichkeit des Gesellschafters ankommt, tritt dieser Gesichtspunkt bei der Aktiengesellschaft gänzlich zurück. Wer der Aktionär ist, bleibt ohne Belang, wenn er nur seine einzige Pflicht, die Zahlung des Geldes für seine Anteile, richtig erfüllt.

Der Erwerber einer Aktie hat das Recht auf Bezug der am Schluß jedes Geschäftsjahres festzustellenden Dividende, nicht auf Zinsen. Denn durch Zinszahlung würde das Grundkapital im Falle, daß kein Gewinn gemacht ist, verringert werden, was natürlich nicht geschehen darf. Bei Verlust erhält der Aktionär also keine Vergütung und bei Konkurs der Gesellschaft verliert er auch den eingezahlten Betrag.

Ferner gibt der Besitz einer Aktie ein Stimmrecht in der Generalversammlung; wer daher fünf Aktien sein eigen nennt, kann fünf Stimmen abgeben. Die Generalversammlung bildet mit dem Aufsichtsrat und den Revisoren die Kontrollorgane, deren Pflicht in der Ueberwachung des Vorstandes und seiner Geschäftsführung besteht.

Die Firma der Aktiengesellschaft darf Personennamen nicht enthalten, sondern muß den Geschäftszweck angeben. Nur wenn ein schon bestehendes Geschäft in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wird, kann die alte Firma, auch wenn sie Personennamen enthält, fortgeführt werden, wie es beispielsweise bei der Firma „Friedrich Krupp, Essen, Aktiengesellschaft" der Fall ist.

Ein Mittelding zwischen Aktien- und Kommanditgesellschaft, wenn sich auch an erstere besonders anlehnend, ist die Kommanditgesellschaft auf Aktien. Sie besteht ihrem Wesen nach in einer Kommanditgesellschaft, wie sie bereits geschildert ist, nur sind nicht ein, zwei oder etwa drei Kommanditisten vorhanden, sondern, dem erforderlichen Großkapital entsprechend, eine große Anzahl, deren Gesamtheit eine vollkommen organisierte Aktiengesellschaft bildet mit eignem Aufsichtsrat, Generalversammlung und so weiter. Diese Organe werden nicht für die ganze Kommanditgesellschaft auf Aktien tätig, sondern gehören lediglich der Aktiengesellschaft der Kommanditisten an. Wir haben also auf der einen Seite die geschäftsführenden und unbeschränkt persönlich haftenden Komplementäre, denen die zur Aktiengesellschaft organisierten Kommanditisten gegenüberstehen.

Obwohl, besonders nach dem Kriege 1870/71, die Aktiengesellschaften pilzartig entstanden, so war doch ihr komplizierter und schwerfälliger Mechanismus für viele Zwecke nicht geeignet. Die neuere Reichsgesetzgebung hat dann dem immer stärker auftretenden Bedürfnis nach einer Form, die größere Beweglichkeit gestattet, nachgegeben und im Jahre 1892 in freier Erfindung die Gesellschaft mit beschränkter Haftung geschaffen, kurz G. m. b. H. bezeichnet. Auch ihr Vorbild ist die Aktiengesellschaft gewesen, doch zeigt sie wesentliche Abweichungen. Die schwerfälligen Aufsichtsorgane, wie General-

versammlung, Revisoren und Aufsichtsrat, sind nicht vorgeschrieben, es genügt schon ein Grundkapital von 20000 Mark, und die einzelnen Gesellschaftsanteile brauchen nicht mehr als 500 Mark zu betragen. Gleich wie bei der Aktiengesellschaft haftet den Gesellschaftsgläubigern lediglich das Gesellschaftsvermögen; der einzelne Gesellschaftsanteil kann aber nicht wie die Aktie freihändig verkauft werden, sondern seine Veräußerung ist an die erschwerende Form der gerichtlichen oder notariellen Beurkundung geknüpft. Die G. m. b. H. hat in kaufmännischen Kreisen von vornherein großen Anklang gefunden und ist bei unzähligen Gesellschaftsgründungen verwertet worden.

Das ganze Streben der kaufmännischen Welt nach Zusammenschluß in Gesellschaften beruht auf der Tatsache, daß ein mit großem Kapital arbeitender Geschäftsbetrieb viel bessere Produktionsbedingungen und ungleich höheren Nutzen gewähren kann als mehrere kleine und getrennte Unternehmen mit geringer Geldunterlage. Es war deshalb ein naheliegender Gedanke, eine Form des Zusammenschlusses zu finden, die auch den kleinen Existenzen des Mittelstandes gestattet, sich die Vorteile des Großbetriebes anzueignen. Der Vorkämpfer dieser Bewegung war Hermann Schulze-Delitzsch, der unermüdlich und erfolgreich sein Leben diesem Zweck gewidmet hat und der Vater der sogenannten Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften geworden ist.

Die Genossenschaften sind rechtsfähige Gesellschaften von nicht geschlossener Mitgliederzahl, welche die Förderung des Erwerbes oder der Wirtschaft ihrer Mitglieder mittels gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebes bezwecken. Sie können sehr mannigfaltig sein je nach den Berufskreisen, die sie zusammenfassen; hauptsächlich kommen in Betracht Rohstoffvereine und Absatzgenossenschaften, letztere wohl auch Magazinvereine genannt. Ferner sind Produktivgenossenschaften zu erwähnen, gewöhnlich für Molkereiprodukte, dann Konsumvereine, Vorschuß-, Kreditvereine und andre mehr.

Die Haftung der Genossenschaftsmitglieder ist, mit Ausnahme bei der Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht, im wesentlichen auf die Einlage- oder Haftsumme beschränkt.

Da der Staat ein großes Interesse hat, daß nicht durch leichtfertige Geschäftsführung Genossenschaften in Konkurs geraten, von dem zahlreiche, gerade dem minderbegüterten Mittelstande angehörende Mitglieder schwer betroffen werden, so sind dieselben Kontrollorgane vorgeschrieben wie bei der Aktiengesellschaft, nämlich Aufsichtsrat, Generalversammlung und Revisoren.

So hat das nun zu Ende gegangene neunzehnte Jahrhundert den überkommenen Handelsgesellschaften eine ganze Anzahl neuer Gesellschaftsformen an die Seite gesetzt und dadurch sein praktisches Verständnis für die Bedürfnisse des immer großartiger sich gestaltenden Wirtschaftslebens vorteilhaft bewährt.



Rekonstruktion des großen amerikanischen Mastodons. (Vgl. den nachfolgenden Aufsatz)



Hinterer Teil des Schädels mit der großen Gehirnhöhle

Das größte bekannte Mastodon

Von

Walter T. Beasley

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Originalaufnahmen)



Einer der großen Stoßzähne, 8 Fuß 7 Zoll messend

Der bekannte amerikanische Geldmann und Kunstmäzen J. Pierpont Morgan hat kürzlich der wissenschaftlichen Welt ein äußerst schätzenswertes Geschenk gemacht. Um die Summe von 30000 Dollar hat er das berühmte Warrensche Mastodonskelett erworben und es den Sammlungen des New-Yorker Naturwissenschaftlichen Museums als Eigentum überwiesen. Es wird dadurch einer der wichtigsten paläontologischen Funde, die je gemacht worden sind, allgemein zugänglich werden, denn wenn das Skelett auch schon seit mehr als fünfzig Jahren bekannt ist, konnten doch bisher selbst von den Vertretern der Wissenschaft nur sehr wenige sich rühmen, es gesehen zu haben. Dank der Freigebigkeit Mr. Pierpont Morgans und dem Eifer, mit dem der auch in Europa bekannte amerikanische Paläontologe H. F. Osborn sich der Sache angenommen, wird es von nun an anders sein. Das Skelett des vorweltlichen Riesentieres wird eines der Hauptschaustücke des New-Yorker Naturwissenschaftlichen Museums bilden und sich in dieser Eigenschaft zum erstenmal den Teilnehmern am siebten internationalen Zoologenkongresse in der letzten Woche des kommenden Monats August präsentieren. Da zu diesem Kongresse bereits eine ganze Anzahl hervorragender deutscher Gelehrter angemeldet ist, werden auch diese Gelegenheit haben, sich von dem hohen Werte des seltenen Fundstücks zu überzeugen.

Das Skelett ist von der Ansatzstelle der Stoßzähne bis zum äußersten Schwanzende 14 Fuß und 11 Zoll lang und 9 Fuß 2 Zoll hoch. Die Länge der Stoßzähne wurde früher unrichtig auf mehr als



Gehirnabguß des Warrenschen Mastodons im Vergleich mit einem menschlichen Kopfe

11 Fuß angegeben, die Zähne waren aber von dem ersten Besitzer, da die Ansatzstellen stark gelitten hatten, unrichtig, weil auf zu langer Basis, eingesetzt worden; erst nach der Ablieferung an das New-Yorker Museum konnte ihre richtige Stellung und ursprüngliche Länge ermittelt und letztere auf 8 Fuß 7 Zoll festgestellt werden. Bei der ersten Zusammensetzung des Skeletts hatte man die Zähne an ihrer Ansatzstelle abgesägt, und es hatte sich dabei die merkwürdige Tatsache ergeben, daß das Elfenbein ihrer Masse verschiedene Schichten und die Schnittfläche infolgedessen eine Anzahl von Ringen, ähnlich den Jahresringen eines Baumstammes aufwies, woraus man den Schluß zog, daß das Tier 27 Jahre alt geworden sei. Abgesehen von der Ansatzstelle der Stoßzähne fanden sich nur die Zehen der Vorderfüße stark beschädigt, so daß diese Teile, aber auch nur diese, bei der neuerlichen Zusammensetzung ergänzt werden mußten, während alles übrige bis zum letzten Schwanzwirbel aus den alten, ursprünglichen Teilen zusammengefügt wurde. Das ganze Knochengerüst stellt sich uns jetzt in der Lage dar, die es zu Lebzeiten des Tieres bei dessen Vorwärtsbewegung hatte.

Wie schwierig und mühevoll es war, die Zusammensetzung in der richtigen Weise vorzunehmen, mag man allein danach bemessen, daß darauf im paläontologischen Laboratorium des Museums ein ganzes Jahr verwendet werden mußte. Das Skelett wurde vollständig auseinander genommen und jeder einzelne Teil mit Weingeist behandelt, bis er seinen ganzen ursprünglichen Glanz und seine ganze ursprüngliche Frische wiedergewonnen hatte. Zur Wiederzusammenfügung der einzelnen Tile mußte ein eignes Gerüst mit Ketten- und Flaschenzügen hergestellt werden, da bei verschiedenen der Riesenknochen, wie dem massigen Becken und den vorderen und hinteren Gliedmaßen, Gewichtsmengen von 100 bis 500 Pfund zu bewältigen waren. Das größte Geschick war natürlich dazu erforderlich, die Knochen derart miteinander in Verbindung zu bringen, daß ihr gegenseitiges Verhalten so zur Anschauung kam, wie es bei dem noch lebenden, frei sich bewegenden Tiere der Fall gewesen war, eine Aufgabe, die indes unter Leitung Professor Osborns von dem Oberpräparator des paläontologischen Laboratoriums an dem New-Yorker Naturwissenschaftlichen Museum, Adams Herman, und dessen Assistenten Lang und Schlosser glänzend gelöst wurde.

Das Walkersche Mastodonskelett ist, wie gesagt, schon seit länger als einem halben Jahrhundert bekannt. Es wurde durch einen Zufall im Jahre 1845 von einem Farmer in der Nähe von Newbury entdeckt, als dieser sich nach billigen Düngstoffen für seine Felder umsah. Auf seinem Gelände befand sich in einer sumpfigen Umgebung eine Art Wassertümpel, der in der Länge wie Breite etwa 40 Fuß maß. Dieser Tümpel trocknete während des heißen Sommers von 1845 fast ganz aus, und in dem getrockneten Schlamm glaubte der Farmer das beste Mittel zu seinem Zwecke gefunden zu haben. Er schickte Leute mit Hacken und Spaten hin, um den Schlamm auszuheben, und als diese 4 bis 5 Fuß tief in den mergeligen



Untere Kinnlade des Warrenschen Mastodons mit Veranschaulichung des Zahnmechanismus

Boden eingedrungen waren, stießen sie auf etwas Hartes, auf eine holz- oder steinartige Masse, wie sie anfangs meinten. Bei weiterem Graben erst erkannten sie, daß es fossile Knochen waren, und sie legten nun zunächst den Kopf, auf den sie zuerst gestoßen waren, und am folgenden Tage das ganze Skelett des vorweltlichen Riesentiers bloß, das bald als ein Glied der Mastodontenfamilie erkannt wurde. Das Skelett war vollständig erhalten und seine sämtlichen Knochen lagen noch genau so da wie vor den vielen, vielen Jahrtausenden, als das Tier hilflos in das schlammige Erdreich einbrach. Die Lage der einzelnen Glieder deutete darauf hin, daß das riesige Rüsseltier einen harten Todeskampf zu bestehen hatte und es sich gewaltig gegen das ihm bevorstehende Schicksal wehrte. Innerhalb der Rippen fand sich noch der Rest der letzten Mahlzeit, die es zu sich genommen, eine Masse von vier bis fünf Bündeln von 1 bis 1½ Zoll langen Zweigen und Aestchen, in halbverdautem Zustande. Das Skelett wurde einstweilen in der Scheune des Farmers untergebracht, und als die Kunde von dem Funde sich immer weiter in dem Lande verbreitete und unter anderm zu Ohren Professor John C. Warrens kam, eines damals sehr geschätzten Lehrers der Anatomie an der Harvard-Universität, erwarb dieser das Skelett, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß sein Wert für die Wissenschaft fast unschätzbar sei. Er ließ es in einem feuersicheren Gebäude oder Museum in der Nähe seines Hauses in Boston unterbringen, und wenn es hier auch ein schirmendes Heim gefunden hatte, war es dabei doch für die Außenwelt so gut wie begraben, denn höchstens an einem oder an zwei Tagen im Jahre gelang es Fremden, Zutritt zu diesem Privatmuseum zu finden. Dieser Zustand dauerte fort bis zum Jahre 1906, als Pierpont Morgan um die Summe von 30000 Dollar das berühmte Mastodonskelett nebst noch einigen andern Stücken der Warrenschen Sammlung erwarb. Von den mancherlei wissenschaftlichen Feststellungen, die seither bekannt geworden sind, dürfte die interessanteste wohl die sein, die Professor Osborn hinsichtlich der Größe und Beschaffenheit des Gehirns des Mastodons gemacht hat. Dadurch, daß man einen Einschnitt in die Schädeldecke machte und die Hirnhöhle bloßlegte, gelang es, einen plastischen Ausguß dieses Hohlraums zu erhalten, der einen geradezu überraschenden Begriff von der Größe des Mastodongehirns gibt. Dieser Einschnitt wurde von Herrn Otto Falkenbach vom Stabe des Laboratoriums ausgeführt. Das Riesentier besaß jedenfalls ein großes Geschick, einen lebhaften Instinkt und einen hohen Grad tierischer Intelligenz. Im Vergleiche zu ihm verfügten die gewaltigen, 60 bis 70 Fuß langen Saurierarten wie der Diplodocus und der Brontosaurus über ein ganz merkwürdig kleines Gehirn, das nicht einmal eine Teetasse füllen würde. Die erstaunliche Größe des Gehirns, das dieses gewaltige Tier lenkte, wird einem vollständig erst klar, wenn man sie mit der des menschlichen vergleicht. Der Gehirnausguß ist 13½ Zoll lang, 12 Zoll breit und 7 Zoll hoch. Zu Lebzeiten des Tieres wog seine Gehirnmasse wahrscheinlich 12 bis 15 Pfund und würde wohl nahezu eine Waschschüssel gefüllt haben. Das Mastodon wird als eine besondere Art des vorweltlichen Elefanten angesehen, doch unterscheidet es sich von dem Elefanten im engeren Sinne durch die Bauart seiner Zähne, die mehr auf die andrer verwandter Arten von Dickhäutern wie die der Schweine hinauskommen, und den längeren Kopf. Die Mastodonten, die besonders zahlreich in Amerika vorkommen und



Gerüst zur Zusammenfügung der einzelnen Skeletteile



Das Warrensche Mastodon, Gesamtansicht

dort nach einer ihrer Hauptfundstätten den Namen der „Ohiotiere“ erhalten haben, hatten ihre Blütezeit in einer verhältnismäßig späten Epoche der älteren Erdgeschichte, und ihre Ueberreste finden sich im jüngeren Tertiär, in Amerika namentlich in den oberen Schichten und Ablagerungen des Pleistozän, ja selbst noch im Diluvium. Sie haben sich dort beinahe bis zur historischen Zeit erhalten und sind erst seit einigen Jahrtausenden ausgestorben. Wie das Pleistozän war schon die ihm unmittelbar vorhergehende Formation und später noch das Diluvium in allen Ländern, die wir kennen, durch die große Anzahl riesiger pflanzenfressender Tiere ausgezeichnet, und es entfielen dabei auf Europa unter andern Mastodonten, Elefanten, Dinotherien, Nashörner, Elasmotherien und Nilpferde, während in Amerika namentlich Mylodonten und Mastodonten auftraten. Eine besondere Stellung nahmen unter diesen riesigen Pflanzenfressern die elefantenähnlichen Tiere oder Rüsselträger ein, und unter diesen wieder war eine Sonderstellung den Dinotherien und Mastodonten angewiesen. Den Tieren dieser beiden äußerst nahe verwandten Arten ist die riesige oder mindestens doch bedeutende Größe, der Bau der fünfzehigen Füße, der Rüssel, das Fehlen der Eckzähne und das Vorhandensein sehr weniger zu Stoßzähnen entwickelter Schneidezähne gemeinsam, während in der Schädelform und in sehr vielen Teilen der Bezahnung sehr bedeutende Unterschiede zwischen den einzelnen Gattungen vorhanden sind. Bei den Dinotherien haben sich die unteren, bei den Mastodonten die oberen Schneidezähne zu Stoßzähnen entwickelt, und es führen die letzteren speziell ihren Namen nach der höckerigen Form ihrer Backenzähne. Die Mastodonten stehen den Elefanten weit näher als die Dinotherien, und sie sind mit denselben durch eine Reihe sich so enge aneinander schließender Uebergangsformen verbunden, daß es nach Neumayr schwer hält, überhaupt eine Grenze zu finden. Stellen die Dinotherien in der Mehrzahl ihrer Merkmale den ursprünglichen Typus der Rüsseltiere dar, so läßt sich doch aus der Bildung der Stoßzähne nachweisen, daß die Mastodonten nicht von ihnen abstammen können, sondern daß beide aus einer ursprünglichen Grundform hervorgegangen sind. In ihrer ganzen äußeren Erscheinung müssen die Mastodonten den Elefanten sehr ähnlich gewesen sein, nur war, wie schon angedeutet, ihr Schädel nicht so außerordentlich hoch wie der der letzteren, und außerdem hatten wenigstens die älteren Arten sowohl im Oberkiefer wie im Unterkiefer je zwei Stoßzähne, die alle nach vorn gerichtet waren.

Der Untergang der Rasse der Mastodonten, die Tiere von so gewaltiger Größe und Stärke waren und hohe Wärmegrade ebensogut ertrugen wie große Kältegrade, ist, wie man glaubt, nicht allein auf klimatische Ursachen zurückzuführen und dürfte wohl mit Verhältnissen zusammenhängen, die sich bis jetzt der Kenntnis noch teilweise oder ganz entziehen. Professor Osborn ist geneigt, ihr Verschwinden von der Erdoberfläche mit einer Insektenplage in Verbindung zu bringen, wie wir ja wissen, daß derartige Plagen heutzutage in gewissen Teilen Afrikas verschiedene Säugetierarten dahingerafft haben. Wahrscheinlich traten gleichzeitig mit solchen Seuchen Männer von Norden her auf, die auf die Tiere Jagd machten; möglicherweise hat aber auch die Beutelust oder der Zerstörungstrieb des Menschen allein ihren Untergang herbeigeführt.



Mr. Robinson, typische Erscheinung eines Pflanzers auf Ceylon

Pflanzerleben auf Ceylon

Von

Alfred Heß

(Hierzu fünfzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Wer Liebe zur Natur fühlt, von kräftiger Gesundheit ist und die Einsamkeit nicht scheut, dem muß es hier auf den ceylonschen Plantagen gefallen. Man hat seine Freiheit und jedermann ist sein eigner Polizeidiener. Das Leben, das wir führen, ist friedlich und ruhig; es hat etwas Zigeunerartiges an sich! Wir sind sorgenlos, frei vom Zwange städtischer Sitte und europäischer Formen, und fern von andern auf uns selbst angewiesen. Fast den ganzen Tag sind wir im Freien; die Abende verbringen mein englischer Prinzipal Mr. Robinson und ich mit Lesen und Billardspielen. Im Bungalow selbst hört man die Ratten springen und laufen und die Eidechsen, die an den Wänden sitzen, ihre warnenden, schnalzenden Töne ausstoßen. Die Katzen sind auf die Jagd ins Freie gelaufen, die Hunde sind in der Küche bei den Dienern, die kein Wort Englisch verstehen. Vor dem Hause ist alles ruhig, Wolken ziehen über die Berge, glänzend leuchten die Sterne am Himmel, unzählige Glühwürmchen verbreiten ein ungewohnt helles Licht. Man hört die Kulis unten im Tal ihre Trommeln schlagen: die Familien tanzen und singen oft während der Nacht. Ab und zu hört man die Töne einer Ziehharmonika oder das Horn des Wächters in der Teefaktorei, er will Diebe oder Schakale verscheuchen. Ein Hund bellt, man hört einen Schuß von den Bergen widerhallen. Das reizt zu einem Abendspaziergang auf den schmalen Wegen, die an den Dschungeln vorbeiführen. Ich beobachte das Abbrennen der gefällten Bäume am windstillen Abend. Hunderte von Acres stehen in Brand, das Feuer zieht sich wie eine brennende Schnur



Zwei Pflanzer vor ihrem Bungalow

an: den Bergen entlang. Großartig schön zum Ansehen! Der Himmel färbt sich rötlich, dunkler Rauch steigt empor und bleibt an den Berggipfeln hängen. Man hört das Geschrei der Affen und der fliegenden Eichhörnchen. Der schöne Abend lockt weit hinaus, erst bei stockdunkler Nacht kehre ich ins Bungalow zurück. Ein elendes Gequiekse im Plafond; dabei ein schweres Rutschen auf den Holzdielen und ein jämmerliches Pfeifen — dann plötzlich Ruhe: eine erbärmliche Ratte hat im Maule einer Schlange ihr Leben lassen müssen! Nicht selten hört man auch Wildkatzen, die in den Zimmerdecken Wohnung genommen haben. Die Eidechsen, Chamäleons, Nachtfalter, weißen Ameisen, Frösche, Spinnen und Kröten zähle ich gar nicht mehr — sie stören nicht den Abendfrieden des einsamen Farmers auf Ceylons Bungalow.


Beim Barbier in Colombo

Das ganze Pflanzerleben beruht auf zwei Dingen: auf Erfahrung und auf Verständnis im Umgange mit den Kulis. Gepflanzt wird zurzeit in Gonakelle Estate — ein singhalesisches Wort, das bedeutet „Dschungeln des Hirsches“ — in der Provinz Uva vor allem Kautschuk (Para Rubber, Hevea Brasiliensis) im Tiefland und Teestauden im Gebirgsland.

Um Arbeiter zu erhalten, engagiert man einen sogenannten „conductor“, meist einen „halfcast“, Sohn eines Engländers und einer Singhalesin oder Tamilin, der in Kandy auf der Schule erzogen ist und also Englisch und Tamil spricht und schreibt. Dieser Conductor verhandelt mit den Kanganis, das sind „headmen“, eine bessere, gebildetere Kaste Tamilen, die wieder ihre Unterkanganis haben. Solche Kanganis gibt es vierzig bis fünfundvierzig auf einer Estatepflanzung wie Gonakelle, und das sind die Leute, welche die Kulis herbeischaffen.

Die Tage auf einer Plantage vergehen schnell: um 5 Uhr vormittags steht man auf, trinkt eine Tasse Tee und ist um 5¾ Uhr bei der Arbeitsverteilung der Kulis unten an der Landstraße, auf der sie antreten. Mr. Kirkton, der Conductor, gibt die zu verteilende Arbeit den Kanganis an, die dann mit ihren Leuten ins Feld ziehen. Nach der Arbeitsverteilung, dem sogenannten „Muster“, machen die Frauen zuerst ihre Morgentoilette, ehe sie mit Teepflücken beginnen. Sie binden ihre Tücher zurecht und setzen ihre Körbe bequem auf den Rücken. Die Teeblätter werden in Körbe gesammelt, diese werden mit einem Strick am Kopfe der Frauen getragen, der über den Ohren vorbei und über den Schädel weg läuft und dadurch das Gewicht auf den Nacken verteilt. Schon früh um 4 Uhr ertönt das erste Trommelzeichen als Zeichen für die Kulis zur Bereitung ihres Reises und Abhaltung ihrer Frühmahlzeit. Um 5½ Uhr gibt das zweite Trommeln die Zeit für „Muster“ an. Die Kulis arbeiten dann andauernd ohne Mittagspause bis nachmittags 4 Uhr, der Zeit des Blasens. Wer zwischen dieser Arbeitszeit essen will, muß seinen Reis morgens mitnehmen und während des Teepflückens davon genießen. Im übrigen kauen Mann und Weib, alt und jung Betel, ein Gemisch von Kalk und Arekanuß nebst etwas Gewürz. Das Innere des Mundes, Zähne und Speichel werden durch den fortwährenden Gebrauch dieses seltsamen Anregungsmittels allmählich blutrot gefärbt. Nach 4 Uhr mittags ist Abwiegen des Tees. Die Bündel kommen an Drahtseilen von den Bergen herab in die Faktorei. Im allgemeinen geben vier Pfund grüner Tee ein Pfund trockenen.

Strenge körperliche Arbeit, wie Handmitanlegen, tut kein Europäer; seine Sache ist es, von morgens bis abends im Felde zu stehen, zu beaufsichtigen, Anweisungen zu erteilen und Wege zu vermessen. Ich beschränke mich vorderhand darauf, die Tamilsprache zu erlernen. Ich stehe den ganzen Vormittag bei den Tamilfrauen und versuche mit ihnen zu sprechen. Es ist nicht leicht zu verstehen,


Ein Tamilen-Boy

was die Mädchen und Kinder sagen; ich schreibe alles dem Klang nach in mein Taschenbuch. Morgens und mittags zähle ich ab, wieviel Kulis an meiner Arbeit sind, und schreibe die einzelnen Namen und zu welchen Kanganis sie gehören, auf.

Auf der ganzen Anpflanzung von Gonakelle arbeiten täglich über zweitausend Kulis (Tamilen). Sie sind ordentliche Leute, gutmütig und freundlich. Die Frauen sind hübsche Erscheinungen, die so gut wie die Männer arbeiten; sie besorgen die leichte Arbeit, wie Teepflücken und Unkrautausziehen. Die Männer besorgen das Pflanzen, den Wegbau und so weiter. Die Tamilen wohnen auf dem Estate in großen Stroh- oder Steinhütten, etwa sechs Familien beisammen, und bilden so kleine Höfe (sogen. „lines"). Die Kinder gehen auf dem Estate in die Schule. Ein Lehrer erteilt Lese- und Schreibunterricht in Tamil. Die Männer sind im allgemeinen von dunklerer Hautfarbe als die Frauen; dagegen schattieren die jüngeren Mädchen vom hellsten Braun einer europäischen Südländerin oder Kreolin bis ins Schwarzbraune. Die Augen sind schwarz oder braun mit schönem, klarem Weiß. Die Frauen sind vielfach kräftiger gebaut als die Männer. Hübsch sind die Hände und Füße — jedoch schmutzig. Die Sterblichkeit in jungen Jahren ist groß. Die Frauen tragen Glasperlen um den Hals, Silberspangen am Arm, silberne Ringe an Fingern und Zehen, Ohrringe en masse in den Ohrläppchen, die aufgeschlitzt werden, und Nasenringe an den Nasenwänden.



Zwei „headmen" (Tamilen)

Als Kleidungsstück tragen sie ein Tuch — meist weiß — um den Kopf, ein andres um den Oberkörper und die Hüften geschlungen, das bis zu den Waden herabfällt und über der einen Schulter gebunden wird. Dieses Tuch ist der Stolz der Kulifrauen; es weist die schreiendsten Farben auf. Nett ist es zu sehen, wie die Kinder alles den Alten nachmachen: das kleinste Mädchen bindet ihr Tuch genau so um die Brust wie die Mutter. Männer und Knaben sind mit einem einfachen Lendentuch bekleidet. Die ganz Kleinen laufen nackt umher. Die Frauen tragen lange Haare, gefällig in der Mitte des Kopfes gescheitelt. Männer und Kinder — selbst die kleinsten — sind rasiert bis in halber Höhe des Schädels und der Schläfen und tragen das nach hinten gestrichene Haar in einem Knoten zusammengewickelt im Nacken. Die Kanganis tragen ein Hemd oder eine Weste, ferner ein Tuch um die Lenden, und alle sind stolz auf ihren „europäischen Rock", den sie sich in den Ortschaften von einem Trödler zu verschaffen wissen. Alte Röcke werden von Europa hierherausgeschickt, und man darf sich nicht wundern, wenn ein Kangani im Frack oder ein andrer in militärischer Uniform ins Feld kommt. Um den Kopf schlingen sie ein farbiges Tuch, dessen Zipfel sie den Nacken herunterfallen lassen, um ihn vor der Sonne zu schützen. Ohr- und Fingerringe finden auch bei ihnen Gefallen. Jeder Kuli, ob Mann oder Frau, und jeder Kangani trägt Tätowierungen im Gesicht, an den Händen und Armen. Manche Mädchen tragen blaue Striche in der Mitte der Stirn, von der Haarwurzel angefangen bis zur Nasenspitze eingeätzt; andre über und zwischen den Augenbrauen ganze Verzierungen und runde blaue Punkte auf den Backen. Die Frauen tragen ihre Kinder nicht wie Europäerinnen auf dem Arm, sondern auf der rechten Hüfte, indem das Kind durch Spreizen der Beine auf den Hüftknochen zu sitzen kommt und die Mutter den rechten Arm um den Oberkörper des Kindes legt.



Zebu, das hauptsächliche Haustier auf Ceylon

Die Kulis grüßen sehr graziös; die rechte Hand ausgebreitet gegen die



Morgentoilette des Zebus

Sorge der Eltern hört dann auf.

Auf Ceylon kauft man Land von der Regierung; es wird auf seinen Wert geschätzt je nach dem Stande des Urwaldes — ob Grasflächen, Dickicht oder magerer Wald, ob Hügel- oder Flachland. Nach Ankauf wird ausgeholzt, wobei der Wald zunächst gefällt und dann abgebrannt wird. Dabei werden meist die verschiedenen Acres den Eingebornen in Kontrakt gegeben, die dann gegen eine gewisse Summe das Land in der bestimmten Zeit geräumt haben müssen. Dies ist das sogenannte „clearing work", zu dem nur Singhalesen gebraucht werden. Dieselben leben nicht wie die Tamilen auf der Plantage, sondern in benachbarten Höfen oder Dörfern und gehen von dort aus morgens an ihre Kontraktarbeit und kehren abends wieder nach ihrer Ortschaft zurück.

Die Singhalesen sind von olivengelber Farbe, die Haare, immer schwarz und lang, im Nacken zu

Stirn gedrückt, verbeugen sie sich. „Salam" ist der sprachliche Gruß. Bei großer Dankbarkeit oder bei Furcht vor Strafe knien sie zu Boden, legen, die Handflächen gegeneinander gepreßt, die Hände vor das Gesicht und verbeugen sich dabei, die Stirn gegen den Erdboden gedrückt. Das Handgeben, den Händedruck kennen sie nicht, jedoch habe ich nun einige Kinder so weit gebracht, daß sie mir die Hand freiwillig reichen. Küssen tun sie nur kleine Kinder, die Mutter küßt wie bei uns ihr Baby. Die Männer behandeln ihre Frauen sehr gleichgültig, aber jeder Mann hat nur ein Weib. Für ihre Kinder sind sie dagegen zu allem fähig; überhaupt dreht sich bei den Tamilen alles um die jüngere Generation. Wer über fünfzehn Jahre alt ist, ist selbständig, und die



Innenansicht eines Bungalows auf Ceylon mit den Jagdtrophäen, namentlich Elefantenschädeln

einem Knoten zusammengewickelt. Die beste Kaste trägt einen Schildkrotkamm in den Haaren, der auch getragen wird, wenn der Besitzer keine Haare mehr auf dem Kopfe hat. Ihr Anzug besteht meist aus einem leichten hellfarbenen Rock und einem um den Leib geschlungenen einfarbigen Tuche, das bis zu den Knöcheln herunterfällt. Es ist ein hübscher Menschenschlag, groß und schlank, jedoch wird ihnen kein guter Charakter nachgerühmt. Sie sind heimtückisch, werden leicht frech und sind dann gefährlich. Die Singhalesinnen sind weniger hübsch als die Singhalesen, jedoch recht ordentliche Geschöpfe. Vor allem sind sie graziös und haben etwas Ruhiges in ihrem Benehmen. Sie sind hellfarbener als die Singhalesen, oft ganz weißlich schimmernd. Man trifft des öfteren hellbraune Augen an. Sie tragen um den Oberkörper ein weißes Jäckchen, tief ausgeschnitten, mit Spitzen eingefaßt und mit langen Aermeln versehen. Wie die Männer haben sie das Lendentuch eng um die Hüften geschlungen, das bis zu den Fußknöcheln reicht.



Kulifrau

Das ganze Streben der Singhalesen geht dahin, einen eignen Grundbesitz, Haus und Acker, zu besitzen, das der Tamilen, das tägliche Brot zu verdienen.

Die Morgenstunden sind herrlich: gerade unsrer Verandatüre gegenüber geht, über all die Berge hinwegschauend, die Sonne auf. Zuerst erscheint ein weißliches Licht auf dem Indischen Ozean, das Meer wird allmählich goldig, und die Sonne steigt herauf. Der Nebel über den Bergen teilt sich. Eine wonnige Ruhe — die Vögel erwachen. Die Sonne kommt höher, und man sieht Kolibris und Schmetterlinge umherfliegen — die Sonnenstrahlen fallen auf die farbigen Blumen und vergolden die Landschaft.

Als Unterschied zwischen der hiesigen und einer schweizerischen Landschaft fällt ins Auge, daß die Berge vollständig mit über mannshohem Gras bewachsen sind. In den Bergabschnitten, die nicht mit Tee bepflanzt sind, stehen Dschungeln. Hier und da rieselt ein Bach in den Bergeinschnitten herab. Im Tale stehen Palmen und Reisfelder. Dagegen fehlen Flüsse und Seen. Es ist 5½ Uhr früh. Das Tamtamschlagen der Kulis ermahnt uns zur Arbeit. Die Sonne scheint in all ihrer Macht von 7½ Uhr morgens bis 5½ Uhr abends auf uns herab! Wir beaufsichtigen das Pflanzen der Kautschukbäume, von denen jeder einzelne kleine Stamm mit einem Drahtgeflecht umgeben ist zum Schutze der zarten Blättchen vor den Tieren, namentlich auch dem Rindvieh, das gern die jungen Stämmchen benagt. Ganze weite Flächen der neuen Anpflanzungen müssen mit Drahtzäunen umgeben werden. In den Kardamomenfeldern ist eine Affenscheuche neben der andern, und wie oft haben wir neue aufzurichten, wenn die Affen sie zerstört haben!

Die Kulifrauen stehen im Feld beim Teepflücken. Sie unterhalten sich bei dieser Arbeit und marschieren dabei fortwährend an den Teebuschreihen entlang bergauf, bergab. Es ist sehr heiß, dazwischen folgen Regengüsse; ich wundere mich, mit welcher Ruhe die Frauen, Mädchen und Kinder sich naßregnen lassen. Ihre Kleider sind zum Auswinden — von weitem könnte man glauben,



Eine Teefaktorei



Ein Kangani

die Kulis hätten überhaupt keine Tücher um den Leib — so klebt alles! In der Tat zieht manch eine der Frauen ihr Tuch weg, um es auszuwinden — die armen Dinger müssen gehörig frieren. Es regnet für 20 Minuten, dann sticht die Sonne wieder durch die Wolken wie Feuer: das reinste Dampfbad! Den großen, in den Feldern liegenden Steinblöcken entströmt eine enorme Hitze. Man ist immer feucht, entweder durch Schweiß oder durch Regentropfen, die sich in den Teebüschchen halten, durch die man sich förmlich zwängen muß, um die Blätter zu pflücken. Bei Regenwetter setzt sich das Wasser in die Körbe der Kulis. Das Gewicht solcher Körbe beträgt bei guten Pflückern 20 bis 25 englische Pfund. Der Korb wird den ganzen Tag über herumgeschleppt; das erste Wiegen findet um 11 Uhr vormittags auf dem Felde, das andre mittags um $4^1/_2$ Uhr an der Faktorei statt.

So hat man den ganzen Tag über zu tun, um die Gesellschaft in Ordnung zu halten. Wenn die Kulis schlecht pflücken, bekommen sie Hiebe von den Kanganis, die für die Arbeit verantwortlich sind. „Zurka po, Rolunde“ = „gehe schnell, pflücke,“ hört man die Kanganis schreien, wobei sie mit ihrem Rohrstock in der Luft herumfuchteln — dann brüllt die ganze Herde.

*

Großartig schön ist die Beleuchtung in den Tropen vor einem Gewitter. Die Nebel steigen über die Berge, die Sonne wirft ihre Strahlen zwischen den schweren Wolken. Wetterleuchten, dann Blitz auf Blitz und Donner auf Donner! In den Ortschaften ist noch alles ruhig, aber bald flüchten die Kulis in ihre Hütten, die Vögel verstecken sich.



Tamilen als Holzarbeiter

Ein greller Blitz, ein Knall! Man sieht den Regen näherkommen, bis ein schwerer Guß auf uns herabstürzt. Eine halbe Stunde lang gießt es auf die heiße Erde nieder — Dampfwolken steigen empor. Noch ist die Luft wie im Gewächs- oder Treibhaus, alles in eine feuchtwarme Atmosphäre hüllend — wohin man greift, fühlt man Feuchtigkeit oder man selbst ist in Schweiß gebadet.

Ein tropisches Gewitter! Wer ein solches nicht erlebt hat, kann sich von der Heftigkeit der Donnerschläge, von dem raschen Aufeinanderfolgen der Blitze und von der Heftigkeit des Regengusses keine Vorstellung machen. Es gießt vom Himmel, daß das Wasser wie eine Wand vor uns steht und man nicht 150 Schritte vor sich sieht. Wehe dem, der von einem solchen Regenguß im Freien überrascht wird: Blitze und Donner scheinen die Erde zu spalten; von den Bergen strömt das Wasser — ganze Bäche stürzen ins Tal, welche die schmale, am Berge entlang führende Straße überfluten. Dazwischen tönt das Gepolter von großen Steinblöcken, die der Strom mit sich reißt und die leicht für die



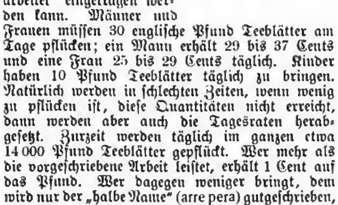
Singhalesen beim Heumachen



Tamilenwohnung (line)

Kulis gefährlich werden können. Endlich beruhigen sich die Elemente — Blitze, Donner lassen nach, der Regen hört auf — eine erquickende Kühle, ein angenehmes Gefühl der Frische löst die Schwüle und Spannung ab — der Mensch atmet auf. —

Letzthin war Zahltag bei uns in Gonakelle. Bezahlt wird regelmäßig für den vorletzten Monat. So wird im Juli der Mai verrechnet. Der Lohn des letzten Monats wird zurückbehalten als Sicherheit für den Fall, daß die Kulis weglaufen. Jeder Kuli muß täglich seinen Namen verdienen, das heißt, er muß eine gewisse vorgeschriebene Arbeit verrichtet haben, so daß sein Name mit „gearbeitet" eingetragen werden kann. Männer und



Frauen müssen 30 englische Pfund Teeblätter am Tage pflücken; ein Mann erhält 29 bis 37 Cents und eine Frau 25 bis 29 Cents täglich. Kinder haben 10 Pfund Teeblätter täglich zu bringen. Natürlich werden in schlechten Zeiten, wenn wenig zu pflücken ist, diese Quantitäten nicht erreicht, dann werden aber auch die Tagesraten herabgesetzt. Zurzeit werden täglich im ganzen etwa 14 000 Pfund Teeblätter gepflückt. Wer mehr als die vorgeschriebene Arbeit leistet, erhält 1 Cent auf das Pfund. Wer dagegen weniger bringt, dem wird nur der „halbe Name" (arre pera) gutgeschrieben, das heißt, er bekommt nur die Hälfte des Lohnes. Dasselbe gilt auch für den, der schlechte Teeblätter bringt. Ein Kangani erhält 4 Cents täglich für den Kopf seiner angeworbenen Kulis, ein Headkangani 2 Cents täglich für jeden von denjenigen Kulis, die unter seinen (von ihm angeworbenen) Kanganis arbeiten, mit einem Zuschlag von 4 Cents täglich für jeden davon direkt unter ihm Arbeitenden. Der Reis, der den Kulis verabreicht wird, wird ihnen an der Löhnung abgezogen.

Wir sind beim Ausbezahlen der Kulis: die Arbeitsbücher liegen auf dem Tisch vor dem Witheringhouse (Verwelkhaus für Teeblätter), ich rufe daraus den Namen des Kulis und seines Kanganis mit der zu erhaltenden Summe in Tamil auf. Jeder Kangani überwacht seine Leute und steht gleich neben uns, um dem Kuli das Geld so schnell wie möglich abnehmen zu können.



Tamilen beim Teepflücken

Nach Ausbezahlung bleibt ein gewisser Ueberschuß zu unsern Gunsten, da die an die Kulis verteilten Summen nach unten abgerundet sind zur schnellen Besorgung der Auszahlung. Dieser Ueberschuß, etwa 15 Rupien in 10-Cents-Stücken, wird unter die Kinder verteilt; das Geld wirft Robinson durch die Luft. Die Kinder brüllen vor Aufregung, ein Geraufe, ein Gestoße, ein Haarziehen, ein Geheul und ein Gelächter... Wenn alles vorbei und der Boden durch Gewitterregen aufgeweicht ist, kommen die alten Weiber und suchen nach Geld, das vielleicht liegen geblieben sein könnte.



Der Gewaltstreich

Eine Sonderlingsgeschichte

von

Teo von Torn

Schon ein paar Sekunden lauschte das Fräulein an der Tür, hinter der mit Unterbrechungen ein Schnaufen und Brummen hörbar wurde. Das am Schürzenband eingehakte Schlüsselbund hielt sie mit einer Hand fest, damit es nicht klirre. Die andre Hand lag bereits auf der Türklinke — aber noch lose und zaghaft.

Fräulein Adolfine Philippiak, die unbestrittene Beherrscherin von Schloß Vahlendorp, war sonst keine ängstliche Natur. Ganz im Gegenteil. Die Energie, mit der sie seit einem Jahrzehnt die einst heillos verwilderte Wirtschaft „in Schick" hielt, war in der ganzen Landschaft bekannt; weit über das Städtchen hinaus, dessen rote Schornsteine und Spitzgiebel unter der weißen Schneedecke hervor respektvoll zum Schloßberg hinauflugten.

Das Fräulein lauschte und zögerte, weil sie nicht nur energisch, sondern auch klug war. Sie kannte ihren alten Herrn so genau wie jedes ihrer Hühner, wie jeden Topf Eingemachtes, den sie in der Speisekammer bewahrte. Wenn man den Alten um diese Nachmittagsstunde sprechen wollte, mußte das sorgfältig abgepaßt werden. Räkelte er sich noch — wie eben jetzt —, dann war es zu früh; hatte er aber bereits alle seine Bleisoldaten aufgestellt und das Kommando übernommen, dann war es zu spät.

Die sonstige resolute Sicherheit des Fräuleins war im Moment wohl auch ein wenig beeinflußt durch die Erwartung, mit der eine schlanke Frauengestalt sich neben ihr an die Wand drückte. Die Fremde lauschte mit den Augen. Groß und unverwandt hielt sie den Blick auf das runde, blanke Apfelgesicht der Haushälterin geheftet.

Diese blinzelte ihr listig und ermutigend zu. Gleich darauf aber richtete sie ihre ganze Aufmerksamkeit wieder auf die Tür, hinter der zwischen Schnaufen und Brummen ein langgezogenes Gähnen laut wurde und dann etwas wie ein dumpfer Fall...

„Eben hat er sich vom Diwan 'runtertrudeln lassen —" hauchte Fräulein Adolfine, „jetzt ist es Zeit."

Sie winkte der Fremden, sich weiter zurückzuziehen. Dann strich sie flüchtig über das glatte, auf dem Scheitel bereits leicht ergraute Haar und schob sich nach kurzem Klopfen durch die Tür.

Ihre Kalkulation war richtig.

Graf Erdmann Vahlen hatte sein Nachmittagsschläfchen beendet. Nicht weit von dem Ruhebett, das nur aus einer Matratze und einigen Decken bestand, lag er platt auf dem Bauche und ordnete auf einer riesigen bunten Karte seine Soldaten zum Kriegsspiel. Seit er vor vierzehn Jahren als Brigadier den Abschied genommen, war das seine tägliche Unterhaltung.

„Pedd mi nich up dat söbente Rre'ment!" schnaubte und pustete er durch den gelbgrauen Schnurrbart, dessen Nietzschefasson beinahe die ganze untere Hälfte des Gesichts bedeckte. Dabei richtete er sich wie eine Robbe auf und spähte besorgt nach der gefährdeten Ecke seiner Karte. Erst als die Haushälterin mit zusammengerafften Röcken darüber hinweggehüpft war, ließ er sich wieder in eine bequemere Lage zurückfallen.

„Wat is los?" fragte er beruhigt.

Fräulein Adolfine hatte sich auf einen Stuhl in der Nähe des Fensters gerettet. Da der alte Herr Platt sprach, war er in bester Stimmung. Sie brauchte also keine langen Umschweife zu machen.

„Ich muß mal mit Ihnen reden, Herr Graf," sagte sie ernst und bestimmt.

„I Gott, du snackst je den ganzen Dag. Is di de Katt wedder öwer de Küken kamen, min oll Deern?"

„Das nicht. Ich muß weg, Herr Graf."

„Süh so — —"

„Mindestens auf ein Vierteljahr."

„Hm — —"

In aller Ruhe und Behaglichkeit markierte er auf der Karte mit weißem Sande einige Anhöhen.

„Weiter tut di nix weh?"

Fräulein Adolfine zuckte ungeduldig die runden Schultern und nestelte an ihrem Schlüsselbund.

„Sie wollen wieder so drum herum, Herr Graf. Das ist aber diesmal nichts. Ich muß und werde weg!"

„Hm — und woso, min Döchting?"

„Aus vielen Gründen — die jetzt gerade alle zusammenwirken. Erstens habe ich das Reißen im rechten Fuß —"

„Denn reib di man immer düchtig mit Opodeldok in."

„Auch ist meine Tante in Süder-Brarup seit Dienstag viel kränker geworden. Es kann alle Tage zu Ende sein."

„Harrjees — is denn die Ollsch immer noch nich tot?"

Fräulein Adolfine warf verletzt den Kopf auf.

„Ich muß doch sehr bitten! Es handelt sich

um die einzige Verwandte, die ich noch habe. Die jüngste Schwester meiner Mutter. Da hört man nicht gern in diesem Ton von reden. Sie haben ja allerdings kein Gefühl für Ihre Verwandten — wo Sie sogar Ihren eignen Sohn — —"

Fräulein Adolfine brach ab und biß sich auf die Lippen. Sie fühlte selbst, daß sie zu weit gegangen war in ihrer Gereiztheit.

Der Alte hatte sich abermals wie eine Robbe aufgerichtet. Auf den bräunlich-roten Wangen und der noch dunkleren Nase zeichneten sich feine blaue Aederchen. Die Augen blickten wild — und die Lambrequins des Schnurrbarts stoben ordentlich auseinander, als er hervorschnaufte:

„Du bist wohl 'n büschen brägenklüterig, mein Tochter, he!? Was brabbelst du da von einem Sohn!? Wer hat einen Sohn?! Ich nicht! Verstehst du? So eine Unverschämtheit überhaupt! Wenn ich auch nicht mehr Soldat bin und hier zu meinem Vergnügen auf dem Bauch 'rumrutsche, so bin ich immer noch der Graf Bahlen, der sich von seiner Mamsell nicht dumm kommen läßt! Von niemand überhaupt! Das laß dir gesagt sein. Und nun scher dich 'raus — an deine Arbeit!"

Fräulein Adolfine fuhr mit einem dramatischen Schrei von ihrem Stuhle auf. Es drängten sich ihr eine solche Fülle von Entgegnungen in den Hals, daß sie zunächst nur die Hände auf die Hüften stemmen konnte und nach Luft rang. Aber das schon übte auf den alten Herrn eine merkwürdig kalmierende Wirkung aus. Er duckte sich platt auf den Boden und schob emsig seine Soldaten durcheinander.

„So —" rief das Fräulein entrüstet, „so also reden Sie mit mir! 'rausscheren soll ich mich?! Schön — das werde ich tun. Aber nicht an die Arbeit, sondern nach Kappeln, auf die Bahn! Und nicht auf ein Vierteljahr fahre ich weg, sondern für immer. Vorher aber werde ich Ihnen noch einmal ganz gehörig meine Meinung sagen —"

„Laß man, Fine. Is all gut," brummte der Alte kleinlaut. „Geh 'n büschen beiseite. Du trampelst mir auf die Waterberge und auf Owikokorero."

„Hat sich was zu kikerikererohn! Ich lass' mich nicht herumschubsen. Vor allen Dingen bitt' ich, daß Sie nicht immer du zu mir sagen! Paßt mir schon lange nicht — und wird sich auch keine gefallen lassen. Solche Vertraulichkeiten führen nur dazu, daß Sie sich hinterher um so tollere Grobheiten erlauben. Auch kann ich leicht in ein verkehrtes Licht kommen — besonders da Sie mich sogar in Gegenwart des verrückten Schornsteinfegers und des Viehdoktors duzen, mit denen der Herr Graf befreundet ist . . ."

Das klang so spitz, daß der alte Herr von seinen kriegerischen Operationen in der Gegend des Heliographenberges verdutzt aufschaute.

„Bin ich auch," erwiderte er unsicher. Dann aber mit größerer Festigkeit: „Jawohl, mein Tochter. Es sind beides brave, aber unglückliche Menschen, die im Leben einen großen Schmerz erlitten haben. Genau wie ich. Deshalb halten wir zusammen."

Fräulein Adolfine wandte sich achselzuckend zum Fenster. Ueber die Schulter weg warf sie hin:

„Es ist merkwürdig, wie sich solch ein fürchterlicher Schmerz bei manchen Leuten äußert. Der Herr Graf und seine beiden Freunde sind so kummervoll, daß sie jeden Abend bis Glock eins oder zwei Skat spielen und ich gar nicht genug Flaschen von dem guten Ungarwein heranschleppen kann. Am andern Morgen habe ich das Vergnügen, die zerschlagenen Gläser, die Asche und die Zigarrenstummel aus drei Stuben zusammenzufegen. Nein, Herr Graf," eiferte sie, indem sie dem Alten wieder ihre volle Breitseite zuwandte, „ich kann das nicht mehr! Wenigstens für einige Zeit muß ich mich von der verrückten Wirtschaft hier erholen — und besonders auch von Ihren beiden Freunden, die mich schon ganz nervös gemacht haben. Der Schornsteinfeger mit seinen giftgrünen Bildern, die er ausgerechnet mir immer schenkt. Es gibt doch noch andre Leute auf der Welt, die er damit graulich machen kann. Und der Tierarzt Purrmann, der mir immerlos von seiner Frau was vorlesen will. Mir wird schon ganz schlecht, wenn er bloß ein Buch aus der Tasche holt. Von alledem muß ich mal weg. Dazu mein Reißen und die kranke Tante in Süder-Brarup — — kurz und gut: ich fahre heute!"

Die Unerschütterlichkeit dieses Entschlusses bekundete sie dadurch, daß sie die Schlüssel aushakte und mit einem Ruck ihr Schürzenband löste.

Der Graf schaute verstört zu ihr auf. Dann richtete er sich unter leisem Schnaufen, Pusten und Stöhnen langsam empor. Der ungeheure Schnurrbart zitterte, als er sagte:

„Das hätte ich nicht von dir gedacht, Fine. Das nicht. Einen unglücklichen ollen Mann hier so ohne weiteres auf den Proppen zu setzen. Wo ich dir jedes Jahr zehn Dahler zugelegt habe — und du zum letzten Weihnachten das Dutzend Taschentücher und den roten merinowollenen Unterrock gekriegt hast. Wie soll ich denn hier allein zurechtkommen! Kannst du mir das mal sagen?"

„Davon ist gar nicht die Rede, Herr Graf!" erwiderte Fräulein Adolfine, nun ebenfalls bewegt. „Ich habe schon dafür gesorgt, daß es Ihnen an nichts fehlen soll. Solange ich fort bin, wird Ihnen die — — die Berta die Wirtschaft führen. Jawohl."

„Die Berta? Was für 'ne Berta?" grollte es mißtrauisch unter den gelbgrauen Lambrequins.

Das Fräulein schlug in gut gespieltem, maßlosem Erstaunen die Hände zusammen.

„Aber Herr Graaaf! Sie kennen die Berta nicht?! Das ist doch die Nichte einer entfernten Cousine von mir, von der ich Ihnen schon so viel erzählt habe! Ein tüchtiges Mädchen, bei der Sie es nicht schlechter haben werden wie bei mir. Komm mal 'rein, Berta!" rief sie mit etwas gezwungener Munterkeit durch die Tür, „der Herr Graf will dich kennen lernen!"

„Den Deuwel will ich!" heulte der Alte mit überschnappender Stimme auf. Er war kirschrot vor Wut, und das blaue Geäder auf den Wangen und auf der Nase trat beängstigend hervor. „Wie kannst du verdammte Deern dich unterstehen, mir hier fremde Frauensleute auf den Hals zu bringen! 'raus, sage ich dir! 'raus mit deiner Berta, oder — —"

Der Rest der Drohung erstarb in einem unartikulierten Murren und Schnaufen. Er ließ die erhobene Faust sinken und zog den alten Schlafrock um die Beine. Die Linke tastete nach dem Hemdkragen und strich dann unruhig über den Schnauzbart.

Die hohe königliche Gestalt da auf der Schwelle wirkte wie eine Beschwörung auf seinen Zorn. Aeußerlich wenigstens. In seinem Innern kochte es zum Bersten. Diese heimtückische Ueberrumpelung! Eine wildfremde Frauensperson. Eine Berta! Dazu eine, die Augen hatte wie zwei große braune Paletotknöpfe und in deren Haltung etwas lag, daß man sich wohl oder übel vor ihr genieren mußte.

Der weltscheue Sonderling zog den Schlafrock noch fester um die Knie. Ein scheeler Blick streifte die Fremde, ein wilder ingrimmiger die ungetreue Fine. Dann schnaufte er aus dem Zimmer.

Fräulein Adolfine atmete auf wie nach einem schweren Stück Arbeit.

„Na, Gott sei Dank," sagte sie, indem sie mit der abgebundenen Schürze sich über die Stirn wischte. „Das wäre gemacht. Und gut ist's gegangen."

Die dunkeln Augen der Fremden hatten sich umflort.

„Gut nennen Sie das?"

„Aber natürlich ging's gut," versicherte die Haushälterin eifrig. „Andernfalls hätte er nach uns geworfen, was ihm gerade in die Hand gefallen wäre. Ein fremdes Gesicht im Hause wirkt zunächst auf ihn wie ein roter Sonnenschirm auf einen Puter. In den ersten zwei, drei Tagen bekommen Sie ihn überhaupt nicht zu sehen. Er läuft jetzt entweder zu seinem Freunde Diekvoß, dem malenden Kaminkehrer, oder zu dem Viehdoktor Purrmann. Dort wird er sich austoben. Dann kommt er wieder, und nach ein paar Wochen sagt er ‚du' zu Ihnen — — wie sich das gehört."

Sie kicherte vor sich hin, und auch über die feinen Züge der Fremden huschte ein halbes, unsicheres Lächeln.

„Machen Sie nur alles genau so, wie wir es verabredet haben, gnädige Frau," fuhr Fräulein Adolfine lebhaft fort, „dann wird unser Gewaltstreich gelingen. Dessen bin ich jetzt sicherer denn je. Es war zum Staunen, wie Ihre bloße Gegenwart ihn in Schach gehalten hat! In seinen Lebensgewohnheiten stören Sie ihn um Gottes willen nicht. Nur das nicht! Für den Skat müssen immer drei Zimmer hergerichtet sein. Die Herren zanken sich nämlich fürchterlich beim Spiel, bis schließlich einer die Karten hinwirft und entrüstet ins Nebenzimmer geht. Nach einer Weile gehen ihm die andern nach, und dann wird da weitergespielt. — Und was ich noch sagen wollte — — ja — gut, daß mir das einfällt: Heut haben wir Mittwoch, den vierzehnten; der nächste Sonntag ist ein besonders gefährlicher Tag. Der Geburtstag — —"

„— meines Mannes," vollendete die andre mit zuckendem Munde. Auch Fräulein Adolfine sah einen Moment beklommen zu Boden.

„Ganz recht," nickte sie dann. „Es hilft nichts, Frau Gräfin — ich muß Sie verständigen. Die kleinste Unvorsichtigkeit kann alles aufs Spiel setzen. An dem Tage gehen Sie ihm am besten ganz aus dem Wege. Namentlich morgens. Er schleicht sich dann — wie auch zu Weihnachten und am Allerseelentag — heimlich in das Zimmer oben, das der kleine Graf Herbert bewohnt hat, ehe er zu den Kadetten kam. Da stehen noch die Spielsachen, das Bettchen; auch Bilder aus späterer Zeit. Dort sitzt er dann stundenlang. Früher hat er sich dazu immer wie zu einem Gang auf den Kirchhof angezogen. Den schwarzen Gehrock mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust. Sogar seinen alten Zylinder hat er aufgesetzt. Seit er erfahren, daß der junge Herr Graf bei der Schutztruppe in Südwestafrika steht, legt er die große Uniform an. Es darf ihn aber niemand darin sehen! Letzten Heiligabend bin ich in ein Flurspind gekrochen, als ich ihn die Treppe hinaufsteigen hörte ... und so muß man's machen, Frau Gräfin, sonst ist's gefehlt."

Fräulein Adolfine sagte das lachend, führte aber doch den Schürzenzipfel in die Augenwinkel, als die schöne Frau sich niederbeugte und mit den Lippen ihre Stirn berührte. Dann zog sie ein-, zweimal energisch mit der Nase auf und ging schlüsselklirrend voran, um die neue Haushälterin einzuführen.

•

Es war Sonnabend geworden — und Graf Erdmann Vahlen konnte sich immer noch nicht entschließen, ins Schloß zurückzukehren. Der Gedanke an die Berta, an die Umstände, Beschwerlichkeiten und Kommandierereien, die man mit so einer neuen Person hatte, war ihm fürchterlich. Auch schien es ihm höchst unsicher, ob die Berta sich überhaupt kommandieren lassen würde. Mit der Fine hatte das schon seine Schwierigkeiten gehabt — und ehe er es recht gemerkt, hatte sie ihn so weit untergekriegt, daß er in die Wirtschaft überhaupt nicht mehr hineinrede. Nun gar die Neue, die solche mächtigen Augen hatte, daß es einen ordentlich in den Musikantenknochen kribbelte unter ihrem Blick und man sich wie ein grünschnäbeliger Fähnrich vorkam. Dazu Figur und Haltung — wie die Königin Luise — — wahrhaftiger Gott — wie die Königin Luise auf dem großen Bilde im Kriegspielzimmer.

Von dem Bilde wanderten seine Gedanken zwischen Zorn und Wehmut zu dem afrikanischen Kriegsschauplatze, der auf den Dielen desselben Raumes ausgebreitet war. Seit drei Tagen schon hatte er keine Truppen mehr gegen die schwarzen Halunken geführt. Er empfand das wie eine Pflichtwidrigkeit gegenüber dem Vaterlande. Inzwischen hatte die Berta dort aufgeräumt — natürlich! Aufräumen war ja immer das erste bei solchen Frauensleuten. Der Sand für die Waterberge und das Moos für den Busch waren ausgefegt, die Karte zusammengerollt und die Soldaten mit dem — — — dem darunter ...

Morgen hatte er Geburtstag —

Der Alte schnaufte und fauchte, daß die gelbgrauen Lambrequins ihn an der Nase und an den Augen kitzelten. Als er in den letzteren gar ein feuchtes Brennen spürte, schlug er beide Fäuste auf das Fensterbrett und schrie, daß der Purrmannsche Kanarienvogel erschrocken in seiner Kantilene innehielt.

„Es ist um die Schwerenot zu kriegen!“

Klaas Purrmann saß an seinem Zylinderbureau und schrieb. Er schaute auf — über den Kneifer hinweg, der auf der äußersten Nasenspitze balancierte.

„Du kannst wohl nicht dafür, Herr Graf —“ sagte er bedächtig und kraute mit dem Federhalter seine Platte.

Trotz des vertraulichen „Du“ hielten die Freunde des Alten an dem „Herr Graf“ fest. „Ein gewisser Unterschied muß sind,“ hatte Hein Diekvoß einmal erklärt. Sie sprachen und behandelten aber die beiden Worte wie eins.

„Halt dein Maul!“ erwiderte der Graf heftig, indem er sich vom Fenster abwandte und eine stürmische Promenade antrat.

Der Tierarzt nahm den Kneifer von der Nase und holte ein Buch aus seiner Brusttasche.

„Darauf kann ich dir nur erwidern, was meine Frau an einer Stelle in ihrem neuesten Roman schreibt. Wart mal — hier — auf Seite 117. Da ist ein reicher Kalkbrenner gegen einen edeln jungen Mann in dessen Wohnung ausfallend geworden, worauf dieser mit eisiger Ruhe bemerkt: ‚Nur Ihr graues Haupt, Herr Kommerzienrat, und der Schutz, den meine Penaten Ihnen gewähren, hindern mich, meinem Diener zu klingeln und Sie hinausbegleiten zu lassen!‘ — Der hat's gekriegt, was?“

„Du willst mich also 'rausschmeißen —“

„Das ist damit nicht gesagt, Herr Graf. Ich meine bloß. Es ist doch kolossal, wo die Frau das her hat. Dreizehn Jahre hat sie hier gelebt und Buchweizenpfannkuchen gebacken — und nie hab' ich so was an ihr bemerkt. Penaten! Weißt du vielleicht, was das sind — Penaten?“

„Wahrscheinlich so 'ne Schafsköpfe wie du!“ schnaubte der Alte. „Ihr habt euch verflucht verändert in diesen letzten zwei Tagen. Und ich weiß auch, wo das herrührt! Das ist, seit ich euch aufs Kundschaften nach oben geschickt habe. Von Stund an hat unsre Freundschaft und unsre Zusammengehörigkeit einen Knacks bekommen. Ihr habt nichts mehr im Kopf und im Schnabel als die Berta. Seit zehn Minuten schon soll uns der Diekvoß zum Spazieren abholen. Und wo steckt er? Wahrscheinlich oben, um der Berta eine von seinen spinatgrünen Landschaften zu bringen, mit denen er mir schon die Fine weggeekelt hat. Und du —? Anstatt dich mit mir zu unterhalten und einen alten Freund zu trösten in seinem Hundeelend, sitzt du schon seit zwei Stunden und schreibst! An wen schreibst du überhaupt!?“

Klaas Purrmann setzte umständlich seinen Kneifer auf und tauchte die Feder ein.

„An meine Frau.“

Hätte er gesagt „an die Exkönigin Ranavalo“ — der Graf hätte nicht verständnisloser dreinschauen können.

Er blieb stehen und machte eine ganz krause Nase.

„An- wen?“

„An meine Frau.“

„An — die — Frau — Eveline Purrmann, geborene Rasmussen, die ihren Mann vor sechs Jahren böswillig verlassen hat!?“

„Ganz richtig. Bloß mit dem Unterschied, daß das nicht böswillig geschehen ist, sondern durch meine Schuld.“

„Bist du in deinem Unglück ganz rammdösig geworden, Klaas Purrmann?!“

„Im Gegenteil. Ich bin sechs Jahre lang ein großer Esel gewesen. Das hat mir die Berta gestern haarklein bewiesen.“

Der Graf warf die Arme auf, als wenn er sich zu einem Saltomortale Schwung geben wollte.

„Schon wieder die Berta!!“

„Allerdings. Ich hatte ihr beim Weggehen die schöne Stelle vorgelesen, wo der edle junge Mann der im Hause des Kommerzienrats niederträchtig behandelten Bonne Herz und Hand anbietet. Darauf hat die Berta gelächelt und gesagt, daß sie wohl die Frau kennen lernen möchte, die solche schönen Sachen schriebe. — ‚Das ist leider nicht möglich,‘ habe ich gesagt. ‚Die Frau ist mir nämlich durchgegangen. Nach Kiel. Zu ihrer Schwester.‘ — Darauf war sie ganz erschrocken und fragte, weshalb. — ‚Ich habe sie bloß ein bißchen mit der Nase aufs Mikroskop gestukt,‘ antwortete ich. ‚Weil sie die Trichinenschau nicht lernen wollte.‘ — Da hat die Berta ganz große und ernste Augen gemacht und hat gesagt, das wäre eine Roheit von mir gewesen. Eine Frau ließe sich zu dergleichen nicht zwingen; und eine Frau, die ihre besonderen geistigen Interessen hätte, schon gar nicht. Ich müßte nur den Mut haben, mein Unrecht einzugestehen, dann würde ich wieder ein zufriedener und glücklicher Mensch werden.“

„Also werde du ein glücklicher und zufriedener Mensch, Klaas Purrmann,“ höhnte der Alte grimmig. „Wir haben dann nichts mehr miteinander zu schaffen. Ein Mensch, der seiner durchgegangenen Frau nachläuft! Ich geh' nach Hause.“

„Da tust du ganz recht dran, Herr Graf. Dir wird die Berta auch schon noch den Querkopf zurechtsetzen — und das tut nötig. Ich hätte mich schon längst mit meiner Eveline vertragen, wo ich jetzt eine solche große Hochachtung für sie gewonnen habe, wenn du mich nicht immer aufgeputscht hättest. Jawohl! Sieh mich nur an, als ob du mich fressen wolltest, Herr Graf. Es ist so, wie ich sage. Wenn einem täglich vorgeredet wird: Du bist ein unglücklicher Mensch, dem schweres Unrecht geschehen ist, dann glaubt man es schließlich und tut sich leid. Noch schlimmer aber ist es, wenn man sich selbst in eine Dauerwut hineinspintisiert hat. Da kann man allein gar nicht wieder 'rausfinden. Und in dieser Lage bist du deinem — — — Schon gut. Nicht so dicht 'ran. Wenn du mich haust, würde ich dich doch vielleicht 'rausschmeißen, Herr Graf, mit Respekt zu sagen. Wir haben dir versprechen müssen, den Namen in deiner Gegenwart nicht zu nennen, und das soll auch gelten. Du wirst mich aber nicht hindern, dir bei dieser Gelegenheit zu sagen, was ich schon lang auf dem Herzen habe — daß du uns nämlich in deiner Blindwütigkeit ganz gehörig angekohlt hast —“

„Klaas Purrmann!!“ keuchte der Graf.

„Angekohlt. Wie ich dir sage. Daß dein — wollte sagen: daß man eine Schauspielerin geheiratet hat, ist richtig. Du hast uns aber immer glauben gemacht, daß das so eine wäre, wie sie



Rast

Nach einer Naturaufnahme von Jean Seiberth

hier manchmal in Quasebarths Scheune spielen; die auch Kuhkäse als Entree nehmen und mit dem Teller sammeln gehen —"

„Gauklerin ist Gauklerin! Und ich verbiete dir — —"

„Du hast mir hier mit Respekt zu sagen gar nichts zu verbieten, Herr Graf," erwiderte Klaas Purrmann ernst, indem er sich erhob und seinen Kneifer in der Brusttasche barg. „Besonders nicht, seit ich mich von deiner Tückschigkeit und Verbissenheit freigemacht habe. Das ist Unsinn, was du da von einer Gauklerin sagst. Direktor und Direktor zum Beispiel ist auch nicht dasselbe. Es ist ein verdammter Unterschied, ob man Direktor von der Holsteinschen Landbank oder vom Flohzirkus ist. Die Schauspielerin, die man geheiratet hat, ist eine berühmte Künstlerin gewesen, die bei Hofe eingeladen wurde, einen Haufen Orden gekriegt und monatlich vierhundert Taler preuß'sch Kurant verdient hat. Das alles hat im Wochenblatt gestanden, als sie im vorigen Winter bei dem großen Wohltätigkeitstheater in Hamburg mitgespielt hat. Ob sie sich als eine Frau Hauptmann zweiter Klasse ebenso gut steht, das möchte ich fast nicht glauben — namentlich wo man jetzt mit den Hereroern sich 'rumhaut und Weib und Kind allein dastehen."

Wie immer, wenn man ihm energisch entgegentrat, hatte der Zorn des Alten bedeutend abgeflaut. Nur das kurze, stoßweiße Atmen verriet den Sturm, der in ihm nachbebte. Er hatte seinen Mantel bereits angelegt und die hohe Pelzmütze über die Ohren gezogen. Jetzt wickelte er mechanisch in vielen Windungen einen langen baumwollenen Schal um den Hals. Dabei blickten seine Augen mehr beunruhigt als erregt auf den Freund, der sich wieder an seinem Zylinderbureau niedergelassen.

„Ich gehe jetzt also, Klaas Purrmann —"

Er sagte das zögernd, und in dem Tone lag etwas wie Vorwurf und Bitte.

„Immer geh man, Herr Graf."

„Meinst nicht, daß du mitkommen könntest, Klaas Purrmann? Es wäre mir dann auf das erstemal nicht so fremd zu Hause —"

Der Tierarzt setzte mit beiden Händen den Klemmer auf die Nase.

„Ich muß erst den Brief an die Eveline zu Ende schreiben."

„Wenn da sechs Jahr darüber hingegangen sind, mein' ich — —"

Der andre schüttelte unwillig den Kopf.

„Um so fixer muß das nun gemacht werden. In dem Roman sagt meine Frau — an der schönen Stelle, wo der alte Ekel von Kommerzienrat endlich all seine Niederträchtigkeiten einsieht: ‚Wer sein Unrecht erkennt und auch nur eine Sekunde zögert, es gutzumachen, ist ein erbärmlicher Feigling oder ein Nichtswürdiger!' Und das will ich nicht auf mir sitzen lassen. Ich nicht! — Hol man den Diekvoß ab. Ich komme nach. Wir können dann wieder unsern Skat oben spielen."

„Na, denn auf Wiedersehen —"

„Adschüs, Herr Graf."

Der Alte ging aber noch nicht. Er blieb an der Schwelle stehen und schnaufte mächtig durch den Bart und den blauen Schal, in den er sich bis zur Nase eingewickelt hatte.

„Ich muß dich noch was fragen, Klaas Purrmann. Du hast da vorhin was gesagt, was ich nicht richtig verstanden habe. Das war wohl bloß so eine allgemeine Redensart von wegen — Frau und — — und Kind..."

„Wieso —"

„Das ist doch Unsinn, mein' ich. Ein Kind. Hat man überhaupt — ein Kind?"

Er sagte das stockend und mit halber Stimme, als verschlüge ihm etwas den Atem. Gleich darauf erhob er die Hand und schüttelte sie in wilder Abwehr.

„Nein, nein! Laß man, Klaas Purrmann! Kein Wort! Ich will nichts wissen! Nichts!!"

Das letzte Wort brüllte er wie ein Unsinniger heraus. Dann schnaubte er davon. Noch auf der Straße hielt er den Kopf tief in den Schal gezogen und wehrte mit den Händen ab, als fürchtete er, doch noch etwas zu hören.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hein Diekvoß hatte vor Jahren in Ausübung seines Berufes einen schweren Sturz getan. Er war vom Dache gefallen. Als er nach langem Krankenlager sich erhoben, hatte er eine schiefe Schulter, einen lahmen Fuß und ein ganz eigentümliches nervöses Zucken im Gesicht. Es sah das immer so aus, als wenn er sich riesig über etwas amüsierte. Das war aber durchaus nicht der Fall. Er war durch sein Unglück ein mißmutiger, vergnätterter Mensch geworden, der mit aller Welt in Fehde lag — und am erbittertsten mit der Stadtbehörde. Schon vor dem verhängnisvollen Sturz war er ein Fünfziger gewesen und hätte es auch sonst nicht mehr nötig gehabt, selbst auf die Dächer und in die Kamine zu klettern. Dennoch hatte er sich nie dazu entschließen können, einen Gehilfen zu nehmen. „Die Brüder machen keine ‚reinliche Arbeit', und was die können, das kann ich noch alle Tage," hatte er auf Vorhaltungen erwidert.

Als Meister Diekvoß aber so lange krank gelegen, hatte die Stadt sich gezwungen gesehen, einen andern Schornsteinfegermeister heranzuziehen — und das hatte er nicht verwunden. Er fühlte sich verlassen, schikaniert und gedemütigt. Keiner seiner Kollegen in der Gemeindevertretung hatte sich veranlaßt gesehen, auf Hein Diekvoß' langjährige Verdienste um die Stadt hinzuweisen und ihm den „Außerhalbschen" fernzuhalten; selbst die einflußreiche Schützengilde, der er jedes Jahr eine neue prachtvolle Königsscheibe gemalt, hatte keinen Finger gerührt und das Verbrechen ruhig geschehen lassen.

Nach dieser Erfahrung hatte Hein Diekvoß einen dicken Strich gezogen unter seine bisherigen Beziehungen zu Welt und Menschen. Sein Handwerk, das er wie eine Kunst geübt, hatte er aufgegeben und sich ausschließlich der Malerei zugewandt, für die er schon immer eine kleine Nebenbegeisterung gehabt. Es schwebte ihm so vor, als wenn sich hieraus einmal die Rache ergeben könnte für die Mißachtung und Verkennung, die er in seiner Vaterstadt erfahren. Dann nämlich, wenn der Magistrat und die Gemeindevertreter unter dem Drucke der öffentlichen Meinung gezwungen sein würden, an dem Hause in der Wiesenstraße eine Tafel anzubringen: Hier lebte und malte Heinrich Diekvoß, geboren und so weiter.

An diesem Gedanken richtete er sich auf — auch wenn die Kunsthändler in Kiel, Schleswig und Hamburg ihm seine Landschaften zunächst noch mit anzüglichen Bemerkungen zurückschickten und er die Bilder zu seinen einzigen Freunden, dem Herrn Grafen und der Fine, aufs Schloß tragen mußte, weil er vorläufig noch kein andres Publikum dafür hatte.

Trotz aller Enttäuschungen glaubte er so sehr an seine hohe künstlerische Berufung, daß er nach und nach sogar mit einer gewissen Geringschätzung an seine frühere Tätigkeit dachte und seine Widersacher von damals — unbeschadet des gerechten Zornes gegen sie — als Werkzeuge der Vorsehung betrachtete.

Graf Erdmann Vahlen wußte das. Um so mehr war er erstaunt, als ihm beim Betreten des Schlosses gleich unten auf der Diele Hein Diekvoß begegnete — schwarz wie ein Kongoneger. Das Weiße im Auge nahm sich ordentlich unheimlich aus in dem zwangsweise vergnügten Gesicht. Oder war es gar ein wirkliches Lächeln? Beinahe schien es so. Mit auffallender Munterkeit und Elastizität humpelte der Malkünstler über die Diele nach dem offenen Kamin, in dessen Höhlung er verschwand.

Der Graf wickelte den Schal von seinem Halse und trat näher.

„Was machst du da, Hein Diekvoß?“

Zunächst antwortete nur ein geschäftiges Kratzen und Schrappen. Dann unter Räuspern:

„Du fragst mal 'n büschen dämlich, Herr Graf. Das sieht doch ein jeder —“

„Bist du denn wieder Schornsteinfeger geworden?“

„Was ein Mensch i s t, braucht er nicht erst zu werden,“ klang es dumpf aus dem Kamin zurück.

Dem Alten stieg wieder das Blut zu Kopf. Aber er beherrschte sich. Nachdem er umhergespäht, ob sonst jemand in der Nähe war, sagte er ruhig:

„Komm da mal 'raus, Hein Diekvoß.“

„I wo. In mein Geschäft hast du mir nichts dreinzureden, Herr Graf.“

„Aber in meinen Kamin!“ brauste der Alte auf. „Wie kommst du überhaupt in meinen Kamin — he?!“

„Du hast dich so lange um deinen Kamin nicht gekümmert, nu kümmer dich man auch weiter nicht drum. Sogar die Fine hat kein Auge 'für gehabt, wie das alles versaut und verdreckt ist von dem Pfuscher, dem außerhalbschen! Da muß erst die Berta kommen!“

„Die Berta —!“

Der Graf riß die Pelzmütze vom Kopf und schleuderte sie auf eine Truhe. Auch des Mantels entledigte er sich mit kurzen, heftigen Bewegungen.

„Jawoll — die Berta,“ fuhr die Stimme aus dem Kamin fort. „Das ist 'ne Deern, wie du keine zweite kriegst, Herr Graf. Wie ich ihr gestern das Bild geschenkt hab' — die Mittagsstimmung auf der Hammelwiese, weißt du —, da hat sie sich mächtig gefreut und sich vielmals bedankt. Nachher fragte sie mich, was sie bloß mit den Ofens anfangen sollte — die rauchten alle und wollten nicht recht brennen. Der andre Schornsteinfeger müßte schon rein gar nichts verstehen. Da hab' ich mir denn die Geschichte angesehen, und es war auch die höchste Zeit. Alles verstoppt, sag' ich dir! Alles! Ich arbeite nu schon den halben Nachmittag und wunder' mich selbst, wie pikfein das noch geht. Hätte ich gar nicht mehr von mir gedacht. Es war eigentlich eine große Dummerhaftigkeit, daß ich den Außerhalbschen überhaupt hab' aufkommen lassen —“

„Da würde ich doch aber gleich an den Magistrat und an die Gemeindevertretung schreiben, daß du dich mit ihnen vertragen willst!“ höhnte der Alte durch die schneefeuchten Lambrequins.

„Du bist ein großer Drönbartel, Herr Graf,“ scholl es aus dem Kamin zwischen eifrigem Schrappen. „Wenn ich meine Arbeit wieder aufnehmen wollte — was noch gar nicht abgeblasen ist —, würde sich die Bande doch bloß ärgern. In zwei Jahren zöge ihr Neuer ohne Hosen aus der Stadt. Dunnerlichting, dann würd' ich aber lachen!“

„Immer lach man,“ erwiderte der Graf nach einer Weile, indem er trübe vor sich hin starrte; „der Purrmann lacht auch schon. Er schreibt einen Brief an seine durchgegangene Frau und will ein glücklicher Mensch werden. Hehe! Ein glücklicher Mensch! Als wenn das so leicht wäre. Ihr werdet euch verflucht schneiden — mit euerm Glück. Aber ich will dich nicht stören. Sonst sagst du auch noch, ich wäre schuld, daß du die ganzen Jahre dein schwarzes Deibelsmetier nicht getrieben hast. Ihr könnt mir nachher ganz vom Halse bleiben. Ich werde schon allein mit mir fertig. Bloß heute — — wir wollen nachher einen Skat spielen, Hein Diekvoß — weil mir hier heute noch so fremd und einsam ist. Bist du bald fertig?“

„Gleich. Und dann bloß noch das Ofenrohr in deinem Herbert sein Zimmer —“

„Waas —!? Wo —!!?“

Der Graf war an den Kamin gestürzt und rüttelte tobend an dem Sims.

„Harrjees, der Mensch kann sich doch mal versprechen. Außerdem hat das keinen Zweck, dies Versteckenspiel, mein' ich. Mir haben sie viel was Schlimmeres angetan, und ich fahr' trotzdem nicht gleich aus der Tüte, wenn einer ‚Magistrat‘ sagt.“

„Ich frage dich, was du in dem Zimmer zu suchen hast!“ knirschte der Graf.

„Das Ofenrohr reinmachen. Weiter nichts. Die Berta hat mir das auf die Seele gebunden, ehe sie nachmittags fortfuhr. Wenn sie mit dem Nachtzug wiederkommt, dann soll da schon geheizt sein —“

„Fortfuhr — — Nachtzug — — — dann ist also die Königin Luise gar nicht zu Hause?! Und darum genier' ich mich hier und trau' mich nicht, das Maul aufzumachen?! Das wäre ja noch schöner! Ich will dir was sagen, Hein Diekvoß: Wenn dir deine letzten paar heilen Knochen lieb sind, dann setzt du keinen Fuß in jenes Zimmer! Das rat' ich dir! Und aus dem Loch da scherst du dich direkt nach Hause! Dem Purrmann kannst du unterwegs Bescheid sagen, daß es nichts ist mit dem Kartenspielen. Ueberhaupt nicht mehr! Ich brauche euch nicht! Die Fine hat recht, daß ihr kein Umgang für mich seid. Mit solchen schlappen Kerlen, die sich von einer fremden Frauensperson umstimmen und kommandieren lassen, kann der Graf Vahlen nicht verkehren. Schluß für immer. Laßt euch nicht mehr bei mir sehen!“

Das Kleeblatt war von jeher gewöhnt, sich

gegenseitig an Grobheiten nichts schuldig zu bleiben. Ehe aber Hein Dickvoß aus dem Kamin kriechen konnte, um seiner Erwiderung durch unmittelbare persönliche Anwesenheit größeren Nachdruck zu geben, hatte der Graf die rechtzeitige große Flügeltür schon ins Schloß geworfen und den Riegel vorgeschoben.

In den Zimmern war alles beim alten. Keine der befürchteten Umräumungen oder Veränderungen. Sogar die Spieltische waren zurechtgestellt. Eine Batterie Flaschen auf dem Anrichtetisch — ganz wie immer.

Das überraschte ihn derart, daß der Zorn, in den er sich eben hineingeredet, alsbald verrauchte. Im Kriegszimmer verschwanden die letzten Sturmzeichen von seinen Wangen und von der Tomatennase.

Das südwestafrikanische Gelände lag unberührt. Kein vorwitziger Besen hatte die Waterberge weggefegt und den Busch. Unverzüglich legte der Alte sich platt auf den Boden und kontrollierte schnaubend und pustend seine Truppen.

Kaum aber hatte er die Karte in ihren Einzelheiten übersehen, als er sich konsterniert in die Robbenstellung aufrichtete. Da hatten Verschiebungen stattgefunden — und zwar von einer kundigen Hand. Die Stellungen bei Okahandja und Otjimboma waren verändert, genau entsprechend den Nachrichten in den heutigen Zeitungen. Der Graf starrte verständnislos auf das Mirakel und ließ sich langsam wieder sinken.

Dort — bei Okahandja war die Abteilung des — — — der morgen Geburtstag hatte . . .

Der Alte stemmte die Stirn gegen die Fäuste. Wenn man sich wenigstens freimachen könnte von dem, was der alte Esel, der Purrmann, da hingeschwatzt hatte — von Frau und Kind —! Ein Enkel . . .

„Herrgott im hohen Himmel — wenn d a s wäre —!"

Der Kopf des Grafen schlug schwer auf die nackten Dielen — und ein trockenes, hustenartiges Schluchzen erschütterte seinen Körper.

Die ganze Nacht lag er so. Eine Nacht voll schwerer Kämpfe, voll quälender Zweifel und Selbstanklagen.

In den ersten Morgenstunden erhob er sich und schlich nach oben, um seinen Geburtstagsbesuch zu machen in dem Zimmer des Sohnes, den er verloren.

In der Tür taumelte er zurück. Die kleine blaue Ampel brannte — genau wie früher, wenn er noch einmal abends in das Turmstübchen gestiegen war, um nach seinem Sohne zu sehen. In dem matten, blauen Lichte nahm sich alles so aus wie damals — vor zwanzig, vor fünfundzwanzig Jahren.

Mit magischer Gewalt zog es ihn vorwärts.

Da — — — da — — in dem Bettchen . . .

Der Graf tastete mit fliegenden Händen nach seinem Gesicht, nach der Stirn und rieb sich die Augen.

Es war kein Zweifel. Er wachte und — da lag der Jung' — wie er immer gelegen hatte — in seinem sechsten oder siebenten Jahr. Die Arme verschränkt — die weißblonden Locken tief in der Stirn — und zwischen den Brauen die ernste, eigensinnige Falte der Vahlen . . .

„Herbert!!!"

Er riß den Schlaftrunkenen aus den Kissen und preßte ihn so fest in seine Arme, daß der Kleine sich schließlich schreiend und zappelnd wehrte.

„Laß mich los, du! Ist das hier überhaupt schon bei Kadetten?"

„Nein, Herbert," antwortete ‚die Berta' von der Tür her. „Ehe du dahin kommst, soll dir Großvater seinen Segen geben."

Und der Alte segnete — — segnete so inbrünstig, daß ihm das helle Wasser in die gelbgrauen Lambrequins lief.



Ernst Kreidolf — Im Walde

(Aus „Schwätzchen für Kinder") Vgl. den nachfolgenden Aufsatz



Ernst Kreidolf

Ein Kindermaler

Von

H. Ernst Kromer

(Hierzu elf Abbildungen)

Ein dankbareres und froheres Publikum als das Kinderpublikum wird nicht leicht ein Künstler finden, und man möchte deshalb sagen, am leichtesten habe es unter allen Malern der Kindermaler. Für ihn nämlich tue die Elternliebe alles, insofern sie sein Werk, das Kinderbilderbuch, in die breitesten Schichten der Bevölkerung hineintrage, während jeder andre Künstler genötigt sei, das seine einem erwachsenen kritischen Publikum vorzulegen, dem oft genug zum Bilderkaufen mehr als nur das Geld fehle. Allein wenn schon das Kind an geistiger Urteilskraft naturgemäß dem Erwachsenen nachsteht, so hat es nichtsdestoweniger ein feines kritisches Gefühl für das, was seinen kindlichen Bildungs- und Unterhaltungsinteressen am besten entspricht. Und so paradox es klingt, so richtig ist es, daß, was dem unverdorbenen Geschmack der Kinder auf diesem Gebiet gefällt, auch vor dem strengeren Urteil der Erwachsenen bestehen zu können pflegt. Das Kinderbilderbuch erfordert nämlich eine aufs Einfachste zurückgeführte Kunst in Bild und Wort, und es trifft sich, daß hier das Einfachste durchaus das Beste ist. Aber damit ist nicht gesagt, daß es auch das Leichteste sei, denn es bedarf beispielsweise eines so vorzüglichen Zeichners wie Adolf Oberländer, um die kindlich unbeholfenen Kritzeleien eines kleinen Moritz so kindlich-echt hinzubringen. Auch muß der Kindermaler wissen, welche Stoffe seinem kleinen Publikum am meisten entsprechen; wie aber die Phantasie des Kindes sehr reich und bilderstark ist, muß es auch die



Widmungsblatt der „Schlafenden Bäume“



Im Freien (aus „Schwätzchen für Kinder")

seines Künstlers sein; denn das noch nicht durch kritisches Denken und Betrachten gehemmte jugendliche Gehirn will etwas Phantastisches, etwas Wunderbares, Seltsames und Unmögliches viel lieber haben, als das Gewohnte und Alltägliche, das ihm kaum mehr ein Interesse ablockt. Der Kindermaler bedarf also der besonderen Fähigkeit, sich in die geistigen und seelischen Regungen eines Alters zurückzudenken und wiedereinzufühlen, dem wir längst entwachsen sind und gegen welches sich unser Herz unter den Kämpfen und Erfahrungen des Lebens verhärtet haben kann. Diesen Kinderton haben meisterlich getroffen die Brüder Grimm in ihren Märchen, im Bilde wohl am besten Ludwig Richter, Schwind, Hermann Vogel, nach der humoristischen Seite hin Wilhelm Busch und Oberländer. Für das Kinderbuch von besonderem Vorteil ist es aber, wenn in einer Person Zeichner und Poet vereinigt sind, was selten genug ist; denn man fordert in diesem Fall des weiteren, daß sich der Text den Bildern möglichst eng anschließe und doch zugleich einen gewissen selbständigen Wert habe; wo es sich aber um Verse handelt, verlangt man eine anschauliche Kürze, die dem Urteilsvermögen des Kindes aber immerhin genügend nachhilft, und eine gewisse Sangbarkeit; denn das Kind pflegt sie zu seinen rhythmischen Spielen gerne zu singen.



Hundepark (aus „Buntscheck")

Unter den namhafteren Kinderbüchern, die im Lauf der letzten zehn Jahre erschienen sind, heben sich einige ganz besonders durch eine ruhige Eigenart in Text und Bild hervor; sie stammen von dem Schweizer Maler Ernst Kreidolf, einem geborenen Berner, der aber seit einem Jahrzehnt seinen ständigen Aufenthalt in München



Schlecht Wetter (aus „Buntscheck“)

hat. Wie noch manche seiner Landsleute, die sich als Künstler einen Namen gemacht haben, kommt auch Kreidolf vom Handwerk her. Er war ursprünglich Lithograph und zeigte von selbständigen künstlerischen Arbeiten selten etwas öffentlich; möglich auch, daß sie in ihrer Sonderart der gerade herrschenden Kunstrichtung zu wenig folgten, um in einem breiteren Publikum die ihnen gebührende Schätzung zu finden. Vor etwa acht Jahren trat er dann mit einer ersten Serie von Bildern hervor, die er, mit eignem gereimtem Text versehen, auf den Stein gezeichnet hatte und der Fürstin zu Schaumburg-Lippe widmete. Wiewohl man den Künstler seinem Schaffensgebiet nach zu eng faßt, wenn man ihn unter die Kindermaler verweist, so ist doch zu sagen, daß er gleich mit diesem ersten Werke, das eine fertige Eigenart zeigt, als besonders begabter Kinderkünstler gelten durfte und auch bei Künstlern wie bei Kritikern dafür galt.

Dies erste zyklische Werk Kreidolfs, betitelt „Blumenmärchen“, weist nicht weniger als sämtliche andern, die unterdessen nachfolgten, auf die besondere zeichnerische Begabung des Künstlers hin, die mit ihrer Sicherheit und Gewissenhaftigkeit eine ganz außerordentliche Einfachheit verbindet. Dabei ist zu betonen, daß im ganzen Werke Kreidolfs die Farbe nichtsdestoweniger von großer Bedeutung ist. Doch berührt hier natürlich in erster Linie der Inhalt des Buchs uns näher, weil immer das Kind in seinen Bilderbüchern das Gegenständliche sucht, das ihm etwas sagt und erzählt. Die „Blumenmärchen“ weisen ihm nun alle erdenklichen Vorgänge des Menschen- oder, enger genommen, des Familienlebens auf, wobei an Stelle der Menschen personifizierte Blumen treten: etwa eine Teevisite, eine Ausfahrt, ein Tänzchen, eine Marktszene, eine Hochzeit, ein Ball. Alle diese Vorgänge wie ihre handelnden Personen sind dem Kinderverständnis ungewöhnlich glücklich und ungezwungen angepaßt: es leuchtet ihm ohne weiteres ein, in einer „Margaret“ (Marguerite) eine Kindermagd

Wilde Jagd (aus „Blumenmärchen“)



Kampf der Wiesenzwerge

zu sehen, in Weidekätzchen junge weiße Kätzchen oder im Weiß- und Schwarzdorn spießbewehrte kämpfende Ritter. Und mit großer Freude sieht es, wie die einzelnen Pflanzenteile sinnig zur Charakterisierung oder zur Bekleidung verwendet sind: Blüten als Hauben, Kragen, Helme, Hüte, Haarfrisuren; Blätter als Schürzen, Mantillen, Röcke; Staubfäden und Beeren als Hals- und Haarschmuck, Doldenpflanzen als Gaslaternen. Der Text, obwohl mehr episch schildernd als rhythmisch sangbar, ist den Bildern ebenfalls eng und glücklich angemessen.

Wo Kreidolf, wie in diesem Buche, ganz unbeeinflußt schaffen konnte und nur auf seine eigne Phantasie angewiesen war, da erscheint er künstlerisch am reinsten und am glücklichsten. Zugegeben sei, daß er sich dabei vom Kinderverständnis zuweilen etwas entfernt, wie etwa in den „Schlafenden Bäumen“. Wohl enthält dieses Buch schon in seinem Vorsatzpapier ganz die für das Kindergemüt grausliche Märchenstimmung eines schlafenden nächtlichen Waldes, worin allerhand tagscheues Getier sich umtut: die übrigen Vorgänge aber entwickeln sich auf ihrem dunkeln Hintergrunde etwas zu rasch und zu dramatisch: still auf einem Berg schlafende Bäume werden durch die



Blumenreigen



Sturz durch den Himmel (aus „Buntscheck“)

ineinander geirrt haben. Der Künstler hat sich scheinbar Gewalt antun müssen, diese spezifisch berlinischen, nicht wenig erzwungenen und affektierten „Kinderlieder“ zu illustrieren. Das Farbenkommando scheint Dehmel geführt zu haben: schon im Vorsatzpapier und den Titelbildern weicht Kreidolf von seiner diskreteren sonstigen Art ab; und so charakteristisch die Gestalt des „Fitzebutze“ ist (des mexikanischen Götzen Witzilopochtli, der unter anderm bei Peter Hebel als Teufel Vitzlibutzli auftritt), so mag man sich doch fragen, ob er Kindern nicht fast grauslich erscheinen muß. Eine große Zahl Bilder indes, z. B. die „Schaukel“, die „Kinderküche“, das „Känzchenspiel“, „die böse Mies“ und andre, sind so freundlicher und kindlicher Art, daß man gleichwohl das ganze Buch wenigstens illustratorisch als gutes Kinderbuch ansprechen darf; der Erfolg scheint dies noch zu beweisen; die mir vorliegende Auflage von 1901 zeigt bereits das fünfzehnte Tausend.

Am geschlossensten, einheitlichsten und auch als Kinderbuch am glücklichsten

Faust des durch den nächtlichen Himmel fahrenden Sturms wachgerüttelt und jäh erschreckt; dann setzt sie ein im Tal ausgebrochener Brand in noch größere Angst. (In der Zierleiste dieses Bildes wird die Feuerwehr in Gestalt von Heuschrecken, die auf einer von Heupferden gezogenen Wasserflasche anfahren und denen ein Glühwurm als Spritzenlaterne dient, mit reizendem Humor meisterhaft geschildert!) Da löscht Gott durch seine Knechte und Mägde mit Wasserkübeln, die sie über die Landschaft ausschütten, rasch den Brand, und zum Schlusse wölbt sich aus den goldnen Schüsselchen der heitere bunte Regenbogen empor. Als eine in sich schön abgeschlossene Zeichnungsfolge von großer landschaftlicher Stimmungskraft wirken diese „Schlafenden Bäume“ gewiß; für ein Kinderbuch wünschte man ihnen aber einen größeren Umfang und wohl auch eine leichtere, heiterere Stimmung; der anspruchsvollere Erwachsene kommt dabei besser auf seine Rechnung.

Allgemeiner bekannt als die übrigen Kreidolfschen Bücher wurde die von Richard Dehmel vor einigen Jahren herausgegebene Kinderliedersammlung mit dem Titel „Fitzebutze“, mit deren Illustrierung Kreidolf betraut, besser gesagt beauftragt wurde. Bleibt zwar auch hier der Künstler im großen und ganzen seiner eignen Art noch völlig treu, so hat man doch den Eindruck, daß Poet und Zeichner sich



Kinderküche (aus „Fitzebutze“)

bieten sich meines Erachtens die „Wiesenzwerge" dar. Ein Kindermärchen nennt sie der Künstler, der auch den schönen, einfachen Prosatext dazu verfaßt hat. Es möge von diesem eine kurze Probe gegeben sein (der Anfang!), um die ganze Einfachheit und Gegenständlichkeit der Schilderung zu zeigen.

„Hinter einem großen Walde lebten mit ihren Kindern und Heupferden die Wiesenzwerge.

„Die ersten Sonnenstrahlen schienen eben über die Stoppelberge; da sprang die Tür des Zwerghäuschens auf und alle, alte und junge, kamen hurtig heraus, wuschen sich am klaren Brunnen, kämmten sich und hüpften vergnügt im goldenen Sonnenschein herum.

„Der Vater sah nach dem Wetter; die Mutter pepperte in der Küche: sie bereitete den Morgenbrei. Dann rief sie durchs Fenster: ‚Zu Tisch!' Und alle Zwerge verschwanden schnell wieder im Häuschen.

„Auf dem Hause aber saßen die grünen Heupferde, raschelten durchs hohe Dachgras und frühstückten, daß es knisterte."

Es folgt die Ausfahrt der Zwerge — ein wunderliebliches, starkes Bild —, dann die Teilnahme an einer Hochzeit, der Tanz, die Sitzung der Mummelzwerge in einem Häuschen im Preiselbeerenwalde, der Streit der Zwergenväter, ihr Reiterkampf, ihre Versöhnung angesichts des zürnenden Mondes, der herrliche Heimritt durch die Mondnacht und endlich das märchenhafte, tiefpoetische Schlummerbild mit seiner unübertrefflichen Traumkraft. So wahrhaft kindlich alle diese Bilder der „Wiesenzwerge" sind, so deutlich scheint besonders das letzte darauf hinzudeuten, daß Kreidolf auch für eine freiere Phantasiekunst vorzüglich veranlagt ist. In Anbetracht der ungewöhnlichen Schönheit dieser Bilder wünschte man mindestens, sie in Einzeldrucken als Wandschmuck haben zu können. Sie würden so den Kindern auch in späteren Jahren immer vor Augen bleiben und ihnen den Geschmack für echte, tiefe Kunst veredeln. Der Text des Buches, anfangs realistisch, gewinnt gegen den Schluß hin mehr und mehr an Phantasiekraft und poetischer Schilderung, bis daß der Traum selber kommt:

„Er strahlte sein Licht in ihre Kammern und zeigte ihnen alle seine Herrlichkeiten.

„Kleine Engelchen spielten mit der Silberkette, die aus dem Brunnen vor dem Hause perlte." Und so weiter.

Die einfachsten Kinderbilder und -verse enthalten wohl die „Schwätzchen für Kinder". Ist schon zu sagen, daß der Künstler als Zeichner wenigstens sein erstes Buch kaum mehr überbieten konnte, an Einfachheit der Bilder und an Kindlichkeit des ganzen Charakters hat hier Kreidolf doch wohl noch Besseres geleistet. Sein spezifisch süddeutsches, vielmehr schweizerisch-alemannisches, Wesen außer Betracht gelassen, erreicht er hier sicherlich Ludwig Richter. Das Anfangs- und das Schlußbild (Kreis- und Halbkreiskompositionen) sind Meisterwerke inniger Gefühlsschilderung; kaum weniger gilt dies vom übrigen Inhalt dieses Buches, um hier nicht jedes Bild einzeln aufführen zu müssen. Man bedauert nur, daß es nicht doppelt so umfangreich ist.

Kreidolfs letzterschienenes Werk, „Alte Kinderreime mit Bildern", charakterisiert sich schon in seinem Titel. Es handelt von jenen kleinen Kinderliedchen, die wir aus unsrer Jugend alle kennen und die so sangbar und rhythmisch das ganze Kindersinnen veranschaulichen. So einfach und so selbstverständlich auch diese Bilder wieder erscheinen, so zeigt doch jedes die echte Kreidolfsche Art: sie sind alle so, wie jeder andre sie wohl gerade — nicht gemacht hätte! In dieser Art des Erfindens und Schaffens liegt jenes Besondere, das wir überhaupt bei den Schweizer Phantasiekünstlern finden, etwa bei Sandreuter, Böcklin, Welti und Hodler: „Alles erhebt er ins Ungemeine," möchte man hier sagen. Man darf daraufhin die Vorsatzpapiere, die Titelblätter, die Hauptbilder, die Schlußvignetten prüfen, so wird man denn auch sogleich aus andern Kinderbüchern heraus, etwa aus dem „Knecht Rupprecht" und dem „Buntscheck" die Kreidolfschen Beiträge leicht erkennen, und sie sind es, die diesen Büchern ihren höheren Wert geben: etwa die „Blumensee" oder der „Bruder Melcher", das Bild zum „Geburtstag" oder das „Glühwürmchen". In letzter Zeit hat der Künstler sich aufgerafft, einige seiner schönsten Entwürfe als Originallithographien einzeln herauszugeben; unter diesen ist vor allem zu erwähnen das meisterliche „Wiegenlied" und der glänzende, farbenfrohe „Blumenreigen". Auch auf einige seiner eigenartigen Exlibris möchte ich Sammler aufmerksam machen; sie haben das diesen sonst anhaftende Epigrammatische zwar fast gar nicht, erfreuen aber um so mehr durch ihre anspruchslose Einfachheit und Sinnigkeit.

Es konnte nicht die Absicht des Verfassers sein, über Kreidolfs Art ausführlicher zu sprechen; es sollte hier auf ihn als einen unsrer besten Kindermaler hingewiesen werden, wobei ich den Wunsch nicht zurückhalte, er möge über diesen hinauskommen, weil er zum höheren Künstler alle Begabung zeigt. Hier sollte er aber in seinem engeren Gebiet gewürdigt werden, weil er leider noch nicht jenen weiten Kreis von Familien erobert hat, den zu besitzen er ein Recht hat. Ob daran seine etwas harte alemannische Art schuld sein mag, die wohl besonders die norddeutschen Familien noch befremden dürfte? Was ihm jetzt noch in seiner Wirkung auf die weitesten Kreise hinderlich ist, mit der doch gerade ein Künstler, der für unsre kleinen Lieblinge schafft, rechnen muß, das wird man später gerade als seine künstlerische Bedeutung, als eine kulturelle Tat hochschätzen. Er hat nun eben gar nicht jenes Weichliche, noch jene falsche Süßlichkeit, die dem Geschmack aus früheren Jahren noch Bedürfnis zu sein scheint. Wenigstens vielfach, leider! Aber das eine dürfen wir Kreidolf besonders danken — und deshalb wünschen wir, daß er durchdringen möge: er befreit uns von den konventionellen Großstadtkindertypen, an die wir besonders von England her (von Kate Greenaway und Anning Bell) gewöhnt worden sind, indem er uns die treuen, einfachen Dorfkindergesichter wiedergibt, die in Wirklichkeit allein den Begriff des „Kindes" richtig darstellen. Und damit sind wir bei dem Punkt angelangt, der bezeichnend ist für Kreidolfs Stellung in der modernen Kunst überhaupt. Auch er ist ein Heimatskünstler im echten Sinne des Wortes, und niemals verleugnet er den Schweizer. Zwar in der an-



Lilien

Nach einem Gemälde von Henry Ryland



mutigen Kleinwelt seiner Zeichnungen spüren wir nur wenig von der großen Natur seines Heimatlandes, Wiesenblumen, Grashalme, Baumwurzeln versperren den Blick auf die fernen Berge. Er will ja auch nicht den kindlichen Sinn in unermeßliche Fernen lenken, das Wunderbare, das dem Kinde auf Schritt und Tritt begegnet, an Wegrand und Waldessaum — das hält sein Stift fest, das beseelt er mit seiner warmen Liebe zur Natur. Aber deutsch ist alles, was er zeichnet, Heimatsstimmung weht uns aus jedem seiner Bücher entgegen. Und darum finden sich die Kinder so leicht in ihnen zurecht, denn er führt sie durch eine vertraute Welt. Man kann getrost sagen, Kreidolf steht in der vordersten Reihe derer, die das Kinderbuch von den verwaschenen Moden des Internationalismus erlöst haben. Und was können wir Besseres, Schöneres in die Seelen unsrer Kinder pflanzen als die Liebe zur Natur, das stille Gefühl, eins zu sein mit Blumen und Bäumen? Und wie lernt es den Sinn des Lebens, das Werden und Vergehen besser kennen, als wenn wir ihm aus dem Leben der Tiere erzählen? In dieser Hinsicht ist Kreidolf ein getreuer Eckart. Er spricht kindlich zu Kindern, es liegt etwas Selbstverständliches in seiner Art, mit ihnen umzugehen. Nicht einer Mode folgend kam er dazu, für Kinder zu zeichnen, und die Tendenz seiner Kunst ist, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann, die Kinder so lange wie irgend möglich eben kindlich zu erhalten. Wir verlangen ja nicht nach dem altklugen Kind, wir verlangen nach Kindern, die noch zu lernen und noch zu staunen haben und denen die Welt mit ihren Erscheinungen noch Spiel und Wunder und Märchen ist, bis das vorschreitende Alter ihnen allmählich kundtut, es sei auch Kampf und wolle als solcher genommen sein. Dann aber wird der also Belehrte sich sagen: ich war in Wahrheit einmal Kind, und ich habe eine Jugend gehabt, deren ich freundlich und in Freuden gedenken mag.

Frühlingssturm

Von

Carl Bulcke

Junge Winde stürmen über die weißen Blüten,
Nur eine Nacht noch, und sieh, morgen sind sie zerzaust;
Aber jubelnd harren die Aeste, die rosig erglühten,
Starr in Verzückung gereckt auf des Eroberers Faust.

Hörst du nachts in den Lüften trompeten sein helles Willkommen?
Sahst du den zögernden Schmerz jedes Tages, der ging?
Nie noch bereute der Frühling, was er gegeben, genommen.
Junge Frau, wie sehr schmerzt dich dein goldener Ring!

Verklungen

Von

Werner Jansen

Ich hab's dir gesagt wohl hundertmal,
Nun ist es gekommen, ich weiß nicht, wie,
Wie ein Dieb in der Nacht, wie ein Schwertblitzstrahl,
Als ein lachendes Leid, eine jubelnde Qual —
Die Stunde vergess' ich nie.

Und als durch die Gärten der Maitau flog,
Und die Sonne ihr Rothaar darüber goß,
Ein junger Bursch unterm Zaun her zog,
Sein Arm sich stürmisch um deinen bog,
Und dein Glück durch die Wolken floß.

Ich hab' dich geliebt als ein liebelos Kind,
In dir war mein Sinn nur ein dämmernder Traum,
Meine Hand, die war weich, meine Hand, die war lind,
Du aber warst wie der Wind, wie der Wind,
Man hörte sein Wehen kaum.

Mir aber drohte mein Herz zu stehn,
Noch seh' ich's immer und immer doch —
Die Jahre, die müssen vorübergehn,
Da bleibt kein Augenblick länger stehn.
Nur im Traume seh' ich dich noch.



Reformgendarmen auf einer Streife am Bukovik

Das Bandenwesen und die türkischen Reformen in Makedonien

Reiseerinnerungen

von

Jgnotus

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Gottlob, ein direkter Wagen, Budapest—Saloniki! Ich sitze meinem Reisegefährten von Wien her gegenüber. Wieder hat er einen Stoß Zeitungen neben sich, liest, unterstreicht, macht sich Notizen, und sein scharfmarkiertes, immer unruhiges Gesicht verrät dabei ungekünstelt den Eindruck der Lektüre auf seine überspannten Nerven. Ein gelinder Wutanfall, in den mein Visavis beim Lesen seines Blattes soeben verfiel, bot mir erwünschte Gelegenheit, seinem einladenden Blicke zu entsprechen. Auf meine teilnahmsvolle Frage legte er auch gleich, froh, sich Luft machen zu können, mit stark südslawischem Akzent los: „Da lese ich eben die Delegationsrede des Barons Aehrenthal — sozusagen zu ganz Europa gewendet, behauptet der Herr Minister, nur die Komitatschibanden und der Hader der Christen untereinander wären das einzige Hindernis, das sich der Reformaktion ernstlich entgegenstelle! — Und von der türkischen Justiz — von dieser asiatischen Willkür, von den türkischen Richtern und Beamten — vom türkischen Militär, das zum Schutze der Christen mehr mordet und brennt als alle Komitatschis zusammen, von all denen wurde kein Wort gesprochen! O, Sie wenden mir ein, die Reformgendarmerie! — Gewiß ein bedeutender Fortschritt, indem Europa nun wenigstens unparteiische, authentische Zeugen jener Greueltaten aufgestellt hat, die sich dort unten täglich abspielen — aber mehr als teilnahmsvolle Zeugen, die ihrer Entrüstung in Protokollen Ausdruck geben, sind auch diese Reformoffiziere nicht, solange ihnen weder über türkische Truppen — ja nicht einmal über die Gendarmen selbst ein Befehlgebungsrecht zusteht! — Mein Name ist Jovo Bugiloff aus Sofia, komme soeben von Paris, wo ich im Interesse des makedonisch-zentralistischen Komitees Anknüpfung suchte.“ Mein erstauntes Gesicht schien Herrn Bugiloff zu der Annahme zu berechtigen, daß es mit meinen Kenntnissen über makedonische Verhältnisse nicht weit her sein dürfte. „Wie weit fahren Sie?“ — „Bis Uesküb!“ — „Gut, dann haben wir Zeit, ich werde Sie in Nisch verlassen, bis dorthin kann ich Ihnen ein Bild von den makedonischen Wirren entwerfen.



Todor Alexander Urusov, zentralistischer Bandenchef

„Vor allem müssen Sie wissen, daß ganz Makedonien seinerzeit zu Bulgarien gehörte; der

Bulgarenkönig Simeon residierte in Ochrida, und die Grenzen unsers Landes reichten bis zur Adria. Selbst heute noch sind die Bulgaren in den europäisch-türkischen Provinzen das überwiegende Element. Nach den genauen Schätzungen der bulgarischen Regierung haben wir dort weit mehr als eine Million stammverwandte Landsleute, denen nebst 1 300 000 Türken und Albanesen 420 000 Serben, Griechen und Kutzowalachen gegenüberstehen. Daß wir auf Grund historischer Ansprüche auch unsre nationale Kirche wieder zurückerlangen mußten, ist wohl selbstverständlich; war doch schon im Jahre 870 zu Preslow und später in Ochrida ein bulgarisches Erzbistum, das bis 1767 bestand, dann aber auf Betreiben unsers größten Feindes, des hellenisierenden Patriarchates, vom Sultan eingezogen wurde. Erst mit Unterstützung Rußlands gelang es im Jahre 1870, neben dem griechischen Patriarchat das slawische Exarchat ins Leben zu rufen. Vergebens exkommunizierte der Patriarch zwei Jahre später den neuernannten Exarchen, bei den Volksabstimmungen, die in Ueskiib, Ochrida und Köprili im selben Jahre gehalten wurden, bekannte sich die Ueberzahl zur bulgarisch-nationalen Kirche. Diese Volksabstimmungen waren aber auch der Beginn jener Parteikämpfe, die heute noch Makedonien — nicht in zwei, sondern in vier bis fünf feindliche Lager teilen! „Hie Exarchat, hie Patriarchat!“ hieß es damals — griechische, serbische und bulgarische Popen versuchten die gläubigen Gemeinden einander abspenstig zu machen — mit Worten von der Kanzel, mit Dolch und Brand außerhalb der Kirche — der Türke sah zu und freute sich über das rote Blut der Christen, die Mörder kamen meist unbestraft davon! Ich will Ihnen nur solche Fälle erzählen, die Sie in den Protokollen der Cour Extraordinaire in Ueskiib wiederfinden — denn wieviel Blut in Makedonien fließt, von dem kein Kläger und kein Richter spricht, das weiß nur Gott allein! Nehmen Sie den Fall von Tschelopek: Der serbische Geistliche Stefan Stanoykoff, sein Sohn Petrus und fünf andre Serben zünden am 28. November 1905 im genannten Ort Haus und Scheune des Spasso Stoykoff an. Mehr als zwanzig Zeugen haben den Stanoykoff am Morgen desselben Tages drohen gehört, er werde das ganze Dorf niederbrennen lassen, wenn die Bauern nicht dem Exarchat abschwören und zum Patriarchat zurückkehren, Zeugen sind da, daß der Vater dem Sohne anriet, zuerst die Scheune anzuzünden, damit auch das Vieh um so sicherer verbrenne; man hat den



Berittene Reformgendarmen



Provisorischer Gendarmerieposten in Trabotiviste (Kreuzungspunkt verschiedener Banden)



Gendarmeriekaserne in Berove, belegt mit 9 Mann

Petrus gesehen, als er die Möbel des Hauses mit Petroleum übergoß — und die Popas wurden vom türkischen Richter doch freigesprochen.

„Die Türkei meinte dem Kampf zwischen Patriarchat und Exarchat ein Ende zu machen, indem sie anordnete, daß jeder weitere Uebertritt oder Rücktritt vom Exarchat zum Patriarchat verboten sei — damit wurde aber nur die Agitation von der Kanzel auf die Schulbank übertragen! Als dann die Popen und Lehrer den großserbischen und großhellenischen Komitees noch immer zu langsam arbeiteten, wurden Banden militärisch organisiert und über die Grenzen geschickt. Solange diese Komitatschibanden sich nur gegen uns Bulgaren wandten, solange das Einäschern ganzer Dörfer, die Vernichtung der Herden, das Wegschleppen von Weibern und Kindern nur den Zweck hatte, unsre Gemeinden dem Exarchat zu entreißen, oder später, nach dem Bekanntwerden des Mürzsteger Programms, von den Bulgaren die Erklärung abzupressen, daß sie Serben beziehungsweise Griechen seien, ließ die Türkei jene Greuel ruhig gewähren — je mehr Giaurs oder Rajahs — was im Munde der Türken ungläubiges Vieh bedeutet — zugrunde gingen, desto besser für den Muselmann! Die Bewachung der Grenze seitens der Türkei — obwohl Grenzwachinspektoren aufgestellt sind — ist eine äußerst mangelhafte. Nur so war es möglich, daß im Jahre 1904 eine serbische Bande, bestehend aus einem Grenzwachoffizier, dreiundzwanzig Mann und einem aktiven Regimentsarzt, widerstandslos sengend und brennend bis Pcinja im Bezirk Kumanova vordringen konnte; erst am vierten Tage wurde die Bande von türkischen Truppen umstellt und teilweise niedergemacht. Die Türken brachten damals vier Wagen voll Leichen nach Hause. Aehnlich war es bei Petersko-Orah, wo ein serbischer Militärkader über die Grenze drang, der durch die ‚Dorfmilizen' erst hätte ausgefüllt werden sollen. Jedes Dorf unterhält, um sich vor den Angriffen gegnerischer Banden, nicht minder aber gegen die Erpressungen des türkischen Militärs zu schützen, aus seinen waffentragenden Leuten eine Art Schutztruppe, welche die Aufgabe hat, dem bedrängten Nachbardorfe zu Hilfe zu eilen. Das türkische Militär hat meist nicht den Mut, den wohlbewaffneten Komitatschibanden an den Leib zu rücken, sondern zieht es vor, die Häuser, in denen sich die Bande versteckt hält, zu umstellen und sie zur Uebergabe aufzufordern. ‚Wartet auf den Akscham!' das ist die Abenddämmerung, lautet meist die Antwort, und wenn die Sonne sinkt, dann beginnt es im Rücken der Truppen zu knallen und zu krachen, und die tapferen Askers, die sich schon auf Raub und Beute freuten, müssen sich schleunigst zurückziehen. Wie türkische Truppen vorgehen, wo eine solche Dorfmiliz fehlt, mag Ihnen der Todesfall meines Freundes Mise Razvigoroff beweisen. Er gehörte der zentralistischen Partei Sarafows an, die sich die Vereinigung Makedoniens mit Bulgarien zum Programm gemacht hat, während unsre bulgarischen Gegner, die Vrhowisten, ein autonomes bulgarisches Makedonien anstreben. Am 2. April vorigen Jahres kam ich mit genanntem Freunde und Petre Zaba nach Stip. Beide wollten am nächsten Tage weiter, um in der Gegend von Monastir den Befehl über eine dort gegen die Griechen operierende Bande zu übernehmen. Razvigoroff und Zaba versteckten sich im Hause des Petre Vrasnar Piperevac. Christliche Spione verrieten sie, und am nächsten Tage mittags war das Haus von türkischen Truppen um-



Gendarmerieposten und Bezirksexpositur in Zarevo-Selo an der bulgarischen Grenze



Türkischer Infanteriemajor und türkische Soldaten im Tal von Stevnik

stellt. Mise Zalcev, der Mahalavorsteher, schlug, um Blutvergießen zu vermeiden, dem Polizeikommissär Ibrahim Efendi vor, die Komitatschis zur Uebergabe aufzufordern. Kaum hatten sie den Militärkordon überschritten und sich dem Hause genähert, hieß der Polizeikommissär den Mise Zalcev vorangehen und schoß ihn dann von rückwärts nieder! Ein türkischer Infanterist versetzte dem Halbtoten noch einen Bajonettstich hinter das Ohr. Er starb vier Stunden später in meiner Gegenwart — kein Arzt hatte es gewagt, ihm Hilfe zu leisten.

„Nach dieser Heldentat drang das türkische Militär rasch in den Hof ein, doch ein paar Schüsse der eingeschlossenen Komitatschis genügten, um die tapferen Askers davonzujagen! Razvigoroff warf den Fliehenden eine Dynamitbombe nach, und hätten nicht zwei Reformgendarmen durch tapferes Standhalten das Ausbrechen der beiden Eingeschlossenen verhindert, sie wären, wie in vielen andern Fällen, trotz dem großen Militäraufgebot durchgekommen.

„Nach einer einstündigen Schießerei — ich war Zeuge, daß sich die Türken mangels jeder Oberleitung gegenseitig in den Rücken schossen — greift man wieder zu dem bewährten Mittel, die Nachbarhäuser mit Petroleum zu übergießen, anzuzünden und so — gefahrlos — die eingeschlossenen Komitatschis auszuräuchern. In diesem Moment kommt der Reformoffizier; das Wilajet Ueskub ist Oesterreich unterstellt. Wohl trägt er die türkische Uniform, doch seine stramme Haltung läßt den europäischen Soldaten erkennen. Vergebens will er das Brandlegen verhindern; die türkischen Offiziere sitzen in Gruppen beisammen und lassen ihre Leute gewähren; der Reformoffizier eilt zum Konak zurück und legt beim Kaimakam schriftlich seinen Protest gegen das Anzünden der Häuser nieder — doch schon schlagen die Flammen empor, die ein starker Südwind rasch über die ganze Gasse trägt. Petre Zaba versuchte über die Dächer zu fliehen, stürzte aber, von drei Schüssen getroffen, zusammen — und ich selbst mußte stummer, untätiger Zeuge aller jener Bestialitäten sein, welche die Askers vor den Augen ihrer Offiziere an dem Wehrlosen verübten! Der verkohlte Leichnam Razvigoroffs wurde eine Stunde später unter den Trümmern des niedergebrannten Hauses hervorgezogen."

„Was meinen Sie nun," fragte mich Bugiloff mit erhobener Stimme, „wer ist das Haupthindernis an der Reformaktion? Jene zwei armen Teufel von Komitatschiführern oder der ganze Mechanismus, der gegen sie in Aktion trat?" —

In Nisch gab es am Bahnhof einen schlechten, dafür aber sehr teuern Frühstückskaffee; ich mußte wieder in den Salonikiwagen zurück, in dem ein serbischer Pope und noch zwei Herren in abgetragenen Kleidern Platz genommen hatten. Bekannt zu werden mit jenen Leuten ist nicht schwer — vermuten sie doch in jedem Kultureuropäer einen Vermittler, der ihre „gerechte Sache" dem Auslande verdolmetschen wird. Schade, daß Bugiloff jetzt nicht mehr hier war! Der Pope erzählte von einem Serbenkönig Urosis, der im dreizehnten Jahrhundert Saloniki und später ganz Bulgarien erobert hat, weiter von einem national-serbischen Erzbistum in Ipek in Nordalbanien — 1218 gegründet —, das aber später nach St. Andrä bei Budapest kam. Die Slawen in ganz Makedonien seien nicht bulgarischen, sondern serbischen Ursprunges, die Volksabstimmung, von der mir Bugiloff erzählte, sei einerseits mit dem Gelde der bulgarischen Regierung gemacht worden, anderseits waren die Serben, die damals gleichfalls für das Exarchat stimmten, der Meinung, es handle sich um die Gründung einer großslawischen Kirche, bald hätte es sich aber gezeigt, daß das Exarchat lediglich bulgarische Ziele verfolge. Was die Bandenbewegung anbelangt, so seien die Bulgaren die größten Friedensstörer, dies bewiesen schon die zahlreichen Gendarmeriekarakols, die nach dem Vorschlag des Kommandanten der gesamten Reformgendarmerie, des italienischen

Generals de Giorgis, an der bulgarisch-makedonischen Grenze errichtet werden. Daß sich Serbien und noch mehr Griechenland am Bandenwesen stark beteiligten, gab auch der serbische Pope zu, doch meinte er, daß es gegenwärtig nur bulgarische Banden gebe, und zwar fünf zentralistische, die gegen eine vrhowistische arbeiten. Nach dem Tode Sarafows habe ein bulgarischer Student Gerasim und ein gewisser Csernopjew den Oberbefehl über die zentralistischen Banden übernommen, ein vielversprechender zentralistischer Bandenchef sei ferner Todor Alexander Urusov aus Novoselo bei Stip. Der tüchtigste Vrhowistenführer dagegen, ein Landmann namens Gosir Pop Malcsewski, sei vor zwei Monaten von der Bande des Gerasim im Gebirge südlich Asmanie erschossen worden, ein zweiter vrhovistischer Bandenchef, der Landmann Gregus, habe sich den türkischen Behörden gegen Zusicherung voller Straflosigkeit ergeben.

Einige Tage später hatte ich Gelegenheit, mit Griechen und Kutzowalachen zu sprechen. Jeder von ihnen wußte historische Ansprüche seiner Nation auf Makedonien geltend zu machen, jeder behauptete, daß seine Rasse die tonangebende in diesem Lande sei — jeder hofft, daß nach dem Zerfall der Türkei Makedonien an Serbien beziehungsweise Bulgarien oder Griechenland — oder gar an Italien fallen müsse. Dieser fromme Wunsch beseelt vornehmlich die Kutzowalachen, denen es italienische Emissäre eingeredet haben, daß sie selbst, als Latiner, nahe Verwandte der Italiener seien und nur mit Italiens Hilfe ihre „Rechte" am Balkan wiedererlangen können.

Wer von all diesen guten Leuten recht hat, wird die Zukunft lehren — der Augenschein an Ort und Stelle läßt nur eines mit Uebereinstimmung aller erkennen: daß dieses von Natur so reichgesegnete, seit Jahrhunderten aber der beispiellosesten Mißwirtschaft preisgegebene Land unter dem jetzigen türkischen Regime nie und nimmer den Frieden finden wird. Was helfen alle papierenen Reformen, mit denen die Türkei seit dem Hattischerif von Gülhane 1838 bis auf unsre Tage die vertrauensvollen Großmächte hinzuhalten wußte, was hilft es, wenn in Konstantinopel wiederholt Zivil- und Strafprozeßordnungen ausgearbeitet wurden, laut denen der Christ vor Gericht dem Mohammedaner gleichberechtigt wäre — was hilft es, wenn Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Italien, Frankreich und England ihre tüchtigsten Offiziere in die türkische Reformgendarmerie eintreten lassen: wenn in der Praxis des bestechlichen Richters doch nur der Koran als einzig gültiges Gesetz bestehen bleibt, wenn der europäische Offizier lediglich als Instruktor fungiert, der nur das Recht hat, Mißbräuche und Schändlichkeiten zu konstatieren, nicht aber sie abzustellen. Deswegen wäre es aber gefehlt, die Tätigkeit der Reformgendarmerie zu unterschätzen! Die Reformoffiziere haben es trotz geringer Machtbefugnis allenthalben verstanden, das Zutrauen der christlichen Bevölkerung zu gewinnen; in vielen Fällen gelang es ihnen, die Hilfe der Zivilagenten rasch in Anspruch nehmend, der gerechten Sache zum Sieg zu verhelfen. Das gesamte Mannschaftsmaterial der Reformgendarmerie, das seine erste militärische Ausbildung in der von einem deutschen Stabsoffizier geleiteten Gendarmerieschule in Saloniki erhält, wird in den Bezirken der Adjoints weitergebildet und beginnt bereits tüchtig zu arbeiten und den bisher von keiner Behörde verfolgten Räubern, gleichviel ob Türke oder Christ, das Handwerk zu legen.

Literatur

Schon mit seinem ersten Buch, dem Schelmenroman „Vinzenz Faulhaber", hatte Wilhelm Schussen sich beim Publikum vorteilhaft eingeführt. Diesem Erstlingswerk mußte kräftige Eigenart zuerkannt und es durfte als ein verheißungsvolles Versprechen für die Zukunft bezeichnet werden. Erfreulicherweise zeigt nun das kürzlich erschienene zweite Werk des Autors, „Meine Steinauer" (Meine Steinauer. Eine Heimatgeschichte von Wilhelm Schussen. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), daß jene Erwartungen berechtigt waren und daß wir in Wilhelm Schussen in der Tat ein starkes, entwicklungsfähiges Talent besitzen. Schussen hat dies neue Buch als „Heimatgeschichte" bezeichnet und damit selbst den Standpunkt gewiesen, unter dem es am besten betrachtet wird. Es ist ihm geglückt, ein enges, aber sehr markantes Stück oberschwäbischer Erde, ein kleines Landstädtchen mit der umgebenden Natur und seinen Bewohnern, in großer Anschaulichkeit vor uns hinzustellen. Wie die Landschaft, die freie, hügelige Hochebene mit dem Blick auf die ferne Alpenkette, uns ein Gefühl des Weiten, Frischen gibt, das für die Eingeschränktheit kleinstädtischer Verhältnisse entschädigt, so erfreuen uns die oft recht kuriosen Menschenexemplare, denen wir da in und um Steinau begegnen, durch ihre unmittelbare Lebendigkeit; wir glauben dem Dichter, was er uns von diesen Leuten, die zum Teil schon ausgewachsene Sonderlinge sind, von ihren Meinungen und Schicksalen berichtet. Er steht über seinen Geschöpfen, aber er hat ihnen von seinem Herzblut gegeben. Langsam, aber mit sicherer Führung entwickelt er auch aus dem scheinbar unvermittelten Nebeneinander der Figuren, die alle Typen der Kleinstadt, von den Honoratioren bis zum Armenhäusler, umfassen, eine sich allmählich immer mehr zuspitzende und den Leser fesselnde Handlung, die endlich mit einer fast gewaltsamen, aber befreienden Katastrophe die Hauptpersonen des Buches aus Unklarheit und Not auf den rechten Lebensweg weist.

— Gertrude Jekyll. Wald und Garten. Nach der zehnten Auflage des englischen Originals übertragen von Gertrud von Sanden. Mit 71 Illustrationen nach Photographien der Verfasserin. (Julius Baedeker Verlag, Leipzig.) Ein schöneres Buch über Bäume und Blumen, über Busch und Strauch, die wir doch alle als unsre Brüder empfinden, ist wohl niemals geschrieben worden! Die ersten zwölf Kapitel des Werkes der in England hochgeschätzten Verfasserin tragen als Ueberschrift die Namen der Monate, und es ist wohl die größte Empfehlung, wenn wir sagen, daß uns der Odem der Jahreszeiten aus den Seiten des Buches entgegenzuwehen scheint. Wir schreiten mit der gelehrten und künstlerisch so fein und tief empfindenden Gärtnerin von Beet zu Beet, wir sehen ihre Lieblinge wachsen, blühen und sich wieder schlafen legen im Kreislauf des Jahres, und die Seele der Natur spricht unmittelbar zu uns. Gertrude Jekylls Gartenkunst ist für England vorbildlich geworden, sie hat das Kulturleben des schönen Insellandes veredelt und mitgeholfen, das Leben eines ganzen Volkes innerlich wie äußerlich schöner zu gestalten. Diese Bewegung greift jetzt nach Deutschland über, und wenn wir uns auch versagen müssen, in Rücksicht auf die verschiedenen klimatischen Verhältnisse alle Ratschläge der Verfasserin ohne weiteres zu befolgen, so ist sie doch unter allen Umständen vorbildlich für das Verhältnis zur Natur überhaupt. Mögen viele von ihrer reinen stillen Kunst lernen, auf daß sich immer mehr farbenprächtige, duftende Gartenkunstwerke über unser deutsches Vaterland ausbreiten.



Die Mittelmeerreise des Kaiserpaares

Am 24. März hat Kaiser Wilhelm mit seiner Gemahlin, dem Prinzen August Wilhelm und der Prinzessin Viktoria Luise von Berlin aus eine Frühlingsreise angetreten, die über Venedig nach dem sonnigen Korfu führen soll. Die Mittelmeerfahrt hat in erster Reihe die Bedeutung einer Erholungsreise; doch ist sie auch nicht ohne politische Bedeutung, zumal in Venedig am 25. März eine Zusammenkunft des Kaisers mit dem König von Italien stattfand und den Abschluß der Südlandsfahrt ein Aufenthalt in Wien bilden soll, wo der Kaiser seinen hohen Verbündeten, Kaiser Franz Joseph, zu seinem Regierungsjubiläum beglückwünschen wird. Die Jacht „Hohenzollern“, auf der das Kaiserpaar die Reise macht, traf mit dem Begleitschiff „Sleipner“ am 10. März in Venedig ein. Der Verkehr der Bevölkerung mit der Besatzung der deutschen Kriegsschiffe zeigte einen äußerst herzlichen Charakter. Länger, als ursprünglich beabsichtigt war, hat das deutsche Kaiserpaar sich in Venedig aufgehalten, um seinen Kindern Gelegenheit zu geben, die alte Lagunenstadt genauer kennen zu lernen. Am 25. März 11½ Uhr mittags trafen die hohen Reisenden in Venedig ein und wurden am Bahnhof vom König Viktor Emanuel und den Spitzen der


Phot. Ferulli

Die Kaiserin und Prinzessin Viktoria Luise auf dem Canale Grande in Venedig


Phot. Filipp Kester

Das Achilleion auf Korfu in seiner jetzigen Gestalt; das untere Gebäude wurde neu errichtet

Behörden empfangen. In drei Hofgondeln begaben sich die Majestäten und ihr Gefolge, von zahlreichen andern Gondeln begleitet, durch den Canale Grande unter dem Jubel der Bevölkerung nach dem königlichen Schlosse, wo eine Familientafel stattfand. Abends fand an Bord der „Hohenzollern“ eine Tafel statt, bei der König Viktor Emanuel Gast des Kaiserpaares war. Nach der Tafel hatten die Monarchen im Rauchsalon eine Besprechung und erfreuten sich dann mit der Kaiserin an dem prächtigen Schauspiel, das die Illumination der Lagune bot. Am nächsten Vormittag unternahm Kaiser Wilhelm mit dem König von Italien, der ihn von Bord der „Hohenzollern“ abholte, im italienischen Königsboot eine Besichtigungsfahrt, die besonders dem venezianischen Museum im neu hergestellten Fondaco dei Turchi galt. Der König von Italien reiste am 28. März nachmittags nach Rom zurück; das Kaiserpaar verließ Venedig erst am 30. März. Nach einer nur teilweise vom Wetter begünstigten Fahrt durch die Adria betrat das Kaiserpaar in Syrakus, wo die „Hohenzollern“ am 1. April eintraf, den Boden Siziliens und widmete die nächsten Tage dem Besuch verschiedener schöner Punkte auf der Insel, die den hohen Reisenden zum Teil von ihren früheren Mittelmeerfahrten her bereits bekannt und in guter Erinnerung waren. Am 4. April landeten die Majestäten nach sechsstündiger schöner Fahrt an der Küste Siziliens entlang in Messina. Nachmittags wurden Ausflüge gemacht. Am 5. April nach der Mittagstafel begaben sich die Kaiserin, Prinz August Wilhelm und Prinzessin Viktoria Luise nach Taormina in einem Sonderzug der italienischen Eisenbahn. Der Kaiser mit den Herren des Gefolges begab sich zu Wagen nach Castanea, einem Dorfe 1000 Fuß über dem Meer in den Bergen. Die Weiterfahrt nach Palermo erfolgte am 6. April.



Phot. Th. Jürgensen — Minister Tittoni — König Viktor Emanuel

Von der Mittelmeerfahrt unsers Kaiserpaares: Kaiser Wilhelm II. im Museum von Venedig

Vom Dichter des Kutschkeliedes

Neuerdings ist in der Presse wiederum von einem Manne die Rede gewesen, dessen Name lebhaft an eine große Zeit gemahnt, dem Urheber des Liedes vom „Füsilier Kutschke“, jener volkstümlichen Strophen mit dem Anfang: „Was kraucht dort in dem Busch herum? Ich glaub', es ist Napolium!“ Hoffmann, so lautet der eigentliche Name dieses Volkspoeten, wurde 1844 in Niesky in Schlesien geboren, wurde, wie es der Zufall mit sich brachte, Bäcker und trat in das



Phot. Adolfo Croce

Die Jacht „Hohenzollern“ im Hafen von Venedig

46. Infanterieregiment ein, in dem er 1866 bei Nachod, Skalitz, Schweinschädel, wo er verwundet wurde, Gradlitz und Königgrätz kämpfte. 1870 stand er im 1. Westpreußischen Grenadierregiment Nr. 6, und er war bei Landau vor Weißenburg auf Vorposten, als er jenes weltberühmt gewordene Lied dichtete, das in fast sämtliche lebende Sprachen und sogar ins Griechische*) übersetzt worden ist. Man hat ihm später von manchen Seiten die Urheberschaft abgestritten, aber es ist nachgewiesen worden, daß er der eigentliche Verfasser des ursprünglichen Kutschkeliedes ist. Bei Wörth erhielt Hoffmann zwei Schrammschüsse und bei Sedan wurde ihm durch Granatsplitter der Oberkiefer zerstört. Nach Beendigung des großen Krieges wurde er im Eisenbahndienst angestellt. Jetzt bekleidet Hoffmann den Posten eines Kirchenkassenrendanten in Breslau. Zahlreiche Auszeichnungen wurden ihm zuteil, so erst wieder in jüngster Zeit. Es wurde ihm amtlich das Recht verliehen, den Ehrennamen „Hoffmann-Kutschke“ zu führen. Hoffmann-Kutschke hat seinem berühmten Liede eine große Reihe vorwiegend patriotischer Lieder folgen lassen, die in Buchform erschienen sind.



Phot. H. von Kreyfelt, Breslau

Hoffmann-Kutschke,
der Dichter des Kutschkeliedes

Die Spielwerke am Münchner Rathaus

Am diesjährigen Geburtstage des Prinzregenten von Bayern, dem 12. März, wurde in München das große mechanische Spielwerk, das im Turm des neuen Rathauses angebracht ist, zum ersten Male probeweise in Betrieb gesetzt. Es umfaßt: das Glockenspiel, das Turnier, den Schäfflertanz, zwei Außenfiguren (Nachtwächter und Friedensengel), zwei Glockenschläger, den Hanswurst und den Hahn. Diese Spielwerke werden zum Teil bei Tag und zum Teil bei Nacht in Bewegung gesetzt. Die Reihenfolge der Spiele bei Tag ist ungefähr wie folgt gedacht: Nach dem Stundenschlag um 11 Uhr intoniert das Glockenspiel ein Lied, nach diesem repetieren die beiden Glockenschläger den Stundenschlag; hierauf folgt ein zweites Stück des Glockenspiels und zugleich der Beginn des Turniers, dann ein drittes Stück des Glockenspiels und Beginn des Schäfflertanzes, während desselben spielt auch der Hanswurst, und zum Schluß kräht der Hahn. Während der Nachtstunden repetieren die Glockenschläger den Stundenschlag; hierauf erscheint der Nachtwächter mit der brennenden Laterne in der Hand und gibt, während er sich um die linke Ecksäule bewegt, das bekannte Hornsignal, ebenso geht der Friedensengel um die rechte Ecksäule herum. Das Glockenspiel ist noch nicht fertig, die andern Mechanismen funktionierten vortrefflich und fanden bei der Münchner Bevölkerung ein nicht geringes Interesse. Der regelmäßige Betrieb des Spielwerks wird erst beginnen, wenn auch das Glockenspiel eingerichtet ist.

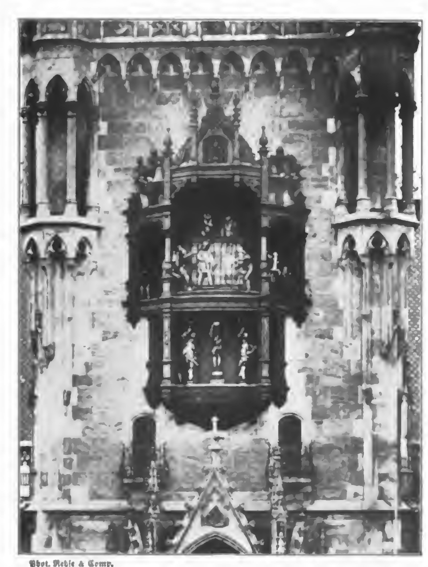
Johannes Fastenrath †

Hofrat Johannes Fastenrath, der Begründer der Kölner Blumenspiele, ist am 16. März in Köln gestorben. Er war am 3. Mai 1839 als Sohn eines Kaufmanns in Remscheid geboren. Nachdem er in Bonn, Heidelberg, München, Paris und Berlin studiert hatte, promovierte er 1860 zum Dr. jur. und war zwei Jahre am Landgericht in Köln als Auskultator tätig, dann nahm er seinen Abschied, um sich ausschließlich der Literatur zu widmen. Ein viermonatiger Aufenthalt in Spanien während des Jahres 1864 brachte den jungen Schriftsteller in nahe Berührung mit der spanischen Literatur, mit der er sich seitdem vorzugsweise beschäftigte. Durch zahlreiche Uebertragungen, literarische Abhandlungen u.s.w. machte er seine deutschen Landsleute mit den Schätzen der spanischen Literatur vertraut, ebenso aber vermittelte er den Spaniern die Kenntnis deutschen Wesens und deutscher Dichtung. Als Vorsitzender der Literarischen Gesellschaft in Köln stiftete er 1899 das poetische Turnier der Kölner Blumenspiele. Sie sind nach dem Vorbild der ursprünglich provenzalischen, später auch in Spanien eingeführten „Jeux floraux“



Phot. R. Dengler

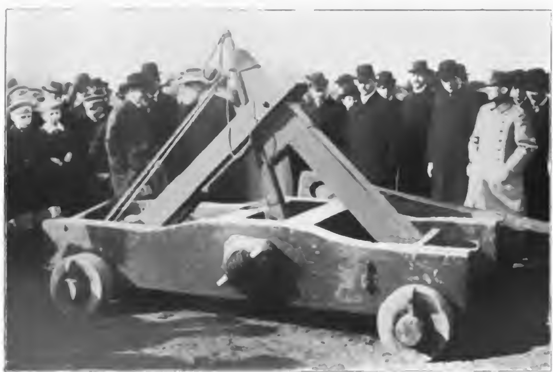
Johannes Fastenrath †



Phot. Rehse & Comp.

Das Spielwerk am Turm des neuen Münchner Rathauses

*) Τί κροαίχεται περὶ δρυμῶν? Ὡς μοὶ δοκεῖ Ναπολέων.



Phot. Eugen Jacobi, Metz

Rekonstruktion eines altrömischen Wurfgeschützes

gestaltet und haben in literarischen Kreisen vielfach großen Anklang gefunden.

Ein rekonstruiertes antikes Wurfgeschütz

Der sächsische Oberstleutnant Schramm, der sich seit Jahren mit der Rekonstruktion von antiken Wurfgeschützen befaßt, hat kürzlich auf Grund der von dem römischen Schriftsteller Ammianus Marcellinus gegebenen Beschreibung, allerdings in wesentlicher Verkleinerung, einen sogenannten Onager konstruiert und erprobte denselben am 18. März auf der Friedhofinsel bei Metz. Von den drei bei der Probe abgegebenen Schüssen, bei denen sechspfündige Eisenkugeln verwendet wurden, erreichte der weiteste 175 Meter. Die Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde hat den Onager ebenso wie die zwei früher von Oberstleutnant Schramm konstruierten Wurfgeschütze, ein „Euthytonon“ und ein „Palintonon“, dem Kaiser zum Geschenk gemacht, und alle drei Geschütze werden auf der Saalburg dauernd Aufstellung finden.

Eine neue Brücke über den Nil

Ein neues Zeugnis von der Regsamkeit der englischen Verwaltung in Aegypten legt die in jüngster Zeit vollendete Brücke über den Nil ab, die den südlichen Teil von Kairo mit der Insel Roda verbindet. Die neue Brücke ist 535 Meter lang; ihre Breite beträgt 20 Meter. Zwei englische Firmen waren mit dem Bau betraut, der insgesamt drei Jahre erforderte. Die Brücke hat vierzehn Bogen, darunter einen beweglichen Doppelbogen, der durch elektrische Kraft derart um seinen Pfeiler gedreht werden kann, daß zu beiden Seiten des letzteren eine je 24 Meter breite Durchfahrt für die Nilschiffe entsteht. Um die Festigkeit der neuen Brücke zu erproben, wurden, ehe sie dem Verkehr übergeben wurde, zwanzig Wagen der elektrischen Straßenbahn, zwanzig mit Sand gefüllte Wagen, zwanzig mit Wasser gefüllte Sprengwagen und acht Straßenwalzen auf ihr konzentriert. Mit diesem ungeheuern Gewicht wurde im Laufe eines Tages ein



Phot. Charles Trampus

Einweihung der neuen Nilbrücke bei Kairo

Bogen nach dem andern belastet; hierauf ließ man die sämtlichen Fahrzeuge gleichzeitig mit großer Geschwindigkeit über die Brücke fahren. Das Resultat dieser gewaltigen Belastungsprobe war vollkommen befriedigend, und es konnte daher in der ersten Hälfte des Dezember vorigen Jahres die Einweihung stattfinden, an welcher der Khedive teilnahm. Die Kosten der Brücke betragen vier Millionen Mark. Die Insel Roda spielt in der Geschichte Aegyptens seit uralter Zeit eine bedeutungsvolle Rolle. Auf ihr soll nach der Ueberlieferung die Tochter des Pharao den neugeborenen Moses in seiner Wiege aufgefunden haben. An der Südspitze der Insel steht der berühmte Nilmesser (Mikyâs), der im Jahre 847 aufgestellt worden ist; er wird beständig von einem besonderen Aufseher kontrolliert, der vom 1. Juli ab täglich in Kairo die von ihm festgestellte Wasserhöhe ausruft.

Bürgermeister Dr. Mönckeberg †

An den Folgen eines Schlaganfalls ist am 27. März der präsidierende Bürgermeister von Hamburg, Dr. Johann Georg Mönckeberg, im neunundsechzigsten Lebensjahre gestorben. Mit



Phot. G. Bieber

Der präsidierende Bürgermeister von Hamburg Dr. Mönckeberg †

ihm verliert der Bundesstaat Hamburg sein langjähriges Oberhaupt und einen hochangesehenen, vor allem auf finanzpolitischem Gebiet hervorragenden Staatsmann, das Reich einen kraftvollen Vertreter und Förderer des nationalen Gedankens. Mönckeberg war am 22. August 1839 in Hamburg als Sohn eines Pastors geboren. Er besuchte das Johanneum und das akademische Gymnasium in seiner Vaterstadt und studierte dann in Heidelberg und Göttingen. 1863 ließ er sich in Hamburg als Advokat nieder. Bald darauf wurde er Syndikus und Mitglied des Aufsichtsrates der Berlin-Hamburger Eisenbahngesellschaft. 1871 wurde er in die Bürgerschaft, 1876 in den Senat gewählt. Als Senator war er Präses der Oberschulbehörde, dann Polizeiherr und ab 1885 Präses der Finanzdeputation. 1889 wurde er zweiter Bürgermeister, 1890 wurde er zum ersten Bürgermeister gewählt. Bekannt sind Mönckebergs Beziehungen zum Fürsten Bismarck, zu dessen treuesten Verehrern er gehörte. Kaiser Wilhelm schätzte den verstorbenen Bürgermeister sehr hoch. Bei der Elbregatta des Jahres 1889 hielt Mönckeberg in Gegenwart des Kaisers eine bedeutsame Rede, die dem Kaiser zu seiner berühmten Flottenrede Anlaß gab. Der Kaiser bezeichnete damals Dr. Mönckeberg als den besten Redner in Deutschland.

Edmondo de Amicis †



Phot. Adolfo Croce

Der italienische Dichter Edmondo de Amicis †

Der am 11. März in Bordighera an einem Gehirnschlag gestorbene italienische Dichter Edmondo de Amicis war einer der berühmtesten Schriftsteller, die Italien in den letzten Dezennien gehabt hat, und nicht zuletzt in Deutschland bekannt und beliebt. Der warmherzige, gemütvolle Zug in seinen Schriften, die liebevolle Kleinmalerei seiner Schilderungen erwarben ihm bei uns große Sympathien, vor allem bei der Jugend, für die seine Werke eine vortreffliche Lektüre bilden. De Amicis, der 1846 in Oneglia geboren war, schlug, durch Garibaldis Heldentaten begeistert, anfangs die militärische Laufbahn ein, kämpfte als Unterleutnant 1866 bei Custoza und nahm 1870 an dem Einzug in Rom teil. Im Jahre 1872 verließ er den Militärdienst, nachdem er bereits einige Jahre eine Militärzeitung redigiert hatte und durch seine „Bozzetti della vita militare“ ein vielbeachteter Schriftsteller geworden war. Zunächst lebte er viel auf Reisen und veröffentlichte zahlreiche Reiseschilderungen aus London, Spanien, Marokko, Holland, Paris und so weiter, die großen Erfolg hatten. Den Höhepunkt seines Schaffens auf diesem Gebiete erreichte er in dem Buch „Auf dem Ozean“ (1889), worin er das Elend einer Auswandererfahrt mit ergreifender Anschaulichkeit schildert. Dann folgten der „Roman eines Lehrers“, „Die Freunde“ und andre Romane. Von seinen Jugendschriften hat den größten Erfolg sein tiefempfundenes, liebenswürdiges Buch „Cuore“ („Herz“) gehabt, das über dreihundert Auflagen erlebt hat und in fast alle Kultursprachen übersetzt worden ist.



Der englische Premierminister Campbell-Bannerman, trat vom Amte zurück

Zum Rücktritt Campbell-Bannermans

Der einundsiebzigjährige englische Premierminister, Sir Henry Campbell-Bannerman, hat sich durch die schwere Erschütterung seiner Gesundheit, von der schon seit längerer Zeit berichtet wurde, genötigt gesehen, von seinem Amte zurückzutreten. Seit 1868, also ganze vierzig Jahre, hat der bisherige Ministerpräsident, der im Jahre 1836 zu Kelvinside in Schottland als Abkömmling einer kleinbürgerlichen Familie geboren ist, ununterbrochen als Vertreter des Stirlingbezirks dem Unterhaus angehört und in dieser Zeit die verschiedensten Stellungen in den jeweiligen liberalen Regierungen bekleidet. Zweimal, 1871 bis 1874 und 1880 bis 1882, war er Finanzsekretär des Kriegsamts, dann 1882 bis 1884 Unterstaatssekretär der Admiralität, 1884 bis 1885 Staatssekretär für Irland und zweimal, 1886 und 1892 bis 1895, Kriegsminister. Seit 1899 fungierte er als offizieller Führer der Liberalen, die er durch sein konziliantes, vermittelndes Wesen zusammenzuhalten wußte. Das Kabinett Salisbury bekämpfte er während des Burenkrieges aufs schärfste, ebenso Chamberlains protektionistische Handelspolitik, und nach dem Sturze Balfours, im Dezember 1905, beauftragte der König Sir Henry Campbell-Bannerman mit der Bildung des neuen Kabinetts. Die darauffolgenden Wahlen brachten den Liberalen eine überwältigende Majorität im Unterhause, die noch auf längere Zeit gesichert erscheint.

Der „Ballwerfer“ in Dresden

Seit kurzem ziert den städtischen Sportplatz an der Lennéstraße in Dresden eine prächtige plastische Schöpfung, die von Richard Daniel Fabricius in Dresden modellierte Figur eines Ballwerfers. Die kraftvolle, in ungesuchter, lebendiger Pose wiedergegebene Jünglingsgestalt, in welcher der Künstler ebenso einfach wie wirkungsvoll den Sport verkörpert hat, erinnert in ihrem herrlichen Gliederbau und ihrer plastischen Geschlossenheit an die besten Vorbilder der Antike und der Renaissance, ohne doch ein selbständiges, echt modernes Empfinden zu verleugnen. Sie darf als eine der erfreulichsten



Phot. Jahn

Die Statue „Der Ballwerfer“ von Bildhauer Fabricius auf dem städtischen Sportplatz in Dresden

Leistungen der neuesten Bildhauerkunst bezeichnet werden. Die 4,5 Meter hohe Figur, von der Kunstwerkstatt Pirner & Franz in Dresden in Kupfer getrieben, steht auf einem 3 Meter hohen, in den einfachsten Formen gehaltenen Sockel aus Muschelkalk, dessen Entwurf von dem Dresdner Architekten Friedrich Schleinitz herrührt. Der Sockel ruht wieder auf einem ebenso einfachen Sandsteinunterbau. Der Schöpfer der Figur, Richard Fabricius, ist 1863 in Berlin geboren und erhielt seine erste künstlerische Ausbildung in der dortigen Kunstakademie. Später wurde er Schüler von Robert Diez in Dresden. Nach einem mehrjährigen Studienaufenthalt in Italien ließ er sich vor etwa zehn Jahren in Dresden nieder. Sein bevorzugtes Schaffensgebiet ist die Kleinplastik; seine letzten größeren Werke sind außer dem „Ballwerfer“ eine Paulusstatue für Moritzburg und ein Grabdenkmal für den Französischen Friedhof in Berlin.



Phot. Grantham Bain

Wallstreet in New York: das größte Geldzentrum der Welt

Wallstreet in New York

Die südliche Spitze der schmalen Halbinsel zwischen dem Hudson River und dem East River, auf der sich die Welt- und Millionenstadt New York zusammendrängt, ist der Kulminationspunkt ihres geschäftlichen Lebens. Dort zweigt vom Broadway, der großartigsten Geschäftsstraße der Welt, östlich die Wallstreet ab. In dieser verhältnismäßig engen, wenig mehr als ½ Kilometer langen Straße, die der Sitz der Börse, das Nervenzentrum des ganzen amerikanischen Geschäfts ist, werden täglich finanzielle Riesenschlachten geschlagen, werden täglich viele hundert Millionen gewonnen und verloren. Sie ist ganz mit Wolkenkratzern der großen Finanzhäuser und Banken eingefaßt, darunter das 82 Meter hohe Manhattan Trust Building, gegenüber die Subtreasury, das Unterschatzamt der Vereinigten Staaten mit dem Standbild Washingtons, der hier als Präsident den Verfassungseid in der damaligen Federal Hall ablegte. Daneben befindet sich die Assay Office, die Prüfungsanstalt für das Münzmetall, gegenüber im Drexel Building, einem palastartigen Marmorbau, das Bankhaus von J. Pierpont Morgan & Co.



Phot. Hans Kinder, Bozen

Besuch des Königs von Sachsen bei der Prinzessin Anna Pia Monika in Gries bei Bozen

Der König von Sachsen in Gries

König Friedrich August von Sachsen hat kürzlich in Gries bei Bozen seine Tochter, die Prinzessin Anna Pia Monika, besucht, ehe sie zu dauerndem Aufenthalt nach Dresden übersiedelt, um in der königlichen Familie mit ihren Geschwistern zusammen erzogen zu werden. Der Monarch traf am 24. März unter dem Namen eines Grafen Hülsenburg in Bozen ein, beurlaubte dort sein Gefolge und ging allein nach Gries in die Villa Habsburg, wo ihn die kleine Prinzessin auf der Treppe erwartete. Dann begab sich der König mit seiner Tochter auf die Erzherzog-Heinrich-Promenade; er führte die Prinzessin an der Hand und bewegte sich mit ihr während des Kurkonzerts inmitten des Publikums. Am nächsten Mittag fuhr der König mit der Prinzessin zum Bahnhof, um nach Genua weiterzureisen. Der Abschied, der vor einem sehr zahlreichen Publikum stattfand, gestaltete sich überaus herzlich. Zwei Wochen später traf der Monarch in Leipzig mit Prinzessin Anna zusammen, um sie persönlich in Land und Familie einzuführen.



Phot. Gebr. Haeckel

Staatssekretär von Bethmann-Hollweg, der Verfasser des „Sprachenparagraphen“, auf einem Spazierritt

Zur Annahme des Vereinsgesetzes im Reichstage

Mit ansehnlicher Mehrheit ist im Reichstag das vielumstrittene Vereinsgesetz angenommen worden — ein sichtbarer, unanzweifelbarer Beweis für die fortdauernde Festigkeit des scheinbar nicht mehr lebensfähigen „Blocks“. Besonders hitzig wurde um den § 7 des Gesetzes, den sogenannten „Sprachenparagraphen, gekämpft, der in seiner modifizierten Fassung den Gebrauch einer nichtdeutschen Sprache in öffentlichen Versammlungen, außer zur Wahlzeit und in Kreisen mit mehr als sechzig Prozent nichtdeutscher Bevölkerung, untersagt. Neun Stunden lang tobte die Redeschlacht um diesen Paragraphen, und es kam zu Lärmszenen, wie sie sich im Deutschen Reichstag noch nie abgespielt haben. Dank der Geschicklichkeit, mit der Staatssekretär von Bethmann-Hollweg, der geistige Urheber der Vorlage, und die württembergischen Abgeordneten Professor Hieber und von Payer für den Sprachenparagraphen eintraten, wurde auch dieser Hauptbestandteil des Gesetzes schließlich mit überraschender Mehrheit angenommen.

Der neue amerikanische Botschafter in Berlin

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat trotz der bedauerlichen Erörterungen, die sich eine Zeitlang an den Personalwechsel auf dem amerikanischen Botschafterposten in Berlin geknüpft haben, an der Ernennung David Jayne Hills — des bisherigen Gesandten im Haag — festgehalten, und der neue Botschafter wird sein Amt am 1. Juni antreten. Dr. Hill, der 1850 geboren ist, war von 1898 bis 1903 stellvertretender Sekretär im Staatsdepartement. Dann ging er als Gesandter nach Bern und von dort nach dem Haag. Der französische Schriftsteller Edouard Rod, der in Washington Dr. Hill besuchte, schreibt über ihn: „Dr. Hills gastliches Haus in Washington ist elegant, aber ohne Luxus bequem ohne Uebertreibung. Es machte großen Eindruck auf mich, weil alles vornehme Einfachheit und guten Geschmack zeigte. Man spürt nichts von der obligatorischen Milliarde Amerikas, aber man spürt Intelligenz, Arbeit, Güte, Festigkeit und die Tugend, die man bei den besten Amerikanern findet: Solidität. Mit seiner etwas langsamen Sprache, mit der würdevollen Ruhe seiner Bewegungen, mit der stets sorgsam überwachten Präzision des Ausdrucks, auch im Familienverkehr, macht Mr. Hill den Eindruck vollkommenen Gleichgewichts. Man sagt, daß in den Vereinigten Staaten das fieberhaft bewegte Leben die Menschen neurasthenisch mache. Dr. Hill kennt weder Fieber noch Nervenschwäche. Er geht ruhig, ohne Hast und nach guter Ueberlegung dem sicher erkannten Ziele entgegen.“



Phot. J. H. Wolf, Rotterdam

Der neue amer. Botschafter in Berlin David J. Hill

Dr. Hans Loewenfeld

Der bisherige Oberregisseur der Stuttgarter Oper, Dr. Hans Loewenfeld, wird mit Ablauf der gegenwärtigen Spielzeit die württembergische Residenzstadt verlassen, um einem an ihn ergangenen Rufe nach Leipzig als Leiter der Oper am dortigen Stadttheater unter der Direktion K. Volkner Folge zu leisten. Dr. Loewenfeld ist 1874 in Berlin geboren, studierte Musikwissenschaft und deutsche Literatur und promovierte in seiner Vaterstadt mit einer Arbeit über die Orgelmusik im sechzehnten Jahrhundert. Er schrieb viele Aufsätze über Musik und Theater und komponierte eine in Berlin oft aufgeführte Operette, Ballette, Lieder und so weiter, auch übersetzte er neu „Die weiße Frau von Avenel“ und „Der schwarze Domino“. Seine erste Anstellung fand er 1898 als Kapellmeister in Hamburg und wurde dann auf Anraten Bittongs Regisseur. Als solcher ging er nach Magdeburg.



Phot. R. Vollmar, Stuttgart

Dr. Hans Loewenfeld, der neue Leiter der Leipziger Oper

von dort nach Stuttgart. Im vorigen Jahre inszenierte er Richard Strauß' „Salome“ in Paris.

Thomas A. Edison

Ueber das Befinden Thomas A. Edisons sind in den letzten Wochen mehrfach ungünstige Nachrichten in die Oeffentlichkeit gelangt, und es schien eine Zeitlang, als ob das Leben des berühmten Erfinders ernstlich bedroht sei. Ein schweres Ohrenleiden machte Ende Februar eine Operation an dem Patienten notwendig, die bald darauf wiederholt werden mußte. Die Angehörigen des Kranken waren bereits aufs Schlimmste gefaßt, sein Befinden besserte sich jedoch nach der zweiten Operation in erfreulicher Weise, und etwa eine Woche später konnte jede Lebensgefahr als beseitigt gelten. Ueber die Ursache der Erkrankung, die von den Aerzten auf einen Influenzaanfall zurückgeführt wird, hat Edison die Ansicht geäußert, daß sie auf seine häufigen Experimente mit violetten Lichtstrahlen zurückzuführen sei. Unter deren Einwirkung habe er schwere Schädigungen an Gehör und Gesicht erlitten, durch sie seien auch schmerzhafte Geschwülste in Brust und Magen bei ihm entstanden, denen gegenüber die ärztliche Kunst, der Diagnostik sowohl wie der Therapie, versagte. Von seinen Assistenten verlor einer infolge ähnlicher Experimente einen Arm, ein andrer zwei Finger. Edison, der am 10. Februar in sein zweiundsechzigstes Lebensjahr eingetreten ist, hat sich bis in die jüngste Zeit hinein unermüdlich mit neuen technischen Projekten und Erfindungen beschäftigt. Eine seiner letzten Erfindungen, die eine bedeutende Zukunft haben dürfte, ist eine Neuerung im Häuserbau. Er will mit Hilfe von eisernen Gußformen Häuser ganz aus Zement herstellen, die bedeutend billiger sein würden als die aus Backstein erbauten, und glaubt es dahin bringen zu können, daß ein solches Haus in voller Größe in zwölf Stunden gegossen und nach etwa zwei Wochen bezogen werden kann.



Phot. G. G. Bain

Thomas A. Edison in seinem Laboratorium

Eduard Zeller †

Ein langes, reiches, der idealsten aller Wissenschaften gewidmetes Leben hat mit dem am 19. März erfolgten Tode Eduard Zellers, des ältesten und berühmtesten deutschen Philosophen der Gegenwart, sein Ende gefunden. In schlichter, ehrfurchtgebietender Größe ragte die Gestalt des greisen Gelehrten, der vor zwei Jahren sein siebzigjähriges Doktorjubiläum feiern



Der Philosoph Eduard Zeller, † am 19. März

konnte, aus der fernen, beschaulicheren Zeit seiner wissenschaftlichen Anfänge, in der noch ein Hegel lebte und wirkte, in unser hastendes Zeitalter herein. Zeller war am 22. Januar 1814 in Kleinbottwar als Sohn eines Rentamtmannes geboren. Als Siebzehnjähriger kam er, für die theologische Laufbahn bestimmt, in das Maulbronner Seminar, dann bezog er die Tübinger Hochschule. Zunächst stand er unter dem Banne Hegels und fühlte sich mächtig angezogen von seinem Tübinger Lehrer und nachmaligen Schwiegervater Ferdinand Christian Baur, dem geistvollen Begründer einer an Hegel anknüpfenden literarisch-kritischen Theologiemethode. 1836 erwarb er den Dr. phil. und 1840 habilitierte er sich in Tübingen als Privatdozent für Theologie. 1842 begründete er in Verbindung mit mehreren andern Gelehrten die Theologischen Jahrbücher, die bis zu ihrem Erlöschen (1857) der neuen kritischen (sogenannten Tübinger) Theologenschule als wissenschaftliches Organ dienten. 1847 ging Zeller als Professor der Theologie nach Bern, 1849 nach Marburg. Doch wurde er hier auf Veranlassung seiner Gegner gleich beim Eintritt in die philosophische Fakultät versetzt. 1862 folgte er einem Rufe als Professor der Philosophie nach Heidelberg, 1872 einem solchen an die Universität Berlin. 1894 trat er von seiner Lehrtätigkeit zurück und nahm seinen Wohnsitz in Stuttgart. Im Verlaufe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit hatte Zeller sich allmählich von Hegels dialektischer Konstruktionsmethode frei gemacht und war für die Rückkehr zu Kant eingetreten. Zellers Hauptwerk ist „Die Philosophie der Griechen in ihrer historischen Entwicklung“; in dieser monumentalen Arbeit verbindet sich mit dem großen Blick über das Ganze des gewaltigen, bedeutungsvollen Stoffes die sorgfältigste, das Quellenmaterial im weitesten Umfange beherrschende Detailforschung. Von seinen andern Schriften sind noch zu nennen: „Platonische Studien“ (1839), „Geschichte der christlichen Kirche“ (1847), „Das theologische System Zwinglis“ (1853), „Die Apostelgeschichte“ (1854), „Platos Gastmahl“ (1857), „Vorträge und Abhandlungen“ (1865 bis 1884), „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz“ (1873), „Staat und Kirche“ (1873), „David Friedrich Strauß“ (1874), „Friedrich der Große als Philosoph“ (1886).



Phot. Jaeger & Goergen, München

Papa Geis, der bekannte Münchner Humorist. † 3. März

Papa Geis †

Papa Geis, der bekannte Münchner Humorist, ist im Alter von 67 Jahren gestorben. Er war eines jener Originale, wie sie nur auf Münchner Boden entstehen können und nur dort Lebensfähigkeit zu behalten vermögen. Dreißig Jahre lang war der Begriff „Papa Geis" mit dem Begriff „Münchner Humor" enge verknüpft. Unzählige Couplets, Soloszenen und Singspiele hat Geis geschaffen und für München bearbeitet. Er hatte nichts vom Berufskomiker an sich, er war einfach der Idealtypus des guten Münchners vom alten Schlag: kritisch, tolerant und witzig. Geis war ein geborener — Athener; er kam in Griechenland als Sohn eines im Dienst des Königs Otto stehenden Bereiters und späteren Hofoffizianten am 27. Dezember 1840 zur Welt, kam aber schon als siebenjähriger Knabe mit seinen Eltern nach München, wo er aufwuchs. Er war anfänglich für den geistlichen Stand bestimmt, verließ diese Laufbahn aber bald und wurde Volkssänger. Dreißig Jahre lang, von 1868 bis 1898, war er der Leiter und der Stern der Singspielgesellschaft, die im Restaurant Oberpollinger in München ihr Heim hatte. Später trat er nur noch zeitweilig auf, zuletzt im Jahre 1904. Ein Herzleiden trübte seinen Lebensabend und setzte am 3. März dieses Jahres seinem Leben ein Ziel. Sein Humor blieb ihm bis zum letzten Augenblick treu. Mit welcher seelischen Ruhe er seinem Ende entgegensah, beweist die Thatsache, daß er in den letzten Tagen selbst seine Todesanzeige aufsetzte. Bei allen, denen er je mit seinem goldenen Humor frohe Stunden bereitet hat, wird er unvergessen bleiben.



Phot. Internat. Illustr.-Zentrale, Berlin

Prinz Wilhelm, der älteste Sohn des Kronprinzen, auf einer Spazierfahrt

Prinz Wilhelm von Preussen

Von dem kleinen Prinzen Wilhelm von Preußen, dem ältesten Sohn des Kronprinzenpaares, ist naturgemäß noch nicht viel zu berichten, was für die Oeffentlichkeit von gleichem Interesse wäre wie für seine Eltern, die natürlich über die Entwicklung und das Gedeihen des künftigen Thronerben mit aller Sorgfalt wachen. Allem Anschein nach ist der junge Prinz nicht nur ein außerordentlich gesundes und kräftiges, sondern auch ein sehr ruhiges, aber dabei heiter veranlagtes Kind, und die treuherzigen Augen, mit denen der Kleine in die Welt blickt, würden ihm überall Sympathie gewinnen, auch wenn er kein Hohenzollernprinz wäre.



Phot. Abeniacar

Björnson bei der Eröffnung der Kunstausstellung in Rom

Björnson in Rom

Die Sehnsucht nach dem sonnigen Süden, die im Leben und Schaffen so vieler Dichter germanischen Stammes eine bedeutungsvolle Rolle gespielt hat, ist auch in Björnstjerne Björnson, dem typischsten Vertreter norwegischer Wesensart, von jeher lebendig und von Einfluß auf seine dichterische Tätigkeit gewesen. Schon zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts rettete sich der damals noch nicht dreißigjährige Dichter aus den heftigen publizistischen Kämpfen, in die ihn sein leidenschaftliches Temperament verstrickt hatte, durch eine dreijährige Reise ins Ausland, die ihn längere Zeit nach Italien, vor allem nach Rom führte. Zu der geistigen Ausbeute, die er von dieser Reise mit nach Hause brachte, sind unter anderm die Trilogie „Sigurd Slembe" und das feine Lustspiel „Die Neuvermählten" zu rechnen. Zehn Jahre später trieb es ihn abermals hinaus in die Weite, und abermals brachte er längere Zeit in der Ewigen Stadt zu. Unter der römischen Sonne reifte damals ein Werk, das eines seiner erfolgreichsten und bekanntesten werden sollte, das vielaufgeführte „Falliffement". Seitdem hat Björnson in größeren und kleineren Zwischenräumen immer wieder mit Vorliebe Italien bereist. So war er auch kürzlich wieder in Begleitung seiner Gattin in Rom und nahm unter anderm an der Eröffnung der dortigen Kunstausstellung teil.



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Die preußischen Minister v. Rheinbaben (1) und v. Moltke (2) bei Eröffnung des Ledigenheims in Charlottenburg

Die Einweihung des Ledigenheims in Charlottenburg

Im Ledigenheim zu Charlottenburg, das am 1. April dem Betriebe übergeben worden ist, wurde am 29. März in Gegenwart des Finanzministers von Rheinbaben, des Ministers des Innern von Moltke und des Polizeipräsidenten von Stubenrauch eine einfache Eröffnungsfeier abgehalten. Der Vorsitzende der Volkshotel-Aktien-Gesellschaft Ledigenheim, Geheimer Kommerzienrat Koppel, begrüßte die Erschienenen und setzte Zweck und Ziel des neuen Hauses auseinander. Es soll ledigen Arbeitern, denen bisher die sogenannte „Schlafstelle“ Unterkunft für die Nacht bot, auch am Tage einen freundlichen Aufenthalt gewähren. In Groß-Berlin sind etwa 60 000 Arbeiter ohne eignes Heim. Um dem Schlafstellenunwesen zu steuern, hat die Stadt Charlottenburg in Gemeinschaft mit der genannten Aktiengesellschaft das Ledigenheim erbaut, das 286 Zimmer für eine, 16 für zwei und acht für drei Personen enthält. Diese werden zum Preise von sieben bis zwölf Mark pro Monat einschließlich Beleuchtung und Beheizung an unbescholtene männliche Personen vermietet; für das Frühstück wird eine Vergütung von drei Mark pro Monat erhoben. In vier Obergeschossen liegen die 310 Zimmer, ein geräumiger Besuchsraum, eine große Restauration und eine Volksbadeanstalt. Im Dachgeschoß ist eine Dampfwaschanstalt und auf dem Dach selbst ein Dachgarten eingerichtet. An den Festakt schloß sich ein Rundgang, bei dem die praktische Anlage des Hauses, die große Sauberkeit und der trotz aller Einfachheit gewahrte freundliche Charakter sämtlicher Wohnräume rückhaltlose Anerkennung fanden. Die Minister stiegen bis auf das Dach des Hauses und wieder hinunter bis in die Restaurationsräume zu ebener Erde.

General de Giorgis †



General de Giorgis, Chef der makedonischen Reformgendarmerie

Der italienische General de Giorgis, der Oberbefehlshaber der Gendarmerie in Makedonien, ist am 13. März in Rom plötzlich gestorben. De Giorgis, der 1844 geboren war, nahm als Infanterieoffizier am Kriege von 1866 teil, kommandierte als Oberst das 46. Infanterieregiment, wurde hierauf Chef des Generalstabs des IV. Armeekorps und erhielt dann das Kommando über die Brigade in Casale. Im Jahre 1903 wurde er zum Divisionskommandeur in Cagliari ernannt; einige Monate später wurde er an die Spitze der makedonischen „Reformgendarmerie“ berufen. Er erwies sich in seiner Tätigkeit als ein Mann von festem Charakter, der nicht geneigt war, jeden Versuch der Mächte zu unterstützen, wenn sie unberechtigte Ansprüche durchsetzen wollten. Zum Nachfolger des Generals ist wieder ein Italiener, der Generalmajor Graf Robilant, ausersehen.



Phot. Felix Wolff

Die neue Virglbahn bei Bozen

Die Virglbahn bei Bozen

Wenige Monate, nachdem die Zahnradbahn von Bozen auf den Ritten, über die wir seinerzeit ausführlich berichtet haben, dem Verkehr übergeben worden, ist abermals ein herrlicher Aussichtspunkt in der Nähe der vielbesuchten Stadt, der im Süden gelegene Virgl, durch eine Drahtseilbahn den Naturfreunden bequem zugänglich gemacht worden. Die neue Virglbahn, deren Erbauer der Zürcher Ingenieur Emil Strub ist, darf als die kühnste und steilste Bergbahn Europas bezeichnet werden; sie überwindet bei einer Länge von nur 288 Metern eine Höhe von 191 Metern, so daß die Steigung zwischen 66 und 70 Prozent variiert. Der Weg der Bahn geht unter anderm über einen Viadukt von 80 Metern Länge und 30 Metern Höhe. Die Virglbahn ist die dritte Bergbahn, die aus dem Bozener Talkessel auf die umliegenden Höhen führt; die älteste ist die im Jahre 1903 eröffnete Drahtseilbahn auf die Mendel.



Für folgende Bezirke ist die Generalvertretung noch zu vergeben:
Detmold, Paderborn, Wesel, Krefeld, Aachen, Marburg, Kassel, Fulda, Meiningen, Offenbach a. M., Hanau.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Welche große Sorgfalt heute auf künstlerische Ausstattung der Reklamen verwandt wird, zeigen in ganz besonderem Maße die Sirolin-Annoncen, welche seit längerer Zeit regelmäßig in unserm Blatte erscheinen. Die anmutigen Kindersujets, bei denen in stets wechselnden, reizvollen Gruppierungen in diskreter Form die Beliebtheit des Nähr- und Kräftigungsmittels Sirolin gezeigt wird, haben gewiß längst die besondere Aufmerksamkeit unsrer Leserinnen und Leser erweckt. Es wird daher allgemein interessieren, daß die Fabrikanten des Präparats, die Firma Hoffmann La Roche & Co., Basel, von allen diesen Bilderreklamen Ansichtspostkarten auf Bromsilberpapier haben herstellen lassen, die, vorzüglich ausgeführt, eine hübsche Ergänzung jeder Postkartensammlung bilden.

Die kaum zwei Jahrzehnte alte Fahrradindustrie und die damit verbundene junge Automobilindustrie haben in ihren Reihen viele Männer, die durch ihren weiten Blick und ihre Tatkraft der deutschen Industrie auch auf diesem Sondergebiete den ihr gebührenden Platz neben dem der andern Länder errungen haben. Einem solchen Pionier, der aus kleinsten Anfängen das ihm anvertraute Unternehmen zu einer Weltfirma gemacht hat, Herrn Direktor G. Banzhaf von den Neckarsulmer Fahrradwerken A.-G., ist kürzlich durch Verleihung des Titels eines Königlich Württembergischen Kommerzienrats eine besondere Ehrung erwiesen worden. Seit dem Jahre 1884 steht Herr Kommerzienrat Banzhaf an der Spitze der Leitung der Neckarsulmer Fahrradwerke. Das Werk hat sich unter seiner Leitung einen ehrenvollen Namen weit über die Grenzen des Vaterlandes errungen, und dort, wo einst ein Häuflein Arbeiter beschäftigt war, ist heute eine große Fabrik mit zirka 1000 Arbeitern und 76 Beamten.

Rätsel-Ecke

Logogriph

Prinzessin Hildegard ist Braut
Und wird in kurzem angetraut
Dem Fürsten, den sie ihrer Hand
Vor allen andern würdig fand.
Die Damen in der Residenz,
Ob Bürgerfrau, ob Exzellenz,
Sie reden, wie sich denken läßt,
Nur noch vom nahen Hochzeitsfest,
Und drängen sich in großer Zahl
Tagtäglich in des Schlosses Saal.
In dem das Wort wird ausgestellt
Zur Augenlust für alle Welt.

„Was ging nur," spricht ein Ehemann
Zu seiner Frau, „das Wort dich an?
Was trieb dich, mit dem großen Haufen
In einem fort dorthin zu laufen?
Gescheiter wär's von dir gewesen,
Dies hochberühmte Buch zu lesen,
Vom Worte ohne Kopf verfaßt,
Dem großen Mann, von dem du hast
Ja in der Schule schon vernommen,
Daß zu der Menschheit Nutz und Frommen
Er die Natur als Paradies
Und Quelle alles Guten pries."
Eta.

Scherzrätsel

„Noch bin ich's!" ruft das Mägdelein,
„Komm, Komparativ! Stell bald dich ein."
Dr. K. K. v. Fr.

Homonym

Er flieht schmählich die Gefahr;
Sie beut sich als Labung dar.
F. Frh. v. H. sen.

Logogriph

Vorn hart ist's nahe dir verwandt,
Vorn weich: ein Dichter weltbekannt.
Dr. K. K. v. Fr.

Silbenrätsel

Eins Zwei sind nirgends gern gehört,
Bei drei durch einen Fluß man fährt;
Wenn man die drei verbunden hat,
Gibt es in Kärnten eine Stadt.

Dr. K. K. v. Fr.

Wechselrätsel

Die Zahlen sind so durch Silben zu ersetzen, daß bezeichnet: die Verbindung 1 2 Stadt in Südamerika; 1 3 norditalienische Insel; 1 4 italienische Münze; 2 1 deutschen Tiermaler; 2 4 südamerikanisches Nagetier; 3 4 weiblichen Vornamen; 4 2 Ort in Palästina.

Eta.

Homonym

Du hängst ihm an, der Kirche frommer Sohn;
Du hängst ihn an als schlachtverdienten Lohn.

F. Frhr. v. H. sen.

Anagramm

Ich weiß ein Dorf in Südtirol,
Und du auch, Leser, kennst es wohl,
Bei dem schon seit uralter Zeit
Ein ganz famoser Wein gedeiht.
Kehrst du die Zeichen eins bis vier
Des Wortes um, so steht vor dir
Ein Männername, den bekannt
Ein Heil'ger macht im Frankenland.

Eta.

Logogriph

Dem Haustier setz ein Zeichen an,
Beim Hausbau braucht man es sodann.

Dr. K. K. v. F.

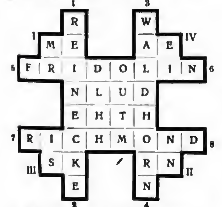
Doppelkreuz

Die Zahlen sind so durch Silben zu ersetzen, daß die entstandenen Wörter bezeichnen: 1 2 Blume, 1 4 Fischprodukt, 1 3 5 Held eines berühmten Romans, 2 4 heilige Handlung, 3 2 Pflanze, 3 4 Stadt am Rhein, 5 6 Fixstern, 6 1 römischen Kaiser.

Gg. L.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 9

Des Rätsels: Villach — Aussee.
Des Formrätsels:



Des Logogriphs: Frauchen, rauchen.
Des Homonyms: Reif.
Des Wechselrätsels: Gallenstein, Wallenstein.
Des Homonyms: Dichtung.
Des Logogriphs: Mauer, Mur.
Des Silbenrätsels: Haus—halt.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. VII

Turnierpartie, gespielt zu Berlin am 21. Oktober 1907.

Französische Partie

Weiß: E. Schallopp, Berlin. — Schwarz: Th. v. Scheve, Berlin.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	**e2—e4**	**e7—e6**	19.	Dd1×f3	Sf8—d7
2.	d2—d4	d7—d5	20.	Sf6×d7	Le8×d7
3.	Sb1—c3	Lf8—b4 [1])	21.	Df3—f4	Kd8—e8
4.	Lf1—d3	Sg8—f6	22.	Sd2—b3	Lb6—d8
5.	Lc1—g5	h7—h6	23.	Sb3—c5	Ld8—g5
6.	Lg5×f6	Dd8×f6	24.	Df4—f3	Th8—g8
7.	a2—a3	Lb4—a5	25.	c3—c4	b7—b6 [5])
8.	b2—b4	La5—b6	26.	c4×d5!	e6×d5 [6])
9.	Sg1—f3	c7—c6 [2])	27.	Ld3—a6†	Ke8—d8
10.	e4—e5	Df6—e7	28.	Sc5—b7†	Kd8—e7
11.	0—0	Sb8—d7	29.	Sb7—d6 [7])	Df7—g6
12.	Sc3—e2	f7—f5	30	Ta1—a2	Ta8—d8
13.	Se2—f4 [3])	Sd7—f8	31.	Kg1—h1	Ke7—f8
14.	c2—c3	g7—g5	32.	g2—g4	Kf8—g7
15.	Sf4—h5	De7—f7	33.	g4×f5	e6×f5
16.	Sf3—d2	g5—g4	34.	Ta2—g2 [8])	Kg7—h8
17.	Sh5—f6†	Ke8—d8	35.	h2—h4	Dg6—h7
18.	f2—f3	g4×f3 [4])	36.	h4×g5	Tg8×g5
			37.	Tf1—g1	Aufgegeben.

[1]) Ueblicher ist Sg8—f6, worauf Weiß mit 4. Lc1—g5 und, wenn Schwarz dann den neuerdings sehr beliebten Zug Lf8—b4 tut, mit 5. Lf1—d3 fortfahren kann.

[2]) Natürlich nicht Lb6×d4 10. Sf3×d4 Df6×d4 wegen Damenverlustes durch 11. Ld3—b5†.

[3]) Auch bei 13. e5×f6 De7×f6 bietet das schwarze Spiel Angriffspunkte; doch ist der Textzug besser.

[4]) Etwas besser scheint h6—h5, es kann jedoch folgen: 19. f3×g4 h5×g4 20. Sf6×g4 Df7—h5! 21. Sg4—e3 Dh5×h2† 22. Kg1—f2, und Weiß wird in den Besitz der h-Linie gelangen. Das schwarze Spiel krankt an der mangelhaften Entwicklung des Damenflügels.

[5]) Das Zurückdrängen des Springers gelingt nicht.

[6]) Bei b6×c5 26. d5×e6 Ld7—e8 27. e6—e7 kommt Weiß in Vorteil: z. B. Ke8×e7 28. Df3×a8 Le8—c6 29. Da8×a7† Lc6—b7 30. d4—d5! e6×d5 31. Tf1×f5 Df7—g6 32. Da7×c5† Ke7—d8 33. Ta1—a2 und so weiter.

[7]) Der Springer nimmt nun eine entscheidende Stellung ein, und Schwarz kann das Spiel nicht mehr halten.

[8]) Damit gewinnt Weiß eine Figur.

Aufgabe VII

Von Isidor Gross in Karlovac. (Neu.)

Schwarz (3 Steine)



Weiß (8 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe VI

W. 1. Db1—f1
S. 1. Ke4—d5
W. 2. Df1—c4†
S. 2. Kd5×c4, —d6
W. 3. Sg4—e3, d7—d8 D(T) matt.

A.

S. 1. Ke4—f5
W. 2. Df1—d3†
S. 2. Kf5×e6, g4
W. 3. d7—d8S, Dd3—h3 matt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.





Der Leierkastenmann von Zandvoort

Nach einem Gemälde von Fritz von Uhde

Aus dem soeben erschienenen Uhde-Werk der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart (Klassiker der Kunst Band XII)

Nichts über mich!

Roman

Von

Ida Boy-Ed

„Mir geht nichts über mich!"
Max Stirner

I

Dieser Mann interessierte ihn auf eine ganz unerklärliche Weise. Seit Beginn der Reise saßen sie an einem Tisch zusammen. Sich gerade gegenüber hatte Doktor Hartwig Mallinger zwar einen leeren Sessel. Die Person, für die er bestimmt war, mochte seekrank sein. Vielleicht war er der Platz für die Frau des Mannes, der nächst dem freibleibenden Stuhl saß.

Hartwig hatte vom Obersteward seinen Platz an einem der kleinen, für zehn Personen ausreichenden Seitentische bekommen, die im großen Speisesaal unter den Fenstern hüben und drüben in den Raum hineinstanden, dessen Mitte die beiden großen Längstafeln einnahmen.

Bei der ersten Mahlzeit an Bord sah er flüchtig über seine Tischgenossen hin. Ihre Reihe war lückenhaft. Die See brauste unter einem blauen, lachenden Sommerhimmel, mehr im Uebermut als im Groll. Sie warf sich aber mit solcher Wucht gegen den eiligen Dampfer, daß der gläserne Wasserschwall mit stolzem Rauschen wieder und wieder die Fenster des Hauptdecks begoß und ganze Garben weißen Schaumes sogar bis zum Promenadendeck emporsteigen und dort hinklatschen ließ.

So gab es viele Leidende und noch mehr, die sich aus Furcht vor möglichen Leiden als regungslose Pakete in ihren Liegestühlen mit Kissen und Decken verstaut hatten.

Die Menschen, die Hartwig beim ersten Lunch im Speisesaal sah, hatten scheinbar gar keine Ecken und gar keinen Glanz. Der Blick glitt so über sie hin wie über die tausend Pflastersteine der Straße: alle scheinen einander zu gleichen, der Gesamteindruck ist der einer unendlichen Monotonie. Und er war zu weltabgewandt und zu ermüdet, um mit besonderer Aufmerksamkeit nach aparten Gesichtern zu forschen. Auch die Personen an seiner kleinen Tafel deuchten ihm nur für den Engrosverkehr der Menschheit untereinander abgestempelt. Wenigstens fiel ihm bei dieser ersten gemeinsamen Mahlzeit der Mann noch nicht auf.

Er interessierte sich auch so wenig für die Leute, mit denen er fünf oder sechs Tage lang zusammen sein Brot brechen sollte, daß er nicht einmal den Tischplan ansah, der neben der Office des Oberstewards an die Wand geheftet war.

Das tat er erst, als der Mann ihn betroffen gemacht hatte. Am zweiten Reisetag war die Tafelrunde geschlossen bis auf den einen Platz. Da fragte jemand den Passagier:

„Ihre Frau ist noch leidend?"

„Sie ist es bei jeder Seereise an den ersten zwei, drei Tagen."

Die Personen, welche um das obere Ende des Tisches herum eine Gruppe bildeten, sprachen nun von der Autosuggestion, die bei Seekrankheit eine große Rolle spiele. Jemand riet dem Herrn scherzhaft, er solle zum Schein seine Frau grob anfahren. Das geschähe mit den Seekadetten, und der Aerger über diese Ungerechtigkeit und der Ehrgeiz, sich nicht schlapp zeigen zu wollen, bezwinge das nervöse Leiden, denn ein nervöses sei es. Das stehe fest. Alle sprachen Englisch.

Hartwig hörte nicht eigentlich zu. Oft verschlangen auch die Schallwellen der Tafelmusik die Stimmen der Redenden. Aber dann und wann traf ihn doch ein besonders wohllautender, sonorer Klang. Und er dachte: ‚Ist das ein Schauspieler-, ein Predigerorgan?‘ Er sah den Mann an, der für ihn bei der oberflächlichen Betrachtung ganz und gar die typische Erscheinung des bartlosen, schlanken, wohlgepflegten Amerikaners gewesen war.

Und da traf ihn einmal ein Blick aus großen, glänzenden Augen, und er bemerkte auch auffallende Hände, schmal, weiß und lang, von ungewöhnlicher Schönheit.

Er hatte eine ganz merkwürdige Empfindung, die fast einem Schreck glich. Er dachte: ‚Den Mann habe ich schon gesehen!‘ Das Gefühl, diesen zu kennen, war so stark und dennoch zugleich so unsicher, daß er, soviel er vermochte, ohne unziemlich zu werden, den Reisegefährten beobachtete.

Aber sein Gedächtnis hellte sich keineswegs auf. Trotzdem blieb die Beunruhigung.

Nachher, als bei dem lachenden Sommersturm ein Teil der Gesellschaft den stoischen Rundgang ums Promenadendeck machte und ein andrer Teil in den Liegestühlen räkelte, schlafend, dösend oder lesend, fand Hartwig den Fremden, der ihn plötzlich so beschäftigte, wieder.

Er lag in der behaglichen Stellung eines Menschen, der in vollkommenster Gemütsruhe eine faule Stunde auszukosten versteht.

Hartwig stellte sich in der Nähe, an die Reling gelehnt, auf. Er wollte den Ozean und seine unwahrscheinliche Bläue beobachten und dem endlosen Emporsteigen und Vergehen weißer Schaumstreifen zusehen. Aber immer wieder zwang ihn jenes seine Erinnerungen absuchende Gefühl, nach diesem einen Mitreisenden zu sehen.

Der las jetzt. Hartwig sah es genau: in einem orangefarbenen Reclam. Das machte sein Gedächtnis vollends unsicher. Ein Deutscher? fragte er sich. Ausländer, auch wenn sie das Deutsche gut beherrschen, greifen nicht häufig nach den billigen kleinen Bändchen.

Er las offenbar sehr aufmerksam, mit einem Bleistift in der Hand, der häufig zum Anstreichen benutzt wurde.

Jetzt, wo das Lid halbgesenkt und der Blick auf die Buchseiten geheftet blieb, schien das Gesicht ein ganz andres. Es war banal, fast häßlich. Es schien sich nach den Ohren zu auffallend ins Breite zu ziehen. Der Mund, festgeschlossen, zeigte an den schmalen Lippen auch nicht den kleinsten roten Farbenton. Er wirkte wie der harte Strich, mit dem auf primitiven Zeichnungen Kinderhände den Mund andeuten.

Und plötzlich sagte Hartwig sich ärgerlich: ‚Ich kenne ihn doch nicht, gewiß nicht.‘

An Deck entstand jetzt eine Bewegung. Es hieß: Steuerbord voraus ist ein Eisberg in Sicht.

Man lief hinüber, drängte sich aneinander vorbei, als gelte es vor Kassenschluß noch ins Theater zu kommen. Die Reling wurde zur Galerie, von der aus, Ellbogen an Ellbogen, die Menschen die Entwicklung des Spektakels abwarteten und ob es imstande sei, ihren Beifall auszulösen.

Auch Hartwig wollte sehen und sah: auf der ungeheuern Fläche von kornblumenblauem Glas, gemustert mit weißen, beweglichen, krausen Streifen, stand, fern noch, ein Gebilde von fremdartigen Formen und Farben. Es schien nicht zu schwimmen, vielmehr wirkte es, als ruhe es stolz und einsam mitten auf der blauen Flut, und das Schiff sause rauschend und mit lautpochendem Maschinenpulsschlag geradeswegs darauf zu.

Der riesige Eisbrocken glänzte wie Silber, und seine Tiefen und Schlünde glühten grün, als seien sie dort von innen heraus mit einem gefärbten Feuer durchleuchtet. Seine Form war bizarr: als steile Wand stieg die eine Seite aus dem Meer empor, die Höhe zeigte sich abgeplattet, und an der andern Seite ging im Profil das Eis in grandiosen Stufen hinab zur Linie des Wassers.

Je mehr man sich diesem köstlichen Schaustück der Natur näherte, um so klarer wurde es aber, daß der Dampfer keineswegs darauflos rannte, sondern eine gute Seemeile südwärts vorüberstrich.

Er hatte einen vollen Erfolg, dieser kalte und einsame Ozeanschwimmer. Ausrufe der Bewunderung, kluge und dumme Fragen, Seufzer und sentimentale Bemerkungen klangen durcheinander.

Das ging an Hartwigs Ohr vorbei. Er starrte hinüber, von einer seiner schmerzlichen Stimmungen übernommen. Der Ozean schien ihm plötzlich noch einsamer geworden. Das flimmernde und geheimnisvolle Ding, das da einherzog, war ihm wie ein Totenschiff. Vielleicht kam es von jenen Grenzen, an denen Menschenkraft und Menschenwissen noch immer hallend und hohl aus krachenden Spalten den Donnerruf „Halt!“ vernommen. Eisig und einsam zog es seinem langsamen Untergang entgegen. Seine Kraft, sein Halt, sein Dasein war seine Kälte. Mit ihr schmolz er dahin, hörte auf zu sein . . . sobald die warmen Fluten seinen kühlen Götterleib umbadeten. Und er zog ihnen entgegen wie seinem Schicksal . . .

Hartwig biß sich auf die Unterlippe und schloß ein wenig die Augen. Wie im Schmerz oder Trotz. Er riß sich zusammen, wandte sich und dachte zurückzugehen an Backbord, um zu schlafen oder bei einer spannenden Geschichte seine kranken Stimmungen wegzulesen.

Als er sich herumdrehte, sah er sich so nah und so gedrängt dem interessanten Fremden gegenüber, daß er unwillkürlich „Pardon“ sagte, unsicher, ob er den Mann nicht gar getreten oder gestoßen habe. Der lächelte höflich und sagte scherzend, daß auch er weder vor noch zurück könne.

Hierauf meinte Hartwig, alle Welt wolle eben das seltsame Schauspiel genießen.

Die wenigen Worte waren kaum hin und her gegangen, als die Menschengruppe sich verschob und der Fremde nach vorn an die Reling konnte, während Hartwig den Weg aus dem Gedränge frei fand.

Aber nun, da er dies flammende, bezwingende Auge so nahe gesehen, war er vollends betroffen von der Gewalt des Blicks.

Er ging geradeswegs zur Office des Oberstewards. Denn er fühlte wohl, daß ihm dies Gesicht keine Ruhe lasse.

Auf der großen weißen, landkartenmäßig an die Wand gehefteten Papierfläche war säuberlich

die Tischordnung hingezeichnet. Hartwig stand davor und sah sich all diese Linien und hineingeschriebenen Namen an. Und da der eigne Name aus hundert gleichmäßig gedruckten oder geschriebenen einem immer sofort in die Augen springt, traf sein Blick auch gleich auf „Doktor Hartwig Mallinger".

Aber dann erschrak er so schwer, daß er sein Herz in den Schlagadern am Hals zu spüren meinte. Und dieser rasche, dumpfe Schlag beengte ihm den Atem und tat ihm im Rücken weh — wie jeder Schreck, jede Erregung.

Er stemmte die Faust gegen die Wand. Er brauchte Halt.

‚Was man doch für 'n brüchiger Kerl ist,' dachte er bitter.

Er las es noch einmal, immerfort las er es. Als bildeten die Buchstaben nicht zwei Namen, sondern als seien sie viele, viele Worte und sprächen eine ganze Geschichte von Leid und Entsagung aus.

Mr. Mark Alveston.

Mrs. Mark Alveston.

Deshalb hatte er dies jähe Gefühl gehabt: ‚Ich kenne den Mann!'

‚Ja,' dachte er, ‚einmal hab' ich auch ein Bild von ihm gesehen. Da — gleich. Gretis Tante zeigte es mir. Ich war auch damals so beeindruckt von den Augen. Es ist ja fünf Jahre her. Augen verändern sich nicht. Nie.'

Auch ihre nicht. Nein, natürlich nicht. Auch Greti hatte gewiß noch dieselben zärtlichen und demütigen Augen . . .

Er dachte: ‚Ich kann hier nicht stehenbleiben.'

Ein scharfer Zug strich gerade durch den Korridor.

Er fühlte plötzlich, als bliese der Wind durch seinen Körper hin, als sei dieser durchlässig, hohl und kalt.

Er ging die Treppe zum Promenadendeck wieder hinauf. An Backbord war Sonnenschein und Schutz. Er legte sich in seinen Stuhl und fing an nachzudenken.

Welche romantische Begegnung! Aber nein, sagte gleich sein Verstand, gar nicht romantisch. Es ist umgekehrt fast ein Wunder, daß man sich so viele Jahre lang niemals sah und traf.

Er fragte sich: Kennt dieser Mark Alveston meinen Namen? Vielleicht hatte er in Gretis Gedächtnis keine so große Rolle gespielt, daß sie es der Mühe wert gefunden, ihrem Gatten von ihm zu sprechen? Oder doch?

Nun erwog er, ob er sich mit ihm bekannt machen solle, ob er abzuwarten habe, wie Greti sich verhalte. In seiner grüblerischen Art, alles äußerst wichtig zu nehmen und tiftelnd hin und her zu bedenken, was zu seiner eignen Person irgendwie in Beziehung stand, machte er aus einer sehr einfachen Sachlage eine sehr schwierige.

Die einfache Sachlage war diese: Er hatte vor sechs Jahren eine große Liebe in sich erlebt. Und sie, der diese Liebe galt, zeigte ihm auf jede Weise: Schweige! Laß mich dir nicht erst mit Worten weh tun müssen! Begreife, daß du kein Mann bist, den man heiraten möchte.

Margarete Engelbert ließ ihn dann eines Tages wissen, ihn zuerst, ehe die Welt es erfuhr, daß sie sich mit Mark Alveston verheiraten und ihm nach New York folgen werde. Sie ließ ihm auch eine glückliche Zukunft und volle Genesung wünschen und voll Herzlichkeit sagen, daß sie ihm eines Tages in unveränderter Freundschaft hoffentlich die Hand würde drücken können.

Das waren vielleicht wohltuende Banalitäten, wie ein weibliches Wesen von einigen Gemütswerten sie für einen Mann übrig hat, der ihr des Mitleids, aber nicht der Liebe wert scheint. Vielleicht aber war sie ihm auch wirklich schwesterlich ein wenig gut gewesen; zu dergleichen sind Frauen ja fähig. Sie können sich so wunderbar einteilen und verteilen.

Ihre Wünsche für ihn waren nicht in Erfüllung gegangen. Er fand keine Genesung und deshalb auch kein Glück. Weil er nur von einem vorsichtig gewählten Zuschauerplätzchen aus dem Leben zusehen durfte, riß ihn kein Ereignis in neue Bewegung hinein. Seine Liebe zu Greti blieb ihm daher immer das große Seelenleid von gestern, es verflüchtigte sich nie recht in die Dämmerung der Wehmut, des Verschmerzens hin. Es war seine Beschäftigung, sein Stolz, ja fast hätte man sagen können: sein Glück. Es bewies ihm immer aufs neue, daß es auch für sein Herz einmal eine Zeit des Hoffens, des Blühens gegeben hatte.

Daß er der geliebten Frau wieder begegnen werde, schien ihm schon seit einiger Zeit sehr möglich. Wenn sein Freund Wallrode sich wirklich das Herz und die Hand von Daniela Engelbert, der Schwester Gretis, erringen würde, mußte man sich treffen. Dann konnte jeder Tag eine Situation bringen, die ein Wiedersehen geradezu erzwang. Auf der Hochzeit oder wie und wo immer.

Hierüber hatte Hartwig denn auch immer wieder nachgedacht, seit Wallrode ihm brieflich seine Neigung und Hoffnung anvertraut. Viel mehr als die Liebe und die Zukunft des Freundes erregte ihn diese Möglichkeit. Als kränklicher Einsamer war er eben gewöhnt, nur an sich zu denken. Und seine Liebe zu Greti war ein Teil seines Ich, war die Wichtigkeit seines Lebens, das sonst ganz leer und von der Last erschrecklicher Monotonie wie flachgedrückt hinter und vor ihm gelegen hätte.

Infolge des umständlichen und reichlichen Nachdenkens über die Möglichkeit eines Wiedersehens sah er sich nun, wo es vor der Tür stand, beinahe fassungslos.

Er fand es geradezu mystisch, daß von diesem Mark Alveston irgend etwas auf ihn hinüberwirkte und ihn in große Aufregung versetzte.

Daß in ihm ganz einfach eine Art eifersüchtiger Neugier herumrumorte, erkannte er nicht. Er glaubte zu empfinden, daß sein Gemüt von gärenden Feindseligkeiten und Beängstigungen bedrängt werde.

Anstatt frei und beherrscht auf ihn zuzugehen und zu sagen: Sind Sie der Mark Alveston, der Greti Engelbert geheiratet hat? Ja? Dann kannte ich Ihre Frau als Mädchen — anstatt so unbefangen zu handeln, wälzte er allerlei Fragen im Kopf.

Er wollte Greti ein paar Zeilen in ihre Kabine schicken. Ihr sagen: Ich bin hier, kennst du mich noch, willst du mich noch kennen? Soll dein Mann erfahren, daß ich dich einst umwarb? Weiß er es? Wollen wir aneinander fremd vorübersehen?

Er fühlte: das ist ja überspannt. Sein Freund Wallrode würde sagen: Dein unstillbares Bedürfnis nach Romantik! . . . und halb großmütig, halb ungeduldig dazu lächeln.

Und während Hartwig zerschlagen und ermüdet, wie er es von jeder Erregung ward, in seinem Stuhl lag und seine Nerven zerquälte, ging Mark Alveston plaudernd mit einem andern Amerikaner immer wieder vorüber.

Die beiden Herren wanderten zahllose Male rund um das Promenadendeck, im Zuge vieler andrer Spaziergänger, die gleich ihnen Bewegung suchten.

Wie gut, ja wie stolz seine Haltung war. Die eines Mannes, der sich für etwas hält. Und wie ungewöhnlich stark die Intelligenz seines Ausdrucks war, wenn er sprach. Blick und Miene sprühten von geistigem Leben.

Hartwig schloß endlich die Lider mit dem Vorsatz: nichts mehr sehen und nichts mehr denken! Wenn er sich selbst seine Empfindungen so gesteigert und verwirrt hatte, daß seine Zerbrechlichkeit sich davon beängstigt zu fühlen begann, flüchtete er sich in eine vollkommene körperliche Stille. Wer ihn da so liegen sah, mochte denken: der schläft tief und fest. —

Der Tag an Bord war allen Menschen heute besonders lang. Außer dem Eisberg hatte es keinerlei Unterhaltung gegeben. Der Himmel blieb leer und blau und lachend, und auch der Ozean wechselte seinen Ausdruck nicht. Immer wieder perlten die weißen Schaummassen am Schiffskörper empor und schleiften an ihm entlang. Immer wieder schwollen gegen den Bug die mächtigen Wogen heran und zerteilten sich an ihm. Wind und Wellen und die gleichförmige Bewegung des vorwärtseilenden Schiffes erfüllten die Luft mit einem endlosen großen Rauschen. Es wirkte allmählich fast hypnotisierend auf die Menschen, und nach und nach erlahmte alle Munterkeit des Verkehrs. Einzelne träumten an die Reling gelehnt hinaus in die Weite; die meisten ließen in ihren Liegestühlen die schleichende Zeit über sich ergehen.

Aber in all ihrer Gleichförmigkeit liefen schließlich die Stunden doch davon, und mit einemmal vibrierte mit metallenem Trompetenton das erste Signal zum Diner durch die Schiffsräume. Ueberraschte und Eilige rannten in ihre Kabinen, um sich für die Mahlzeit umzukleiden.

Es sollte heute abend ein Konzert im großen Speisesaal stattfinden. Einige nach Europa zurückkehrende Künstler wollten sich zum Besten der Mannschaft hören lassen. Für die Damen an Bord war diese Veranstaltung die willkommene Gelegenheit, Kleiderpracht zu entfalten.

Als Hartwig den vom gelblichen Glanz des Lichtes durchleuchteten Speisesaal betrat, sah er schon ein unruhiges und funkelndes Durcheinander von Farben. In den Glasscheiben der Fenster stand blau der Tag. Auf den Tafeln war flimmernde Helle von dem Weiß der Gedecke, dem Silber, dem Glas. Grelle Reflexe strahlten überall auf. Zwischen den Stuhlreihen standen Frauen in Seide und Spitzen, und weil viele von ihnen in Weiß waren und viele Perlen oder Steine um den entblößten Hals trugen, schien es Hartwig, als habe sich die ganze Frauenwelt an Bord von Mittag bis zum Abend verjüngt.

Wird „sie“ kommen? Ist sie schon da? Von diesen Fragen wie von schweren Gewichten belastet, ging Hartwig unsicher auf seinen Tisch zu.

Nein, die beiden Stühle der Alvestons standen noch leer.

Aber der Amerikaner mit dem wohlwollenden Bulldoggengesicht, der am Nachmittag den ausdauernden Rundgang mit Alveston gemacht, der saß schon neben Hartwig und setzte sich eben einen goldgefaßten Kneifer auf, um das lange Menü genau durchzusehen.

Alle Unschlüssigkeiten, in die Hartwig sich hineingedacht, fielen auf einmal um. Zu seiner eignen Ueberraschung tat er etwas, was er sich gar nicht vorgenommen, ja, was er überhaupt gar nicht bedacht hatte. Beinahe gegen seinen Willen tat er es. Er fragte ganz rasch seinen Nachbar:

„Sie kennen den Herrn, der uns gegenübersitzt, näher? Was ist er für ein Mann?“

Das Bulldoggengesicht wandte sich ihm ein wenig erstaunt zu. Aber mit dem Prozentsatz von Entgegenkommen, welches das Bordleben auch den Gleichgültigsten abzwingt, antwortete er:

„O ja. Ich kenne Mr. Mark Alveston ein wenig. Er ist ein sehr bedeutender Mann. Ich kenne ihn von Geschäften, die mein Haus mit seiner Bank hatte.“

Er sah wieder in das Menü, das er vor sich in der etwas erhobenen Rechten hielt, als bedürfe er trotz dem Kneifer einer besonderen Distanz zu allem Geschriebenen.

„Mr. Alveston ist Bankier?" fragte Hartwig überrascht. Er meinte, früher anders gehört zu haben.

„O nein. Nicht so. Bankjurist, wie man in Deutschland sagt. Aber ich höre von ihm, daß er sich von der Pennsylvania German Bank Company getrennt hat und Unternehmer geworden ist. — — Glaced sweet bread, mushrooms ... Roast chicken ... hm," schloß er, beifällig der seinem Magen bekömmlichen Speisenfolge zunickend.

Hartwig hatte große Mühe, das nachlässige, fast kauend gesprochene Englisch des Amerikaners in all der Unruhe ringsum zu verstehen. Auch war das Bulldoggengesicht keineswegs das eines plauderhaften Menschen. Aber Hartwig war es ganz gleichgültig, ob er zudringlich wirke oder nicht. Also fragte er weiter.

„O ja," sagte der Amerikaner, „er geht in Geschäften nach Deutschland. Er hat große Ländereien erworben, auf denen sich Naphthaquellen befinden sollen. Er hat reiche Mittel von seiner Frau. So sagt Mr. Alveston. Ich denke, er wird Gesellschafter für sein Unternehmen in Deutschland suchen. Er wird schon ankommen — o ja — er ist ein feiner Kopf — rasch, zäh ... o ja, er wird schon ..."

Hartwig wußte gar nichts zu antworten, als daß er sich halb erhob und sich vorstellte, worauf der Amerikaner auch seinerseits die Andeutung einer Verbeugung machte und einen Namen wie Pembrock oder dergleichen murmelte, dann aber mit Energie nach der Getränkkarte griff, um die Liste der Mineralwasser durchzugehen. Er teilte Hartwig noch mit, daß er zu kohlensäurehaltige Wasser nicht vertrage.

‚Geld', dachte Hartwig verwirrt, ‚reiche Mittel? Durch Greti? Aber sie wird ja sicherlich nur eine bescheidene Mitgift erhalten haben.'

Seine erstaunten Gedanken, welche die ihm so wohlbekannten Geld- und Familienverhältnisse der Engelberts rasch überflogen, stockten plötzlich.

Er sah die Frau, die er liebte.

Und sein ganzes Wesen war wie benommen von Ueberraschung. Seit Jahren hatte er sich ausgemalt, daß ein Wiedersehen gleich einer Katastrophe sein werde; es müsse so erregend wirken, hatte er gedacht, daß es ihm die Besinnung raube.

Wohl schlug sein Herz rascher, und er fühlte, daß er die Farbe veränderte. Aber dennoch war er leidlich ruhig.

Ihm schien es durchaus, als habe er noch gestern Greti gesehen, als sei es einfach unmöglich, daß Jahre zwischen damals und jetzt lägen.

Und sie war so gar nicht verändert. Langsam kam sie auf den Tisch zu, hinter der Stuhlreihe der langen Tafel entlang, etwas vorsichtig schreitend, wie diejenigen tun, die unter Deck leicht schwanken. Und in diesen knappen Augenblicken sah Hartwig, daß Greti als neue Erscheinung von allen Seiten interessiert beachtet wurde. In hochmütiger Haltung folgte ihr ihr Mann.

Hartwig war außerstande, ihn jetzt genau zu beobachten. Später bildete er sich ein, er habe unter der hochmütigen Haltung gleich die eitle Zufriedenheit des Mannes erkannt, der das Aufsehen genießt, das seine Frau macht.

Er sah der Frau entgegen, er suchte ihren Blick.

Würde sie ihn erkennen? Mußte er nicht abwarten, ob sie ihn erkennen wollte?

Hinter ihr ihr Gatte beugte sich ein wenig zu ihr vor, um ihr zu zeigen: das da sind unsre Plätze. Und nun traf ihr Blick gerade in sein wartendes Auge.

Eine kurze Unsicherheit — eine Frage blitzte auf ... Dann ging ein leichtes Erröten über ihr Gesicht.

Aber der Ausdruck war doch freundlich, ja fast glücklich, mit dem sie nun sagte:

„Ist es möglich?!"

Er erhob sich sofort, ging um den Tisch. Er küßte Greti Alveston die Hand und bat sie, ihn ihrem Mann vorzustellen.

Das alles war ganz einfach, gar nicht zu glauben, wie einfach. Anstatt einer dramatischen Szene erlebte er einen alltäglichen gesellschaftlichen Vorgang.

Als dann die Mahlzeit sich abspielte und ein ganz oberflächliches Gespräch von den Tischgenossen unterhalten wurde, kam Hartwig doch nach und nach in eine Erregung hinein, die es ihm schwer machte, auch seinerseits gleichgültige Worte in dies gelassene Hinundher überflüssiger Bemerkungen einzuwerfen.

Alveston schien übrigens kein Wesen davon zu machen, daß seine Frau einen alten Bekannten getroffen hatte. Er ging fast mit Blick und Rede über ihn weg. Hartwig wußte ja auch von sich: er war keiner von denen, die man gleich sehr bemerkte, mit seiner mittelgroßen, mageren Gestalt und mit seinem Allerweltsgesicht, das ein nicht sehr gepflegter dunkelblonder Bart und schlichtes Haar umgab. Und die goldene Brille trug auch nicht dazu bei, seine Züge individueller erscheinen zu lassen. Im ganzen war er's auch zufrieden, still in der Kulisse zu stehen, wenn raschere Temperamente und geräuschvollere Naturen sich auf der Lebensbühne bemerkbarer machten. Aber daß dieser Mann, Gretis Gatte, so über ihn wegsah, reizte ihn.

Er hörte einmal: Alveston nannte seine Frau

„Margritt“, mit starker und breiter Betonung der ersten Silbe.

Das freute ihn. Ihm schien, als ließe ihm das seine „Greti“ unangetastet.

Und wie glanzvoll „Margritt“ angezogen war. Nach und nach erkannte Hartwig es erst. Ihr blasses Kleid schien kostbar. Es war tief ausgeschnitten. Den nackten Hals verdeckte eine weiße Federboa, die aber zuweilen herabglitt. Sie trug ein sehr schönes Schmuckstück. Ein Halsband. Es zeigte ein à la grecque-Muster aus kleinen Brillanten, das sich entgegenlief und vorn, wo es zusammentraf, von einer Arabeske in hellen Saphiren, die vielleicht gleichzeitig das Schloß verbarg, geziert war.

Eigentlich wirkte der flimmernde Schmuck wie eine fremde, ja störende Note an Mrs. Alvestons Erscheinung.

Ihr ovales Gesicht war etwas schmäler geworden. Oder schien es ihm nur so, weil das reiche blonde Haar nicht mehr in schlichter Anmut sich um den Kopf wand, sondern zu breiter, hoher Modefrisur aufgebauscht war? Ja, die ganze Erscheinung war die einer Weltdame, die sehr beachtet werden will oder — soll. Nur daß ihre Augen und ihr Ausdruck gar nicht dazu paßten.

Ihr Wesen war immer maßvoll und freundlich gewesen. So schien es noch. Aber Hartwig redete sich später ein, daß er schon in dieser ersten Stunde in ihrem Lächeln etwas Erzwungenes gefunden habe. Daß sie mit fast ängstlichem Blick zuweilen das Gesicht ihres Gatten streifte und daß etwas Sorgenvolles und Demütiges sich in ihrer Art verbarg.

Nach Tisch ging Margritt mit ihrem Mann und Mr. Pembroke in den Rauchsalon. Dorthin konnte Hartwig ihr nicht folgen. Seine Lunge hielt den Tabakrauch nie recht aus.

Er blieb an Deck. Der Tag begann zu sterben. Das Himmelblau verschwebte; in langsamen und feinen Uebergängen wandelte es sich zum lichten Perlgrau und über diesen zarten Ton hin fast unmerklich zum kraftvollen, majestätischen Blaudunkel der Nacht. Der Ozean, der während der Dämmerung nüchtern erschienen war, gewann einen finsteren Ausdruck.

Eine unendliche Melancholie, eine traurige und sehnsüchtige Einsamkeit erfüllte den weiten Raum zwischen dem dunkeln bewegten Wasser und der ruhevollen Himmelshöhe.

Hartwig bemerkte nichts davon, daß so das rasche Schiff aus den verschwimmenden Grenzen des Tags forteilte, der Nacht entgegen, hinein in ihre schweigsamen Finsternisse. Er war ganz und gar, mit all seiner Aufnahmefähigkeit bei den letzten Eindrücken. Er stellte jede Miene der Frau und jede des Mannes vor sich hin und deutete daran herum. Er fragte: ob sie wohl glücklich ist?! Und hatte die uneingestandene naive Grausamkeit der Verschmähten', die unklar hoffen, daß niemand imstande war, das Glück zu geben, das sie nicht hatten geben dürfen. In ein und derselben Aufwallung mißgönnte er dem Mann die Fähigkeit, Greti glücklich zu machen, und zürnte ihm, falls er sie etwa unglücklich mache.

Er wünschte, daß sie bereue, ihn verschmäht zu haben, und zitterte davor, daß sie Ursache habe, es zu bereuen.

Sein Gemüt war schwer und unruhevoll vor all diesen zwiespältigen Empfindungen.

Er saß in dumpfer Unbeweglichkeit, in seinen Kapuzenmantel gewickelt, auf einer Bank hart unter den Fenstern des Speisesaals. Drinnen war längst abgeräumt, und die Passagiere, soweit sie geneigt waren den musikalischen Vorträgen zuzuhören, hatten sich dort abermals versammelt.

Hartwig erschrak, als er plötzlich ein scharfes Klaviervorspiel und gleich danach den pompösen Einsatz einer Baßstimme vernahm. Es klang beinahe wie ein dumpfer, ferner Kanonenschuß.

Er sah sich um. Wie in ein Diorama hinein konnte er durchs Fenster in den hellen Saal sehen, der voll von Menschen war. Sie saßen auf den Drehstühlen an den Tischen entlang, aber alle dem Klavier in der Tiefe des Raumes die Gesichter zuwendend.

Da stand der Sänger, der mit den dunkeln, raschen Schallwellen seines gewaltigen Organs die Luft erfüllte. Auch sein Körper war enorm. Er arbeitete mit so sichtbarer Atemtechnik, daß sein voller Bauch, von der schwarzen Hose und der weißen Weste zweigeteilt wie ein preußisches Wappen, immer einen Ruck tat, sowie er Luft einsog. Und die mit Fettrillen bedeckte Kehle unter dem schnurrbärtigen Vollmondsgesicht bebte sichtbar. Der Bassist sang offenbar eine sehr kolorierte Arie und erging sich in Läufen und Staccati. Es schien aber auf einige Zuhörer mehr komisch als kunstvoll zu wirken.

Hartwig suchte Alveston und seine Frau. Drüben, gerade recht für ihn, saßen sie. Mark Alveston auf der umlaufenden Polsterbank, seine Frau auf einem Stuhl daneben. Er sah zerstreut aus. Margritt schien mit einigem Interesse zuzuhören.

Nun rasselten die klatschenden Töne des höflichen Beifalls durch den Saal, und der Sänger trat, nach zu vielen Verbeugungen, beiseite. Er sank auf die Polsterbank und wischte sich den Schweiß vom Gesicht und Hals innerhalb des Kragens.

An seiner Stelle erschien eine Dame. Mit viel Umständlichkeit nahm sie ihre Federboa ab und legte sie auf den nächsten Tisch. Bei diesen Bewegungen bekamen alle Anwesenden den sehr tief enthüllten, herrlichen Rücken und den Ansatz einer schneeweißen Büste zu sehen. Die große, üppige

Dame hatte auch einen pikanten und günstig zurechtgemachten Kopf. Sie trug eine schwarze Samtrobe und gar keinen Schmuck, außer funkelnden Brillanten in den sehr roten Ohrläppchen. Das gab ihrer ganzen Erscheinung geradezu etwas absichtsvoll Nackendes.

Hartwig hatte bei Tisch von der Herkunft der Künstler sprechen hören: der Bassist kam von kleineren Opernbühnen, der Klavierspieler und die Sängerin vom Variété. Die Dame trat da als „seriöse Sängerin" auf. Wie sie jetzt so stand und ihrer scharfen hohen Stimme einen sentimentalen Ausdruck abzuzwingen versuchte, um dem schmachtenden Liebeslied den rechten Charakter zu geben, arbeitete sie mit Blicken und Lächeln und allerlei kleinen Bewegungen auf eine besondere Art von Wirkung hin.

Hartwig dachte: sie stellt sich aus! Das ist der Zweck ihrer „wohltätigen" Veranstaltung. Sie will bemerkt werden.

Und plötzlich machte er eine Beobachtung, die ihn anspannte, als sei er ein Jäger, der ein Wild belauere.

Er sah, daß Mark Alveston seine gelangweilte Haltung aufgegeben hatte. Die großen glanzvollen Augen des Amerikaners blickten mit einem lebendigen, sehr interessierten Ausdruck auf die Sängerin. Sein Mund war leicht geöffnet, wie bei einem lebhaft Lauschenden. Er erschien dadurch weicher. Ein leises, lüsternes Lächeln schien in den Mundwinkeln zu warten.

Vielleicht hätte Hartwig diese landläufige Art von Männerinteresse an herausfordernder Frauenschönheit auf vielen Gesichtern finden können. Aber er sah eben nur diesen einen Mann. Und von ihm fort ging sein Blick auf Greti.

Sie starrte ihren Mann an . . . allzu deutlich sah er es . . . starrte ihn an, angstvoll, mit einem leisen, bitteren Zug im Gesicht . . .

Die Sängerin erntete leidenschaftlichen Beifall. Auch Mark Alveston klatschte — er strengte seine weißen, schlanken Hände förmlich an.

Die Sängerin, üppig, fast intim lächelnd, nahm sogleich ein andres Notenblatt, wischte sich mit einem Spitzentüchlein den Mund, nestelte in der Gegend der Achselhöhle an ihrem Kleiderausschnitt und sprach ein paar anweisende Worte zum Klavierspieler.

Greti flüsterte ihrem Mann etwas zu. Er nickte, ohne sich in der aufmerksamsten Beobachtung der Sängerin stören zu lassen.

Und dann erhob die junge Frau sich und ging hinaus. Gerade als die hohe, scharfe Stimme ein neues Lied begann, verschwand Greti durch die Tür.

Das alles sah Hartwig von draußen. Er kämpfte mit sich, ob er aufstehen und Greti im Korridor zu erreichen suchen solle. Aber da erschien sie auch schon in der Tür zum Deck und fast zugleich stand er vor ihr. Er griff nach ihrer Hand.

Er wollte allerlei sagen: von der Freude und dem Wunder des Wiedersehens. Und wie häßlich drinnen die Sängerin schrie — als könne ihr diese Feststellung wohltun.

Aber es war ein solcher Tumult in ihm, daß er zunächst gar nichts sagen konnte.

Sie gingen miteinander im Halblicht des Decks entlang, wie in schweigendem Verstehen auf der Suche nach einem sicheren Platz. Hinter der Wand des Rauchsalons standen ein paar Sessel. Da konnte man das Wasser rauschen und den Wind brausen hören und saß doch unberührt von aller Bewegung. Auch war es gut und gesellig, hinüber zu sehen auf das Deck der zweiten Kajüte, wo bei dem Stückwerk des Lichts sich ein munteres Leben zeigte und allerlei Gestalten sich bald durch helle Bestrahlung bewegten, bald in geheimnisvolles Dunkel zurückhuschten.

Der blaufinstere Himmel war voll von Sternen, und man hatte das Gefühl, unter ihnen davonzulaufen. Dennoch aber blieben sie immer in der gleichen Stellung über dem Schiff. So war es fast wie im Traum, wo sich die Empfindung des Forteilens mit der verharrenden Schwere verbindet.

Das übersann merkwürdigerweise Hartwig, während sie nun unsicher, zerstreut und verlegen zusammensaßen.

Margritt freute sich wohl. Nach fünf Jahren sah sie zum erstenmal einen Menschen aus ihrer früheren Umwelt wieder. Ein warmes Gefühl geradezu von Glück wallte in ihr auf, als sie Hartwig erkannte. Aber dann erinnerte sie sich gleich: dieser Mann hatte sie umworben! Stand er ihr nun grollend oder stand er ihr unbefangen gegenüber?

Sie wünschte sich heiß, er möge ihr ein herzlich gesinnter Freund geworden sein. Ihr war, als bedürfe sie eines solchen, habe ihn sich seit langem ersehnt. Seine Persönlichkeit kam ihr wichtig und wertvoll vor. Vielleicht nur, weil er der erste war, den sie wiedersah von allen, die sie früher gekannt. Das mochte sein ganzes Zufallverdienst sein. Sie wußte es nicht. Sie hatte ein gutes Zutrauen zu ihm, weil er sie doch einst geliebt, und fühlte sich gerade deswegen ihm gegenüber auch wieder in Unsicherheiten verwirrt.

Ihm war es aber, als sei dies erst der wirkliche Augenblick des Wiedersehens und die Stunde bei Tisch ein schattenhaftes Vorspiel gewesen.

„Wie ist es Ihnen denn ergangen in all diesen Jahren, Herr Doktor?" fragte sie halblaut, vorsichtigen Tones.

„Alle Jahre waren wie ein Tag. Und dieser eine Tag hat keinen andern Inhalt als eine Erinnerung," antwortete er.

„Ich meine: mit Ihrer Gesundheit und mit Ihrer Arbeit," fuhr sie etwas ängstlich fort. Sie wünschte zu tun, als habe sie die bedeutungsvollen Worte nicht verstanden.

„Das ist bald gesagt. Mit einer Handvoll Worten. Ich habe meine Gesundheit in Davos und in Aegypten gesucht. Nun bin ich zwei Jahre in Kalifornien gewesen. Meine Gesundheit habe ich nirgend gefunden. Aber doch vielleicht mein Leben verlängert. Nur das. Zu einem nützlichen hab' ich's nicht machen können. Arbeit ist mir fast unmöglich. Ich hab' auch einen Widerwillen bekommen gegen die meine. Mein Buch wird unvollendet bleiben. Es ist auch so gleichgültig, ob einer mehr an den großen, unlösbaren Fragen des Daseins herumtiftelt oder nicht."

„Das ist ein negativer Bericht," sagte sie verlegen. „Hoffentlich nur eine Stimmung."

„Keine Stimmung. Nüchterne Wahrheit. Aber ich trage sie ohne Bitterkeit vor. Man muß lernen, in anständiger Haltung zu verzichten. Die letzte Form von Männlichkeit, die unsereinem bleibt. Die, die der Menschheit gar nichts nutzen können, müssen begreifen, daß sie sich nicht betonen dürfen. Sie müssen sich so unauffällig als möglich an den Wänden entlang und schließlich aus der Welt drücken."

‚Immer sagen die Erbitterten: ich bin nicht bitter,‘ dachte Margritt voll Mitleid. Und sprach sehr lebhaft, ja herzlich:

„Wie können Sie sagen, daß Sie zu denen gehören, die der Menschheit nichts nutzen! Wenn Sie nicht weit hinaus wirken wollen, wenn Sie dazu keine Kraft aufbringen mögen: auf Ihren nächsten Kreis wirken Sie gewiß. So arm und so einsam ist ja niemand, daß er nicht durch Beispiel oder durch Treue oder sonst irgendwie einem Mitmenschen noch nützlich sein kann."

„Davon träume ich oft," sagte er, „das wäre wie ein Ausgleich. Großes für die Allgemeinheit leisten — sich ganz und gar für einen opfern dürfen —, ich weiß nicht, welches Glück tiefer, brünstiger sein möchte. Das eine war mir nicht beschieden. Vielleicht ist mir das zweite aufbewahrt."

Und er dachte: ‚Wenn du mich brauchtest — du . . . wenn ich mich für dich opfern dürfte . . .‘

Aber er fühlte wohl: dies zu sagen wäre geschmacklos gewesen. Sie hätte es für Pathos, für eine Phrase genommen. Sie konnte nicht wissen, daß seine Gedanken in all den Jahren niemals aufgehört hatten, sie zu umkreisen.

„Wir wollen nicht von mir sprechen," sagte er nun hastig, „von Ihnen, nur von Ihnen. Ich darf fragen? Hab' ich nicht Anrechte? Die der Teilnahme? Sind Sie glücklich geworden? — Gott, verstehen Sie doch: für mich sind Sie noch immer Greti Engelbert, für die ich . . . der ich . . ."

„Ja," sprach sie eifrig, sehr eifrig, „ja, ich bin glücklich geworden."

Ihr war auch, als habe dieser Mann Anrecht zu fragen und zu wissen. Nur weil in ihm gleichsam ihre Jugend, ihre Heimat, ihre Familie verkörpert vor ihr stand.

„Das freut mich."

Sie hatte das Bedürfnis, es ihm förmlich zuzuschwören, es ihm näher zu erklären.

„Wie sollte ich nicht! Mein Mann ist sehr bedeutend. Eine Herrschernatur. Alle bewundern sein Wissen, seine Intelligenz. Er verwöhnt mich in der außerordentlichsten Weise, umgibt mich mit mehr Luxus, als ich mir wünschen würde. Es ist auch erhebend für eine Frau, zu sehen, wenn ein Mann durch die Kraft seines Willens und seines Verstandes sich so emporarbeitet. Aus was für bescheidenen Anfängen ist er rasch zu großem Ansehen und Vermögen gelangt! So rasch, wie man's nur in Amerika kann. Aber gerade da nur mit dem unerhörtesten Fleiß und der stärksten Begabung. Das muß ich doch achten. Das muß ich doch bewundern."

Und zugleich hatte sie das Gefühl: warum erzähle ich das alles? Es trieb sie. Ihr war, als halte sie sich das selbst vor.

„Nun, Ihre Mitgift hat vielleicht ein wenig geholfen," brachte Hartwig zögernd vor. „Mit einigem Kapital in der Hand fängt sich's leichter an als mit leeren Händen."

„Meine Mitgift?!" fragte die junge Frau erstaunt und lachte ein wenig, „Sie kennen doch meinen Vater. Und die Zähigkeit, mit der er sein Vermögen zusammenhält! Ich habe nur fünfzigtausend Mark mitbekommen. Das ist nichts für Amerika. Und mein Mann hat von dieser meiner kleinen Mitgift auch sozusagen keine Notiz genommen. Die liegt unberührt auf der Bank."

‚Hat etwa dieser Pembroke den Mark Alveston falsch verstanden? Oder ich den Mr. Pembroke?‘ dachte Hartwig sehr betroffen.

Die junge Frau fuhr aber fort, nervös und aufgeregt schien ihm ihre Stimme:

„Das ist herrlich für mich — nicht wahr — das verstehen Sie — ich weiß — Sie sind mein Freund, deshalb sage ich Ihnen das alles — ja, es ist sehr schön für eine Frau, wenn sie fühlen darf: sie wird um ihrer selbst willen geliebt."

„Gewiß. Ganz gewiß."

Und dabei dachte er an den lüsternen Ausdruck, mit dem der Mann die brutale Schönheit der Sängerin angestarrt hatte, während diese seine Frau neben ihm saß.

Margritt schien sich ganz erschöpft zu haben in der eindringlichsten Schilderung ihres Glücks. Sie lehnte ihren Kopf zurück gegen die Wand und schloß die Augen. Noch war ein Lächeln auf ihrem Gesicht. Er sah es genau. Denn sie saß im hellen Licht, das die Glühbirne, die aus



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München

Liane

Nach einem Gemälde von Albert Ritzberger

der Wand vorsprang, über sie breitete. Das Lächeln schien ihm so gewollt. Und nun erlosch es auch schon. Ein Ausdruck von unsäglicher Erschöpfung kam plötzlich in ihr Gesicht.

Vielleicht begriff sie: ich lasse mich gehen. Sie fuhr auf.

„Ich bin doch noch abgespannt. Diese schreckliche Seekrankheit — käm' sie nur zum Ausbruch — aber es ist die stumme bei mir — Kopfweh, Kopfweh —"

Er antwortete nichts. Er sah sie immer still an.

„Wie freue ich mich auf die Heimat und auf Vater und Schwester und alles," erzählte sie wieder mit fast übermäßiger Lebhaftigkeit, „es ist ja auch eine Heimkehr im Triumph."

Ja, der Trieb zu sprechen war über sie gekommen. Und sie hatte solche Empfindung: ich will es nur gleich diesem ersten sagen, damit es durch ihn viele erfahren, was alle wissen sollen, daß mein Mann ein Mann von Ehre, von Ansehen, von Vermögen ist. Daß ich recht tat, ihm mein Leben zu eigen zu geben — daß alle Warner Unrecht hatten, schweres Unrecht . . .

„Haben Sie denn damals nichts gehört? Nicht, wie Vater der Verbindung widerstrebte? Wie alle Engelberts bis ins dritte und vierte Glied die Hände über dem Kopf zusammenschlugen? Was für Kämpfe wir zu bestehen hatten? Mark hat unerhört darunter gelitten. Er mit seinem grandiosen Persönlichkeitsbewußtsein! Das können Sie sich leicht vorstellen. Aber er ist bereit, mir zuliebe bereit, großmütig zu verzeihen, daß man ihn einst mit Vorurteilen geduldet hat. Anstatt ihn mit Bewunderung und offenen Armen zu empfangen," schloß sie leidenschaftlich.

„Nein, ich habe nicht sehr viel Genaues gehört. Ich bat meine gute Freundin, Ihre Tante Hanna, mir nicht von diesem Mann und Ihrer Verlobung zu sprechen. Ich ertrug es nicht. Aber wenn da Vorurteile waren und wenn er einst Kränkungen erfuhr — er kann leicht großmütig sein — wenn man als Sieger kommt, wie Sie sagen . . ."

Nun war offenbar das Konzert aus. Denn mit den kurzen, eiligen, trappenden Schritten, wie die Bordspaziergänger sie unwillkürlich annehmen, kamen allerlei Menschen an ihrem Platz vorüber: kokett vermummte Damen mit hochgerafften Schleppen, plaudernde, lachende Männer neben ihnen.

Margritt seufzte tief. Sie schien sich zusammenzunehmen, sprach mit gemessener Haltung und halblaut weiter. Wie eine, die gewohnt ist, sich vor gleichgültigen Zeugen sehr zu beherrschen.

„Vielleicht als noch mehr," sagte sie bedeutungsvoll. „Manchmal genieße ich's vorweg — manchmal verachte ich es auch vorweg. Es ist schrecklich zu denken, wie abhängig alles vom Erfolg ist. Selbst Gemütssachen! Die Meinen sträubten sich, ihn zu lieben, weil er arm war. Ich wünsche mir, daß sie ihn nun lieben, und zittere doch zugleich davor, daß sie es tun, bloß weil er Erfolg hat."

„Weshalb wehrten denn die Ihrigen sich so sehr gegen ihn?"

„Hauptsächlich weil er noch nichts war und hatte. Sie müssen wissen: Mark studierte ein paar Semester in Deutschland. Er wollte sich in Hamburg einschiffen, um nach New York zurückzukehren. Ich lernte ihn bei Freunden kennen, an die er empfohlen war. An jenem ersten Abend damals wußte ich es schon, daß wir füreinander bestimmt seien. Anstatt zu reisen blieb Mark noch. Kam auch in unser Haus. Warb um mich. Vater will ja immer Zahlen und Dokumente sehen. Weil jene Freunde ihm rieten, Mark mit meinem ganzen einstigen Erbteil in Hamburg eine Teilhaberschaft bei einem Bankier zu ermöglichen, redete Vater sich alsbald ein, dies sei Marks eigentliches Ziel bei der Werbung um mich. Und weil Mark weder ein eignes Vermögen nachweisen konnte noch irgendwelche feste Aussichten, kam es zu scharfen Kämpfen. Sie können sich das vorstellen. Es ist immer dasselbe. Aus Mißtrauen, Mißverständnissen und wirklich schwierigen oder ungewöhnlichen Umständen knäult sich so viel Unfrieden zusammen, daß zuletzt keiner mehr einen glücklichen Ausgang weiß."

Er hörte zu. Eine wunderbare Sicherheit, die einer glücklichen Stimmung sehr nahe verwandt war, beherrschte ihn. Er dachte keinen Augenblick, daß die Offenheit der Frau vielleicht nur von ihrer Heimkehrerregung gespeist sein könne oder aus noch verborgeneren Quellen.

Er nahm sie als den Beweis, daß sie ihm einen Anteil an ihrem Geschick gönnen wolle.

„Sie erzwangen sich aber doch den glücklichen Ausgang."

„Wir erzwangen unsre Verbindung," sagte die Frau sehr leise, „Vater willigte ein, indem er äußerte: ‚der Mensch ist sonst ja zu allem fähig.' Das nenn' ich keinen glücklichen Ausgang. Das war ein Hinauswerfen . . ."

Sie sah vor sich hin, in harte Erinnerungen vertieft.

„Und nun?" drängte er fragend.

„In zahllosen Briefen hab' ich's ihnen geschrieben: es geht uns gut. Wir sind glücklich. Und haben kaum Glauben gefunden. Aber sie werden es jetzt sehen. Und Vater zumal wird sehen, was ihm überzeugend ist: Zahlen und Dokumente. Mark hat ein großartiges Unternehmen organisiert. Er hat Ländereien erworben, auf denen Naphthaquellen sind. Das Geld wird sich vertausendfachen, was er hineingesteckt hat. Er will nun großmütig Vater anbieten, sich daran zu beteiligen. Sie werden Multimillionäre dabei werden. Ihre Namen den großen anreihen, die von Amerika aus über die Erde hallen — Namen, die klirren wie Gold. Ach, darum ist mir's ja

nicht — nein. Aber daß ich die Meinen in Liebe und Frieden wieder umarmen kann — daß mein Mann die Anerkennung finden wird, die ihm gebührt — ja, das tut mir wohl — so wohl —"

Sie haben auch Kinder?" fragte Hartwig weich.

Da lächelte Mrs. Alveston strahlend.

„Zwei Knaben," sagte sie, „von drei und vier Jahren. Es sei besser, sie die weite Reise nicht machen zu lassen, meinte Mark. In wenig Monaten habe ich sie auch wieder. Unterdes sind sie gut behütet von einer zuverlässigen, älteren Bonne, Tante Hannas früherer Stütze. Sie kam gern zu mir nach New York. An meine Jungens darf ich gar nicht denken in Verbindung mit all diesen geschäftlichen Dingen, die ich Ihnen andeutete. Dann werde ich auch von dem Fieber nach großen Summen erfaßt ... Es muß doch schön sein, den Kindern so eine Basis geben zu können. Zu denken, daß sie niemals solche Demütigungen zu ertragen brauchen, wie ihr Vater zu ertragen hatte — und um meinetwillen ..."

Nun stand sie auf. Sie schien auf einmal eine andre. Nicht mehr nervös und erregt wie vorhin. Nicht mehr so künstlich beherrscht wie später. Sie war ganz einfach in dem Ausdruck eines herzlichen und natürlichen Mutterglücks.

„Ich will mich niederlegen. Es ist spät. Helfen Sie mir die Decken suchen. Mark hatte sie gestern abend auch draußen gelassen und mein Kissen dazu ..."

Sie gingen langsam an der windstillen Backbordseite hinauf, jeden Stuhl nachsehend. Da und dort hob Hartwig eine Reisedecke halb in die Höhe. Aber Margritt schüttelte den Kopf.

„Ich hätte natürlich die Jungens zu gern dem Großpapa gezeigt — er wäre vielleicht weich und stolz geworden. Und Daniela interessiert sich so sehr für ihre kleinen Neffen. Ich glaube, in Daniela muß viel Weiblichkeit sein. Dies Interesse an meinen Kindern verrät was davon. Meine Neugier auf Daniela ist grenzenlos. Sie war ein Schulkind, als ich ging. Und ist nun schön und erwachsen und zwanzig Jahre alt — nein, diese Decken sind rehfarben — sie könnten gern oben bleiben — es ist mir nur um mein Kissen."

„Ueber Daniela können Sie viel erfahren morgen früh."

„Wie das?" fragte sie überrascht.

„Weil ich eine Indiskretion begehen will, die ich zu verantworten denke. Ich kann Ihnen einen Brief von jemand zeigen, der Daniela liebt."

„Ah ..."

Sie stand still.

Er hob von einem Liegestuhl aus dem Gewühl rehfarbener Decken ein weißes, großes Kissen heraus.

„Ja, das ist es." Sie nahm es selbst in die Hand. „Von jemand, der sie liebt? Ich bin außer mir vor Spannung. Ja, das müssen Sie mir morgen früh erzählen. — Geben Sie mir doch die Decken ..."

„Ich trage sie Ihnen bis zu Ihrer Kabine."

Er warf die Decken über seine linke Schulter. Dabei fiel ein Reclambändchen aufblätternd zu Boden. Er bückte sich und nahm auch das an sich.

„Danke — ja, und nun will ich meinem Mann eben sagen, daß ich ins Bett gehe. Er wird wohl in der Rauchkabine sein."

Sie bogen um die Stirnseite des Kajütenaufbaues, und da schlugen die breiten wuchtigen Hände des Windes ihnen ins Gesicht und gegen die Brust, so daß sie sich wider ihn stemmen mußten. Als sie dann die Steuerbordseite erreicht hatten und dort an Deck hinabgingen, puffte der Wind sie in den Rücken und schob sie förmlich vorwärts.

Margritt lachte etwas ängstlich auf, denn sie hatte das Gefühl, der Wind, der ihre Kleider um ihre Beine vorwärts riß, könne sie noch über Bord blasen. Deshalb drückte sie sich lieber gegen die Wand und tastete sich an der dort sich hinziehenden Messingstange entlang.

Hinter ihr drein, von den schweren Decken sehr belastet, in deren Falten hinein der Wind sich bohrte, daß sie sich blähten und wie Flaggen auswallten, ging Hartwig.

Sie kamen bis an das erste Fenster des Rauchsalons. Die kleinen Scheiben von drinnen her waren gelb durchleuchtet, schienen so etwas wie zutrauliches, häusliches Behagen hinauszustrahlen. Und drinnen waren Menschen und Dinge von einem höchst malerischen bläulichen Rauchnebel fein umflort.

Die junge Frau starrte hinein. Und Hartwig sah dasselbe, was sie sah.

Um den Tisch gerade unter dem Fenster saßen sechs, sieben Menschen, auf der Platte standen Sektflaschen in Kühlern, Zigarettenschachteln, Gläser, Aschbecher. Vorgebeugten Oberleibes hatte der fette Bassist seinen rechten Ellbogen auf den Tisch gestützt und, die Zigarette zwischen dem zweiten und dritten Finger der beredsam erhobenen Rechten haltend, erzählte offenbar eine Geschichte. Sein plitscher Ausdruck schien zu verheißen, daß im Hinterhalt dieser Geschichte eine unerhörte Pointe lauere. Faul angelehnt, die Hände in den Hosentaschen, mit Gesichtern, auf denen schon das Lachen wetterleuchtete, hörten die Herren zu.

Nur Mark Alveston nicht. Der saß sehr nahe neben der Sängerin und sprach zu ihr, mit den Blicken auf ihren weißen Schultern. Sie atmete etwas stark, wie geschnürte Frauen tun, wenn sie heiß sind. Und sie lächelte sehr zufrieden.

Hartwig horchte — er spannte alle seine Nerven an. Als könne er die Flüsterworte des Mannes drinnen erlauschen. Oder in die

Gedanken der jungen Frau neben ihm hineinhorchen . . .

Der Wind brauste und riß an ihnen. Die Wasser rauschten mit großer, dunkeltöniger Musik am Schiffsleib empor und glitten schleifend an ihm ab.

Die Kleider und Decken flatterten mit hartem Zerren.

Und Hartwig horchte durch all diesen Lärm hindurch . . .

Endlich vernahm er einen schweren Seufzer.

Er wagte nicht, sich zu rühren. Er wartete. Da sah er, daß die Frau frierend zusammenschrak, sich noch einen Augenblick zu besinnen schien und dann mit ein paar Schritten, sich dem Wind entgegenwerfend, die nächste Tür erreichte, die ins Schiff hineinführte.

Als er sich traute, in diese selbe Tür einzutreten und die hinter ihrer Schwelle hinunterführende Treppe hinabzusteigen, war drinnen in dem Kanal des langen Hauptdeckkorridors, auf den all die gleichförmigen Kabinentüren und Seitenkorridore mündeten, keine Spur mehr von Margritt zu sehen.

Er kam in seine eigne Koje, und als er dort wie zerschlagen auf der schmalen roten Samtbank unter dem Ochsenaugenfenster saß und den kurzen, eiligen Pulsschlag des Schiffsmaschinenherzens leise beben fühlte, bemerkte er erst, daß er noch immer die schweren Decken über seinem Arme und das Reclambändchen in der Faust hatte.

Und kaum daß er der Last inne wurde, fühlte er auch, daß sein Arm ihm fast lahm davon war.

Er knüllte und drückte die Decken neben sich auf die Bank.

Er dachte nicht daran, daß er sie ja sofort ihren Eigentümern hinschicken könne.

Er dachte nur immer dies eine, in einem wunderlichen Gemisch von Schmerz und Freude:

„Sie kann vielleicht einen Freund brauchen — mich vielleicht — gerade mich —"

Ihm war plötzlich ein Lebenszweck geschenkt.

Als er sich entkleidete, fiel sein Blick auf den orangefarbenen Fleck, den das kleine Buch oben auf dem Faltengehäuf der rehfarbenen Decken bildete.

Es war dasselbe Buch, das Hartwig in den Händen des Mannes gesehen.

Die Begierde zu wissen, was der las, befiel ihn. Er nahm das Bändchen, dem das Hinfallen und Umhergeworfenwerden nicht bekommen war und das kaum noch zusammenhing.

Hartwig sah: es war Max Stirners Werk, „Der Einzige und sein Eigentum".

‚Ein Buch, eines nur, sagt nichts aus,' dachte er. ‚Der Zufall kann es in die Hand gegeben haben. Neugier griff danach. Vielleicht gar kritisch ablehnende Meinung. Nein, ein Buch sagt nichts. Man liest viel: zur Vervollständigung von Studien, um Zeitströmungen besser zu verstehen. — Es ist das literarische Interesse, das den Leser antreibt, da und dort eines der dämonischen Worte anzustreichen.

‚Nein, ein Buch sagt nichts aus.

‚Zur bloßen Unterhaltung freilich liest man dieses gerade nicht. Dieses unerhörte, grandiose Verderberbuch . . .

‚Ich hab' es doch auch studiert,' dachte er.

Und während so sein Verstand allerlei vorbrachte, blätterte er mit kalten Fingern in dem gelockerten Büchlein.

Und sein Blick blieb zuletzt an dem Wort hängen, neben dem ein scharfer, dünner Bleistiftstrich fast in das Papier gegraben schien:

„Mir geht nichts über mich."

II

Die Reise war zu Ende. Schwarzgrün, von eilig daherfahrenden Regengüssen überbraust, wogte in großer Bewegung die gewaltige Flut. Der Weststurm peitschte sie der Elbmündung zu, aus der sich ihr in mächtigem Strom die Wasser meerwärts entgegendrängten. Kraft bäumte sich gegen Kraft in wildem Kampf.

Hinter den trüben gläsernen Scheiben des Regens stand kaum erkennbar vor dem zinnfarbenen Himmel der klotzige Kirchturm der Insel Neuwerk wie ein kleiner, aufrecht schwimmender Stöpsel. Die beständig sich verändernden Linien der Riesenwogen, die ihn unmittelbar zu umbranden schienen, riefen für die Augen, die vom Bord des Dampfers aus zu ihm hinüberspähten, die Täuschung hervor, als tauche er bald hinab und bald empor.

Gerade oberhalb der Kirchturmspitze ging am Horizont ein blaßgrauer Querstrich hin. Der zog einem Grenzwall gleich sich entlang zwischen dem unruhvollen Schwall der grüngeströmten schwarzen Wasser und dem jagenden Durcheinander düsteren Gewölks.

Es war die Küste, die, von schwerem Wetter mißhandelt, duldend, matt und bleich auf ihre unruhevolle Nachbarin hinaussah, deren Aufregung sie keine Felsenstirn zu zeigen hatte.

Die ganze Luft war von einer zudringlichen Feuchtigkeit erfüllt. Sie legte ihre großen Tücher um die Schultern der Menschen. Sie wischte mit fatalen, klammen Händen über ihre Gesichter. Sie schlich sich mit den Atemzügen in die Brust hinein. Alle Gegenstände bestrich sie und machte sie glitscherig und kalt. Sie schlug sich auf dem Estrich nieder und malte alle Farben wasserblank.

Sie kroch hinein in das Schiff und machte sich da so breit, daß alles Behagen erstarb. Und sie war es auch, die den letzten Vorbereitungen zur bevorstehenden Ausschiffung alle Freudigkeit nahm. Es war unter Deck ein erregtes Hasten, ein Durcheinander von laufenden Schritten und

ungeduldigen Rufen. Die Sorge um ihr Gepäck machte die Passagiere gereizt. Aller Jubel auf das Wiedersehen der alten Heimat und alle Spannung auf die neuen Eindrücke waren bei Deutschen wie bei Amerikanern einer gewissen Erbitterung gewichen über diese Ungunst des Himmels.

Frau Margritt Alveston saß in ihren Mantel und in eine der rehfarbenen Decken eingewickelt auf eben jenem Platz, wo sie sich am zweiten Abend der Fahrt mit ihrem Jugendbekannten ausgesprochen hatte. Das Schiff stampfte sich so schwer gegen den ausgehenden Strom vorwärts, trotzdem die heulenden Westböen es zu schieben schienen, daß ihr wieder jene flaue, öde Schwäche oberhalb der Nasenwurzel fühlbar geworden war, die sie als Vorboten des Elends kannte. Ihr Mann schickte sie sofort an Deck und sagte ihr, daß er auf alle Sachen ein Auge haben und alles besorgen werde.

Die rauhe Luft, durch die in schrägen kristallenen Linien schwere Tropfen niedersausten, erfrischte sie körperlich sofort. Aber ihr Gemüt blieb still und gedrückt. Ihr war, als sei sie nun schon um eine der heißen Freuden, die sie erwartet hatte, betrogen.

Es war doch Sommer. Man hätte ihn doch fühlen müssen. Margritt wußte ganz gut: er braucht keine Kränze und nicht das Laub der Wälder und das Grün und Gelb der Gelände. Man erkennt sein lachendes Wesen auch draußen auf den Fluten der Meere, wenn der Himmel höher und blauer scheint, wenn die Wogen weißer schäumen und wenn mit kühn überliegenden geblähten Segeln Jachten mutig sich weit hinaus wagen, in scharfer Fahrt vorm Winde dahinrauschend.

Nun gärte das Wasser schwer und drohend. Die Luft war verdunkelt von den schwarzen Wolken, die, sich niedrig unterm Himmel entlang wälzend, mit dem Schiff nach dem Festland reisen zu wollen schienen.

Und auf die flache Küste sanken die vom Sturm zerfetzten Schleier des Regens hernieder.

Und es war, als sänke mit ihnen aller Mut.

So, furchtsam in den grauen, wilden Tag hinausstarrend, fand Hartwig die junge Frau, als er sie suchte, um für jetzt Abschied von ihr zu nehmen. Ihm selbst war das ganze Wesen schwer. Dieser Regensturm zerpeitschte auch ihm das bißchen halb freudige, halb wehmütige Wiederkehrsensation.

„O, es ist ja noch kein Abschied. Fahren Sie nicht mit uns im gleichen Coupé von Kuxhaven nach Hamburg?"

„Nein."

‚Er weicht, wo er kann, dem Zusammensein mit Mark aus,' dachte Margritt. Sie glaubte, es sei ein wenig die unbewußte Eifersucht des Verschmähten.

„Aber wir werden uns in Hamburg sehen?"

„Ich hoffe es," sprach er.

„Sind wir bald da?"

„In einer halben Stunde etwa. Wir legen am Pier an."

Sie sahen wieder hinaus in die gewaltige Bewegung der hundertfältigen grauen Farbentöne.

Margritt dachte darüber nach, daß nicht nur Hartwig ihrem Mann ausgewichen war — bei Tisch vermied er es fast, sich an der Unterhaltung zu beteiligen —, sondern daß auch Mark seinerseits gar kein Interesse für diesen Jugendbekannten seiner Frau gezeigt. Er hatte am Tage, nachdem Mallinger ihm vorgestellt worden war, gefragt: „Was ist das für ein Mensch?"

Da antwortete sie: „Ein kränklicher junger Privatgelehrter, der seiner Gesundheit lebt und immer nicht dazu kommt, ein philosophisches Werk, das er herausgeben will, fertig zu schreiben."

„Vermögend?" fragte er rasch mit lebhaftem Aufblick.

„Ich glaube nicht," sagte sie und dachte dann gleich: ‚Gott, das weiß ich ja gar nicht. Er muß doch wohl vermögend sein.'

Aber sie schwieg. Es war ja so gleichgültig. Es war auch im Grunde gleichgültig, daß Mark und Hartwig einander fernblieben.

Es lag nicht viel an dem allen. Hartwig war nur eine Nebenperson in ihrem Leben. Sie hatte Mitleid mit ihm. Er war zuverlässig. Man konnte unbedenklich alle Stimmungen zu ihm aussprechen. Das tat manchmal wohl. Und so hatte sie unversehens in diesen Tagen doch ein Freundschaftsgefühl für ihn bekommen. Aber so sehr war es auf eine unbestimmte weibliche Dankempfindung aufgebaut, daß es nicht einmal die Grenzen ihrer Liebe zu ihrem Manne beunruhigt und ganz und gar nichts mit ihrem eigentlichen Lebensinhalt zu tun zu haben schien.

Ueber dies alles sann sie flüchtig nach. Und dann dachte sie im voraus an das Wiedersehen mit den Ihrigen, davon nur noch wenige Stunden sie trennten.

Ob es denen zu Hause wohl auch so war, als wasche dieser Regen allen Glanz von dem Ereignis?

Margritt hätte das Heim ihrer Jugend so gern im Sonnenschein wiedergesehen. Sie erinnerte sich nur zu wohl, daß es dessen bedurfte, daß der grüne Garten hinterm Deich voll schwerer Melancholien schien, wenn der Himmel droben still und grau stand. Sie wußte noch, wie altmodisch das Haus war und wie es ihrer jungen Phantasie einst oft vorgekommen, als habe es ein vergrämtes Gesicht, wie ein Mensch mit zuviel Erinnerungen, der nichts Frohes mehr erwartet. Auch ärgerte sie sich als Halbwüchsige oft, daß ihr altes Familienhaus so weit draußen in einer Gegend stand, in welcher „man nicht wohnte", daß ihr Vater aber hartnäckig an dem Besitz festhielt, der für ihn durch Ueberlieferungen heilig war.

Aber in New York, wenn sie in den geradezu ungeheuerlichen Einsamkeiten der Riesenstadt sich zerängstigte und inmitten einer von Hunderten bewohnten Kaserne und des nie ersterbenden Lärms in Verlassenheit schwer an den monoton hinschleichenden Stunden trug, begriff sie erst, wie schön es sei, ein Heim mit einem eignen Charakter zu haben.

Wenn starre Sommerglut staubig und trocken über New York lag und der Himmel einer Milchglasscheibe glich, dann hatte Margritt sich immer lechzend nach dem kühlen Schatten unter den Großväterbäumen des Gartens gesehnt und nach der etwas schweren, feuchten Luft, die nach Wasser roch.

Wie schade nun dies Wetter! Dann kam aus den zu sehr ineinander verfilzten, tiefen Gebüschen des Gartens ein Hauch von moosigem Moder. Die Wipfel der Ulmen wogten und rauschten, auf dem Kiesplatz unter ihnen zwischen den Stämmen war es dann schaurig. Die graue Front des Hauses schien wie begossen. Von den unteren Ecken der Fenster liefen kleine Regen- und Staubspuren herab wie Gramfalten von Mundwinkeln. Das schwarzblaue Barockdach glänzte wasserblank. Und das rote Tuch an der Fahnenstange auf dem Dachfirst war ein nasser Lappen.

Ja, so mußte es heute aussehen.

Wie schade, wie schade!

Keine Festesstimmung draußen. Ob drinnen?

‚Ihr seid willkommen,‘ hatte der Vater knapp geschrieben.

Aber Daniela gab zu diesem kurzen Wort noch allerlei Kommentare: wie man's dem Vater doch anmerke, daß er sich freue und hier und da ein Wort fallen lasse, das verrate, wie er, ohne es sich vielleicht selbst klarzumachen, anfange, stolz auf den Schwiegersohn zu werden. Sie, Margritt, dürfe dem Zusammentreffen mit der glücklichsten Zuversicht entgegensehen.

Es war überhaupt drollig: Daniela schlug ein bißchen einen Tröster- und Protektorton an gegen die Schwester. Gegen sie, die einst mit der wichtigen Erzieherstrenge, die ältere Schwestern Backfischen gegenüber haben, Daniela noch mit Vorträgen über Wohlverhalten in Dingen der Ordnung und des Betragens angeärgert hatte.

Nun, das lag in den Verhältnissen. Daniela war jetzt erwachsen, lebte mit dem Vater zusammen, auf den sie den üblichen Einfluß zu haben schien, der dem jüngsten Kinde, das am längsten im Elternhaus bleibt, meist wie von selbst zufällt. Es erlebt ja auch zuweilen den Abstieg der Eltern von ihrer Mittagshöhe und ist weniger der Gegenstand ihrer erzieherischen Energien.

Margritt mußte nun in sich hineinlächeln, als ihre Gedanken bis hierher gekommen waren. Sie fühlte wohl: sie hatte sich ihrerseits auch geradezu brieflich ein wenig unter Danielas Schutz gestellt. Das war alles so natürlich gekommen.

Wie sich das nun wohl im persönlichen Verkehr gestalten würde?!

Sie blickte zu dem Freund empor, der still neben ihr stand und zu dem überregneten Küstenstreifen hinübersah, der nun Steuerbord voraus immer deutlicher heranwuchs.

„Haben Sie noch den Brief Ihres Freundes Wallrode?“ fragte sie. „Darf ich ihn noch einmal lesen?“

Ja, so unmittelbar vor dem Wiedersehen... Ihr schien, der ganze Inhalt des Briefes sei ihr doch nicht mehr gegenwärtig und könne ihr nun zu allerlei Sicherheiten verhelfen.

Hartwig trug ihn zwischen andern Papieren noch in der Brusttasche und suchte ihn gehorsam heraus. Er hatte Margritt längst erklären müssen, wer sein Freund Maximilian Wallrode sei: ein Korpsbruder von ihm, der sich vor ein paar Jahren in Hamburg als Rechtsanwalt niedergelassen hatte, ein klarer, gerader, etwas unbiegsamer Mann. Und die junge Frau hatte aus seinen vielleicht von Vorliebe gefärbten Schilderungen schon die Ansicht gewonnen, daß es ein Glück für ihre Schwester Daniela bedeuten müsse, die Gattin eines solchen Mannes zu werden.

Nun las sie mit sehr gesammelter Aufmerksamkeit: „Mein alter Hartwig, Du hast mich überrascht. Aber ich freue mich Deines Entschlusses. Du hast so merkwürdig wenig von einer neuen und interessanten Umwelt, stellst zwischen ihr und Dir gar keine Wechselwirkungen her, lebst immer in Dich hinein. Da ist es denn auch am besten, Du kehrst in die Heimat zurück, wenn deine Gesundheit es jetzt erlaubt. Ich nehme wenigstens an, daß sie es erlaubt, und beglückwünsche Dich. So war der zweijährige Aufenthalt in Kalifornien doch kein vergeblich gebrachtes Opfer.

Du fragst, wie Du mich wohl wiederfändest. Dir in unveränderter Freundschaft gesonnen. Sonst? Mein Lebensgang ist auf dem normalen Weg weitergekommen. Ich habe eine ganz gute Praxis. Zwar die etwas mühselige Kleinpraxis des Anwalts, der sich der ganz großen Oeffentlichkeit noch nicht hat bekannt machen können. Ein sensationeller Fall, mir vom Glückswind zugeweht, vermöchte mich in die erste Reihe der großen Rechtsanwälte zu bringen. (Man bildet sich natürlich ein, daß man dahin gehört.) Aber immerhin: was ich habe, ernährt den Mann. Würde auch die Frau ernähren, wenn eine da wäre.

Nicht, daß ich keine möchte oder keine für mich sähe!

Aber ob sie mich wollen wird und ob ich klug handelte, diese Frage mir und ihr schon zu stellen, das ist's, was mich beschäftigt. Ich sage ‚mir und ihr‘. ‚Der Esel voran,‘ schrien wir

einander als Jungens zu, wenn bei einem von uns das liebe Ich zuerst kam.

Hier, meine ich, liegt es so: ehe der Mann sich selbst diese Frage nicht mit unbedingter Klarheit günstig zu beantworten vermag, darf er dem Mädchen gar nicht kommen. Sich einen Korb holen ist hart; aber es ist auch sehr peinlich, ein Mädchen in die Lage zu bringen, daß sie einen Korb austeilen muß.

Dies ist keine kaltblütige Strategie, als die sie Dir erscheinen könnte.

Es ist Vorsicht, die ich in diesem besonderen Fall ihr und mir schulde.

Denn sie ist auch ein besonderes Wesen. (Natürlich! denkst Du. In der Tat, sage ich.) Und auch für nicht in sie Verliebte.

Daß Du mich gewissermaßen zu ihr geführt hast, wird Dich wahrscheinlich zum Parteigänger meiner Wünsche machen. So sind wir ja nun mal. Immer geneigt, einen Bau zweckmäßig zu finden, bei dessen Grundsteinlegung wir die Kelle in der Hand haben durften.

Trotz den mannigfachen gesellschaftlichen Beziehungen, die ich hatte, wolltest Du mich partout noch in den Dunstkreis eines gemütlichen Teetopfes bringen. Und Deine gute Freundin, Fräulein Hanna Engelbert, welche die erste aufrichtige alte Jungfer ist, die ich kennen lernte, denn sie beklagt es alle Tage, daß sie keinen Mann bekam — sie also hat mich an ihren Teetopf und ihr Herz angegliedert.

Da fand ich auch Daniela Engelbert vor, ihre Nichte.

Sie ist ein schönes Mädchen, von jenem Wuchs, den man elegant nennt, weil es bißchen pathetisch klingt, wenn man ihn als ‚schlank und hoch' bezeichnet. Ihre Züge sind nicht ganz regelmäßig, aber ungemein ausdrucksvoll. Und Augen hat sie! Augen! Von jenem Graubraun, in dem zuweilen grüne Pünktchen zu glitzern scheinen und die immer glänzen von lebhafter Teilnahme an allem, was sie sehen. Das ist ja sehr gefährlich, denn man ist immer in Versuchung, diesen Glanz etwas auf sich zu beziehen. Sie hat dunkelblondes Haar, das sie nach meinem Geschmack ein bißchen allzu modisch trägt.

Was für ein Leben in ihrem Munde, um ihre Lippen ist, kann ich Dir aber nicht beschreiben. Wenn sie lächelt, scheint er größer, sinnlicher zu werden. Wenn sie schweigt, ist ein kluger Ausdruck um seine schönen Linien. All ihr Temperament, all ihre Unfertigkeiten, ihr ganzes Gedankenleben scheint mir sich in ihrer unteren Gesichtspartie noch mehr als in ihren herrlichen Augen auszudrücken.

Ich glaube, sie fühlt starke Intelligenzen in sich, und da sie zugleich viel Phantasie und Feuer hat, so sind undeutliche Empfindungen in ihr, als sei ihr ein erlesenes Schicksal vorbehalten.

Daß ich ihr dies geben kann, bilde ich mir selbst nicht ein. Eine feste Hand und eine tiefe Liebe erscheinen ihr vielleicht als ein Warenhausartikel. Und vielleicht denkt sie, es müsse für sie was Rareres geben.

Möglicherweise bin ich ihr auch zu sehr Arbeits- und Lasttier. Ich muß ja ein bißchen atemlos schuften. Es ist wahr. Aber wer muß das nicht bei uns! Neulich sagte sie: ‚die jungen Engländer und Amerikaner der guten Gesellschaft arbeiten nicht so proletarierhaft, sie haben mehr Zeit für Flirt und Sport.'

Wer ergründet junge Mädchen! Man weiß nie: was ist gedankenlos oder lustig aggressiv hingesagt, was ist hartnäckige und unreife Ueberzeugung. Solche letztere sind ja noch unbeweisbarer und unwiderleglicher wie ein mathematischer Lehrsatz. Der Fermatsche ist dagegen ein Wickelkind.

Zuweilen wieder kommt es mir vor, als wende sich ihr Herz unwillkürlich wie in einer unbewußten Notwendigkeit zu mir. Dann wieder scheint es suchend sich mit der Vorstellung von romantischen Möglichkeiten zu beschäftigen, die irgendwo hinter den Kulissen ihres Lebens auf das Stichwort warten. Und ihre ungeduldige Seele fragt unruhig: wie lautet es?!

So sehe ich sie. So steht es. Wahrscheinlich wirst Du es noch so sehen, wenn Du kommst. Und obgleich Du es dann als Wissender siehst, bitt' ich im voraus: sieh es auch als Schweigender. Ich will nicht beraten und nicht ermutigt und nicht getröstet sein. Aus eignem Erkennen muß ich handeln und still tragen, wenn ich nicht dazu komme, zu handeln.

Depeschiere mir von Cuxhaven. Wenn ich nicht gerade am Gericht zu tun habe, werde ich Dich an der Bahn empfangen. Für alle Fälle depeschiere mir aber gleich das Hotel mit, wo Du abzusteigen gedenkst, damit ich Dich dort alsbald würde aufsuchen können.

Möge das Wort ‚Heimkehr' Dir Glück bedeuten, alter lieber Junge.

Dein Wallrode."

Margritt hatte wieder ein förmliches Vergnügen empfunden, während sie die vielen Blätter Ueberseepapier las, über die, man spürte es förmlich, eine rasch geführte Feder in energischen Zügen Zeile um Zeile nur so hingefahren war.

„Wie bin ich neugierig auf Daniela," sagte sie, den Brief wieder sorgsam in seinen Umschlag steckend, „aber auch auf diesen Mann. Wenn die Sache Tante Hannas Schutz und Wohlwollen hat, werden sie schon zusammenkommen."

Auch ihre eigne Liebe hatte einst Tante Hannas Förderung erfahren, und sie war es gewesen, die ihren Bruder so leidenschaftlich gepeinigt hatte mit der Vorstellung von den möglichen Folgen seines „Nein", daß er sich endlich zu dem frostigen

erbitterten „Ja“ entschloß, das für Margritt den väterlichen Segen zu bedeuten hatte.

Im Moment, wo sie Hartwig den Brief zurückgab, heulte ein Mißton von furchtbarer Kraft klagend in die düstere Luft hinaus. Die hohlen Laute, welche die Schiffssirene ein paarmal hintereinander ausstieß, klangen nach Angst und Not. Der Ton fiel Margritt immer auf die Nerven.

Eine Hand berührte ihre Schulter. Frierend und erschreckt fuhr sie zusammen und lächelte dann gleich. Sie hatte über den drei, vier dunkeln langgezogenen Klagerufen ihres Mannes Herantreten nicht gehört.

„Es ist alles fertig,“ sagte er, „aber bis man angelegt hat und der Arzt an Bord war, kann man sich noch in Geduld fassen.“

„Ich danke dir,“ sprach sie und griff nach seiner Hand, als wolle sie dieselbe streicheln, „so viel Mühe hast du mit dem Gepäck gehabt.“

„Aber Kind, das versteht sich doch von selbst! Ich werde doch eine Dame sich nicht so plagen lassen. Margritt wird nie die Demut der deutschen Frau los,“ wandte er sich lächelnd an Hartwig, „bei uns ist die Frau nicht die Dienerin des Mannes, sie ist sein Schmuck, das müssen Sie doch auch beobachtet haben.“

„Ich glaube beobachtet zu haben, daß in allen Kulturländern der Geist einer wahrhaft glücklichen Ehe der gleiche ist: der gegenseitiger Opferbereitschaft und Treue. Im übrigen handelt es sich bei den scheinbaren Verschiedenheiten der Stellung der Frauen wohl nur um Nuancen.“

‚Komischer Kerl. Sagt alles immer so wichtig und belehrsam,‘ dachte Mark Alveston.

Er stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, die Arme verschränkt, neben dem Stuhl seiner Frau.

„Denke dir,“ erzählte Margritt, lebhaft zu ihm emporsehend, „Daniela bildet sich ein, die jungen Herren in Amerika und in England brauchten nicht so viel zu arbeiten wie die in Deutschland.“

„Die Engländer sind schon ein Herrenvolk. Die Männer der oberen Klassen lassen für sich arbeiten, führen ein seigneurales Dasein. Wir sind noch nicht so weit. Daniela läßt sich täuschen durch die jungen Amerikaner, die sie in Europa müßig gehen sieht. Es ist nur Ferienmüßiggang. Daheim arbeiten sie alle wie Maschinen — rastlos, rastlos vom Morgen bis zum Abend. Aber ich hoffe, in ein paar Dezennien sind wir aus diesem Stadium heraus. Vielleicht, ich hoffe so, werden deine Jungens schon andre für sich arbeiten lassen können. Aber bis man angekommen ist! Harte Sache. Harte Sache,“ sagte Alveston in sehr gelassener Haltung.

„Ein merkwürdiges Ziel aller Arbeit: die eine Generation plagt sich, damit die andre es nicht mehr nötig hat,“ bemerkte Hartwig.

„Kein Ziel. Folge, lieber Herr, nur Folge, die sich ergibt. Ziel ist: man will selbst in die Genüsse der herrschenden Stellung gelangen. Wollt ihr denn was andres? Dies ist, was jeder will. Nur ihr fangt es so töricht an. Bei euch ist mehr Arbeits- als Direktionstalent. Und dann: während ihr keuchend vorwärts strebt, haltet ihr humane Reden und gebt acht, daß ihr euern Nebenmann nicht anstoßt. Wo ihr besser euern Atem und eure Achtsamkeit für euern eignen Weg verbrauchen solltet.“

„Das ist schon wahr: wir erfüllen auch das Erwerbsleben mit ethischem Gehalt. Dies allein gewährleistet die Gesundheit der volkswirtschaftlichen Entwicklung. Eine selbstverständliche Anschauung, die auch euer großer Präsident offenbar teilt.“

„Womit Roosevelt der Zeit zu sehr voraus ist,“ antwortete Mark Alveston temperamentvoll. „Und das fühlt er auch ganz gut. Seine Bücher sind wie Mahnrufe. Man braucht ein Werk wie ‚The ideal American‘ oder ‚The Conquest of the West‘ und wie sie alle heißen, nicht zu schreiben, wenn das Volk es nicht mehr nötig hat, daß man ihm noch Moral empfiehlt. Ist das logisch, lieber Herr? Ich sag' Ihnen: wir befinden uns noch teilweise in jener ungeheuern Bewegung, wo der Intelligente die Pflicht hat — ich sage: die Pflicht, lieber Herr! —, sich nach vorn, nach oben zu drängen, durchaus auf Kosten des Nichtintuitiven, um ihn, den der Allgemeinheit ganz Unnützen, womöglich auszuschalten aus dem Kampf. Und weil dies das Prinzip ist, sind wir auf dem Wege, ein Elitevolk, das erste der Welt, zu werden. Ich brauche doch wohl nicht erst Buckle zu zitieren. Auch er stellt fest, daß sich bei der ersten Ausbildung der Gesellschaft Reichtum ansammeln muß, ehe die Wissenschaft beginnen kann. Er nennt Ansammlung von Reichtum eine soziale Verbesserung. Natürlich sind wir über die frühesten Stufen der Ausbildung der Gesellschaft längst hinaus. Sind aber doch noch auf einer frühen. Dreihundert Jahre sind kein Reifealter. Ich kann nicht mehr als einen Uebergangszustand anerkennen. Die Gärung ist noch nicht beendet, die Gesellschaft noch nicht sicher fundiert. Wer Fähigkeiten in sich fühlt, bedarf noch seiner Ellbogenkraft und kann nicht wie bei euch beschaulich und begnügsam warten, ob das schematische Aufrücken in seinem Beruf ihn einmal an die Spitze bringt. Ihr kennt ‚Vordermänner‘, ‚Nebenmänner‘. Bei uns heißt es: Ich kenne nur mich.“

‚Nun ist er bei seinem Lieblingsthema,‘ dachte Margritt, die immer wie von einer ihr selbst unerklärlichen Unruhe befreit war, wenn ihr Mann sich gut zu unterhalten schien. Schien er es nicht, kam sie sich schuldig vor.

Hartwig dachte gewissenhaft nach, ob dieser Mark Alveston auch im richtigen Zusammenhang



Ein Frühlingstag

Nach einem Gemälde von Paul Hey


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Buckle zitiert habe oder ob die Zitate umgebogen worden seien, um in Alvestons Behauptungen hineinzupassen. Um aber nicht stumm zu bleiben, sagte er:

„Das ist Kampf aller gegen alle."

„Fassen Sie denn das Leben als etwas andres auf? Ueber der Pforte unsrer Zeit steht: Verwerte dich."

„Nun zitieren Sie Stirner," meinte Hartwig.

„Freilich. Man kann ihn geradezu den Philosophen des Amerikanismus nennen. Kühn und klar wie er denkt."

„O nein," sagte Hartwig mit heißem Kopf, „nur den einer gewissen Strömung dort, den eurer Trustleute mit der kapitalistischen Tendenz. Wenn das Stirnersche Wort: ‚Wozu ich die Macht habe, habe ich das Recht' wirklich den Geist des Amerikanismus ausdrückte, wäre der Staat auf dem Rückweg zum Sklavenstaat, und es würde bald bei Ihnen sein, wie es einst in Indien war: es gäbe nur Nabobs und Parias."

„Wer weiß, ob das nicht immer der der Menschheit gemäßeste Zustand wäre," meinte Alveston lächelnd, und Hartwig wußte nicht, ob er spaßte oder ernsthaft stritt. „Uebrigens, wenn jemand mit Stirner das sagt: ‚Wozu ich die Macht habe, habe ich das Recht. Ich entscheide, ob es mir das Rechte ist', dann muß er sich auch erinnern, daß Stirner fortfährt: ‚Möglich, daß es darum den andern noch nicht recht ist; das ist ihre Angelegenheit. Nicht meine. Mögen sie sich wehren.' Aus dem Sichverwerten und dem Sichwehren besteht ja schließlich das ganze Dasein."

Margritt sah Hartwig mit dem deutlichen Ausdruck einer Frau an, die stolz auf ihren Mann ist, für den sie Beifall sucht.

Hartwig wußte ja ganz gut: man streitet über Theorien. Das sind alles nur Redensarten. Wortgeräusch. Aber was dieser Mann sagte, reizte ihn immer. Die letzten Aeußerungen mehr als alles, was er bisher von ihm gehört. Vielleicht besonders, weil er es immer wieder spürte: Margritt war wie geblendet von ihrem Mann; er schien eine förmliche Suggestion auf sie auszuüben, so ganz hing sie von den wechselnden Lichtern seines Wesens ab.

Er wollte etwas entgegnen, aber weil er nicht so unbedenklich und spielerisch mit den Worten umzugehen wußte, auch etwas von Inhalt zu sagen wünschte, dachte er ein paar Sekunden schwerfällig nach.

Darüber kam er zu gar keiner Erwiderung mehr, denn die Sirene stieß einen neuen Heulton in den Regen.

Der Dampfer hatte inzwischen mit Vorsicht seinen ungeheuern Körper näher ans Land und endlich an den Pier geschoben. Er schien seines Stolzes beraubt. Er ließ mit sich herumhantieren wie ein Hilfloser, der sich in einer ihm nicht gemäßen Lage befindet. Hinten an seinem Kiel strudelten weißschäumige Wasserwirbel.

Die nasse Luft war von tausend Lärmtönen erfüllt. Die Blechfanfaren, mit denen die Musikstewards das Heimatsufer anbliesen, zitterten eindringlich daher. Laute Kommandorufe pochten auf.

Man konnte wirklich kein Gespräch weiterführen. Margritt erhob sich.

„Adieu," sagte sie, „adieu und auf Wiedersehen!"

„Noch nicht adieu . . . es dauert noch lange, bis man von Bord kann."

Aber Hartwig fand doch keine Gelegenheit mehr, sich zu Margritt Alveston zu gesellen. Er ging nun, um nach seinem Handgepäck zu sehen.

Nachher bemerkte er Margritt inmitten der Gruppe von Herren, die ihre Tischgenossen gewesen waren. Auch Mark Alveston sah er noch einmal von fern. Der verabschiedete sich gerade von der imposanten Sängerin. Sie war eng in einen hellen Regenmantel geknöpft, hatte einen kokett-einfachen Strohhut auf und lächelte den Mann zärtlich an. Er führte ihre weiße, fleischige, mit sehr vielen Ringen geschmückte Hand langsam, merkwürdig, bedeutungsvoll langsam an die Lippen.

Dann begann auch schon die Menge von Bord zu strömen und sich der nahen Eisenbahnhalle der Hamburg-Amerika-Linie zuzuschieben. Regenschirm stieß an Regenschirm. Es war wie ein Stückwerk von dunkeln Dächern. Und darunter wehten Schleier, und Hände hielten Hutränder fest.

Der Regen sauste vor dem Wind her und klatschte den Drängenden gegen die Seite.

So kämpfte sich jeder dem bißchen Behagen entgegen, das man dann erst im Zuge wiederfand.

Der eilte durch das verschlammte Land. Er ließ die brausenden, schwarzgrün geströmten Wasser und die düsteren Wolkenfetzen hinter sich, schien ihnen zu entlaufen, einem helleren Horizont entgegenzurasen.

Im Zuge war es lebhaft. Das Gefühl, auf festem Lande, dem nächsten Ziel sehr nah zu sein, erhöhte allen Reisenden offenbar die Lebensempfindung.

Hartwig hatte beobachtet, daß er in demselben Wagen mit den Alveston saß. Aber er wollte gar nicht mehr mit Margritt sprechen, nein, er wollte nicht.

Aus der Stimmung, die unverkennbar im Zuge herrschte, wirkte etwas auf ihn hinüber, das ihn erbitterte und bedrückte. Er empfand, daß gewiß auch Margritt sich in so erhöhten Erwartungsgefühlen der Stunde hingäbe, und dachte, daß im tiefsten Grunde er selbst es sei, der diese

Gefühle inniger verstehe und teilen würde mit ihr, als ihr Gatte.

Er machte sich nichts vor: sie liebte diesen ihren Gatten! Das hatte er ja beobachten und erkennen müssen.

Aber sie war nicht sorglos glücklich in ihrer Ehe. Das hatte er auch erkannt.

Litt sie vielleicht unter Eifersuchtsanwandlungen? Witterte sie hinter der geschmacklosen und merkwürdig unverhüllt begehrlichen Art, in welcher Alveston sich mit der Sängerin beschäftigte, ernstliche Treulosigkeiten?

Oder gab es in dieser Ehe noch andre Geheimnisse?

‚Ich werde es eines Tages wissen,‘ dachte Hartwig entschlossen und drohend.

Die Stunden rannen langsam. Der Himmel ward heller, der Wind riß seine graue Decke in große Stücke, so daß blaue, bizarre Streifen sichtbar wurden, wie zwischen zerberstenden Eisschollen willkürliche und sich immer verändernde Wasserbänder erscheinen.

Der Zug brauste durch den Harburger Bahnhof und zwischen den Gitterwänden der großen Elbbrücke hin. Er fauchte durch das grüne, tiefe Marschland der Insel Wilhelmsburg. Die Vorposten der großen Stadt erschienen. Gebäudekomplexe, aus deren Mitte die dünnen, kahlen Rundsäulen der Schornsteine ragten, oben aus ihrem Munde gewölkten grauen Atem ausstoßend, den der Wind gleich an sich riß. Nüchterne Häuserreihen, Fragmente künftiger Stadtteile erhoben sich unvermittelt aus Wiesengründen an ganz neuen Straßenzeilen, die hell und frisch gleich nicht dahingehörigen Tressen auf dem alten Gewand der Mutter Erde hafteten. Dann sah man in die zusammengedrängten Gassen eines häßlichen, kohlenüberstaubten, älteren Vororts hinein. Und abermals glitten die tausend sich überschneidenden Linien eines Brückengitterwerks an den Wagenfenstern vorüber. Tief drunten aber in düsterer Ockerfarbe strömte mit mächtigem Schwall die Elbe.

Langsamer ward die Fahrt; zwischen stummen und leeren Wagen, die vom Verkehr auszuschlafen schienen und rechts und links die Geleise besetzten wie Reservetruppen, glitt vorsichtig der Zug hinein in den Hannoverschen Bahnhof.

Hartwig stand im Korridor seines Wagens und sah hinaus. Er entdeckte noch nichts von seinem Freunde. Vielleicht übersah er ihn in der Menge. Der Bahnsteig war so voll von Menschen. Die einen liefen neben Wagen entlang, in denen sie Erwartete sahen. Andre blickten suchend umher, alle hinderten einander. Winkende Hände erhoben sich.

Nur für ihn keine . . .

Er blieb als letzter im Korridor und sah vom Fenster aus, wie Margritt weinend in die Arme der Ihrigen sank.

Da stand der alte Herr Engelbert: immer noch der etwas hagere, aufrechte Mann mit seinem bartlosen, klugen Kopf. Er nahm das Gesicht der Tochter zwischen seine Hände, sah sie an, ernst und seine Rührung gewaltsam bezwingend, und küßte dann ihre Stirn.

Da war auch Tante Hanna, seine Schwester, in all ihrer fröhlichen Lebensenergie, mit ihrem merkwürdigen Widdergesicht. Sie hatte so große, ovale Braunaugen, die ein wenig schräg standen, und eine lange Nase, die mit sehr geradem Profil doch zu dicht ans Gesicht gedrückt schien und durch große Nüstern auffiel. Da nun auch ihr Mund nicht eben klein war, bei sehr schmaler Oberlippe, so drängte sich diese Widderverwandtschaft der Züge jedem auf.

Temperamentvoll und glückselig umarmte Tante Hanna die Nichte und ließ sich vom Neffen die Hände küssen.

Zuletzt erst fiel Margritt ihrer Schwester um den Hals.

‚Ja,‘ dachte Hartwig, ‚die ist schön geworden . . .‘

Wallrodes Beschreibung schien zu stimmen.

Die Schwestern rissen sich aus ihrer kurzen und leidenschaftlichen Umarmung und trockneten sich mit raschen Gebärden die Tränen. Während Margritt sich wieder ihrem Vater zuwandte, begrüßte Mark Alveston seine junge Schwägerin. Er schien von ihrem Anblick fast betroffen und sagte offenbar lächelnd etwas sehr Schmeichelhaftes. Denn Hartwig sah, daß Daniela errötete.

In diesem Augenblick kam der große blonde Rechtsanwalt Wallrode in Sicht. Er schritt sehr eilig die Wagenreihe entlang, aus der noch immer Gepäckstücke gereicht wurden und einzelne Reisende stiegen. Fräulein Hanna Engelbert erwischte ihn und begrüßte ihn mit Intimität. Er verbeugte sich ein wenig zu befangen-respektvoll vor Daniela — ‚mit der Unfreiheit der Liebenden‘, dachte der Beobachter hinter dem Fenster —, wurde rasch vorgestellt und schien etwas zu fragen. Margritt deutete auf den Wagen zurück, den sie vor zwei Minuten verlassen hatte. Darauf sah Wallrode freudig und suchend nach den Fenstern, und auch Fräulein Hanna machte eine Bewegung der angenehmsten Ueberraschung.

Hinter dem Glase winkte Hartwig, schleppte an seinem schweren Handkoffer und traf dann mit Wallrode zusammen. Die erste Umarmung wurde ein wenig behindert durch das Gepäckstück, gegen das Hartwig mit den Knien stieß, und der Freund mußte es dem immer etwas Hilflosen erst aus der Hand nehmen, ehe man sich recht begrüßen konnte.

Es wäre aber Fräulein Hanna ganz unmöglich gewesen, einen lieben Bekannten, den sie auch einmal begönnert hatte, unangeredet zu lassen. Während ihr Bruder mit seiner ältesten Tochter

und Mark Alveston mit Daniela nun dem Ausgang der Halle zuschritten, wartete sie ab, bis Wallrode und Mallinger sich erst einmal angeguckt und nach Freundesart wohlwollend und zustimmend einander auf den Rücken geklopft hatten, als wollten sie sagen: „Na, da bist du ja — und noch der alte famose Kerl . . .“ Dann trat sie rasch und rauschend und stattlich heran und streckte Mallinger beide Hände entgegen.

„Doktor Mallinger! Lieber Freund! Nein, so etwas! Und wie ich mich freue! Bleiben Sie in Hamburg? Natürlich, Sie bleiben! Wir lassen Sie nicht fort. Und Sie kommen zu mir, bald, so oft Sie wollen. Bei mir hat sich nichts verändert, gar nichts. Weder die Gesinnungen noch das Vergnügen daran, sie beweisen zu dürfen. Also ja — auf Wiedersehen.“

Der Rechtsanwalt Wallrode, obgleich er zurzeit ihr erklärter Liebling war, bekam für heute nur ein etwas flüchtiges Kopfnicken. Als Hartwig dankbar alles versprochen hatte, eilte sie davon, den Ihren nach.

Diese Lebhaftigkeit war Hartwig entgegengeflutet wie eine Wärmewelle. Er wußte ja: es war echt.

„Das hat mich nun gefreut,“ sagte er.

Sie gingen zusammen jetzt endlich auch dem Ausgang zu.

„Ja, Tante Hanna ist ein köstlicher Mensch. Es ist ein Vergnügen, ihr Schützling zu sein. Sie vergißt aber auch nie über dem, der gerade vor ihr im Glanz aller denkbaren Männertugenden steht — im Moment sieht sie mich als Numeroeinsmenschen —, nein, sie vergißt darüber nie die, für die sie früher geschwärmt und sich aufgeopfert hat. Und diese Frische, diese Naivität, mit der sie selbst von ihren zärtlichen Talenten spricht und sie in Freundschaftsekstasen auslebt! Nur ganz selten kommt's einem zum Bewußtsein, daß da eine melancholische Unterströmung ist. Wenn man denkt, wieviel mütterliche, wieviel frauliche Kräfte da ungenutzt versiegen mußten, nur weil es der Natur beliebt hat, diesem ganz und gar weiblichen Wesen ein so geheimnislos, reizlos häßliches Gesicht zu geben.“

‚Er spricht so weitläufig über das alte Fräulein Engelbert, damit ich nicht von dem jungen Fräulein Engelbert anfange,‘ dachte Hartwig.

Am Wagenschlag kam die Frage „wohin“ auf. Hartwig wollte erst in den „Hamburger Hof“ fahren, sich aber alsbald eine Pension suchen, denn es war sein Vorsatz, den Sommer über und vielleicht länger in Hamburg zu bleiben.

„Ich denke, eine Hochstation in der Schweiz war dein Plan,“ sagte der Freund überrascht.

„Ich habe mich anders besonnen,“ erklärte Hartwig kurz. Der Ton, der jede Nachfrage verbieten sollte, ließ von selbst wichtige Gründe für die veränderte Entschließung vermuten.

Wallrode fragte auch nicht. Er hatte längst aus allerlei kleinen Seufzern und Randbemerkungen Tante Hannas erraten, daß Hartwig einst in leidenschaftlicher Schwärmerei Margarete Engelbert ergeben gewesen war. Nun hatte er auf der Ueberfahrt seine Jugendliebe wiedergesehen. Vielleicht waren daraus Gemütszustände entwachsen, die ihm hart zu schaffen machten. Vielleicht hatte sich's erwiesen, daß diese Liebe doch wie eine Palimpsestschrift war, die scheinbar verlöscht, von vielen neuen Zügen überschrieben, dennoch wieder zum Vorschein kommt, wenn das rechte Reagens sie berührt. Und er war nun zu schwach, um sich aus der Umwelt der geliebten Frau ganz zu entfernen, war einer von denen, die ihre Qualen lieben, aus ihrer Hoffnungslosigkeit einen Lebensinhalt machen, so im letzten Grunde das Verneinende in ein Bejahendes verwandelnd. Nun, jeder muß sehen, wie er mit sich fertig wird. Und Hartwig wäre ja nicht der erste, dem eine unglückliche Liebe ein Surrogat für eine glückliche bedeutet hätte.

Aber er wollte natürlich nicht daran rühren. Und weil sie nun bestrebt waren, einander von gewissen Fragen fernzuhalten, klammerten sie sich ein wenig an das Gespräch über „Tante Hanna“.

Sie fuhren durch die Straßen, deren unruhevolles Leben noch merkwürdig im Eindruck gesteigert schien, weil die Beleuchtung von krassem Wechsel war. Breit und milde lag zuweilen Sonnenschein auf dem Fahrdamm und wärmte die Hausmauern. Dann auf einmal zuckte er fort, und wie Vorspiel nahenden Unheils fielen düstere Schatten hinein in die Stadt. Die jagende Unrast der Wolken am Himmel spiegelte sich auch in den Fluten wieder. Bald glitzerten sie großschuppig von tausend gelbsilbernen Brennpunkten auf den metallisch glänzenden gelbbraunen Wogen, bald schienen sie schwärzlich, kalt, drohend. Fern stand, vom Dunst der Hafengeschäftigkeit umnebelt, der wipfellose Wald der Masten. Das Leben auf der Wasserstraße schnaufte mit eiligen Verkehrsbooten dampfend und pfeifend hin und her. Die Kirchtürme, die sich da und dort, nah und weit, weit weg aus dem Häusergebreite hoben, standen wie hinter dünnem Flor.

Sie kamen ins Hotel. Und es fand sich, daß sich Wallrode Zeit zurechtgelegt hatte, um mit dem Freund speisen zu können.

Hartwig freute sich neidlos an der Erscheinung des andern. Er war nicht geradezu ein schöner Mann. Aber eine klare Sicherheit war in seinem Gesicht. Er hatte offene Züge, männlich und freundlich. Der kleine blonde Schnurrbart war nach englischer Mode geschnitten, das blonde Haar an der Seite gescheitelt. Die bräunlichen Augen blickten rasch, fast scharf, es waren eben Beobachteraugen.

Es schien aber gerade, als müßten sie sich erst wieder ineinander einfügen, aufeinander abstimmen mit der Art ihrer Wesen, ihrer Mitteilsamkeit, ihres Schweigens, ihrer Interessen. Wie man zwei auseinander gefallene Stücke mit den Bruchrändern versucht wieder zusammenzupassen.

Sie spürten ein wenig die Mühseligkeit, die auf einem Wiedersehen nach langer Trennung lasten kann, wenn die erste Aufwallung der Freude abebbt und das Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb der gleichen Umwelt noch nicht hat wach werden können.

Und so kamen sie wieder und wieder auf „Tante Hanna" zurück. Diese hatte über ihren Persönlichkeitswert hinaus ja auch den einen Reiz, daß man, von ihr sprechend, wie von selbst bei den beiden Schwestern war, ohne geradezu sie zu nennen.

Sie saßen einander gegenüber hinter einer der mächtigen Glasscheiben im Restaurant Kempinsky und aßen. Draußen lag im feinen Duft des nahenden Abends das große viereckige Bassin der Binnenalster, und der Verkehr der flinken kleinen Dampfer lief eilig kreuz und quer darüber hin. Auf dem Kai des Jungfernstiegs war es voll von Menschen. Fern schloß die Lombardsbrücke im Zuge grünender Anlagen dies Bild voll Größe und Anmut ab, in welchem so merkwürdig die Linien eines Idylls sich mit denen grandiosen Weltlebens ineinander zogen.

Da fragte in einer der wiederkehrenden Pausen Hartwig, ob denn „Tante Hanna" immer noch auf dem Glockengießerwall wohne.

„Ja. Obschon er aus einer stillen, vornehmen, einseitigen Straße mit dem grünen Gegenüber hübscher Anlagen so ziemlich der lebhafteste Punkt von Hamburg geworden ist durch den Hauptbahnhof, den man da hingesetzt hat. Fräulein Hanna sagt: solange sie lebe, ziehe sie nicht mehr fort, ihre Erben könnten dereinst das Haus zeitgemäß verwerten. Sie würde Veränderungen nicht ertragen. Jedes Fleckchen ihrer Wohnung sei sozusagen von Erinnerungen imprägniert. Das sei ja eigentlich ihr einziges bißchen Glück. Sie sähe nicht ein, aus welchen Rücksichten sie sich das verkümmern lassen solle. Und darin hat sie doch unbedingt recht. Aber da fällt mir ein: nebenan von Fräulein Engelbert ist eine Pension — o, es sind mehrere am Glockengießerwall, von der Zeit her, wo's da noch idyllisch war. Such dir da was. Dann bist du Tür an Tür mit deiner Gönnerin."

Dieser Gedanke gefiel Hartwig. Unterm Weiteressen sagte Wallrode dann: „Das hat sie mit ihrem Bruder gemeinsam: dies konservative Gefühl für die gewohnte häusliche Umgebung."

„Sie wohnen ja wohl eigentlich über ihre Verhältnisse? Das dacht' ich früher manchmal," meinte Hartwig.

„O nein. Sie wissen sich nur von dem Bewußtsein freizuhalten, daß die Werte ihrer Wohnungen sich verändert haben. Vor dreißig Jahren waren diese ihren Einkünften gemäß. Nun wollen sie für ein bloßes Stück Geld, dessen sie bei ihren maßvollen Lebensgewohnheiten gar nicht bedürfen, sich nicht die Stätten ihrer teuersten Erinnerungen zerstören lassen."

Wallrode vertiefte sich mit geradezu verteidigendem Interesse in diese Erwägungen.

„Fräulein Hanna," sagte er, „hat bei der Erbteilung vor etwa zwanzig Jahren das Stadthaus bekommen. In ihm hat sie ihre ersten ‚Winter' verlebt mit den tausend glückseligen Hoffnungen und Einbildungen der Jugend. Sie hat in dem Haus ihre Puppe, ihren Beruf, es gibt ihr so was wie eine Frauenstellung, daß sie seine Besitzerin ist, sie mag sich gar kein Leben denken, als eines, das sich in seinen Mauern abspielt. Das Haus ist ja nur schmal, mit seinen drei Fenstern Front kann es allein nie ein Objekt für einen Bauunternehmer sein. Ihr und ihren Nachbarn rechts sind zusammen schon gute Kaufangebote gemacht. Aber Fräulein Hanna will nicht. Vielleicht zum Aerger ihres Nachbarn, der auch nicht verkaufen kann, solange sie nicht will."

Wallrode war nun einmal ein Parteigänger dieser Gemütsbedürfnisse. Er verstand auch, warum Herr Engelbert sich an seinen alten Besitz klammerte.

„Engelbert hängt erst recht an seinem Haus. Einst war dies ja nur das Gartenhaus der Familie, weit draußen am Ausschlägerelbdeich. Aber schon der Großvater hat es solid ausbauen lassen, weil sich die Notwendigkeit eines Nebenkontors da draußen erwies. Da waren die Lagerplätze der Firma. Da ankerten vorm Deich die Oberländerkähne, um die fremdländischen Hölzer aufzunehmen, die D. F. Engelbert importierten. Der Juniorchef mußte immer draußen wohnen. Unser Freund Engelbert aber blieb dort hängen. Als sein Vater starb, war die junge Frau Engelbert schon vorangegangen, etwa ein Jahr nach Danielas Geburt. Engelbert hat der Toten eine hartnäckige Treue bewahrt. Man nennt das Treue. Vielleicht ist es nur eine Unbiegsamkeit und Unausdehnbarkeit des Wesens. Kurz und gut: er mochte das Haus, in dem er sein Glück, oder vielleicht sein Familienbehagen, genoß, nicht mehr verlassen. Nun ist die Stadt bis dort hinausgewachsen. Es ist Fabrik- und Erwerbsgegend geworden. Der Grundwert mag sich mindestens verdrei- oder vervierfacht haben. Aber mit dem Gemisch von Hochmut und Gemüt, das dem alten Hanseaten prachtvoll steht, sagt Engelbert: ‚Was geht das mich an.'"

„Man darf sehr gespannt sein, wie Mark Alveston und die Menschen und Verhältnisse aufeinander wirken," sagte Hartwig.

„Glaubst du, daß er als ein sehr fremdes Element hineinkommt? Herrn Engelbert, der seinerzeit die Heirat nicht gern gesehen haben soll, mochte ich nie nach seinem Schwiegersohn ausfragen. Aber Tante Hanna schwärmt für ihren angeheirateten Neffen."

Hartwig lachte etwas ärgerlich auf.

„Hast du schon mal gesehen, daß Fräulein Hanna für jemand nicht schwärmt, der ihr ein bißchen schlau den Hof zu machen versteht?"

Wallrode war ja nicht eifersüchtig auf diesen Mark Alveston. Er konnte also gutgelaunt lachen; er schenkte dem Freunde das Rotweinglas wieder voll und gab die Tatsache zu, daß Fräulein Hanna Engelbert eigentlich ein erstaunlich großes Herz habe. Sie pflege in humorvoller Selbstkritik denn auch zu sagen: „Die Million meiner Liebe wollte keiner, nun verausgabe ich mich in lauter Gefühlskleingeld."

Er wollte dann von Hartwig allerlei über Mark Alveston hören.

Dieser Wunsch war begreiflich. Von einem Mann, mit dem man sich zu verschwägern hofft, läßt man sich gern erzählen.

„Soviel ich weiß," sagte er, „hatte Herr Engelbert nur Bedenken gegen die Heirat, weil er fürchtete, Mark Alveston werde nicht von Liebe, sondern von Geldinteressen geleitet. Und dazu kam er eigentlich nur durch den Umstand, daß Alveston damals keine festen Einkünfte nachweisen konnte. Und vielleicht auch durch die Tatsache, daß gute Bekannte sich einmischten und Engelbert vorschlugen, das Erbteil der Tochter vorweg auszuzahlen, um dem Schwiegersohn eine Teilhaberschaft an einem kleinen, aber soliden alten Hamburger Bankhaus zu ermöglichen. Und solche Charaktere wie Engelbert, die mehr Sparer als Erwerber sind, werden ohne weiteres gereizt durch derlei Vorschläge. Aber nun hört man, daß mit dem Glück, das Alveston gemacht hat, sich der Sinn des Vaters erweichte."

„Sehr viel kann ich dir nicht von Mark Alveston sagen. Ich habe mich nicht in seine Intimität gedrängt. Nur das habe ich wohl begriffen, daß die Rockefeller und Gould ihm vorbildlichere Erscheinungen zu sein scheinen als Theodore Roosevelt."

„Midaswünsche?"

„Ungefähr."

„Hm. Wenn er die Fähigkeiten und die Zähigkeiten dafür hat!" meinte Wallrode. „Es gibt eben zwei Sorten Amerikaner. So 'ne und so 'ne. Um im ganz großen Maßstabe Gold in seine Hand zu bekommen, dazu gehören auch ganz besondere, sehr einheitliche und ungeheuer konzentrierte Intelligenzen und Willenskräfte. Sie können mir unsympathisch sein, aber mein Verstand muß ihnen seine Verbeugung machen."

„Ich glaube nicht, daß Alveston diese starre Einheitlichkeit und Konzentration hat."

„Du hast ihn zum Objekt psychologischer Studien gemacht?" fragte der Freund und dachte mitleidig: ‚Von Eifersucht getrieben und getrübt'. Und erwartete eine sehr abfällige Darlegung. Aber Hartwig blieb karg in seinen Mitteilungen. Er sagte nur:

„Man hat so seine Empfindungen. Die kann man schwer erklären und beweisen."

Dabei kam ihm das Gefühl, daß Wallrode ihn für vorurteilsvoll oder gar für gehässig halten könne. Aus der Vorsicht, mit der sein Freund vermied, Frau Margritt zu erwähnen, schloß Hartwig, daß seine Liebe ihm nicht unbekannt geblieben sei. Natürlich! Tante Hanna in ihrem überfließenden Mitleid und in ihrer Gesprächigkeit . . . Er setzte deshalb hinzu:

„Ich glaube, daß Alveston in seinem eignen Temperament einen Feind und Hemmungen hat. Zu dem, was er zu wollen scheint, braucht man eiserne Festigkeit. Eiserne — das heißt auch kalt — was? Das ist wie von selbst darin."

Der Freund dachte aber doch: ‚Vorurteile, verzeihliche Vorurteile,' denn er hatte so viel andre Stimmen gehört.

Die Lobpreisung Tante Hannas allein wäre nicht zu rechnen gewesen. Aber Daniela hatte oft erzählt: „Meine Schwester ist sehr glücklich, sie liebt nicht nur ihren Mann leidenschaftlich, sie ist auch stolz auf seine geschäftlichen Erfolge." Herr Engelbert äußerte noch kürzlich, daß sein Schwiegersohn in der Tat mit einer nur in Amerika möglichen Raschheit vorwärts käme.

„Immerhin scheint Mark Alveston schon auf dem Wege zu großem Vermögen. Dies Unternehmen, in dem er Terrainspekulationen mit der Erschließung neuer Naphthaquellen auf das glücklichste verbunden haben soll, läßt sich ja enorm an."

„Was weißt denn du davon?" fragte Hartwig so überrascht, daß er sein Glas, das er gerade zum Munde hatte führen wollen, in halber Höhe festhielt.

„Tante Hanna hat mir davon gesprochen. Sie hat ihrem Neffen einen Teil ihres Vermögens überwiesen, um sich an der Sache zu beteiligen."

Hartwig setzte mit so hartem Auftrumpfen das Glas hin, daß der Rotwein fast überschülpte.

„Und daran hast du sie nicht verhindert?"

Wallrode zuckte die Achseln.

„Sie hat mich nicht gefragt. Sie hat es mir auch nicht in meiner Eigenschaft als Anwalt anvertraut. Gerade gestern abend hat sie es mir erzählt, gewissermaßen stolz. Sie kam sich ganz modern vor, daß sie ihr Geld nicht mehr allein in hamburgischen Staatspapieren angelegt habe. Es war auch halb unter Diskretion gesagt, denn

sie äußerte: ‚Meinem Bruder und der Verwandtschaft binde ich das nicht auf die Nase, denn die haben Vorurteile. Der meint immer, daß Damen, die von ihren Renten leben, nur Hypotheken unter der Hälfte des Brandkassenwertes oder mündelsichere Staatspapiere haben sollten.‘ Darin kann man Herrn Engelbert nur recht geben. Aber Tante Hanna sagt, dies sei ja im Grunde eine Anlage in Hypotheken. Sie hat für ihre hunderttausend Mark, die sie Alveston vor einem halben Jahr hinüberschickte, eine Art Hypothekenbrief bekommen, der ihr bestätigt, daß ihr Geld an erster Stelle auf den Grundbesitz eingetragen ist. Sie bekommt anstatt vier Prozent, wie in Deutschland der Durchschnitt ist, acht Prozent. Das schmeckt ihr auch. Denn du weißt wohl, in ihrem Budget ist jeder Groschen eingeteilt. Es geht ihr wie Tausenden. Vor zwanzig Jahren war ihre Rente eine sehr gute Einnahme. Der Geldwert hat sich verändert. Jetzt heißt es genau rechnen, wenn man angenehm auskommen will. Fräulein Hanna sagt: ‚Vor fünfzehn Jahren konnte ich noch reizende kleine Diners geben. Jetzt lad' ich zu bescheidenem Abendessen ein.‘ Ich denke mir sogar, daß es eine Art der Dankbarkeit von Alveston ist, daß er von Tante Hanna Geld auf seine Grundstücke nahm, nur um ihr die höheren Zinsen zuzuwenden."

„Hat man sich denn genau nach den Grundstücken erkundigt?"

„Die Liegenschaften befinden sich in Texas, höre ich. Und Geld an erster Stelle ist natürlich drüben ebenso sicher wie solches hier. Wir sind in Deutschland darin immer noch 'n bißchen rückständig, daß Anlagen im Ausland für uns den Beigeschmack von etwas Gefährlichem, Schwindelhaftem haben. In diesem Punkt können wir von den Engländern lernen."

„Durchaus," sagte Hartwig, „nur Mark Alvestonsche Unternehmungen würde ich mir nicht dazu aussuchen."

Er stand auf.

„Komm. Laß uns zahlen und gehen. Wir haben so viel von Herrn Alveston gesprochen, daß ich als Gegenwirkung ein bißchen Wiedersehenssentimentalität brauche... Wir wollen einen Wagen nehmen und rund um die Alster fahren... Du weißt nicht, wie der blaue Dämmerduft, den die ersten Laternen durchglühen... wie der durchwebt ist von Erinnerungen für mich."

Seine Stimme bebte. Und es schien, daß die „Wiedersehenssentimentalitäten", kaum daß er sie heraufbeschworen, sein Gemüt auch schon ganz und gar erfüllten.

III

Daniela ging durch die Zimmer und stellte die Gläser und Vasen auf, die sie mit frischen Blumen gefüllt hatte. In einer halben Stunde konnten die Gäste kommen. Ihr Vater hatte von der näheren und weiteren Vetternschaft zwanzig Personen zu Tisch geladen. Der nicht ausgesprochene, aber von allen herausgefühlte Zweck dieses festlichen Mahles war, der Familie zu zeigen, daß Herr Engelbert sich mit der Heirat seiner Tochter vollkommen ausgesöhnt habe und die zum Besuch Anwesende mit ihrem Gatten zu feiern wünsche.

So konnte Daniela wohl guter Stimmung sein. Sie hatte immer unter der mißtrauischen und vorurteilsvollen Haltung ihres Vaters gegen den fernen Schwiegersohn gelitten. Sie liebte ihre einzige Schwester mit der gesteigerten Kraft, welche die Trennung gibt. Sie fühlte sich ihr so vereint, wie man es nur über die Ferne hin kann. Keinerlei kleine Alltagsmeinungsverschiedenheiten konnten zwischen ihnen entstehen und ihr Geschwistergefühl sinken machen. Sehnsucht und Phantasie hatten mit der Entfernten den natürlichen Kultus getrieben.

Sie folgerte: ‚Margarete hat den Mann geheiratet, den sie liebte, sie ist mit ihm glücklich, somit haben wir, aus Liebe wiederum zu ihr, diesen Mann freundlich in unsern Kreis aufzunehmen.‘

Sie hatte ihres Vaters Haltung altmodisch, und tyrannisch gefunden und manchmal gedacht: ‚Man kann doch nicht nach seiner Eltern Willen und Geschmack wählen! Wie, wenn ich mir mal einen Mann nähme, der Vater nicht paßte!‘

Bei jeder Gelegenheit, offen oder anzüglich hatte sie die Partei der Schwester genommen. Herr Engelbert wußte ja selbst nicht, wie diese stille, unmerkliche und nie aufhörende Beeinflussung ihn mürbe gemacht und wohlvorbereitet hatte.

Wenn ihm jemand gesagt hätte, er ließe sich von seiner jüngsten Tochter ein wenig beherrschen! Er würde kalt und hochmütig geantwortet haben, daß er nicht die Persönlichkeit sei, sich von irgendeinem Menschen beeinflussen zu lassen.

Nun genoß Daniela es vorweg, daß nachher Onkel Geo und Tante Minna, Konsul Gräfenhain und Fred Engelbert und wie sie alle hießen, erleben würden, was sie so gewiß gewesen waren nie zu erleben: nämlich ihren Verwandten Engelbert mit seinem Schwiegersohn Mark Alveston in friedlicher Familiengemeinsamkeit zu sehen. Es erhob nicht nur Danielas Gemüt, es schmeckte auch ihrem Bedürfnis, recht zu behalten, über ihren Nebenmenschen ein bißchen zu triumphieren. —

Es war ein schöner Sommertag. Der Glanz davon versuchte sich auch über das alte Haus und den tiefen, zu dicht verwachsenen Garten hinterm Deich zu legen.

Stattlich stand das Haus und trug mit festen Mauern das gebrochene Dach von blanken, blauschwarz gleißenden Pfannen. Jeden Frühling wurde die Front hellgrau, wurden die Fenster-

sprossen schneeweiß mit Oelfarbe neu bemalt. Aber der rußige Atem all der kleinen Schlepp-, Verkehrs- und Polizeidampfer, die jenseits des Deiches stromauf und -ab eilten, behauchte sehr bald die frischen Farben und machte sie trübe.

Im Garten, der tief lag, fehlte es an Blumen, und selbst an heißen Sonnentagen war unter seinen Großväterbäumen und zwischen seinen sich aneinander drängenden Büschen immer ein feucht durchdünsteter Schatten. Von welcher Himmelsrichtung auch von Morgen bis Abend die Sonne hereinzugucken sich bemühte, sie konnte immer nur den uralten Wipfeln auf dem Scheitel brennen oder ihnen höchstens den Buckel wärmen.

Das Haus öffnete seine Tür in der Front ebenerdig mit der Deichkrönung, auf der Fahr- und Fußsteige hinliefen. Aber an seiner Rückseite wirkte das, was vorn Erdgeschoß war, als Hochparterre. An den Seitenmauern, noch ein paar Meter breit, zog sich in rascher Senkung das Grundstück hinab zum Garten. Der Besitz war ganz und gar von einem nicht sehr hohen Eisengitter umschrankt, das vorn zu beiden Seiten an die Frontmauer stieß. Wilder Wein und Gundelrebe behingen das Gitter wie mit dicken grünen Decken. Das bißchen Erdboden zu beiden Seiten des Hauses war das einzige, wo Blumen genug Licht fanden zu ihrem Gedeihen, und die bunten Farbenflecke dort, in wohlgepflegter Anordnung, gaben dem Bild doch ein paar freundlichere Töne.

Selbst die strahlende Sonnenfülle des heutigen Tages konnte die ernste Melancholie nur so weit herabmildern, daß Haus und Garten wie in lächelnder Wehmut lagen.

Besonders der nach hinten hinaus liegende Speisesaal war ganz von grünlichen Schatten verdüstert. Ein Balkon, breit und mit einem Glasdach geschützt, zog sich draußen an ihm entlang; vom Balkon führte eine schmale eiserne Treppe hinab in den Garten, auf den kiesbestreuten Platz, den die sechs riesigen Ulmen beschirmten, die zu drei und drei in einer Reihe wie schwarzbraune Säulen standen, tiefgrüne Decke tragend.

Außer einem sehr großen Büfett von sehr altem Eichenschnitzwerk befanden sich keine Möbel im Raum, abgerechnet ein paar kleine Tischchen, die in den Fensternischen standen. Die lange Tafel in der Mitte streckte sich von einem Ende bis zum andern und war von vierundzwanzig Eichenstühlen umstanden, die auch in einen Rittersaal gepaßt hätten. Ueber der Tafel hing eine schon etwas altersblinde mächtige venezianische Krone vom derb weißen Plafond hernieder. Ihre Arme, Arabesken und Blätter waren von irisierendem, ihre Blumen von blauem und rotem Glas. Sie war noch mit Lichtern besteckt. Auch alle Leuchter auf der Tafel hielten Kerzen. Herr Engelbert hätte in diesen Raum nie Gas oder Elektrizität hineingelassen. Man aß hier auch nur bei sehr großen Gelegenheiten. Vom Eßsaal aus gingen drei Türen in das vordere Haus. Drei weiße, blanke Türen in der graublauen, von einigen englischen farbigen Lithographien geschmückten Wand. Die eine Tür führte in das enge Treppenhaus, das hinab zur Küche und hinauf zu den Schlafzimmern im ersten Stock leitete. Die zweite Tür öffnete sich auf den Flur und hatte geradeaus als Gegenüber den Hauseingang; die dritte ging in die beiden Wohnstuben, davon die eine auf das rechtsseitige Blumengärtchen, die andre nach vorn auf den Deich hinaussah.

Links am Flur lagen noch zwei Zimmer. Ein sehr kleines, das durch den Platz, den das Treppenhaus hinter ihm einnahm, beschnitten war, und nach vorn ein größeres. Dies waren ehedem Kontore gewesen. Nun diente das nach vorn belegene dem Hausherrn als Arbeitszimmer, in dem kleineren standen Regale mit Büchern, ein Geldschrank und ein altes Schreibpult.

Auch die beiden Wohnstuben waren altmodisch eingerichtet, aber mit viel weniger Akzenten. Denn von den alten Eichenstücken wirkten Stil und Pracht hinaus auf den Raum, in dem sie standen, und gaben ihm sein Wesen. In den Wohnstuben war kein andres als das einer soliden Gemütlichkeit, die gar nichts auf Schönheit und Schein gibt. Die alten Mahagonimöbel waren zwei, drei Jahrzehnte schlechtweg häßlich gewesen. Nun sah man sie milder an, weil sie durch ihr Holz wieder zu Ehren gekommen waren.

Daniela, schon allein aus dem Wunsch heraus, etwas unternehmen zu dürfen, hätte wohl gern Veränderungen getroffen. Sie war nach der Seite aller Geschmacksdinge hin begabt. Aber sie kam ihrem Vater gar nicht mit solchen Bitten.

Sie wußte, wie er an den Sachen hing. Sie wußte auch: man lebte von Zinsen. Das hieß klar: also in festumgrenztem Ausgabeetat. Dann kann man, ohne sich irgendwie an andrer Seite Verlegenheiten zu bereiten, keine solchen Anschaffungen machen.

Als sie alle Gläser und Vasen mit Rosen und Dahlien, mit steifen roten Gladiolen und mit süßriechenden vielfarbigen Wicken hingestellt hatte, dachte sie entschuldigend:

‚Ach was, es ist doch ganz hübsch bei uns.‘

Mark Alveston, ihr Schwager, hatte gestern diese beiden Zimmer ein wenig von oben herab angelächelt und gesagt:

„Das ist ja gar keine Umgebung für dich, liebe Daniela.“

Ein Kompliment für sie auf Kosten ihres Vaterhauses. Nur gut, daß Papa es nicht gehört hatte. Uebelnehmen konnte sie das nicht. Natürlich, wenn man ein junges Mädchen ist, denkt

man leicht, daß die glänzendste Umgebung gerade die zukömmlichste für die eigne wichtige Person ist...

Aergerlich nur, daß sie rot geworden war, zu dumm. Warum eigentlich? Margritts Mann hatte so eine Art, einen anzugucken... es war, als wolle er mit den Blicken sagen: „Wir beide verstehen uns ja besser als alle andern Menschen."

Das kam einem aber natürlich nur so vor. Es gab ja Augen, die an und für sich immer so was Bedeutungsvolles hatten, bei denen jeder Aufschlag und jedes Fixieren eine Unmenge geheimen Sinns zu haben schien.

„Er" sah nüchterner in die Welt, nicht so viel Rätsel gaben „seine" Blicke auf...

Als Danielas Gedanken so bei Maximilian Wallrode angelangt waren, kniff sie ein wenig die Augen zu, stand regungslos am Fenster und blickte ins Unbestimmte hinaus. Vielleicht in sich hineinhorchend, ob da nicht eine ganz starke und laute Stimme spräche:

„Zeige heut endlich dem Mann, der dich liebt, daß du ihn wiederliebst."

Hart am Fenster draußen ging jemand vorüber.

Da schrak sie auf. Und sie dachte:

‚Weiß ich es denn? Ist es auch gewiß?'

O Gott, nein, nein — es ist doch so anders, alles um ihn, an ihm ist doch so anders, als man sich's einst geträumt hat...

Die elektrische Glocke im Flur schrillte auf. Daniela lief hinaus, um selbst zu öffnen, denn auf einmal wußte sie, wie in einer Nachwirkung des Sehens, daß das Tante Hanna gewesen war, die so nah am Fenster vorüberstrich.

Ja, richtig. Da stand das stattliche Fräulein — ein altes Fräulein, aber nicht alt als Mensch, pflegte sie von sich zu sagen — in ihrer besten Toilette aus schwarz und weißer Seide mit den von ihrer Großmutter stammenden echten Spitzen an der Taille und dem Anhänger aus silbergefaßten Rosetten. Ihren Staubmantel hatte sie schon gerade abgenommen und über den Arm geschlagen. Auf ihrem wohlgeordneten grauen Haar trug sie einen schwarzen Rundhut mit Feder und lila Blumentuff. Ihr großes Gesicht war recht erhitzt.

„Ich dachte, Gräfenhains würden dich im Vorbeifahren abholen," sagte Daniela.

„Die?! Du weißt ja: arme Verwandte, die reicher wurden, als man selbst ist, werden immer hochmütig gegen die, an deren Tisch sie sich einst sattaßen! Ich kann dir nur sagen, Oskar und Emilia vernachlässigen mich recht. Und ich bin ja nicht gewohnt, vernachlässigt zu werden."

„Und du brauchst dir ja auch nichts daraus zu machen, denn du hast ja Menschen genug."

„Gottlob! Mehr als Herr und Frau Konsul Gräfenhain," bekräftigte Fräulein Hanna mit starkem Nicken. „Aber laß uns erst mal in dein Zimmer gehen — die Luft in der Elektrischen — es ist doch immer 'ne halbe Stunde — und dann die paar Minuten zu Fuß in der Sonne — Gott, was hab' ich für 'ne Hitze."

Oben in Danielas nach vorn über dem Wohnzimmer gelegener Stube ließ Tante Hanna sich schwer und rauschend auf dem Stuhl vor dem Toilettetischchen nieder und suchte in der Haarnadelschale nach passenden Nadeln. Im Spiegel sah sie zugleich sich und Danielas weiße Gestalt. Mit der Fähigkeit, die sie besaß, vielerlei Dinge auf einmal im Kopf zu haben und zu lenken, widmete sie sich jetzt einerseits der Wiederherstellung ihres frischen Aussehens (sie hatte die Eitelkeiten der Häßlichen) und dem Verhör ihrer Nichte.

Vater und Mark Alveston kommen gut zusammen aus?"

„Na, sagen wir mal: höflich. Vater ist ja immer 'n bißchen steif. Mark scheint es nicht zu empfinden. Er ist sehr herzlich um Vater bemüht."

„Er ist ein entzückender Mensch," stellte Fräulein Hanna verliebt fest. „Margritt hat das große Los gezogen."

„Es ist aber doch so ein Untergrund von Unruhe oder Traurigkeit in ihr."

„Heimweh nach ihren Jungens. Nichts ist erklärlicher. Ich versteh' auch nicht, warum die nicht mitgekommen sind."

„Nun, es hätte doch sehr viel gekostet," sagte Daniela, die gewohnt war, daß gerechnet wurde.

„Kind — Kosten?! Als ob Geld für Mark eine Rolle spielt!"

„Es scheint wirklich, als ob er es in Hülle und Fülle habe."

„Ach," sprach Fräulein Hanna mit einem starken Seufzer, der als ein urwüchsiger Laut Zeugnis davon ablegte, wie von Zufriedenheit gesättigt ihr Gemüt war, „ach, wie mich das freut. Hauptsächlich für Oskar und Emilia. Ich sagt' es auch zu Mark, als er gestern mit Margritt bei mir Tee trank: ‚Ich bin fabelhaft stolz auf Sie!' Es ist ja wahr, unsre Familie ist etwas ins Hintertreffen gekommen. Kein ganz großes Vermögen mehr, bei niemand. Wenn ich noch denke, in meiner Jugend! Da war D. F. Engelbert soviel wie heut etwa Wörmann. Aber ich will dir was sagen: Urgroßvater und Großvater waren Genies. Mein Vater und deiner waren keine geborenen Kaufleute. Das Herkommen zwang sie in den Beruf. Darum verstanden sie nicht mitzugehen, als die neue Zeit kam. Das Geschäft blieb in seinen herkömmlichen Bahnen und sein Betrieb mußte veralten. Da war es am Ende am vernünftigsten, daß dein Vater liquidierte, als er sah, die Einnahmen drohten mit den Geschäftsunkosten zu balancieren. Auch ist dies gewiß: Firmen haben eine gewisse Lebensdauer, wie Bäume, Menschen; es ist, als ob's auch da ein Gesetz gäbe, das Absterben



Im Garten

Nach einem Gemälde von Alonso Perez

vorschreibt. Daß große Firmen sich länger als drei Generationen in wirklich erster Stellung behaupten, kommt selten vor. Also mein Familienehrgeiz weiß sich zu trösten. Man hat zu leben. Man heißt immerhin Engelbert. Aber wegen Oskar und Emilia freut es mich doch, daß wir einen angehenden Nabob in der Familie haben."

Daniela küßte von hinten her Tante Hanna auf die Backe und sagte lächelnd:

„Gräfenhains sind nun mal dein ‚Hofjungenärger'. Es ginge dir einfach zu gut in der Welt, wenn du nicht die einen hättest, die dir deine Stellung und Beliebtheit mißgönnten."

„Nun ja, gottlob, ich bin keine unzufriedene alte Schachtel mit zwanzigtausend Schrullen geworden. Ich hab' Humor. Der hat mir geholfen. Das ist Anlage. Ohne den ... Na und da mir scheint, du hast keinen — das heißt bei jungen Menschen kommt es ja selten zur Erscheinung, weil er eine Frucht ist und demnach erst bei Lebensreife bemerkbar wird —, was wollt' ich noch sagen? Ja, dir rate ich immerhin zu heiraten. Du hast, was ich nie hatte, einen Antrag."

Sie stand auf und tupfte noch mit der Bürste überall an sich herum.

„Wallrode hat gar nicht um mich angehalten," sagte Daniela rasch. Sie räumte dabei eilig wieder zurecht, was Tante Hanna an Geräten verschoben hatte.

„Wortklauberei. Du fühlst, du weißt, daß er dich liebt. Ein Blick, ein Zeichen und die Lage klärt sich. Einen braveren Mann bekommst du nie."

„Er ist so deutlich brav."

„Der romantische Beigeschmack, mein Kind, nach dem du Appetit zu haben scheinst, kann einem mit der Zeit recht fade werden."

„Als Margritt heiratete, schwärmtest du gerade für die romantischen Nebenumstände."

Tante Hanna gab wohlgelaunt der Nichte einen energischen Klapps auf die Schulter.

„Du willst mich festnageln! Jawohl, ich bin Opportunistin. Leugne ich nicht. Ich hab' das Talent zum Bewundern. Die Augen für das Bessere an jedem Zustand und an jedem Menschen."

„Besonders wenn der Mensch ein Mann ist."

„Naseweis! Aber Naseweisheit ist die Kritik des Unbewußten. Ich geb's zu. Frauen sind mir im allgemeinen weniger sympathisch. Flunkern sich und der Welt zuviel vor."

„Tante, wir müssen uns aber eilen ... hör! Margritt und ihr Mann ..."

Draußen vernahm man Stimmen. Sie verloren sich treppabwärts.

„Und noch ein Wort im Ernst: es ist dein Glück! Betracht es dir genau, ehe du es so an dir vorbeiläßt."

„Mein Glück?" fragte das junge Mädchen leise, „wer das wüßte! Wenn ich es nur fest glaubte ... das muß man doch: fest glauben, dies bedeutet mein Glück ..."

„Irrtümer vorbehalten!" seufzte Fräulein Hanna unwillkürlich. „Ach Kind — ja — es ist wohl schwer. Sich entscheiden über eine ganze Zukunft. Ein bißchen blinden Mut muß man haben — wie Greti ihn hatte. Zureden will ich ja nicht. Aber Wallrode ist so ein prachtvoller Mensch."

Und nun gingen sie wirklich hinunter, wo sie schon den Vater und das Ehepaar fanden.

Margritt Alveston, auch in weißem Kleid wie ihre Schwester, aber unendlich viel eleganter, ging in den beiden Zimmern hin und her.

„Ich kann mich gar nicht satt sehen," sagte sie, „jeden Tag von neuem rührt mich all dies. Die häßlichen alten Sachen, die mich als Backfisch ärgerten, mir nicht vornehm genug schienen — wie lieb' ich sie — wie lieb' ich all dies ..."

Mark Alveston stand mit Herrn Engelbert am Fenster. Der Deich, der, dem Lauf des Stromes folgend, sich in flachen Kurven bog, gestattete gerade von dem Punkt aus, wo das Haus lag, einen weiten Blick elbauf und elbab.

Nach Westen zu nahm gegen den Horizont das klare Himmelsblau in unmerklichem Uebergang einen mattsilbernen Ton an. Und auf diesem feinen, schimmernden Grund traten ganz blaß gefärbt die Umrisse mächtiger Gebäude hervor, an deren Fundamenten das lehmfarbige Wasser entlangwallte. Den Wald der Schiffsmasten auf dem Strom mußte man fast erraten: er stand da in zahllosen, dünnen, kaum erkennbaren Strichen, es wirkte, als seien dort Gitter übereinander geschoben.

Vor diesem mächtigen Hintergrund, der mystisch war durch die Verbindung von Größe in seinen Linien und von schwebender Zartheit in seinen Farben, zog sich quer und hoch die Eisenbahnbrücke vorbei. Sie sah aus wie eine stilisierte Zeichnung von in schnurgerader Folge schwimmenden Fischen, davon immer der eine dem andern in den Schwanz beißt.

Als kraftvolle Vorderdekoration erhob sich der runde, warm nachgedunkelte Schornsteinturm der Rotenburgsorter Wasserwerke aus dem Komplex seiner roten Gebäude. Die Rauchsäule droben aus dem Schornsteinloch stieg ruhevoll empor, ein stolzes Fanal.

Stromauf schloß der Blick enger ab. Da bog sich der Lauf des Elbarms und verbarg sich von hier dem Blick. Fast idyllisch lagen da aneinandergedrängt an beiden Ufern hin bedachte Oberländerkähne und leere Elbleichter. Auf dem schmalen Wasserweg, den sie frei ließen, schnauften wichtige kleine Dampfer hin und her. Ein Strohdach guckte irgendwo hinterm Deich heraus.

Zierlich und ragend zugleich, ein Gerüst von Eisenstäben und Platten, von Ketten, Füllwagen und Treppen, als Filigranbau vor der Luft, stand der Prahm der Gasanstalt halb über der Uferböschung, halb über dem Fluß.

Gerade gegenüber lag die flache Halbinsel Kalte Hofe im lichten Grün ihres Marschgrases. Der Himmel, der riesige, gewaltige, von gar nichts beengte und versteckte Himmel thronte über diesem Bild der majestätischen Ebene.

„Kann man sich wohl je satt daran sehen?" sagte Herr Engelbert. Eine solche Betonung dieser Schönheit und seines Stolzes auf sie war selten bei ihm. Er sprach nicht gern über Empfindungen.

„Ja," antwortete Alveston voll Lebhaftigkeit, „die Lage Ihres Hauses, Papa, ist hervorragend. Glänzend für jeden Fabrikbetrieb. Von bedeutendem Wert. Ich bewundere, daß man Ihnen noch keine Kaufangebote machte. Fehlt es hier denn an weitblickenden Unternehmern? Die Käufer, scheint mir, müßten sich auf Ihrer Schwelle drängen."

Engelbert sah seinen Schwiegersohn gerade an. Er hatte immer einen aufmerksamen, prüfenden Blick, und so ein Blick ging bei ihm jeder Antwort voran, auf die er stets eine sekundenlange Pause warten ließ. Er war kein Mann der raschen Rede.

„Ich habe schon genug Angebote auf mein Grundstück gehabt. Aber ich beabsichtige nicht zu verkaufen," sagte er trocken.

„Aber, lieber Papa! Verzeihen Sie, welche Unbegreiflichkeit! Man läßt in unsrer Zeit keine Werte tot liegen. Keiner darf unbeweglich bleiben. Er ist ein Teil der Allgemeinheit und hat die volkswirtschaftliche Entwicklung zu fördern."

„Sicherlich. Es ist wohl ein Luxus, daß ich mich nicht von meinem Familienhaus trennen mag. Sollte jemals der Staat zu irgendeinem dem Verkehr oder der Wohlfahrt der Stadt durchaus nötigen Zweck meines Grundstücks bedürfen, würde ich es sofort, ohne Expropriation abzuwarten, zu einem loyalen Preis zur Verfügung stellen. Dies schien zu drohen, als die neue Gasanstalt hierher an den Ausschläger-elbdeich kam. Die Gefahr ging zu meiner unaussprechlichen Erleichterung vorüber. Und in absehbarer Zeit wird eine andre dieser Art nicht kommen."

„Aber, lieber Papa — denken Sie denn gar nicht an die finanziellen Vorteile . . ."

„Ich habe zu leben. Nicht groß. Aber angenehm. Das ist mir genug. Meine Töchter können dereinst verfahren, wie sie wollen."

Mark Alveston, der mit lachendem Ausdruck und dem freien Blick seiner glänzenden Augen dies Gespräch geführt hatte, schüttelte ein wenig den Kopf, wie man tut, wenn man eine amüsante Schrulle beobachtet.

„Ich hoffe, Sie zu einer gegenteiligen Ansicht zu bekehren," versicherte er eifrig.

Engelbert antwortete nicht. Es blieb unentschieden, ob er absichtsvoll schweigend über diese Versicherung hinging, denn gerade fuhren draußen zwei Wagen hintereinander vor.

Tante Hanna riß sich auf das Geräusch hin sogleich aus dem Gespräch mit ihren Nichten los und eilte zum Fenster. Sie sah noch eben, daß aus dem ersten Wagen ihre beiden Schützlinge stiegen, der Doktor Hartwig Mallinger und der Rechtsanwalt Wallrode, deren Einladung sie bei ihrem Bruder geradezu erbeten hatte.

Sie wandte sich rasch und bedeutungsvoll nach Daniela um, eine Gebärde, die deutlich sagte: da kommt jemand, der dich angeht.

Aber sogleich war sie dann auch schon wieder mit voller Aufmerksamkeit bei den Insassen des zweiten Wagens. Sie fand, daß Oskar und Emilia mit absichtsvoller Großartigkeit in ihrem Landauer lehnten. Als dieser dann vorrückte und das Konsul Gräfenhainsche Ehepaar zum Aussteigen kam, übersah Fräulein Hanna mit einem Blick, daß Emilia wieder mal unerhört elegant und kostbar angezogen war.

Nun, gottlob, Margritt konnte den Vergleich aushalten! In kindlicher Familieneifersucht genoß Fräulein Hanna dies Bewußtsein.

Es gab zunächst ein fast allgemeines Vorstellen. Mark Alveston hatte in der kurzen Bräutigamszeit vor sechs Jahren wohl einige Familienmitglieder kennen gelernt, aber er schien die Persönlichkeiten nicht im Gedächtnis festgehalten zu haben. Margritt entschuldigte sich bei allen, daß sie diese ersten acht Tage noch nicht habe Besuche machen mögen.

Der Konsul Gräfenhain — er war Vizekonsul von Venezuela, raunte Hanna ihrem Neffen Alveston mit fröhlich-spöttischem Schmunzeln zu — bewegte sich mit dem Selbstbewußtsein des sehr wohlhabenden Mannes ruhe- und hoheitsvoll; seine große, zu wohlbeleibte Gestalt war ihm dabei ein glückliches Hilfsmittel. Er hatte ungewöhnlich blaue Augen, einen Frauenteint und rotblonde Bartstreifen an den vollen Wangen. In diese stattlichen Männerreize hatte Emilia geborene Werner y Mordez sich verliebt. Oskar Gräfenhain war bei ihrem Vater in La Guayra als Buchhalter beschäftigt gewesen und hatte sicherlich die schwarzbraunen Augen der Halbspanierin ebenso verführerisch gefunden wie ihr Vermögen. Er war nach Hamburg zurückgekehrt und als Teilhaber in eine alte große Exportfirma eingetreten.

Gräfenhains wohlwollende, phlegmatische Herablassung zerschellte ein wenig an der raschen, feurigen und stolzen Art des Amerikaners. Emilia, die für gewöhnlich nicht viel andres sagte als „yes" oder „oh" oder „thank you" und sich

stets und durchaus im Schatten ihres Mannes hielt, lächelte überrascht und förmlich geschmeichelt, als Mark Alveston ihr mit ausführlichem Handkuß auf spanisch sagte, daß er schon viel von ihrer Schönheit gehört habe. Denn Emilia hatte immer noch nicht Deutsch gelernt, und da niemand in der Familie Veranlassung fand, ihretwegen Spanisch zu lernen, warf man ihr, gleichsam als Unterhaltungsbrocken, ab und an eine Bemerkung auf englisch zu.

Engelbert und Gräfenhain begrüßten einander mit kaum verhüllter Kühle.

Der jüngere Mann hatte einst zu dem älteren bewundernd aufgesehen, weil dieser nach der damaligen Schätzung des Neffen „der reiche Onkel" war. Nun fühlte er sich ihm überlegen als größerer Steuerzahler, während Onkel Engelbert in ihm immer noch den Sohn der Base sah, der man in schweren Zeiten sehr hatte beistehen müssen. So sahen sie denn aufeinander herab, weil ihre äußerlichen Werte sich verschoben hatten.

Auch die andern Gäste kamen. Fast alle auf einmal. Sie hatten sich im Wagen der elektrischen Straßenbahn getroffen. Da war Onkel Geo, Engelberts Vetter und Altersgenosse, mit einem sehr farbenfrohen Gesicht und wunderhübschen schneeweißen Haaren. Er trug einen goldgefaßten Kneifer so tief auf der fleischigen Nase, daß seine Nasenlöcher davon zusammengedrückt wurden, weshalb er immer beim Sprechen über die schräg nach vorn stehenden Gläser wegsah und überhaupt nasal sprach. Er trug immer weiße Pikeewesten und wäre nie anders als im Gehrock und Zylinder zur Börse gegangen; er hätte geglaubt, der freien Hansestadt Hamburg Ansehen zu schädigen, wenn er von diesem einem „ehrbaren Kaufmann" heiligen Gebrauch abgegangen wäre. Er war Danielas Pate, liebte sie sehr und gab gleich Mark Alveston den Schnack zu hören, den er immer machte: „Ich will Daniela heiraten, halb sind wir einig, ich will, sie nicht." Man sprach davon, daß Daniela ihn wohl zum Teil beerben würde, obschon die Kinder von Tante Minna — seiner Schwester — ihm näherstanden.

Diese war eine von jenen Frauen, denen die unendlich vielen Krankheiten, die sie haben, vortrefflich bekommen. Ihre hohe, üppige Gestalt, die Herrscherhaltung, das kurzsichtig und immer wie mißbilligend zusammengekniffene Auge gaben ihr etwas Anspruchsvolles. Sie nahm es übel, wenn man sie nicht nach ihrem Befinden fragte, und tat man es, lehnte sie, mit dem erbitterten, aber immerhin gefaßten Lächeln einer, die nicht mehr mit dem Schicksal rechtet, ab, über dies traurige Thema zu sprechen. Mit ihren fünf verheirateten Kindern war sie mannigfach erzürnt, bald mit dem einen, bald mit dem andern Paar. So war es auch heikel, sie nach deren Ergehen zu fragen, denn wenn man etwa von ihres Sohnes Rudolf glücklicher Ehe und sonstigen guten Lebensumständen sprach, konnte es taktlos wirken, weil sie als in der Familie bekannt voraussetzte, daß ihr Rudolf oder seine Frau sich gerade sehr unkindlich benommen hatte. So war die Gewohnheit aufgekommen, daß Tante Minna als Zuhörerin neben den sich Unterhaltenden saß, in kritischer, überlegener Haltung, sehr oft mit belehrenden Randbemerkungen hineinhackend.

Hinzu kamen noch zwölf andre Personen, alt und jung, männlich, weiblich. Original Engelbertsche Blutmischung oder legitim angeheiratet. Wallrode und Hartwig Mallinger konnten sich fast als Störenfriede vorkommen in dieser durch zahllose Erinnerungen gemeinsamer Art verknüpften Gruppe von Menschen. Aber diese Empfindung kam nicht in ihnen auf.

Hartwig stand vor Frau Margritt, und während er ihr erzählte, daß er das Hotel schon verlassen habe und in die Pension Schustermann nebenan von Tante Hanna gezogen sei, durchsuchte er mit aufmerksamen Blicken die ihm teuern Züge nach Spuren von Heiterkeit. Ihm schien, was man davon sah, sei erzwungen. Auch sie erstattete Bericht: sie habe, außer zu zwei Besuchen bei Tante Hanna und zum Zweck einiger Besorgungen kaum das Haus und den Garten verlassen. Sie werde gar nicht satt davon, im Korbstuhl unter den schwarzgrünen Ulmen im tiefen, tiefen Schatten zu sitzen. Das habe sie schon als halbwüchsiges Mädchen gern gemocht und gehört, wie von Fern das kurze Aufheulen der Schiffspfeifen herüberschallte oder die dumpfen Stoß- und Fallgeräusche von den nahen Lagerplätzen, wo die fremdländischen Hölzer gehäuft waren.

Daniela schelte und möge nicht gern mit ihr dasitzen. Sage immer, der Garten sei voll Grabesstimmung. Schon als Kind habe Daniela sich in der Abenddämmerung unter den Ulmen gefürchtet. Das käme davon, weil Daniela zuviel Phantasie habe. Sie, Margritt, sei nicht so beweglichen Geistes, sie habe etwas von Vaters Stille in sich.

Hartwig fragte auch, wie es denn Herrn Alveston hier behage.

O, sehr gut. Nur, es sei ihm ein wenig weit vom Zentrum der Stadt entfernt. Man müsse ja auch immer eine halbe Stunde mit der Elektrischen fahren, bis man nur an den Meßberg komme.

Er habe deshalb schon davon gesprochen, in die Stadt überzusiedeln, ganz und gar, oder vielleicht nur: sich dort ein Zimmer zu nehmen, wo er Geschäftsbesuche empfangen und arbeiten könne.

Margritt bemühte sich mit vielen Worten, als wolle sie dem Freunde zeigen, sie verstehe und billige diese Absicht ihres Gatten.

Er hörte es kaum. Er fand sie von unbeschreiblicher fraulicher Lieblichkeit. Ihm schien, als trage sie das gleiche weiße Kleid wie an jenem Abend an Bord, wo er sie wiedergesehen hatte, das war ihm wichtig. Das brachte ihm die Rührung und die Erschütterung wieder, die ihn damals bewegte.

Er sagte es ihr, daß sie schön aussehe. Und ob dies nicht jenes Kleid sei — ein Erinnerungskleid für ihn.

Sie lachte. Nein, Männer hätten doch eben gar keinen Blick. Es sei ein ganz andres Kleid.

Er war etwas komisch beschämt, wie einer, der unnütz eine Gefühlsaufwallung ausgegeben hat. Nun entsann er sich auch deutlicher: das Kleid hatte eine große Schleppe gehabt. Und ein Halsband von Brillanten.

Wieder lachte Margritt. Das Halsband sei kein Bestandteil jenes Kleides. Sie könne es bei jedem andern tragen. Und habe es heute nicht um, weil es ihrem Mann nicht mehr gefiele. Er habe es ihr fortgenommen, um es anders zusammensetzen zu lassen.

Und nun war er ganz beschämt von seinem Unverstand in diesen Dingen und lachte mit ihr.

Er war sehr glücklich dabei und dachte: ‚Wann habe ich sonst den Humor gehabt, über eine Nichtigkeit mitzulachen.' Sie brachte ihm das bißchen Sonne — sie . . .

Wallrode konnte nicht so ausführlich mit Daniela sprechen. Sie war ja die Hausfrau und mußte jeden Ankommenden begrüßen. Aber er verlor sie nie aus den Augen. Und immer wieder fühlte sie sich förmlich gezwungen, seinem Blick zu begegnen, in dem sie diese eine, dringliche, wichtige Frage las, die sie doch noch nicht hören mochte.

Die Tischordnung, die zu treffen ihr oblag, denn ihr Vater hatte nie andre Wünsche als den einen, „nur nicht Tischnachbar von Tante Minna", kostete sie viel Nachdenken. Sie wollte nicht neben Wallrode sitzen. Er hätte glauben können, es sei zu viel Entgegenkommen. Sie wollte aber auch nicht außerhalb seines Gesichtsfeldes sitzen. Er hätte es so auffassen können, als ob sie wünsche, seinen Anblick zu vermeiden.

Sie litt geradezu unter ihrer eignen Unsicherheit. Sie fragte sich: Spiel' ich mit ihm? Und war sich doch ehrlich bewußt, es nicht zu tun. Sie würde außer sich geraten sein, wenn er oder irgend jemand das denken könnte.

‚Das ist doch keine Liebe, wenn man einem Mann gegenüber nicht weiß, was man will!' dachte sie. ‚Aber was ist es denn, daß ich mich fort und fort mit ihm beschäftige? Manchmal ist es geradezu, als sei ich abhängig von ihm.'

Für heute hatte sie die Platzfrage so gelöst, daß Wallrode ihr gegenübersaß und die „unausstehlich freche" Lulu Engelbert zu Tisch führen mußte. Lulu hatte ein Stupsnäschen, starke Backenknochen, große Augen und einen runden, dunkeln Wuschelkopf — eines von den Gesichtern, die in der Jugend sehr pikant sein können, später aber etwas Totenkopfartiges bekommen. Ja, ausgesucht diese Lulu gab sie ihm, weil er einmal gesagt hatte, solche Gesichter seien ihm unangenehm, die Jugend darauf wirke nur als Maske. Auch stieße Lulus grelles Lachen ihn ab.

Als aber Wallrode, kaum daß man sich gesetzt hatte, zu ihr hinüberlächelte, wie ihr schien, nachsichtig, überlegen, wissend, da wurde sie verlegen und bildete sich ein: ‚Er denkt, ich habe ihm extra Lulu gegeben, weil man auf die doch nicht eifersüchtig zu sein braucht.'

Das festliche Zusammensein all dieser Menschen trug heute einen ihnen selbst nicht zum Bewußtsein kommenden Charakter größerer Lebhaftigkeit als sonst. Es war beinahe, als wollten sie dem fremden Mann, welcher der Schwiegersohn des Hauses geworden war, ein Bild heiteren Familienlebens zeigen, oder als steigerten sie sich, um vor ihm, der sie alle auf das höchste interessierte, schlagfertig, weltstädtisch, vorurteilslos zu erscheinen. Mark Alveston war ganz wie von selbst der Held des Abends. Alle Blicke beobachteten ihn, alle Gespräche wendeten sich an ihn oder drehten sich um ihn.

Die feurige Raschheit seiner Unterhaltung, das merkwürdig bedeutungsvoll liebenswürdige Lächeln, das er für die Frauen hatte, gewann ihm ihre gute Meinung. Die Großartigkeit seiner Urteile, seine Kenntnisse auf allen Gebieten machten die Männer höchst aufmerksam.

Tante Hanna fragte flüsternd und entzückt bald in jenes Ohr hinein, bald in dieses: „Nun, was habe ich euch gesagt?"

Margritt war still. Aber ein glückliches Lächeln verklärte ihr Gesicht. Hartwig, der bei Tisch neben ihr saß, beobachtete es voll Rührung. Seine bewaffnete Stimmung wurde ein wenig linder. ‚Was kann ich ihr denn wünschen, als daß sie glücklich sei!' dachte er wehmütig.

Und vielleicht, vielleicht wirkte diese freundlich-solide, diese maßvolle, wohl etwas nüchterne, aber doch gesunde Umwelt auf ihn hinüber . . . Es gibt ja Menschen, die alle Farben annehmen, von denen sie gestreift werden, Menschen, deren Art die Anpassung ist, deren Eitelkeit sie unbewußt treibt, sich auf ihre jedesmalige Umgebung abzustimmen. Denn in Harmonie mit ihr läßt sich noch eine Ueberlegenheit zur Geltung bringen, die nicht echt und kraftvoll genug ist, sich gegen Widerstand durchzusetzen. Menschen von Pseudo-Herrschernatur.

Vielleicht war dieser Mark Alveston so einer.

Es schien Hartwig, als sei es gut, daß Margritt ihren Mann nun hier im Familienkreis habe.

Diese Welt hier hatte so viel Sicherheiten.

Sie war wie eine Kette. Aber nicht, weil sie einer Fessel glich, sondern nur, weil ein Glied ins andre griff. Die Einzelheit der Existenz hörte hier auf, die drüben dem Leben des einen in der Menge das fast dämonisch Verlorene geben kann.

‚Wenn Engelbert seine Tochter liebt, hält er den Mann hier fest,‘ dachte Hartwig.

Nach der Tafel saß ein großer Teil der Gesellschaft in Herrn Engelberts Zimmer zusammen. Er selbst, immer etwas wortkarg und steif, schien das Leben um sich herum mehr zu ertragen als mit in Bewegung zu setzen. Er rauchte seine Zigarre und hörte aufmerksam zu, den jedesmaligen Sprecher mit klugen Blicken ansehend. Was er dachte, blieb eigentlich immer verborgen, da er, sei es aus Verschlossenheit, sei es aus Bedachtsamkeit, niemals mitdebattierte.

Der Kreis der in Lehnstühlen und auf dem alten breiten Sofa Sitzenden war zu groß, um sich eng um die große runde Tischplatte schließen zu können. In der einen Sofaecke saß Konsul Gräfenhain, der heute mit seiner Großartigkeit nicht recht vorwärtskam und in zweiter Rolle sich meist unsicher und gelangweilt fühlte. Breit und jovial nahm Onkel Geo die andre Sofaecke ein und lud immer wieder die ab- und zugehende Daniela ein, doch in die noch freie Mitte zwischen ihm und dem Konsul hineinzuschlüpfen, welche Einladung er pantomimisch ausdrückte, indem er auf das Sitzpolster mit flacher Hand klopfte und Daniela nickend zuschmunzelte. Aber sie hatte heute keine Zeit, mit dem alten Onkel „herumzuklucken", wie er das nannte. Sie sah nach den Kaffeetassen und ob genug Aschenbecher aufgestellt seien — denn ihr Vater mochte nicht haben, wenn Asche auf die Tischplatte oder den Teppich kam.

Margritt war da und hatte ihren Stuhl fast Armlehne an Armlehne mit dem ihres Vaters gerückt. Und bei den Gesprächen der Männer oder den Späßen Onkel Geos sah sie manchmal von der Seite zärtlich zu ihrem Vater auf, um einen Widerschein der Vorgänge auf seinem Gesicht zu sehen. Und sie war zufrieden, wenn er ihr ganz leise zunickte, eigentlich nur mit Blick und Lidbewegung.

Ihr gegenüber, hinter Mark Alvestons Platz, lehnte Doktor Mallinger mit dem Rücken an dem kalten, blankgleißenden, braunen Ofen. Er konnte den Rauch nicht vertragen. Aber es war ihm auch unmöglich, sich von Margritt fernzuhalten. Eine förmliche Gier hatte ihn erfaßt, sie darauf zu beobachten, ob ihr Glück hier in der Luft des Vaterhauses den stillen, wohltuenden Glanz der Gleichmäßigkeit gefunden habe. Es trieb ihn auch, den Mann zu umspüren. Er wollte ihm gerecht sein, gewiß, das wollte er. Aber er wollte ihn auch kennen — ganz und gar in ihn hineinsehen, um endlich zu wissen, was für eine Art Mensch er in Wahrheit sei.

So empfand Hartwig von allen im Zimmer Anwesenden eigentlich nur diese beiden Personen.

Als sie herausfuhren, hatte er seinen Freund Wallrode gebeten: „Sag mir nachher, wie du diesen Amerikaner findest."

Und so saß auch Wallrode hier als Beobachter und teilte seine Aufmerksamkeit zwischen Mark Alveston und Daniela.

Heiter und gelassen ging sie ein und aus. Von all der Steifheit ihres Vaters war in ihr doch ein Tröpfchen versprengt und hatte sich ihren temperamentvollen Eigenschaften derart beigemengt, daß sie äußerlich zumeist Maß und Takt zu bewahren wußte. Und das war es ja gerade, was Wallrode so an ihr liebte, daß man das Feuer in ihr erriet, aber daß es doch wohlverwahrt schien.

Es waren noch eine Handvoll Menschen da, während Tante Hanna drüben die andre Hälfte der Gesellschaft um sich versammelt hatte.

Eine Gaslampe hing herab und beschien das Stilleben, wie es die Nachtischstunde geschaffen: Zigarrenkistchen, Likörgläser, Aschenbecher und Mokkatassen durcheinander.

Die bläulichen Rauchschwaden zeigten einerseits einen schwebenden Zug, hinein ins große Rund der Milchglaskuppel über der Gasflamme, anderseits wollten sie zum Fenster, wohin die frische Luft sie sog. Die Flügel waren geöffnet worden und lose wieder aneinander gelehnt. Von der dunkeln Sommernacht, die schwer und feucht draußen lagerte, durchfleckt von den zahllosen Schiffslaternen, kam aber kein Atem herein.

Jetzt sprach gerade der junge Herr Fred Engelbert, ein Vetterssohn von Onkel Geo, von seiner Absicht, nach Amerika zu reisen, um dort die Filialen des Hamburger Hauses, in dem er als Disponent angestellt war, zu inspizieren. Sein von sehr vieler Arbeit und sehr scharfem Lebensgenuß etwas blasses Gesicht hatte einen nachlässig wichtigen Ausdruck. Daniela ärgerte sich immer über die Handbewegung, mit der er seinen rostroten Schnurrbart strich, und hielt ganz ungerechterweise sein nachgedunkeltes Haar für gefärbt. Es reizte sie auch, daß er dies Haar militärisch geschnitten trug und in der Haltung gern den Offizier durchmerken ließ. Konnte er sich nicht die schlichte Männlichkeit von Maximilian Wallrode zum Vorbild nehmen?

„Na nu, du bist doch eben erst aus Birmingham zurückgekommen," sagte jemand.

„‚Koplüd, Loplüd‘ — Kinder, so heißt das alte hansische Wort," erinnerte Onkel Geo. „Aber William Krüger macht doch sonst all ums andre Jahr selbst die Amerikareise?"

„Er feiert seine silberne Hochzeit im September."

„Was? Nee! Wie die Zeit läuft! William Krüger? — und nu mit 'n mal schon silberne Hochzeit?!"

„Wenn Sie nach drüben gehen, lieber Herr," sagte Mark Alveston freundlich, und mit seinem großen glänzenden Auge voll den andern ansehend, „kann ich Ihnen einige Empfehlungen mitgeben. Vielleicht interessiert es Sie, einige der prominenten Persönlichkeiten kennen zu lernen. Einige der berühmtesten captains of industry."

„O, danke vielmals, danke vielmals."

Fred Engelbert bekam einen roten Kopf. Ja, das würde ihm ein Ansehen vor seinem Chef geben, wenn er von diesen Männern welche kennen lernte.

„Ich kenne J. B. Duke, ich kenne auch Fish und Harriman, Henry O. Havemeyer. Ich kann Ihnen einen Gruß an Ogden Armour mitgeben, wenn Sie wollen. An Henry Rogers natürlich kann ich Ihnen keine Empfehlung mitgeben," schloß er lachend, „denn ich bin ja im Begriff, ein Konkurrenzunternehmen zu organisieren, das der Standard Oil Company bald zu schaffen machen wird."

Ein kurzes Schweigen der Andacht hing über der Gesellschaft.

Diese Namen machten sie mundtot. Auf fast allen Gesichtern las man den naiven Gedanken: ‚Donnerwetter!' Am allermeisten überwältigte es die Zuhörer, daß ein Gruß an Rogers nicht gegeben werden konnte, weil ein Konkurrenzverhältnis bestand oder im Entstehen war.

Fred Engelbert verneigte sich, als säße er im Waffenrock da. Seine Augen glänzten aber in einem ganz und gar unbeherrschten Vergnügen. Er sah sich schon nach der Rückkehr seinem Alten, das heißt seinem Prinzipal William Krüger, mächtigen Eindruck machen.

Konsul Gräfenhain hielt den Augenblick für gekommen, leise merken zu lassen, daß er mit Alveston zusammen innerhalb der Familie eine Matadorenclique bilde. Er sagte vom Sofa her:

„Fish stand in lebhafter Geschäftsverbindung mit dem Vater meiner Frau. Angenehmes Arbeiten mit solchen Männern. Ich versichere Sie, man leidet direkt durch den Unterschied in der Leichtigkeit und Schnelligkeit des Geschäftsverkehrs zwischen drüben und hier. Sie werden's merken. Oder sind Sie nur zum Vergnügen hier? Wollen sich hier nichts holen?"

Alveston beugte sich mit lang ausgestrecktem Arm sehr weit vor. Er hatte die Gewohnheit, an seiner Zigarette die Asche nicht abzustreifen, sondern sie mit einer kurzen, energischen Schüttelbewegung oberhalb der Schale zum Abfallen zu bringen. Nachdem er das voll höchster Aufmerksamkeit besorgt, nahm er wieder seine frühere Stellung ein. Sehr aufrecht saß er im Stuhl, den Daumen der Linken in die Hosentasche gehackt, in der zuweilen sehr sparsam rednerisch benutzten Rechten die Zigarette. Auf der weißen Hemdenbrust, die der Smoking breit sichtbar werden ließ, leuchtete zart eine sehr große Perle.

„Holen? Nein. Ich will vielmehr etwas bringen."

„Darf man wissen, was?"

„Dem deutschen Kapital und der deutschen Industrie die Gelegenheit, die amerikanische Industrie beim Zipfel zu fassen. Ist eine Fläche zum Angreifen, zum Erfassen auch noch so klein — es ist doch ein Anfang zum Eindringen."

„I — den Donner! Wie denn das?" fragte Onkel Geo dazwischen.

„Für uns, die wir bei allen wirtschaftlichen Möglichkeiten auf das ‚Morgen' sehen, ist es fast ein Rätsel, daß der Deutsche immer nur die industriellen und finanziellen Interessen von ‚heute' zu beachten scheint. Ich erinnere Sie daran, was besonders Ihnen, lieber Herr" — er wendete sich geradezu an Gräfenhain, der schon vorweg „ja" nickte, ehe er wußte, in welcher Richtung seine bessere Kenntnis und sein weiterer Blick angerufen werden sollten —, „bekannt sein wird, daß eine amerikanische Gesellschaft deutsche Kaliwerke angekauft hat. Warum? Weil Amerika Kali zu seiner chemischen Produktion braucht. Es macht sich unabhängig von Deutschland, indem es sich mitten in Deutschland mit seinem Gelde ansiedelt. Das war klug, war voraussehend, war genial. Die Deckung seines Kalibedarfs kann ihm nicht abgeschnitten, Preise können ihm nicht aufgezwungen werden. Ich glaube, man hat es auch in den Kreisen der deutschen Industrie bewundert, daß die Amerikaner so schlau waren. Und ich meine, Deutschland sollte davon lernen. Es braucht Petroleum. Es hätte sich längst einen Anteil an den Quellen drüben sichern sollen. In die alten Gesellschaften ist nicht mehr hineinzukommen. Aber die Alveston Oil Company bietet die Gelegenheit. Ich komme, um Anteile zu vergeben zu einem Kurse, der den Inhabern ein enormes Geschäft sichert."

Da alle sekundenlang schwiegen, setzte Alveston lächelnd hinzu:

„Wenn Schwiegerpapa will, kann er sein Vermögen in einem Jahr verdoppeln."

Alle sahen auf Engelbert. Der rauchte und schwieg.

„Schade, daß ich mich da nicht dran beteiligen kann," sagte Onkel Geo mit seinem vergnügten, plitschen Gesicht, dessen Ausdruck man nie entnehmen konnte, ob er spaßte oder es ernst meinte, „aber seit der Indigokrisis seligen Angedenkens Anfang der neunziger Jahre bin ich 'n Angstmeier ohne Unternehmungslust, kapitalisier' und dank Gott, daß ich so anständig ins Teegeschäft 'reingekommen bin. Alle Tage denk' ich: ‚Wenn sie nun auch 'n Ersatz für Tee finden wie damals

für den Indigo?' Wer weiß, ob sie nicht auch noch Tee aus Steinkohlenteer machen. Heut ist alles möglich."

Ein Lachen ging durch den Kreis.

Alveston zog sein Taschenbuch aus der Brusttasche. Er suchte zwischen den Blättern nach einer Photographie, und das kleine Blatt, das sich zwischen den Fingern immer aufrollen wollte, ging von Hand zu Hand.

Man sah darauf seitwärts im Hintergrund einige massive Gebäude. In der Hauptsache war das Bildchen die Wiedergabe eines brachliegenden Geländes, auf dem vorn, von zwei Pfählen getragen, ein mächtiges Schild sichtbar war. Sogar auf dieser kleinen Photographie konnte man die Worte erkennen, mit denen das Schild sich bemalt zeigte: „Alveston Oil Company."

Gräfenhain nickte dem Bildchen mit wohlwollender Gönnermiene zu.

„Es ist wundervoll, wie der Unternehmungsgeist drüben alle Wege gehen kann. Denn er findet alle offen. Keine Baupolizei, keine Instanzen, keine Bevormundung," sagte er mit Sachkennergesicht.

„Ich sitze hier in einer Gesellschaft sehr ehrenwerter und sehr prominenter Großkaufleute und Industrieller und will niemand im Vaterlande meiner Frau kränken," begann Alveston wieder sehr lebhaft, „aber dies ist gewiß: der Paragraph bedeutet für Ihr Land Handschellen. Sehen Sie den Fortschritt in Amerika, wo wir, ungebeugt durch das, was Sie selbst mißfällig den ‚grünen Tisch' nennen, vorankommen. Von diesem aus bevormundet man Ihren Bau, Ihr Kapital, Ihre Bilanzen, die Qualität Ihrer Produktion. Bei uns ist dies alles frei. Jeder kämpft sich voran, wie er will. Er hat die Rechte, deren er mächtig ist."

Daniela, die gerade wieder einmal hereingekommen war, blieb hinter ihrem Vater und ihrer Schwester stehen und hörte zu.

„Aber bei Ihnen," sprach Wallrode, „ist die Kapitalisation auch oft eine unechte. Scheinwerte werden ins Publikum gebracht. Die Bilanzen geben nur allgemeine Angaben. Das raubt die Kontrollmöglichkeit."

„Kommt überall vor, lieber Herr, auch in Europa," bestätigte Mark Alveston mit einem Lächeln, das Nachsicht gegenüber dem pedantischen Einwurf anzudeuten schien. „Beweist nichts gegen die Großzügigkeit unsrer Einrichtungen und deren Zuträglichkeit."

Er machte abermals, sich nach vorn gegen den Tisch beugend, die Fingerbewegung, als schüttle er die Asche von der Zigarette, trotzdem sie inzwischen ausgegangen war.

„Darf ich Ihnen einige Zahlen sagen, meine Herren?" sprach er. Er saß in stolzer, ungezwungener, zufriedener Haltung, wie jemand, der gewohnt ist, es liebt und genießt, der Mittelpunkt zu sein, „einige Zahlen, meine Herren, die Ihre Ehrfurcht erwecken werden. In den letzten dreißig Jahren ist die Produktion der Vereinigten Staaten auf allen Gebieten derart gewachsen, daß beispielsweise, soweit mein Gedächtnis die Zahlen beherrscht, die Zunahmen betrugen: in Wolle 86 Prozent, in Mais 92, in Weizen 217, in Baumwolle 302, in Kohle 806, in Eisen 887 und in Stahl, in Stahl, meine Herren, 19,753 Prozent. Die Ausfuhr hat sich um 485 Prozent gesteigert und das Vermögen an Spar- und Depositengeldern um 101. Ich sagte, dies seien Zahlen, meine Herren? Nein, es sind nicht nur Zahlen, es sind Rufe. Sie jubeln es hinaus in die Welt, was Amerika ist und kann. Sie sprechen für die Größe des Landes, für seine Unerschöpflichkeiten. Sie sagen es allen: nehmt nur Teil an diesem ungeheuern Aufschwung! Wollet nur, um ihn mitzugenießen! Sie sagen es aus, diese Zahlen, was Fleiß und Unternehmungsgeist können. Sie feuern an, daß jedermann erwecke und in Fluß bringe und der großen Bewegung angliedere, was an Kräften, an Intelligenz in ihm verborgen liegt."

Der Glanz einer stolzen Begeisterung lag auf seinem Gesicht.

Alle lauschten fast atemlos.

Daniela sah ihn wie hypnotisiert an. Sie fand dies alles ungeheuer fesselnd. Ihre Augen leuchteten. Das Feuer aus Alvestons Worten wirkte auf sie hinüber. Die Beherrschung der Dinge machte ihr großen Eindruck. Daß er all diese Zahlen so wie von ungefähr vorbringen konnte, zeigte ihn als Mann, der weite Gebiete übersieht.

‚Ach,' dachte sie, ‚das ist großes Leben.'

Und das enge bißchen Welt, in dem man selbst stand! Wie kleinbürgerlich mußten Mark alle Menschen und alle Verhältnisse vorkommen.

Sie seufzte ein wenig und sah ängstlich zu Wallrode hinüber, der neben Alveston saß, obgleich gewiß niemand den leisen kleinen Seufzer, der eigentlich nur ein tieferes Atemholen gewesen war, hatte hören können.

Aber dennoch sah Wallrode sie an, so merkwürdig wachsam — fast erschreckt. Sie wandte mit trotzigem Ausdruck ihren Blick fort. Es reizte sie, daß jede ihrer Mienen bewacht ward. Und ohne zu wissen, daß nicht dieser ihr kindischer Seufzer schnell erregbarer Phantasie den Mann erschreckt hatte, sondern die Hingerissenheit ihres Ausdrucks, mit dem sie den Redner ansah, vertiefte sie sich ganz ins Zuhören und ließ keinen Blick von Alvestons beweglichem Gesicht.

„Und was das Petroleum anbetrifft, meine Herren, so hatte 1901 Rußland noch einen ganz kleinen Vorsprung in der Produktion. Ich glaube zwei oder drei Millionen Barrels. Seitdem hat



Kirche im Harz

Nach einem Gemälde von Otto Rossow



Amerika Rußland geschlagen. In Texas sind Oellager von ungeheurer Ergiebigkeit entdeckt worden. Im ersten Jahr, meine Herren, im ersten, einem einzigen Jahr, kamen schon vierzehn Millionen Barrel Oel zur Versendung. Mein Gelände ist natürlich von weitaus bescheidenerem Umfang als das dieser Gesellschaft oder das der Pacific Coast Oil Company. Aber die Ergiebigkeit der Quellen, nicht die Ausdehnung des Geländes macht ja den Wert. Meine Kalkulationen sind so, daß bei einer Produktion von bloß fünftausend Barrels pro Tag sich die Kapitaleinlagen mit zweihundertdreißig bis zweihundertfünfzig Prozent verzinsen müssen. Es ist für Amerika ja kein grandioser Verdienst, es gibt Unternehmungen, die über fünf- und sechshundert Prozent bringen. Aber immerhin werden die Teilhaber ein nach deutschem Maßstab großes Geschäft machen. Sie werden in einem Jahr, längstens in zweien ihr Kapital verdreifachen, so, wie ich die Aktien der Alveston Oil Company auf den Markt bringe. Daß dies nicht unter einem Kurse von zweihundertvierzig geschehen wird und soll, ist gewiß."

Er lächelte. Wer dies unaussprechlich beredte und zugleich zurückhaltende Lächeln beobachtete, mußte davon bezaubert werden. Es war das Lächeln eines Mannes, der seine eigne Umsicht und Vorsicht ein wenig bespötteln darf, weil sie zu weitgehend ist. Und nun setzte er auch noch hinzu:

„Ich bin zu bedenklich, zu vorsichtig. Sonst würde ich noch ganz andre Ziffern nennen, wozu mich die Lage der Dinge durchaus berechtigte."

„Kinder, Kinder — ja, da können wir Hamburger nicht mitsprechen," sagte Onkel Geo voll Andacht.

Nun war wirklich der Ausdruck seines Gesichtes einmal unzweideutig. Ja, wo Zahlen aufmarschierten!

„Vielleicht fühlen Sie es mir nach, meine Herren, daß es mir eine gewisse Genugtuung bereitet, in erster Linie meinem Schwiegervater diese außerordentliche Chance zugänglich machen zu können. Aber natürlich nur, wenn's ihm Spaß macht. Die individuelle Freiheit über alles. Macht's Ihnen keinen Spaß, Papa, so bleiben Sie bei Ihren Konsols und begnügen sich mit dem Zuschauervergnügen — denn den Ehrgeiz hab' ich, das gesteh' ich frei, ich möchte, daß meine Sachen Ihnen Freude bereiteten."

Margritt streichelte ihrem Vater leise die Hand und sah zärtlich lächelnd zu ihm auf. Ihr Gemüt war voll glücklicher Bewegung, dies mußte Papa doch rühren, wie viel Vergebung und Großmut in ihres Gatten Haltung lag. Er, der reich und mächtig Gewordene, trug es nicht nach, daß ihn einst Mißtrauen schlecht behandelt hatte.

Engelbert nickte seiner Tochter zu.

Auf den brennenden, gespannt auf ihn gerichteten Blick des Schwiegersohnes antwortete er nur mit einem etwas verlegenen Lächeln.

„Ja," sagte er, „ich bin ja woll von Natur aus bloß zum Zuschauer veranlagt."

„Junge," rief Onkel Geo, „du wärst ja beinahe 'n Narr . . ."

Das allgemeine Stimmengewirr, das sich brausend erhob, verschlang seine Worte und man erfuhr nicht, ob Onkel Geo meinte: „ein Narr, wenn du nein," oder: „ein Narr, wenn du ja sagst." Der Vortrag Alvestons hatte sie alle ungewöhnlich unterhalten und erregt. Das verführerischste aller Bilder, das des Reichtums, huschte schnell durchs Zimmer und funkelte im Widerschein aller Blicke und klirrte mit seinem Goldklang in aller Ohren und riß mit seinem rasend raschen Aufwärtsflug alle Vorstellungen wie in einem Wirbel mit.

Da dieses alles aber nicht zwischen ernsten Kontorpulten und vor den geheimnisvoll eisernen Gesichtern starrer Geldschränke gesprochen war, sondern bei Kaffee und Likör, so ward es im letzten Ende doch nur als Unterhaltung bewertet, und das Interesse löste sich in humoristischen Vorschlägen und Neckereien aus.

Hartwig Mallinger aber stand stumm. Sein Herz klopfte. Er fühlte sich schwer beunruhigt. Das schöne Organ des Mannes, die Anmut, ja, die Anmut, Wärme und Sicherheit seiner Sprache mußte ja alle verführen . . .

‚Was ist das alles?' fragte er sich, ‚was für ein Mann, was für Verhältnisse? Zu diesem Mr. Pembroke sprach er von den reichen Mitteln seiner Frau; Margritt sagt, daß ihre bescheidene Mitgift unberührt daliegt! Von Tante Hanna nimmt er Geld! Aber was sind denn Tante Hannas hunderttausend Mark? Nichts, bei solchem Unternehmen. Vielleicht wollte er ihr wirklich den Vorteil zuwenden . . . Wer dies alles übersehen könnte . . .'

In diesem Augenblick steckte Tante Minna den Kopf ins Zimmer.

Sie meldete, daß es für sie Aufbruchszeit sei und daß sie sich nur erkundigen wolle, ob ihr Bruder Geo oder ihr Neffe Fred sie begleite, denn in dieser Gegend traue sie sich nicht die drei Minuten allein bis zur Elektrischen.

Wenn sie mit starker Betonung sagte: „Ich gehe," meinte sie eigentlich damit, daß alle gehen sollten. Es wirkte auch, wie immer, suggestiv, und die ganze Gesellschaft erhob sich. Draußen fuhr auch gerade Gräfenhains Wagen vor, man sah die glühenden Laternen eine Kurve beschreiben, indem der Kutscher im Vorfahren gleich die Richtung für die Abfahrt nahm.

Mark Alveston sagte, daß er um das Vergnügen bäte, Tante Minna geleiten zu dürfen, bis sie in der Stadt umgestiegen sei und ihre Linie getroffen habe.

„Du willst noch fort?" fragte Margritt wie erschreckt.

„Ich muß noch notwendig Mr. Pembroke sprechen, der morgen nach Paris weiterfährt."

Hartwig sah, daß auf dem Gesicht der Frau all der glückliche Ausdruck hinweglosch, der es den Abend über erhellt hatte. Und er dachte auch daran, daß er diesen selben Mr. Pembroke zufällig vom „Hamburger Hof" aus hatte mit vollem Gepäck abfahren sehen. Vor drei Tagen schon, ganz gewiß. Er, Hartwig, hatte müßig unterm Portal des Hotels gestanden und auf das Straßenleben des Jungfernstiegs und das Alsterbassin hinausgesehen, und betrachtet, wie die sonnige, durchstäubte Luft alle Farben milde machte. Da kam Pembroke vorbei und gönnte dem Reisegefährten ein flüchtiges Lebewohl . . .

Im Durcheinander des Aufbruchs sagte Wallrode dem geliebten Mädchen gute Nacht. Und aus ihrer Unfertigkeit heraus, heraus aus ihrem gärenden Zustand voll Gereiztheit und Abhängigkeit, voll Freiheitsdrang und geheimem Hingebungsbedürfnis verlangte es sie, ihn zu ärgern, schlechtweg zu ärgern.

„Heute haben Sie sich hoffentlich gut unterhalten," sagte sie, „das war doch großartig, was Alveston uns alles erzählte. Ich wollte, Papa beteiligte sich an dieser Sache."

„Lockt Sie der Reichtum?" fragte er und sah sie fest an, als wolle er sie warnen: Bist du im Begriff, dir oder mir etwas vorzumachen?

„O nein, gar nicht. Sie wissen, ich bin einfach gewöhnt. Aber die grandiose Betätigung finde ich berauschend. Und die Herrscherkraft, die sich darin ausdrückt, begeistert mich. Das ist doch etwas andres als dies ängstliche, kleine, atemlose Arbeiten im Pflug des spießbürgerlichen Berufslebens . . ."

Mark Alveston, der fast neben ihr gestanden hatte, ohne daß sie es wußte, sagte: „Bravo!"

Und er lächelte wie ein Mann, der die Bewunderung der Frauen gewohnt, aber nie von ihr übersättigt ist.

Daniela wurde rot. Und das steigerte nur ihre Erregung. Aber irgendwie kam es ihr nun plötzlich vor, als sei sie die Beschämte, als habe sich eben etwas Wichtiges und für sie Ungünstiges begeben.

Und sie behielt den erstaunten, traurigen Blick beunruhigend deutlich im Gedächtnis, mit dem Wallrode von ihr zurücktrat.

IV

„Eigentlich ist es unglaublich," sagte Tante Hanna; „wenn ein Mensch mit einem beispiellosen Zeichentalent und Farbengefühl mit Gewalt verhindert wird, Maler zu werden, oder wenn man aus einem kolossal Stimmbegabten keinen Sänger macht, wird von Unrecht gegen die Absichten der Natur gesprochen. Gegen Männer, die in ihrer Jugend durch väterliche Tyrannei oder sonstige Verhältnisse in einen verkehrten Beruf gedrängt wurden, bleibt man im Urteil nachsichtig, wenn sie nichts Rechtes aus sich machen. Aber wenn ein Frauenzimmer, das ganz und gar zur Gattin und Mutter begabt war, um die Möglichkeit kam, ihr Talent zu betätigen, dann macht man gar kein Wesen davon und hat keine Nachsicht mit etwaigen Unausgeglichenheiten."

Dergleichen Vorträge hielt sie Hartwig oft. In der Praxis hatte sie sich ganz mit ihrem Schicksal abgefunden, aber in der Theorie mochte sie doch gern noch ein bißchen daran herumdeuten und schelten, besonders wenn man sie gereizt hatte.

Ihr war eine Aeußerung von Oskar überbracht, die Emilia mit ihrem monotonen „o yes" bekräftigt habe. Sie, Tante Hanna, solle zu anmaßend sein, was weder ihrer Stellung als altes Mädchen noch ihrer Vermögenslage zukäme. Aber eben, es käme, weil ihr die Erziehung durch den Mann fehle.

Hartwig beruhigte sie und sagte ihr, kein Mensch fände sie anmaßend, Gräfenhains hätten wohl keine Aufnahmefähigkeit für die Note der heiteren Unabhängigkeit in ihrem Wesen.

Das Wort griff sie auf.

„Ja, heitere Unabhängigkeit, das ist es. Was es mich gekostet hat, sie zu erwerben, ist mein Geschäftsgeheimnis — wenn ich solche Worte auf Seelisches anwenden darf. Und dann: Vermögenslage? Hab' ich nicht mein solides Auskommen? Bin ich nicht zufrieden? Ich habe mich, wenn ich mich mal selbst loben darf, großartig eingerichtet innerhalb meiner Grenzen. Die Miete für das Parterre deckt die Zinsen für die Hypothek, die auf dem Haus steht. Fräulein Puttfarken im zweiten Stock kann ja keine große Miete zahlen, die Wohnung ist zu klein und altmodisch. Aber das und meine Zinsen zusammen gestatten mir doch dies nette Leben. Daß ich's hab', erkenne ich dankbar als Glück. Hat mir wahrscheinlich auch das Altjungferntum erleichtert. Mit sich zu tun haben und dabei arbeiten müssen oder darben, muß schwer sein. Na, und wenn ich nun durch Alveston so viel Zinsen mehr mache, gleicht es sich wieder mehr aus, und ich kann's besser haben. Mehr so wie früher, ehe alles so blödsinnig teuer war. Wir haben ja direkt englische Preise jetzt in Hamburg — aber leider Gottes noch keinen englischen Reichtum. Mark, dem ich das neulich vorjammerte, meinte, ich solle für den Rest meines Geldes nur Aktien der Alveston Oil Company nehmen. Wie gern! Aber an die fünfzigtausend kann ich nicht 'ran, die stehen noch im Familienhaus am Deich. Was mein Bruder woll für 'n erstauntes Gesicht machte, wenn ich die mit 'n mal kündigte!"

Sie war ja selbständig; dennoch, in jenem Abhängigkeitsgefühl, das sich immer zwischen Familienmitgliedern herausbildet, die nahe beieinander leben, fürchtete sie seine Kritik.

Durch ihr bewegliches Gemütsleben ging wieder einmal das Entzücken über Alvestons fürsorgliches Wesen.

„Ich sage Ihnen, ein Sohn kann nicht zärtlicher sein zur Mutter. Er denkt immer an mich und wie ich's glänzender haben könnte. Will ich aber im Grunde ja auch gar nicht. Gott, man kann zufrieden sein. Nicht? Ich habe, was Sie sagen: meine heitere Unabhängigkeit. In meiner Jugend wollt' ich ja mehr. Aber mein gerettetes Boot ist auch behaglich."

„Und Sie haben das Herz und den Platz, Freunde mit darin aufzunehmen," sagte Hartwig dankbar.

Er war ja nun wie von selbst in eine Art Lebensgemeinschaft mit dem alten Fräulein gekommen. Sie fühlten sich geradezu füreinander bestimmt.

Sie waren beide Resignierte, wenn auch auf ganz verschiedene Art und mit ganz trügerischen Merkmalen. Von weitem gesehen wirkte Fräulein Hanna nie resigniert, weil sie weder verklärt noch gelassen schien, sondern ganz einfach fröhlich und gutgelaunt. Dem Doktor Hartwig Mallinger traute aber kein Mensch etwas andres zu wie eine stille Ergebenheit in ein Schicksal, das besiegelt schien.

Daß er sich niemals so mit dem Dasein verbunden gefühlt hatte wie jetzt, merkte ihm niemand an.

Er genoß seltsame Erregungen. Er war wie besessen von einer Idee, einem Vorsatz.

Von der Idee, in einen Menschen hineinzusehen . . .

Von dem Vorsatz, sich die Kenntnis einer fremden Seele zu erzwingen.

Und wußte doch, daß man kaum in sich selbst hineinsehen kann. Daß auch der klarste und einfachste Mensch zuweilen von dem Gefühl angstvoll durchschauert wird, als laure unter seinem Wesen noch dunkel und unerweckt ein andres, das er, zu seinem Frieden, besser unerforscht, undeutlich weiterdämmern läßt. Weil es ihn um alle Würde bringen könnte, wenn es sich frei machte . . .

Er wollte wissen, was für ein Mann der Gatte der angebeteten Frau sei . . .

Mit den paar groben Kenntnissen, die sich aufdrängten, war leicht fertig zu werden.

Hartwig hatte sich im Hotel erkundigt, ob Mr. Pembroke wieder zurückgekehrt sei, nachdem er ihn vor ein paar Tagen habe abreisen sehen. Nein, keineswegs. Also Mark Alveston hatte gelogen.

Eine ganz gewöhnliche Männerlüge. Ein ganz billiger Vorwand, um zu später Abendstunde noch auszugehen.

Hartwig würde das nicht unerbittlich verurteilt haben. Von jedem Mann hätte er's mit Achselzucken gehört. Lauf der Welt. Männerart. Was ging es ihn an. Mochte jeder sehen, wie er's trieb. Wein oder Weiber oder Spiel. Egal. Die erzwungene Vorsicht in seiner eignen Lebensführung sollte ihn nicht zum prüden Richter machen.

Dieser aber war Margritts Mann.

Und Hartwig forderte als Ausgleich für die Entsagung, die das Schicksal ihm auferlegt, dies eine: Glück für die geliebte Frau.

Weil sie ihm die Unerreichbare geblieben war, deuchte sie ihm so hoch, so auserlesen, schien ihm der Mann, den sie liebte, durch ihren Besitz so begnadet, daß er von diesem Anbetung und Dankbarkeit, alle Reinlichkeiten und Zuverlässigkeiten der Seele als Opfergabe für die Frau verlangte.

Was er jedem Mann nachgesehen hätte, konnte er dem Gatten Margritts niemals verzeihen.

Es bedurfte keiner feinen Spürkünste, um festzustellen, was sich ihm als das Wahrscheinliche gleich aufgedrängt hatte. Eine Erkundigung beim Einwohnermeldeamt ließ ihn in Erfahrung bringen, daß die imposante Sängerin, mit der Alveston sich an Bord so lebhaft beschäftigt hatte, in Hamburg sei. Sie wohnte in St. Georg, in der einseitig bebauten Kirchenallee, nahe dem deutschen Schauspielhaus, fast gegenüber dem Hauptbahnhof. Hartwig brauchte nur durch die große Halle des Bahnhofs zu gehen, wenn er vor der Wohnung dieser Dame zu spionieren wünschte. Der Bahnhof baute sich mit all seinen Abteilungen über der Schlucht des einstigen Stadtgrabens zwischen den beiden Stadtteilen auf, und während drunten die Geleise sich entlang zogen, füllte oben der Bau den Raum und stand wie auf einem Riesenplatz zwischen der Kirchenallee von St. Georg und dem Glockengießerwall der Altstadt.

Und Hartwig ertappte sich zu seinem Aerger denn auch dabei, daß er zu späten Abendstunden, wenn er Alveston in der Stadt wußte, unter den alten Lindenbäumen der Allee auf und ab lief, dabei dachte er über Dinge nach, die für ihn früher keine Fragen gewesen waren.

Er wußte wohl: das Fleisch will manchmal was Unreinliches oder Unredliches. Das ist wie ein Teil Leben für sich, hat mit den Werten eines Mannes, vielleicht sogar mit seiner Ethik nichts zu tun. Sinnlichkeit ist Zufall, wie jede besondere Naturgestaltung. Und wenn es auch ganz gewiß banal und geradezu jünglingshaft geschmacklos war, daß Alveston sich durch diese Art von Weiblichkeit noch fesseln ließ — darum konnte er doch ein ganzer, guter, wertvoller Kerl sein.

Wenn Margritt nicht durch seine derartigen Treulosigkeiten litt . . .

Aber das war's ja gerade. Sie litt — sie litt. Und diese Vorstellung reizte ihn immer

wieder so, daß er sich förmlich vom Haß auf Alveston gehoben und gekräftigt fühlte.

Er suchte auch Mittel und Wege, Alvestons geschäftlicher Tätigkeit nachzuspüren. Er schrieb eine Anzahl von Briefen an Menschen, die er in Kalifornien kennen gelernt hatte. Es waren keine „prominenten Leute", sie wohnten weit weg von Alvestons Wirkungskreisen. Aber der eine oder andre konnte Beziehungen haben, sich seinerseits weiter umhören. Und er suchte Herrn Fred Engelbert, den Disponenten des Hauses William Krüger, auf. Er sagte ihm:

„Ich möchte mich vielleicht an der Alveston Oil Company mit dem größten Teil meines Kapitals beteiligen. Als kränklicher Mann darf ich aber nichts riskieren. Ich bitte Sie, wenn Sie drüben sind und Zeit und Reiseroute es Ihnen irgendwie gestatten, sich das Alvestonsche Unternehmen anzusehen und sich nach den Grundlagen und Aussichten zu erkundigen. Es soll von Beaumont aus noch einen Tag Wagenreise landeinwärts sein."

Engelbert sagte, daß er seine Reise durch die United States in Galveston zu beenden und dort sich wieder einzuschiffen habe. Es werde sich also wahrscheinlich einrichten lassen. Er versprach die erbetene völlige Verschwiegenheit über diese Unterredung, wie auch über den erhaltenen Auftrag. Da er aber ein sehr weiser junger Mann war, den zu hören man erst seit kurzem anfing, setzte er gleich beratend und versichernd hinzu, daß seines Erachtens alle Erkundigungen fast lächerliche Vorsicht seien angesichts der genialen und von den vornehmsten Verbindungen getragenen Persönlichkeit des vermögenden Herrn Mark Alveston.

‚So wirkt er! So auf alle,' dachte Hartwig und stellte seine Empfindungen abermals und immer wieder vor das strenge Gericht der Selbstkritik. Er durchforschte sie: Seid ihr Eifersucht? Seid ihr vielleicht gar der geheime Wunsch, „sie" möchte elend mit dem Mann sein, um sich nach mir zu sehnen?

Wer Erfolg haben will, muß monoman sein. Hartwig wurde monoman in seinem Vorsatz.

Er erkannte: all diese Linien, die er zu verfolgen suchte, waren grobe Linien. Sie führten schließlich vielleicht nur um den Mann herum anstatt in ihn hinein.

Er dachte wieder an das kleine orangefarbene Büchlein, das er an Bord in Alvestons Hand gesehen, in dem er dann selbst mit zitternden, hastigen Fingern wie in unerlaubter Horcherzudringlichkeit geblättert. Er erinnerte sich des Gesprächs am Ende der Reise.

Und das wurde ein Zwang. Er ging hin und holte sich „Der Einzige und sein Eigentum". Und aus diesem Stirnerschen Werk, nach dem Alveston aus Zufall, aus Neugier, zur Vervollständigung philosophischer Studien gegriffen haben konnte, konstruierte sich Hartwig Mallinger nun den Mann.

Und ganz allmählich erfüllte es ihn völlig mit dem Geist des Buches. Er schuf sich einen Mark Alveston, der stieg empor auf den granitenen Sätzen des Selbsttums, die das Fundament des unerhörten Werkes bildeten.

Er geriet in den festen Glauben hinein, daß er anfange, diese Seele zu erkennen, während nur seine Voraussetzungen sie geradezu gestalteten.

Und wenn in Anwandlung von Nüchternheit ihm dies klar werden wollte, fühlte er in heißer Aufwallung:

Haß und Treue sind prophetisch. Haben elementare Spürfähigkeit — ein ganz simples und doch unheimliches Erraten ... kindlich und tiefschürfend zugleich ...

Eine geheimnisvolle Gewißheit erfüllte und beruhigte ihn: ja, so wie er ihn sah, war Mark Alveston.

Diesen konnte er hassen, durfte, mußte er hassen, nicht nur aus Eifersucht, aus dem Winkel seines Entsagungselends heraus, sondern aus heiligsten, starken, reinen Gründen. Den hätte er bekämpft, auch wenn kein Weib zwischen ihnen stünde.

Diesem, dem alles unheilig war, was ihm für heilig galt!

Er glaubte an den Emporstieg der Menschheit. Und er dachte, daß all diese kleine unscheinbare, zähe Arbeit des einzelnen an der eignen Reife sei wie die Tätigkeit eines winzigen Rädchens, das doch die ungeheure Vorwärtsbewegung mittreiben hilft. Er glaubte, daß jede leise Tat der Nächstenliebe wichtig sei wie Mörtel zwischen Bausteinen. Er fühlte, daß jedes stille Opfer eine Stimme habe und den aufrichten helfe, der es zufällig erkenne.

Jener aber verspottete die Menschen, die andre Menschen zu beglücken wünschten. Er nannte sie, wie er wagte auch Gott zu nennen: zudringlich im Streben zu beseligen.

Er, Hartwig, hielt sich an das eine, heilige, große Wort, das die ganze Kultur trägt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst."

Und der andre warf diesem Wort sein kaltes, hartes, triumphierendes entgegen:

„Mir geht nichts über mich."

Und offenbar: auch darin folgte Alveston der Anschauung seines Philosophen: die Heiligkeit der Ehe war ihm eine fixe Idee; die Idee leugnen heißt den Ehebruch aufheben.

Hartwig machte sich zum Wächter des Mannes, den er halb ergründete, halb erriet. Er behorchte jedes seiner Worte auf einen geheimen Untersinn. Er durchforschte jeden seiner Aussprüche auf den innersten Zusammenhang mit dem Stirner-Alveston, den er sich aufbaute. Er siebte sein ganzes Gebaren durch, um zu sehen, ob die greifbaren

und bemerkbaren Handlungen nicht eine feine Spur abstäubten, aus der man gefährliche Nebenmischungen erraten könne.

Und wenn dieses Mannes Art ihn reizte oder wenn die holde Frau von verborgenen Leiden wie gefoltert schien, dann dachte er böse und drohend:

‚Du hast es selbst gesagt: wenn das, was dir recht ist, den andern nicht recht ist, so mögen sie sich wehren . . .‘

Er fühlte, daß seine Treue zum Schützer der geliebten Frau bestellt sei. Und wenn sie ihn denn eines Tags brauchen sollte:

‚Ich bin auch zu allem berechtigt, dessen ich mächtig bin.‘

Denn ganz unversehens erging es ihm in diesem Kampf, der noch ein Kampf der Gedanken war, wie es Ringenden auf dem Schlachtfeld geht: einer entreißt dem andern die Waffe und erschlägt zuletzt den Gegner mit dessen eignem Schwert . . .

Die nahe Freundesstellung, die Hartwig zu dem alten Fräulein hatte, brachte es mit sich, daß er gleichsam als Familienmitglied gerechnet wurde.

Alvestons waren in die Stadt übergesiedelt. Mark hatte erklärt, es sei für ihn durchaus wünschenswert. Er bestand aber darauf, daß Margritt im Vaterhause bleiben solle, um die Intimität des Zusammenlebens mit den Ihrigen besser zu genießen. Daniela fand, daß dies sehr rücksichtsvoll von Alveston sei, und selbst Herr Engelbert schien es freundlich und dankbar zu empfinden. Tante Hanna aber, die das ängstlich lächelnde Gesicht Margritts sah und ihre zwischen Zustimmung und Unschlüssigkeit schillernde Haltung, deutete dies auf ihre Weise und mischte sich hinein. Sie hatte wundervolle Vorstellungen von dem Liebes- und Eheglück der einst durch ihre Energie schließlich Vereinten. Sie sagte, man dürfe junge Eheleute nicht trennen, und Margritt müsse mit in die Stadt. Das Paar könne bei ihr wohnen, man werde sich etwas behelfen mit den Räumen, es schade nichts.

Mark Alveston erfuhr, daß man in einem Familienkreis wie in einer Gefangenenkolonie lebt, daß persönliche Freiheit und ein ungebundenes Kommen und Gehen sich gar nicht herausbilden können innerhalb einer Gemeinschaft, wo jeder wie von selbst auf den andern achtete. Es bedurfte seiner ganzen Gewandtheit und eines sehr ausgiebigen zärtlichen Streites mit Tante Hanna, bis es ihm gelang, wenigstens sich aus dem Strom ihrer Güte herauszuretten.

So wohnte nun Margritt bei ihr, während er sich in einem Hotel in der Nähe ein Zimmer genommen hatte.

Und nun konnte bei fast täglichen Begegnungen Hartwig seine Gier stillen, am Wesen dieses Mannes herumzutüfteln, der ihm zweideutig erschien in allem, was er tat und sagte.

Und es konnte nicht ausbleiben, daß Alveston diese zäh auf sich gerichtete Aufmerksamkeit spürte, daß sie ihm auffallen mußte, weil sie von einem Manne kam, über den er hinwegsah wie über einen Statisten.

Mit seinen lebhaften, fast immer von irgendeiner raschen, starken, inneren Bewegung glänzenden Blicken streifte er nun seinerseits manchmal aufmerksam Hartwig, der immer das Aussehen eines bedrückten, erschöpften Grüblers hatte.

Durch ein paar kluge, humoristische Fragen bei Tante Hanna erfuhr er dann eines Tags, daß dieser ernsthafte Doktor Mallinger ein alter Anbeter Margritts sei. Denn Tante Hanna war nun einmal durch ihre Auempfindungsfähigkeit für alles, was Liebe hieß, zur Diplomatin völlig verdorben. Kaum daß sie aber das Herzensleben ihres Schützlings preisgegeben hatte und aus lauter Rührung über soviel Treue zur Verräterin geworden war, kam ihr auch schon die Angst vor Konflikten, und sie schwor Mark mit wunderschönen, sehr pathetischen Worten zu, daß Hartwig ein Ehrenmann sei, der niemals den Blick mit unlauteren Wünschen zu Margritt erheben werde.

Mit diesen Schwüren erlebte sie einen so großen Heiterkeitserfolg, daß sie es übelgenommen haben würde, wenn ihr nicht gleich Mark Alveston mit Feuer und Innigkeit die Hände geküßt und ihr gesagt hätte, daß sie anbetungswürdig sei.

Man lebte sehr unruhig in dieser Zeit. Die ganze Familie drängte sich förmlich dazu, Alveston und seine Frau zu feiern. In allen Kreisen, die nur irgendwie mit der weitverzweigten und geachteten Sippe der Engelberts zusammenhingen, sprach man von dem anziehenden Manne und dem Glück, das Margarete Engelbert gemacht habe, ein Glück, das ihr, auch der Wohlwollendste mußte es zugeben, ein wenig in der bekannten unwählerischen Laune des Schicksals zugefallen war. Denn Margarete war doch keineswegs bedeutend. Ja, in Gesellschaften war sie beinahe ebenso mühsam für andre wie ihr stiller Vater. Unter vier Augen konnte man manchmal gut mit ihr reden. Aber unter vielen gab sie nichts her und glänzte nicht. Ja, sogar ihre schönen Kleider würden an einer andern Frau, die verstanden hätte, anspruchsvoller aufzutreten, mehr bemerkt worden sein.

Wahrscheinlich genügte sie dem Gatten nicht. Aber das war ja gerade das Bezaubernde an ihm: dieser Ton geduldiger Güte, den er hatte, wenn er mit ihr sprach.

Und die Frauen der Familie schwärmten für Alveston, nicht nur, weil er jeder mit besonderem Blick und Lächeln sich zuzueignen schien, sondern weil er ihnen das dem weiblichen Instinkt so

befriedigende Schauspiel gab, auch in der unter ihm stehenden Frau noch die Ehe und das Geschlecht zu ehren. Es sättigt weibliche Seelen so angenehm, wenn sie es feststellen können, daß ein andres Weib sich unter dem Niveau ihres Geschicks befindet, dem sie — die Beobachterinnen — sich unbedingt gewachsen gefühlt hätten.

So kam, unbemerkbar wie, vielleicht nur als Widerhall von Mark Alvestons geduldiger Güte, ein etwas gnädiger Ton gegen die junge Frau auf, den Hartwig voll wachsender Erbitterung heraushörte. Und der ihn förmlich aufhetzte und anspornte, seine eigne heiße, ehrfurchtsvolle Verehrung für sie desto eindringlicher darzutun.

Bei all den festlichen Familienmahlen sprach man immer irgendwie von Alvestons Oil Company. Die Frauen wünschten brennend, daß ihre Männer sich an dieser glänzenden Sache beteiligen sollten. Die einen malten sich aus, dann (wenn dieser großartige Verdienst hereinfloß) wollten sie ihr Haus dem langersehnten Umbau unterziehen. Die andern träumten davon, daß man endlich Fuhrwerk halten und wenn möglich Vetter Oskar Gräfenhain noch übertrumpfen könne. Hier war eine Tochter, die gern einen unbemittelten Offizier geheiratet hätte und nun die Erfüllung ihres Wunsches für möglich zu halten anfing. Dort eine andre, schon verheiratet, die brennend ersehnte, der Familie ihres Mannes gegenüber mehr zu bedeuten. Kurz, in allen Frauen des Kreises erwachte immer stärker die Sehnsucht nach größeren Verhältnissen. Man war wohlhabend und bisher damit leidlich oder völlig zufrieden gewesen. Nun wollte man reich sein.

Aber die Männer, jeder nur auf seinem Spezialgebiet entschlossen, scharfsinnig und von begrenztem Wagemut, hatten dem ihnen fernliegenden Unternehmen im fremden Land gegenüber die nachdenkliche, schwerbewegliche Haltung der vorsichtigen norddeutschen Kaufleute. Der eine brauchte in der Tat sein Kapital im eignen Geschäft und setzte es unaufhörlich darin um. Der andre war durch Kontrakte mit einem Teilhaber gebunden und durfte der Firma kein Geld zu Sonderzwecken entziehen. Dritte waren ängstliche Sparer, hatten sich mal irgendwie verbrannt und scheuten nun das Feuer eines Wagnisses. Oskar Gräfenhains Haltung blieb unklar. Es schien, als denke er sich auch in dieser Sache als der Matador der Familie zu erweisen und als wünsche er den andern zu imponieren als Kaufmann von weitem Blick. Warum er eigentlich mit einer Erklärung zögerte, ward nicht verständlich. Jedenfalls sah man ihn oft intim und aufmerksam Alveston fragen und hören.

Sonst aber mußte Mark Alveston schon nach wenig Wochen erkennen, daß das, was er „bringen" wollte, nicht angenommen wurde, daß er innerhalb der Familie niemand mit den Vorteilen der Teilhaberschaft an der Alveston Oil Company bereichern konnte, zu bereichern brauchte.

Er fuhr oft nach Berlin. In Geschäften, sagte er. Darüber gab man auch in der Familie keine näheren Erklärungen ab. Das war das einzige Paßwort zur freieren Beweglichkeit. Geschäfte waren immer wichtig, nie ein Stoff für neugierige Fragen, flößten immer Respekt ein. Auch nach Brüssel und nach Paris reiste Alveston.

Er kam oft ermüdet zurück. Ein Zug von Gereiztheit und Abgespanntheit blieb nach und nach in seinem Wesen und setzte sich ganz fest darin.

Und Hartwig fing an herauszuhören, daß die Gespräche über Amerika und den Aufschwung Amerikas und die Chancen der Alveston Oil Company immer gewaltsamer aufs Tapet gebracht wurden. So sehr, daß schon sogar Onkel Geo einmal zu Hartwig sagte: „Finden Sie nicht, lieber Doktor, aber ums Himmels willen unter nanous: Engelbert sein Schwiegersohn preist seine Gründung 'n bißchen zu dicke und zu nervös an."

Wie unklug. Wie seltsam unklug von einem so intelligenten Mann. Zehnfach unklug, wenn er in der Tat nichts „bringen", sondern sich vielleicht dringlichst etwas „holen" wollte.

‚Ja, sein Temperament, sein heißes, ungezügeltes, ungeduldiges Temperament,' dachte Hartwig.

So gingen die Wochen. Es wurde Ende August. Man lebte stiller, denn die Reisezeit riß den weiten Kreis auseinander.

Um diese Zeit geschah es, daß draußen am Ausschlägerelbteich ein Verbrechen sich ereignete, das sie alle und besonders Daniela aufs höchste erregte. Denn es war fast vor der Tür des Engelbertschen Hauses geschehen.

In Wahrheit hatte Daniela in ihrem nach vorn gelegenen Zimmer nicht das mindeste von dem schrecklichen Ereignis bemerkt. In ihren Schlaf hinein war nicht der Hilfeschrei gedrungen, den der Ermordete vielleicht noch ausgestoßen hatte, ehe sein Feind ihn mit dem Messer erstach. Und schon lange, ehe sie im Hause ihr Tagwerk begonnen, war der Tote fortgeschafft worden, und kein Polizist war mehr zu sehen, als Daniela ihre Fenster öffnete, um die linde Morgenluft des Hochsommertages hereinzulassen. Sie erfuhren erst ungenaue Tatsachen, als die Gemüsefrau kam und zwischen ihren länglichen, mit den fahlgrünen, weißen und ziegelroten Farbenflecken von Blumenkohl und Wurzeln hochgehäuft vollen Körben stehend, die Tracht auf der Schulter, unter der Haustür mit vielen Handbewegungen der Köchin die Untat erzählte.

Aber als man es dann in der Abendzeitung genau las, daß ein Schifferknecht von einem Mann vermutlich aus Eifersucht erstochen sei und daß die Spur dieses Mannes sich noch nicht auffinden lasse, da wurde Danielas Phantasie doch sehr erregt.

Sie steigerte sich in ein gewisses Grauen hinein und konnte kein Ende finden, davon zu sprechen und sich auszumalen, wie entsetzlich es doch eigentlich gewesen sei, daß sie ruhig geschlafen habe, während ganz nah solche Schrecknisse sich begaben.

Man saß zu sieben Personen um den Tisch, der auf dem Balkon unter dem Glasdach gedeckt war. Im dichten Garten lag der schwüle Hochsommerabend. Es war, als sei schwere Finsternis herabgesunken und fülle ringsum die Welt. Das Eisentreppchen, das vom Balkon herabging, schien in einen dunkeln Schlund zu führen. Das Lampenlicht warf noch einen matten Schein auf die dem Balkongitter so nahen Ulmenwipfel. Das Blätterwerk wirkte wie Fetzen einer schwarzgrün gemusterten Tapete. Um die Milchglaskuppel der Lampe auf dem Tisch flatterte allerlei Insektennachtgeflügel.

Die Stimmen der Frauen, da sie nicht müde wurden, sich das Geschehene auszumalen, klangen nervös, und ihre Lebhaftigkeit war wie gebunden von geheimen Schauern.

Da sagte Wallrode gelassen:

„Ein Totschlag im Wochenblättchen unterhält immer die Leser angenehm."

Daniela antwortete gereizt: „Nicht alle Menschen haben bei allen Vorkommnissen Ihre Nüchternheit."

Er sah sie an. Er fühlte, im Aerger war ihr ein Wort entfahren, das mehr aussagte, als ihr wohl selbst bewußt war. Die Nüchternheit — ja, die war's.

‚Ich bin ihr zu nüchtern!' dachte er und wollte darüber lächeln. Und es tat doch recht weh. Was so ein Mädchen alles denkt und fordert und spricht! Mit was für Erwartungen die so vor den Toren des Lebens stehen! Vor allen Dingen fordern sie einen Zuschuß von Romantik . . .

‚Ja, die kann ich nicht aufbringen,' dachte er, ‚mein Leben ist nun mal klar, und mein Seelengeschmack steht nach Klarheit. Ich kann mir meine inneren und äußeren Zustände dir zuliebe nicht verwirren, du schönes, liebes, törichtes Kind.'

Und war doch während all dieser Gedanken unausdenkbar in sie verliebt . . .

„Mir scheint dies Vorkommnis ein neuer Beweis dafür, daß dies keine Gegend ist, wo Sie mit einer jungen Tochter wohnen bleiben dürfen," sagte Alveston.

„In Hafenstädten, zwischen dem Schiffervolk passiert immer mal so etwas," versetzte Herr Engelbert ruhevoll.

„Ja, in dem sammelt sich bei langen Fahrten so viel Saft und Kraft, daß es dann schnell in Liebe und Haß aufkocht, wenn's auf Weiber trifft," meinte Wallrode. „Aber sie bleiben mit ihren Erlebnissen in ihrer Welt. Sind ja keine Räuber und Mörder. Das berührt dies Haus und seine Sicherheiten nicht."

„Ich möchte dem widersprechen, lieber Papa," sagte Alveston noch nachdrücklicher, „wie manchesmal geht Daniela allein bis zur Station der elektrischen Bahn! Und Sie selbst! Und die Eindrücke, die diese Art Vorkommnisse mit sich bringen!"

„Ja," betonte Tante Hanna dazwischen, „das ist wahr."

„Sie sprechen, als würde hier alle Augenblicke einer umgebracht," meinte Hartwig und dachte: ‚Ich weiß, wie er jetzt dies Gespräch wendet, ich weiß . . .' Sein Herz klopfte vor Spannung.

Und Alveston fuhr auch überredend fort:

„Ich rate Ihnen doch, lieber Papa, nein, ich bitte Sie angesichts dieses schrecklichen Ereignisses, Sie sehen, wie Daniela sich darüber erregt, ich b i t t e Sie, geben Sie Ihren Wohnort auf. Wie sehr Ihr Herz auch an diesem Hause hängt, die Umwelt hat sich geändert. Es ist kein Idyll mehr, wie es einst gewesen sein mag. Das Verkehrsleben mit all seinen lärmenden, bedrohlichen Begleiterscheinungen ist Ihnen zu nahe gekommen. Es beeinträchtigt Ihre Sicherheit, Ihr Behagen, Ihre Stimmungen. Ich spreche Ihnen nicht mehr von dem großen Geschäft, das Sie machen werden, wenn Sie dies Grundstück verkaufen. Ich weiß, es läßt Sie kalt. Sie gefallen sich darin, ein unmoderner Idealist zu sein. Ich finde es wundervoll, trotzdem ich mir wünschte, Sie gönnten mir die Freude, Sie an den Vorteilen meines großen Unternehmens teilhaben zu lassen. Wem sollte ich es lieber wünschen als Ihnen. Aber lassen wir das. Sprechen wir nur von dem Hause. Ich bitte Sie, erweisen Sie sich in dieser Frage beweglicher: verkaufen Sie. Gerade gestern sagte mir ein Agent, mit dem ich in andrer Angelegenheit zu tun hatte — und Sie wissen, diese Leute sind es sich und ihrem Metier schuldig, etwas aufdringlich mit Anerbietungen zu sein —, gerade gestern sagte mir jemand, daß Sie auf der Stelle zweimalhunderttausend Mark bekämen!"

„Und das Grundstück ist gar nicht beschwert. Bloß meine Fünfzigtausend stehen noch darauf. Denk doch! Du steckst hundertfünfzig glatt in die Tasche, und ich kaufe mir für meine Fünfzig Aktien von Mark —" sagte Tante Hanna und nickte ihrem Neffen triumphierend zu.

„Papa, du kannst dir dann ein neues und bequemes Haus bauen," meinte Margritt etwas zaghaft. Ihr tat ja eigentlich der Gedanke weh, daß dies hier zerstört werden sollte, einmal einem Fabrikgebäude Platz machen könnte. Aber ihr Mann hatte ihr neulich gesagt: „Helft doch Papa überreden, daß er das Haus verkauft und auch von seinem Kapital in mein Unternehmen was hergibt." Sie dachte, der kühne Geist ihres

Mannes könne es gar nicht ertragen zuzusehen, wie heutzutage jemand noch so sein Vermögen stilliegen lasse.

„Ach ja, Papa! Das wäre himmlisch. Denk mal, wie unterhaltend! Bauen!" sagte Daniela enthusiastisch.

„Kinder, laßt doch das Thema," sprach der alte Herr hartnäckig, aber mit einem leisen Nebenklang von Gereiztheit in der Stimme, wie einer bekommt, den man zu oft mit denselben Gesprächen belästigt.

‚Wie unklug. Wie seltsam unklug — fast plump,' dachte Hartwig wieder. ‚Er ist kein kalter Rechner. Unmöglich.'

Und er fragte sich als Grübler über seelische Zusammensetzungen, wie er nun einmal einer war: ‚Sind die kalten oder die leidenschaftlichen Rechner gefährlicher?'

Daniela sprang auf.

„Wir wollen mal hingehen — da, wo das geschah," schlug sie vor.

Sie hatte schon den Tag über von ihrem Fenster im ersten Stockwerk aus zuweilen hinübergesehen auf die Stelle. Aber die grauen Pflastersteine des Fahrdammes lagen besonnt und prosaisch wie alle Tage. Der Bürgersteig, ein nur chaussierter Weg, zog sich daneben hin, begrenzt von den dünnen Holzbalken des einfach zusammengefügten Geländers, das drüben die Deichkrönung gegen die schroff abfallende Böschung schützte. Als die Gäste aus der Stadt von der Elektrischen am Ende des Billhörnerröhrendamms hergekommen waren, schritten sie an der Mordstelle vorbei, ohne zu wissen, daß sie es sei.

„Unsinn," sagte Herr Engelbert.

Aber Wallrode stand auch auf. Sie sollte nicht wieder etwas von „Nüchternheit" sagen . . .

Den ganzen Tag habe sie gewünscht, dahin zu gehen, erzählte Daniela, als man nun wirklich das Haus verließ und die zwanzig, dreißig Schritte deichabwärts ging, aber sie habe sich gehalten. Sie habe das vor den Vorübergehenden und den Schiffern drüben auf den ankernden Oberländerkähnen nicht gemocht.

Wallrode wollte großmütig sein und sie vor sich entschuldigen. ‚Das ist ja nun weiblich — vielleicht allgemein menschlich: dem Grauen nachlaufen. Und sie hat soviel Phantasie. Und die ist noch so gefährlich unbeschäftigt.'

In diese nachsichtigen Gedanken hinein fuhr wie ein kleines, scharfes Geschoß, sie durchlöchernd, plötzlich die Furcht:

‚Wenn Alveston diese hungrige Phantasie jetzt nicht zuviel beschäftigt . . .'

Denn er hörte den Ton der heißen Bewunderung wieder, in dem Daniela von Unternehmungsgeist amerikanischer Männer sprach. Und er sah wieder, wie sie errötete unter Alvestons lächelndem Blick.

In ihm quoll brennend eine Empfindung auf, die höchst fatal war.

‚Sind wir nun am Ende gar noch eifersüchtig?' fragte er sich, im Versuch, sich zu verspotten. Das hatte ja bloß noch gefehlt. Er war sehr ärgerlich und dachte: ‚Unsinn — Unsinn . . .'

„Hier war es — hier!" sprach Daniela und hielt den Schritt an.

Sie war in einer unbestimmten und etwas törichten Beklemmung.

Auf dem Deich ging nur ein sehr spärlicher Verkehr hin. Die östliche Seite, zwischen der ragenden Schornsteinsäule des Wasserwerkes und den plumpen, gedrungenen Rundbauten der Gasanstalt, lag fast im Dunkel und Schweigen. Die Holzlagerplätze hinterm Deich ruhten vom Fall- und Wurf- und Stoßlärm der Tagesarbeit. In den wenigen, in ziemlicher Entfernung voneinander stehenden Häusern zeigte sich das eine oder andre Fenster erhellt. Aus einem winzigen Wirtshaus quoll Licht, Stimmengeschwirr und das Bruchstück einer Tanzmelodie, die auf einer Handharmonika gespielt wurde und wieder abriß. Das Haus hatte noch ein Strohdach, dessen rauhbewimperter Rand sich weit über die blauweiße Front vorstreckte.

An der westlichen Seite schützte die Deichkrönung das einfach zusammengefügte Geländer aus Pfählen und Querbalken gegen die ziemlich steil zum Wasser hinab sich senkende Böschung. Zur Hälfte war sie mit dichtem Rasen bewachsen, weiter hinunter mit glatten Granitquadern bekleidet. An ihrem Fuß zog sich ein schmaler, durch Faschinen vor der Fortspülung geschützter Erdstreifen hin. Zur Ebbezeit lag er feucht, schmutzig und nackt. Wenn die Flut an der Granitwand emporkroch, verschwand dieser schmale Uferstreifen ganz.

Jetzt war Flutzeit, und mit Raunen und Glucksen, schülfend und plätschernd stieg das Wasser; im schwankenden Halblicht sah es blank und schwarz aus wie Steinkohle.

Drunten, drüben am flachen Jenseitsufer des Elbarms, lagen gesellig Bord an Bord wie Tiere, die sich zur Nachtruhe eng aneinander drängen, die Oberländerkähne. An jedem von ihnen glühte still, als habe sich da ein Leuchtkäfer festgeklammert, eine Laterne — als Mal halbschlummernder Wachsamkeit.

Im feucht überdunsteten Tiefland drüben glomm aus einem Gehöft ein schwaches Licht.

(Fortsetzung folgt)





Christi Predigt am See

Nach einem Gemälde von Fritz von Uhde


UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Fritz von Uhde

Zu seinem sechzigsten Geburtstag am 22. Mai

Von

E. N. Merow

(Hierzu ein Bildnis und vierzehn Abbildungen nach Werken des Künstlers)*

Der Künstler, dem wir heute an seinem Ehrentage unsre Glückwünsche darbringen, hat, wie kaum ein andrer vom Kampf der Meinungen umtobt, jahrzehntelang im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gestanden. Heute, da der Abend dämmert, ist es stiller um ihn geworden; die Bilder, die damals mit Hohn und Ingrimm vom Publikum aufgenommen wurden, gehören seit langem zu den unverlierbaren Schätzen großer Kunst, und noch steht er wacker vor der Staffelei, und auf sicherem durchsonntem Kunstbesitz reift manch schönes Werk. Mit Stolz blickt die Jugend zu ihm auf als zu ihrem berufenen Führer, und doch hat gerade Uhde das allzueng gefaßte Programm der Modernen, daß die bildende Kunst nichts als Form sei, wenn auch beseelt und empfunden, niemals anerkannt und bestätigt. So mannigfaltig auch die Vorwürfe für seine Bilder waren, als der Wiedererwecker religiöser Kunst wird er der Nachwelt fortleben, und die unerbittliche Ehrlichkeit, mit der er die Natur sah und wiedergab, ist nicht minder der Gegenstand unsrer Bewunderung als die Tiefe seiner Empfindung und der Adel seines Gemüts. Man fiel ihn wütend an, weil er es frevelnd gewagt, mit der starren Tradition zu brechen. Man fühlte sich betrogen, als man den schönen Faltenwurf, die klassisch edeln Züge, den sonoren Klang ungebrochener Farben auf den Bildern vermißte, und begriff nicht, daß der Künstler mit gutem Grund Aeußerliches für Innerliches, dekorative Werte für seelische eingetauscht hatte. Ja, man schalt es wohl eine Marotte, die gegen jede Logik verstoße, wenn die Jünger des Herrn oder gar die Mater dolorosa das einfache Gewand unsrer Tage trugen, und doch war diese Marotte eine künstlerische Notwendigkeit, der sich ein Mann wie Uhde überhaupt nicht entziehen konnte. Die Tage, da die Kunst die gehorsame Dienerin der Kirche war, sind längst vorbei, in völlig getrennten Betten fließt heute unser religiöses und unser ästhetisches Gefühlsleben, aber von Zeit zu Zeit ergreift eine Bewegung die Herzen, die gleicherweise Ausdruck verlangt in der Wirklichkeit wie in der Welt des schönen Scheins. Das war damals, als das gewaltig aufgerüttelte soziale Mitleid wie eine warme Flutwelle zum erstenmal über die Welt dahinrauschte. Eine Heilsbotschaft keimte wieder in den Herzen, und was war natürlicher, was lag näher, als daß dieses Gefühl sichtbaren Ausdruck fand in den Gestalten des Neuen Bundes? Ob das bewußt geschah oder unbewußt, ob ein Zufall dem Künstler die erste Anregung bot, ist völlig gleichgültig, ein Mann von der seelischen Feinfühligkeit eines Uhde mußte die große Zeitströmung mitempfinden, und nur so war es möglich, noch einmal jungen Wein in die alten Schläuche zu füllen, und weil das Evangelium der Liebe in der Menschenbrust wieder erwacht war, gelang es auch dem Künstler noch einmal, den Menschensohn mit ganzer Liebe zu erfassen. Anbetung freilich heischen Uhdes Bilder nicht — wir beten aber auch meist nicht mehr mit den Lippen —, und dennoch geht ein warmer Strom der Erbauung von ihnen aus, und der fühlende Mensch wird nicht allein in der ästhetischen Sphäre ergriffen. Aber Uhde fühlte und empfand die Gestalt des Heilands nicht nur aus seiner Zeit heraus, auch die Mittel der Darstellung bot ihm die Gegenwart. Darum sind seine Werke im besten Sinne des Wortes modern, darum werden sie aber auch



Fritz von Uhde

Nach einer Aufnahme von Bernh. Dittmar in München

* Das bisherige Lebenswerk Fritz von Uhdes, herausgegeben von Hans Rosenhagen, ist soeben als zwölfter Band der „Klassiker der Kunst" bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig erschienen. Der stattliche Band enthält des Meisters Gemälde in 285 Abbildungen und kostet 10 Mark. Eine Neuerung gegenüber den früheren Bänden der gleichen Serie besteht darin, daß diesmal drei Gemälde in farbiger Wiedergabe reproduziert worden sind.

die Gegenwart überdauern und dann leben, wenn vielleicht im Wandel der Zeit die seelische Stimmung, die sie geboren, längst verflogen ist. Es besteht kein Gegensatz zwischen dem Inhalt und der Form, und darin liegt Uhdes hohes Künstlertum.

Uhdes religiöse Malerei hebt mit dem bekannten Gemälde „Lasset die Kindlein zu mir kommen" an, das aus dem Jahre 1884 stammt. Er selber erzählt, daß er einmal einen freundlichen Pfarrer inmitten einer sonnendurchleuchteten Dorfschule sitzen gesehen, der sich gar herzlich und freundlich mit den Schulkindern unterhalten habe, und da sei ganz von selbst, als sich der Eindruck zum Bilde gestaltet habe, der Gottessohn allmählich an die Stelle des Geistlichen getreten. Es ist bezeichnend, daß gerade die Kinder auf seinem ersten Christusbilde eine so hervorragende Rolle spielen. Sie sind auch späterhin seine Lieblingsmodelle geblieben, und Kinder und Engel tummeln sich in seinen Werken lustig durcheinander. Ein Jahr darauf entsteht eines seiner schönsten Gemälde, „Die Jünger von Emmaus", das in Stimmung und Auffassung wohl an die berühmten Darstellungen des Stoffes von der Hand Rembrandts erinnert. Besonders das Gesicht des brotbrechenden Christus ist von wunderbarer überirdischer Entrücktheit. Zweimal hat er das Motiv „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast" gemalt. Die eine Fassung, welche die Berliner Nationalgalerie besitzt, gehört zu Uhdes schönsten Werken. Mit schlichter, segnender Gebärde tritt der Heiland in die Stube der Bauersfamilie und lädt sich selbst zu Gast. Eine andre Fassung dieses Bildes, welche die Handlung räumlich gedrängter gibt, besitzt das Luxembourg-Museum in Paris. Ueberhaupt ist Uhdes Kunst in Frankreich stets anerkannt worden, und trotz dem unverkennbar urdeutschen Wesen seiner Bilder hat er gerade in Frankreich viele Bewunderer. Das nächste biblische Bild bedeutet Uhdes höchsten Wurf. Das „Abendmahl" hat, als es zum erstenmal vor die Oeffentlichkeit trat, einen Sturm der Entrüstung erregt. Die harten, leidgezeichneten Züge der Apostel, die ihre Herkunft aus den Niederungen des Lebens nicht verleugnen, wichen allzusehr von dem Herkömmlichen ab. Wir würden heute wohl kaum mehr darum mit dem Künstler rechten. Die wehmütig feierliche Stimmung, die über diesem Abschiedsmahl lagert, der geheimnisvolle innere Kontakt zwischen den Jüngern und dem Meister sind mit so zwingender künstlerischer Gewalt wiedergegeben, daß alle kleinlichen Bedenken davor verstummen. Die „Bergpredigt", ein malerisch etwas unfreies, aber von innigstem Gemütsleben erfülltes Bild, das den Heiland auf harter Holzbank inmitten oberbayrischer Bauern und Bäuerinnen zeigt, fällt in das Jahr 1887. Die „Heilige Nacht" aus dem folgenden Jahre, die heute eine Zierde der Dresdner Galerie ist, gehört wiederum zu Uhdes schönsten Schöpfungen. Von welch wunderbarem Leben ist dieser schlichte Raum erfüllt, wo die ärmlich gekleidete Gottesmagd das Kind der Verheißung in staunender Verwunderung anbetet, während in den Dachsparren die allerliebsten Engelchen ein Halleluja dem Herrn singen, und die Hirten, deren Gestalten sich kaum dem Dunkel der Nacht entringen, sich vor der Tür drängen. Das Thema der Heiligen Nacht hat Uhde noch mehrfach variiert. Auf eine deutsche Dorfstraße, in den Schnee des nordischen Winters stellt er das hochheilige Paar, das nach der Herberge sucht. In seinem Realismus ist Uhde hier wohl am weitesten gegangen, und nur eine kleine Aureole schmückt noch das Haupt der jungfräulichen Mutter, die sich sonst in nichts von ihren irdischen Schwestern unterscheidet. Die Heiligkeit der Mutterschaft ließ diesmal alle Einwürfe verstummen. Die „Flucht nach Aegypten", der „Gang nach Emmaus", die „Grabtragung", „Noli me tangere" sind weitere biblische Gemälde von seiner Hand.



Fritz von Uhde Kind mit Puppe

Unschwer kann man aus den besten Gemälden den philanthropischen, sozialen Einschlag herausfühlen. Gerade in der engen Verbindung der Aermsten unter den Armen mit dem Heilsbringer kommt Uhdes Künstlerschaft



Fritz von Uhde — Der Landstreicher

zum reinsten Ausdruck. Ueberall da, wo dieses Element zurücktritt, wie in der „Grabtragung“ oder in der „Himmelfahrt“, spüren wir unbeschadet einer hohen Künstlerschaft doch nicht die gleiche Unmittelbarkeit der Empfindung und Tiefe des Gefühls. Es ist, als ob sich des Künstlers Seele erst gleichsam vollsaugen mußte an dem schweren Leid dieser Welt, bis dann aus seiner Phantasie als notwendiges Gegengewicht die Gestalt des Heilands lebendig herauswächst. Gerade was seine Gegner so oft und heftig gescholten, ist die notwendige Voraussetzung seines Schaffens überhaupt. Je mehr er die Wirklichkeit betont, sei es im Interieur, sei es in der Landschaft, desto reiner und unmittelbarer ist der künstlerische Eindruck. Daher sprechen Raum und Landschaft auf Uhdes religiösen Bildern eine so eindringliche Sprache. Sie umschließen den Gottessohn und seine Jünger wie mit weichen, liebenden Armen, und das Wunder vollzieht sich in menschlicher Nähe. Der Abstand verschwindet, Christus ist auch mitten unter uns. Und trotzdem erleben wir in diesen Bildern auch den tiefen Eindruck des Wunderbaren, Ueberirdischen. Durch kein andres Mittel als das verklärende Licht, das durch Fenster und Tür in die Hütte der Armen hineinflutet, das die kleinen Dinge des Alltags mit goldenem Zauber umhüllt, weiß Uhde in echter künstlerischer Symbolik uns in höhere Sphären zu erheben. Konnte ein Künstler unsrer Tage, wenn er sich selbst treu bleiben wollte und anders überhaupt eine Persönlichkeit war, sich andrer Mittel bedienen? Bedeutete nicht gerade die Ausschaltung alles historisch Ueberkommenen eine echte, rechte Künstlertat, eine ungeheure Bereicherung unsers religiösen Gefühlslebens? Das, was als Anmaßung, als Versündigung am Geiste des Evangeliums hingestellt wurde, war weiter nichts als die echte Hingabe eines Künstlers an den tiefen Sinn der Heilslehre. Hätte Uhde den Stoff nicht gerade so angepackt, wie er es tat, hätte er überhaupt kein ehrliches künstlerisches Verhältnis zu ihm gewinnen können. Es gibt für ein und dieselbe Zeit immer nur eine wirklich künstlerische Lösung eines derartigen Problems. Alle andern Versuche, mögen sie auch noch manches artistische Interesse bieten, sind doch nur Spreu, die der Wind verweht.



Fritz von Uhde Kohlestudie

Die biblischen Bilder sind wohl der Höhepunkt in Uhdes Schaffen, machen aber durchaus nicht sein ganzes bisheriges Lebenswerk aus. Mit einem launigen Bild „Atelierpause“, das die Modelle, die ihm zu einem Bild der Heiligen Familie gestanden, nun in ihrer irdischen Alltäglichkeit zeigt, hat er gleichsam Abschied von diesem Stoffgebiet genommen, und in seinen andern Bildern zeigt er sich als ein Wirklichkeitsmaler von reinstem Wasser. Aber die schönsten Bilder gelingen ihm da, wo sein Gemüt in irgendeiner Weise gleichsam mitschwingen kann. Es ist ihm anscheinend nicht gegeben, sich mit kalt abwägendem Blick vor die Natur zu setzen, er sucht vorher nach gemütlichen Anknüpfungspunkten und fühlt sich mit Herz und Seele in das Wesen der Dinge hinein, um ihre äußere Erscheinung ganz zu erfassen. So ist er ein ausgezeichneter Kindermaler geworden, und seine drei Töchter hat er von der Kinderstube an in reizenden Bildern dargestellt. Die Lichtprobleme zu studieren ist er niemals müde geworden, und sein Garten am Starnberger See ist ihm eine unerschöpfliche Fundgrube der sonnigsten Motive. Diese mit impressionistisch flottem Pinsel gemalten Freilichtbilder sind die vornehmste Ausbeute seiner letzten Arbeitsjahre, und kleine Kabinettstücke voll flutenden Sonnenlichtes, von seelisch durchwärmter Poesie des Raumes, die trotz ihrem bescheidenen Format zu den besten Stücken unsrer Malerei gehören, hat er so geschaffen. Auch als Porträtmaler hat Uhde Hervorragendes geleistet, und es ist sehr zu bedauern, daß ihm nicht häufiger Gelegenheit geboten wurde, sich in dieser Kunst zu betätigen. Sein Porträt des Münchner Hofschauspielers Wohlmut, das den Künstler in saloppem Hausgewand beim intensiven Studium einer Rolle darstellt, ist unter dem einfachen Titel „Der Schauspieler“ bekannt geworden. Trotz großer Aehnlichkeit des Modells hat Uhde in diesem Bilde doch einen Typus von allgemeiner Bedeutung geschaffen. Manche Damenporträts — eine prachtvolle, lebensprühende Frauenerscheinung tritt uns wiederholt entgegen — sind von wundervoller Tonschönheit und nicht ohne einen gewissen mondänen Zug.

Uhdes Lebensgang und künstlerische Laufbahn ist vielverschlungen und weicht durchaus von dem Herkömmlichen ab. Als Sohn eines hohen Verwaltungsbeamten geboren, kommt er schon als Knabe in dem geistig angeregten Elternhause mit der Kunst in mannigfache Berührung, auch seine künstlerische Eigenart zeigt sich schon in frühen



Fritz von Uhde — Schwerer Gang

Jahren. Menzel war das Ideal des Knaben, und Menzels Zeichnungen kopierte er mit heißem Bemühen. Als er aber das Ziel seiner Wünsche erreicht hat, dank der Fürsprache eines Wilhelm von Kaulbach und Schnorr von Carolsfeld, und emsig in der ersten Klasse der Akademie in Dresden nach Gipsmodellen zeichnet, überkommt ihn der Ekel vor dieser zopfigen Kunstlehrmethode, und schnell entschlossen vertauscht er den Pinsel mit dem Degen und stürzt fort von der Kunst mitten hinein ins Leben. Die Jahre von 1867 bis 1870 finden Uhde im bunten Rock, nebenher immer eifrig malend. Im großen Kriege stürmen gewaltige Eindrücke auf ihn ein, und ein fertiger, reifer Mann kehrt er, als er bald nach dem Friedensschluß die Oede des Garnisonsdienstes immer schwerer empfindet, wieder zur Kunst zurück. Aber wo beginnen, bei wem noch so spät lernen? Makart, dessen Kunst großen Eindruck auf ihn gemacht, weist ihn zurück. Munkacsy zieht ihn nach Paris, und eine Zeitlang sehen wir auch seine Kunst in den Bahnen des berühmten ungarischen Meisters. Aus dieser Zeit stammt ein *Bildnis*, das den Künstler und seine junge *Gemahlin* im Atelier darstellt, das zu Uhdes schönsten *Bildern aus der Frühzeit* gehört. Genrebilder im Stile der alten Holländer folgen, bis ihn endlich Max Liebermann, dessen Werke damals München revolutionierten, nach dem wirklichen Holland weist, nach dem Zauber seiner Atmosphäre und der stillen Größe seiner Natur. Dort vor der Natur fand Uhde sich selbst, und auf so vorbereitetem Boden erwuchsen dann bald die ergreifenden Gestalten des Evangeliums. Die Isarstadt hat den Künstler später dauernd gefesselt, und seit Dills Fortgang ist Uhde Präsident der Münchner Sezession.

Welch reiches Leben breitet sich vor dem Rückschauenden aus! Unbeirrt, nur dem inneren Drange folgend, ist Uhde seinen Weg gegangen, niemals hat er sich mit dem einmal Erreichten begnügt und es immer stolz verschmäht, seinen Ruhm geschäftig auszunutzen. Sobald ein Stoffgebiet, und sei es auch eines, an dem er mit ganzer Seele hängt, erschöpft ist, wendet er sich ab, und er kann diesen Schritt tun, ohne künstlerisch zu verarmen, denn seiner wartet zu allen Zeiten die große Allmutter der Kunst, die Natur. Wir können die ganze künstlerische Laufbahn Uhdes mit einem ruhigen Glücksgefühl überblicken, denn noch ist keine Spur des Alterns und der Ermüdung zu spüren. Als echter Künstler, der immer strebend sich bemüht, ist er jung mit seiner Kunst geblieben, und auch der Herbst des Lebens verspricht eine gute Ernte.



Fritz von Uhde — Die Grabtragung Christi



Fritz von Uhde — Kreidestudie zum „Heiligen Abend“

Fritz von Uhde — Abendmusik

Fritz von Uhde — Der Gang nach Emmaus



Fritz von Uhde — Das Abendmahl

Die ersten Eindrücke der Fausttragödie auf Goethes Freunde

Eine Jahrhundertbetrachtung

von

Dr. Ernst Traumann, Heidelberg

Die Osterglocken des Jahres 1808 läuteten auch die größte Dichtung der Deutschen ein: Goethes „Faust", der Tragödie ersten Teil. Es war ein sinniger Gedanke Cottas, bei dem des Dichters Werke seit 1805 in neuer Ausgabe zu erscheinen begonnen hatten, in seinem Stuttgarter „Morgenblatt für alle Stände", zunächst in der Nummer vom 7. April, die feierlichen Rhythmen der Partie: „Glockenklang und Chorgesang" vorauszuschicken. „Christ ist erstanden! ..." Die Welt vernahm zum ersten Male jene Himmelstöne, die dem lebensmüden Faust mächtig und gelinde die Giftschale vom Munde ziehen, die holde Botschaft, die ihn der Erde wiederschenkt. Dann trat am Mittwoch vor dem Feste in der gleichen Zeitschrift der Teil der Szene „Vor dem Tor" ans Licht, worin Faust mit Wagner „weitergeht", jene unbeschreiblich schönen Verse, die unerschöpflich tiefen Gedanken, worin der Genius, vom Philister unverstanden, seines Wesens letzte Gründe eröffnet und schließlich,

in unendlicher Sehnsucht nach den höchsten Gefilden, die Luftgeister herbeiruft mit jener Inbrunst, als deren Erfüllung der gespenstige Pudel erscheint. Am 5. Mai kam noch der gewaltige Auftritt „Trüber Tag. Feld“ an die Oeffentlichkeit, die einzige Prosaszene des Gedichts, deren Naturkraft der große Künstler nicht metrisch zu bändigen vermocht hatte. Endlich zur Ostermesse erschien, durch die kriegerischen Unruhen des Jahres verzögert, im achten Bande der Cottaschen Ausgabe im Verein mit einigen kleineren Stücken: „Faust. Eine Tragödie.“ Die Menschheit war um eine geistige Gabe bereichert, von deren Fülle und Schönheit sie zunächst keine Ahnung hatte.

Achtzehn Jahre zuvor war (in Göschens Verlag als siebter Band der Schriften) das „Fragment“ des Faust herausgegeben worden. Nur wenige erleuchtete Köpfe, darunter die beiden Schlegel, der Historiker Niebuhr, vor allen aber die Philosophen Schelling und Hegel, hatten etwas von der ungeheuern Tiefe, von dem grenzenlosen Werte dieser Dichtung empfunden und erkannt. Am unmittelbarsten war Schiller von ihr betroffen worden. Ihm dünkte sie „der Torso des Herakles“. Man weiß, wie unablässig er die Vollendung dieses Bruchstückes betrieben, wie er in den ersten Jahren seiner Freundschaft Goethe beraten, gefördert, beeinflußt hatte, wie in das genialische Produkt des Sturmes und Dranges allmählich ein klassischer Hauch eindrang, das „barbarische“ Jugendwerk läuternd, vergeistigend, aber auch glättend und ein wenig entkräftend; wie Goethe dem sonst so teuern Genossen — wohl aus Furcht vor dem „raschgewandten“ Geiste, der so „sicherstellig der Lebensplane tiefen Sinn erzeugte“ — die schönsten Blüten seiner Dichtung vorenthielt. Nichts hatte der so sehnsüchtig nach dem Faust Verlangende, der so warm dafür Interessierte, so hoch darum Verdiente von Zueignung und Prolog, vom Osterspaziergang oder der Wette erfahren, kein Vers des grandiosen Schlusses, der Valentin- und Kerkerszene, war ihm bekannt geworden. Wie ein Hohn dünkt es uns, daß er nur die beklagenswerten Einschiebsel des Walpurgisnachtstraumes kennen lernte. Nun war er, der so Empfängliche, seit drei Jahren tot, als die Dichtung in ihrem ersten fertigen Teil der stumpfen Welt dargeboten wurde. Wohl waren die Deutschen, schon infolge der ruhigeren Zeitverhältnisse, der Größe der Goetheschen Tragödie mehr zugeneigt und zugänglich als ehemals dem „Fragment“, das in den Gärungsjahren der Französischen Revolution erschien. Aber es dauerte noch gar lange, bis die Dichtung den allgemeingültigen und nationalen Wert erhielt, der sie ihnen zu einer



Fritz von Uhde — Im Garten



Fritz von Uhde Des Künstlers Töchter

Art von Bibel, zu ihrem höchsten weltlichen Erbauungsbuche machte. Wohl durfte Goethe sagen:

„Mein Leid ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang ...“

Wie aber wirkte dieses tiefste Werk des Dichters, worin er — als in einer vielschichtigen, schwergereiften Frucht von fünfunddreißig Jahren — in unverkennbarer Symbolik sich selbst und sein Lebensinnerstes am reichsten offenbarte, auf seine Freunde, auf den Kreis derer, die seinem Herzen am nächsten standen, auf die, welche seinen Geist am besten begriffen?

Leider liegt uns von Goethes Mutter, der prächtigen Frau Rat, kein Zeugnis über den fertigen „Faust“ vor. Sie hatte nur, in Erwartung des Gedichts, im Jahre zuvor dem Sohne — originell wie immer — geschrieben: „Auf den Blocksberg verlange ich sehr — dieser Ausdruck war nichts nutz; man könnte glauben, ich wartete mit Schmerzen auf den 1. May; — also auf die Beschreibung Deines Blocksberg warte ich, so war es besser gesagt.“ Am 13. September des Jahres, in dem der „Faust“ erschien, starb die Hochbetagte. Sie hatte noch am 1. Juli dem Sohne für die acht Bände seiner Werke voll mütterlichen Stolzes gedankt. Im Innersten ergriffen ward Zelter, der treue, verständnisvolle Freund, zunächst von der „Zueignung“. „Sie hat mir,“ schreibt er am 7. Mai, „unendliche Freude gemacht. Heute vor zwölf Jahren war mein Hochzeittag, und heute habe ich diese Zueignung schon unzählige Male gelesen, es hat mir den tiefsten Grund aufgeregt, es hat mir Trost und Mut gegeben.“ Auch der Graf Reinhard sandte ein bewegtes Zeugnis der Wirkung dieses Gedichtes, indem er am 18. April eine Aeußerung seiner Schwiegermutter mitteilte: „Der Prolog (die ‚Zueignung‘) ist zu schön und ein Himmelsfunken drinnen, den ich bisher in Goethes Gemüt nicht fand, ein weiches, inniges Gefühl, ein Zusammenhang mit abgeschiedenen Freunden, der in dem Himmelsdome von Goethes Geist nie fehlen konnte, wenn er auch zuweilen durch Erddünste verdeckt war. Jetzt sieht man die reine Bläue von Lieb' und Freundschaft durch, und dies tut so wohl. Diese Zeit erzieht ihre Menschen; was im Glück schlummernd lag, wird schmerzhaft wach durch Leiden.“ Und dann schrieb Zelter nochmals am 13. Juli, auf die Uebersendung des ganzen Bandes: „Für die glückliche Wiederherstellung des Teufels in der moralischen

Welt danke ich kühnlich im Namen aller guten Patrioten. Das ist denn doch ein Kerl, der sich zeigen läßt: ‚Der Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.‘ Nun wir den alten Schelm wieder haben, wollen wir ihm den Drudenfuß etwas sorgfältiger ziehen, damit er uns so leicht nicht mehr davonlaufen soll. Ich habe mich fürstlich ergötzt an den neuen Zusätzen, verstehe aber noch nicht alles; gewaltsam erschüttert hat mich die Brockenszene. Der Anblick des unglücklichen Gretchens hat mich fast trostlos gemacht; so leicht es angedeutet ist, so ungeheuer ist die Wirkung. Ueber manches Neue im ‚Faust‘, das ich nun schon so oft gelesen habe, werden Sie mir wohl näheren Aufschluß geben. Z. E. das Intermezzo, doch ich will erst das ganze Gedicht noch einmal lesen.“ Knebel, der Genosse aus alten Zeiten, meldete dem Dichter unterm 2. Juni: „Herr Cotta ist wieder so artig gewesen, mir den Rest Deiner sämtlichen Werke zu überschicken. Ich habe sie sogleich zum Buchbinder geschickt, vorher mich aber noch mit unaussprechlichem Ergötzen ein wenig mit der Walpurgisnacht bekannt gemacht. Ich konnte sie in ein paar Tagen nicht aus dem Kopfe bringen.“ Am Johannistage des Jahres 1808 schrieb Therese Huber, die Witwe Georg Forsters, aus Bayern an den Philosophen Reinhold: „Welche Ansicht Sie haben mögen, so muß Ihnen der göttliche Reichtum dieses Geistes teuer sein. Die neuen Teile des Faustes haben mir ein unbegrenztes Vergnügen gemacht. Die Ruhe in dem Prolog, die Klarheit, der Mutwille, der Uebermut — und die Erschöpfung des Schrecklichen in den letzten Szenen — diese letzten Zeilen halte ich allein für neu gedichtet — das Warum liegt in meinem Gefühl. Ich las ihn am 3. Juni ein paar lieben Menschen und Emilen vor, nachts auf einem Berg an der Donau in einem einsamen Gartenhäuschen, bei einem ungeheuern Gewitter, das in einer großen Weite keinen höheren Gegenstand hatte wie unser kleines Dach. Um halb zwei Uhr gingen wir nach Haus, und obschon ich's zum zweitenmal las, war mir der Kopf doch so voll, daß ich nicht wußte, ob ich nicht auch vom Blocksberg kam.“ Enthusiastisch äußert sich der Dichter Zacharias Werner, der im Jahre zuvor mit Goethe im Frommannschen Hause zu Jena begeisterte Stunden zugebracht hatte, in einem Brief vom 12. Juli: „Vergebens suche ich Worte, das schmerzlich-selige Gefühl zu bezeichnen, das mich von der herzzerreißenden elegischen Vorrede (Zueignung) an bis zu dem über die Grausnacht des Todes und der Hölle triumphierenden Empyräum der Schlußszene durchströmte. Soviel ist gewiß: ein armer dramatischer Dichterteufel, wie ich, müßte aus Verzweiflung über die Harmonie, die unerreichbare, dieses göttlichen Weltenalls, ‚Faust‘ genannt, des Teufels werden, wenn er nicht, wie ich, das Glück hätte, den Herrn der Heerscharen (der sich hier selbst porträtiert hat) und dessen Milde und Gnade zu kennen. Nein! Welchem von Helios' (Goethes) Riesenwerken auch die Unsterblichkeit den ersten Preis einräumen möge, in Seiner glanzvollsten Eigentümlichkeit strahlt Er im ‚Faust‘, und wenn aus einer allgemeinen literarischen Sintflut auch nur die Szene mit dem Pudel, nur der Ritt Faustens und seines Begleiters am Hochgericht vorbei, übrigbliebe, sie wären hinreichend, der Nachwelt das Gestirn erkennen zu lassen, dessen Lichterguß selbst den Orion Shakespeare überstrahlt!“ Das rührendste Zeugnis stammt wohl von Charlotte Schiller, die dem Dichter am 14. Juni bekannte: „. . . . dann möchte ich Ihnen etwas über den ‚Faust‘ sagen, denn bis im Oktober ist es noch so lange hin! Ich möchte es Ihnen sagen können, wie mich die ‚Zueignung‘ ergriffen hat, aber Sie verstehen, was ich dabei fühlen muß, auch ohne Worte. So lebendig, tief hat mich dieser Zauberton gerührt und bewegt! Nur diese Strophen allein sind schon einzig, groß und schön. Wie einem nun dieses Reiche, Ganze erquickt und belebt, da das Einzelne so einwirkt. Es ist eine unendliche Welt der Gefühle und Ansichten. Daß Sie das auszusprechen den Willen hatten, dafür muß man Ihnen danken, denn daß Sie so vieles in sich haben, dafür muß man den Göttern danken. Welche Wirkung tut der Chorgesang in diesem Moment, wo Faust die Schale ergreift! Wie ist der Anfang prächtig und wundervoll, und wie ist das Wesen des Dichters ausgesprochen. Der Bruder Gretchens tut mir auch eine große Wirkung. Aber auf das, was mich unbeschreiblich gerührt hat, muß ich mit zuerst kommen, ob es gleich das Ende ist. Diese letzte Szene mit Faust und Gretchen ist von der tiefsten, tiefsten Rührung, wie schmerzt einem das holde Wesen in ihrem Wahnsinn! wie ist dieses gefunden, wie sie nun nach dem Verbrechen das Gefühl ihrer seligsten Liebe verloren hat, wie Faust ihr kalt und fremd ist! — wie sie nun in seiner und des bösen Freundes Gewalt ist, und auf einmal ihr reines Wesen diese Gewalt besiegt und Mephistopheles sagt: sie ist gerichtet; da wird einem das Herz wieder leicht. Das Volkslied von dem Vögelchen ist so fürchterlich schön an dieser Stelle. Ich konnte mich gar nicht wieder beruhigen über diese Szene. Ich möchte Ihnen wieder für alles aufs neue danken, denn es ist ein Zauber in dieser Dichtung, der einem auch so tausendfach ergreift, als die Ansichten unendlich sind. Die Walpurgisnacht ist auch prächtig und die Freunde stehen auch am rechten Platz.“ Wie tief mochten diese Zeilen der Witwe seines edeln Freundes Goethe berührt haben! Mit gemischten Gefühlen stand der alte Wieland der Dichtung gegenüber. Er schrieb im Juni 1808 an Retzer in Wien: „Haben Sie unter den Novitäten der letzten Buchhändlermesse auch eine der allermerkwürdigsten, die neue, sehr vermehrte, veränderte und beinahe ganz umgeschaffene Ausgabe des Goetheschen ‚Doktor Faust‘ schon gesehen? Sie macht unter dem Titel: Faust, eine Tragödie von Goethe, einen Band der bei Cotta herauskommenden ‚Sämtlichen Werke‘ dieses Dichters, dem das griechische Beiwort ὁ πάνυ (der Einzige) ganz vorzüglicherweise zukommt, aus. Auch das, was wir von dieser barockgenialischen Tragödie, wie noch keine war und keine jemals sein wird, erhalten haben, ist nur der erste Teil derselben, und der Delphische Apollo mag wissen, wie viele Teile noch folgen sollen. Ich bin begierig zu wissen, welche Sensation dieses exzentrische Geniewerk zu Wien macht, und besonders, wie Ihnen die Walpurgisnacht auf dem Blocksberge gefallen wird, worin unser Musaget mit dem berühmten Höllen-

Breughel an diabolischer Schöpfungskraft und mit Aristophanes an pöbelhafter Unfläterei um den Preis zu ringen scheint . . . Bei allem dem befürchte ich, unser Freund Goethe hat sich selbst durch dies Wagestück mehr geschadet, als ihm sein ärgster Feind jemals schaden könnte, und sein Verleger wird der einzige sein, der sich wohl dabei befinden wird." Aber schon im nächsten Jahre schrieb Wieland — unterm 30. Juni — an Böttiger: „Wie hat Ihnen die Walpurgisnacht unsers Königs der Genien gefallen, der, nicht zufrieden, der Welt gezeigt zu haben, daß er nach Belieben Michelangelo, Raffael, Correggio und Tizian, Dürer und Rembrandt sein kann, sich und uns nun auch den Spaß macht, zu zeigen, daß er, sobald er will, auch ein zweiter Höllen-Breughel sein könne? Ich gestehe, daß mich unbeschreiblich nach dem zweiten Teil dieser in ihrer Art einzigen Tragödie verlangt, von welcher man mit viel größerem Recht als von ‚Wilhelm Meister' sagen könnte, daß sie die Tendenz nicht nur des verwichenen Jahrhunderts, sondern aller zwischen Aeschylus und Aristophanes und uns verflossenen Jahrhunderte sei. Könnte man nicht mit gleichem Recht sagen, Goethe sei in der poetischen Welt, was Napoleon in der politischen?"

Dieser Vergleich lag dem alten Sänger nahe genug. War er doch, wie Goethe selbst, im Oktober 1808, in den denkwürdigen Tagen des Erfurter Fürstenkongresses, vor dem Imperator gestanden, beide in gleicher Bewunderung dieses „größten Verstandes, den die Welt je gesehen", beide von ihm in gleich ehrenvoller Weise gewürdigt. „Vous êtes un homme!" begrüßte der Welteroberer den sechzigjährigen Goethe. Er sprach mit ihm voll innigen Verständnisses über den „Werther", über den „Mahomet", er verurteilte die „Schicksalsstücke" als einer dunkleren Zeit angehörig mit der Begründung: „Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!" Von dem „Faust" wußte er nichts. Der Kaiser und der Dichter standen auf der Höhe ihrer Kraft, dieser sich vor jenem beugend wie vor der Verkörperung des Fatums; aber die gewaltige Wirkung Goethes hat das Weltreich des Korsen überdauert. Sein „Faust" beherrscht die Erde.



Fritz von Uhde Studie zur Atelierpause

Der Bauerngarten

Von

Ludwig F. Fuchs, Darmstadt

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Das Studium der Volkskunst hat gelehrt, daß in der bäuerlichen Kunstübung nicht etwa die Urform der Künste auf uns gekommen ist, sondern daß sie, zwar von derselben Urform ausgehend, in ihrer Sachlichkeit und Naivität ein durchaus selbständiger, bis in die neuere Zeit entwicklungsfähiger Ausdruck der ländlichen Kultur ist. Und das wird wohl niemand bezweifeln, daß diese Kultur, wenn auch vielleicht keine sehr hoch stehende, so doch eine in sich abgeschlossene von nicht gemeiner Eigenart und hohem Interesse für die wissenschaftliche Volkskunde ist. Hat sie uns doch in Sitten und Gebräuchen das wertvollste Material erhalten, das die wichtigsten Schlüsse auf germanische Religion, auf Familienleben und Volkstum gestattet, zu einer Zeit, da schriftliche Aufzeichnungen selten sind, ja gänzlich fehlen.

Eine Ergänzung zu diesem Forschungsgebiet finden wir in den formalen Ueberlieferungen, die wir der bäuerlichen Kunstweise zu danken haben. Hier kommt zunächst der Hausbau in seiner ganzen Vielgestaltigkeit in Betracht.



Blick durch den gedeckten Gang in den Garten

Es liegt in der Natur der Sache, daß er mit dem städtischen Holzbau auf einen Urtyp zurückgeht. Beim Entstehen und Anwachsen der Städte entwickelte sich diese Grundform über das Ackerbürgerhaus hinaus zu dem in seiner künstlerischen Behandlung oft einzig dastehenden Bürger- und Patrizierhaus, dessen Grundriß- und Höhenentwicklung durch die engen Raumverhältnisse der umwehrten Städte bedingt sind. Ganz anders auf dem flachen Land. Nach Seßhaftwerdung der Stämme machte sich bald das Bedürfnis nach Scheune, Stall und so weiter bemerkbar, die man sich für die erste Zeit allerdings nicht leicht primitiv genug vorstellen kann. Die allgemeine Unsicherheit sowie die Zunahme handwerklicher Fertigkeiten bewirkten und ermöglichten nach und nach einen engen, im Notfall eine Verteidigung zulassenden Zusammenschluß von Wohnhaus und Oekonomiegebäuden. Ihm verdanken wir im Norden und Süden Deutschlands das riesenhafte Bauernhaus, das unter seinem schützenden Strohdache Menschen und Vieh, Vorräten und Fahrnissen genügenden Raum gewährte, während in Franken und den von dort aus beeinflußten Gebieten der aus Wohnhaus, Ställen und Scheune gebildete Bauernhof entstand. Beide haben sowohl in ihren konstruktiven Elementen wie auch in der dekorativen Behandlung historisch wichtige Einzelheiten bewahrt. Erstere sind nur dem Fachmann interessant, von letzteren erwähne ich den „Drudenfuß" und das „Radkreuz" genannte Sonnensymbol, die beide auf das Kindesalter der Menschheit hinweisen.

Dieselben Motive kehren auch bei der bäuerlichen Hausindustrie, besonders den Möbeln, Töpfereierzeugnissen und vielem andern wieder, trotzdem hier ein starker, wenn auch bäuerlich umgedeuteter Einfluß der jeweils herrschenden Stilweise vorliegt.

Die dritte der volkstümlichen Künste ist die Gartenkunst. An eine solche ist natürlich bei einem wandernden Volksstamme nicht zu denken. Wahrscheinlich geht man schon zu weit, wenn man nur die Zucht von Gartenpflanzen, selbst eine gelegentliche, annimmt. Außer dem Getreidesaatgut werden wohl unsre Vorfahren nichts mit sich geschleppt haben. Es sei denn einige Sämereien von Gewürz- und Heilkräutern. Jedenfalls keine Rosenstöcke und Blumenzwiebeln. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Grundbegriffe des Gartenbaues den Germanen erst durch die Römer bekannt geworden sind, die bei ihren üppigen Villeggiaturen sicher auch der von Rom her gewohnten Nutz- und Ziergärten nicht entraten mochten.

Ein Umstand weist sicher darauf hin, ein andrer läßt es wenigstens vermuten.



Alte fränkische Gartenanlage mit hohen Umfassungsmauern

Zunächst sind viele Bauernblumen, wie sie auf unsre Tage gekommen sind, schon von den Römern gezüchtet worden, was auch aus deren Namen hervorgeht. Zum Beispiel die Rose (rosa), die Lieblingsblume des alten Roms, das Veilchen (viola), die Lilie (lilium), altdeutsch lilge, den Salbei (salvia) und viele andre. Diese Reihe wurde natürlich durch den regen Verkehr über die Alpen fortwährend vermehrt. Später veranlaßte Karl der Große die Einführung mancher Gemüseart, aber auch der Rebe und des Rosmarins, der schon bei den alten Völkern bei feierlichen Anlässen dieselbe Rolle spielte wie heute noch auf dem Lande. Sicher haben auch die Mönche das ganze Mittelalter hindurch für die Bereicherung ihrer Obst-, Gemüse-, Blumen- und Arzneigärten Sorge getragen. Ihre Pfleglinge sind nach und nach Gemeingut aller Gärten geworden. In den Bauerngarten werden sie auf dem Wege über den Pfarrgarten gekommen sein.

So dürfen wir sicher schon im frühen Mittelalter eine allgemeine Verbreitung fast aller derjenigen Pflanzen annehmen, die heute für den Bauerngarten charakteristisch sind. Unter allgemeiner Verbreitung verstehe ich in erster Linie auch die in Kloster-, Stadt-, Pfarr- und Burggärten. Die Burgen sind geschleift worden, aber auf ihren Trümmern blühen und grünen die Gartenblumen, die von liebevoller Hand vor vielen Jahrhunderten einst im Burggärtchen gepflegt wurden. Ausländische Pflanzen, die hier eine neue Heimat gefunden haben. So wächst der Goldlack, das „Gelbveigelein", nur auf altem Gemäuer des Rhein-, Main- und Nahetals und an der Bergstraße im Odenwald. Ferner am Bayenturm in Köln, „am Zoll" in Bonn, auf dem Apollinarisberg bei Remagen, der Hochkönigsburg und an andern Orten. Auch auf vielen



Bauerngarten am steilen Hang

alten Stadtmauern hat er sich angesiedelt, zu deren Füßen einst die Bürgergärtchen lagen. Aehnlich verhält es sich mit der Nachtviole, Tulipa sylvestris, und verschiedenen Farnen. Alle kommen sie nur in der Nähe alter Klosterstätten oder andrer Ansiedlungen vor, zum Beispiel bei Jena und im Markgräflerland. Auch die schöne Holunderschwertlilie (Iris sambucina) wächst an solchen Orten. Am besten gedeiht sie auf den Ruinen der Burg Hammerstein bei Andernach. Hier, wo um das Jahr 1000 Graf Otto und die schöne Irmingard das Märtyrertum ihrer treuen Liebe trugen, von wo sie nach Einnahme der Feste durch Kaiser Heinrich II. unter Acht und Bann ins Elend zogen, bis durch den Papst die Ehe bestätigt wurde, hier wächst sie am liebsten. Es ist etwas vom Geiste Irmingards, welche die Lilie einst im Burggärtchen gepflegt hat, in ihr: der Geist treuer Beharrlichkeit.



Windschutz und Blumengarten an einem Oldenburger Bauernhaus

Andres ist noch später zu uns gekommen: die wunderbare Kaiserkrone im Jahre 1570 aus Byzanz; die Georgine, deren kugelblütige Spielarten heute in keinem Bauerngarten fehlen, wurde sogar erst 1789 eingeführt, und zwar als — Viehfutter. Da aber das Vieh weder ihre Knollen noch ihre Blätter fressen wollte, hat man sie als Zierpflanze beibehalten. Ungezählte Varietäten sind von ihr gezüchtet worden, zuletzt die kaktusblütige Dahlie, die eben beginnt, sich den Bauerngarten zu erobern. Die Beliebtheit dieser Pflanze ist um so bemerkenswerter, als sie viel Mühe macht. Sie ist nicht winterhart, so daß ihre Knollen im Warmen überwintert werden müssen.

Um darauf zurückzukommen, sei bemerkt, daß auch die Hecke auf römischen Einfluß hinweist. Sie wurde im alten Rom im größten Maßstabe zur Umfriedigung und zu dekorativen Zwecken benutzt, indem man sie einesteils in langen Fluchten um das Gartenstück herumzog, anderenteils aber zu geometrischen Körpern, Tieren, Reitern und andern Figuren zurechtstutzte. In Deutschland war sie sicher als lebender Zaun von der frühesten Zeit an im Gebrauch. Daß dies bezüglich der plastischen Gestaltung ebenfalls zutrifft, kann vermutet werden. Möglich ist allerdings, daß diese erst mit dem Barockgarten wieder in Aufnahme kam. Sicher wird sie heute noch sehr häufig im englischen, stellenweise auch im deutschen Bauerngarten angetroffen.

Garten am Mühlbach

Wenn wir uns hierzu noch eine Laube aus Hainbuche oder ein Lattengestell mit Efeu umzogen denken, können wir uns ein Bild vom ältesten deutschen Garten machen. Was die Bepflanzung

anbetrifft, stimmt er also im wesentlichen mit dem Bauerngarten überein. Er war auch durchaus nicht reiner Blumengarten, sondern in erster Linie dem Nutzen gewidmet. Nur auf den Rabatten längs der Hauptwegachsen wurden Zierpflanzen gezogen. Die Nebenrabatten dienten Heil- und Gewürzkräutern als Standort.

Außer der Hecke kamen natürlich auch noch andre Umfriedigungsarten in Betracht. Der Zaun aus Flechtwerk, aus Stellsteinen, aus Pfosten und Lattenwerk, am seltensten wohl die teure Mauer. Auch in dieser Beziehung dürfen wir im ländlichen Garten die Urform des Hausgartens wiedererkennen. Bauweise und den Geist landschaftlicher Schönheit vertieft, die beide dem Bauerngarten so viel von ihren Reizen verdanken.

In der norddeutschen Tiefebene herrscht noch das Hufensystem in seiner ursprünglichen Form, das heißt Gärten, Weiden und Aecker gruppieren sich um das mächtige Bauernhaus, das unter seinem gewaltigen Dach Wohn- und Wirtschaftsräume vereinigt. An der Straßenseite liegt der Wirtschaftshof. Entlang einer Sonnenseite des Hauses zieht sich meist ein Streifen üppigen Blumenlandes, der, wenn irgend möglich, unter den Fenstern der im Hause zu hinterst gelegenen Wohnräume angeordnet



Straße und Gartenanlagen in einem Reihendorf

Die Verhältnisse liegen hier also anders wie beim Hausbau. Wir haben oben gesehen, daß dieser, der bäuerliche wie der städtische, von einem gemeinsamen Urbau ausgehend, ohne im geringsten sich gegenseitig zu beeinflussen, gemäß den äußeren Verhältnissen seinen Weg ging. Anders der Garten. Er gleicht hier mehr der bäuerlichen Hausindustrie, die zwar auch sich in ausgesprochener Eigenart entwickelte, aber ein beständiges Durchrieseln von Elementen der höherstehenden Kunst der Städte erkennen läßt. Trotz dieser äußerlichen Entwicklungsähnlichkeit steht er innerlich dem Hause und dessen Anlage näher, ja er ist in seiner Gestaltung zum großen Teil davon abhängig.

Wir wollen dies an Hand der beigegebenen Bilder betrachten, da es das Verständnis für heimatliche ist. Ihm schließt sich der Gemüse- und Obstgarten meist ohne besonderen Uebergang an. An die übrigen Seiten des Gebäudes grenzen Viehweide, Rübenacker und so weiter. Ueberall ist von der Hecke als Trennungs- und Einfriedigungsmittel reichlichster Gebrauch gemacht. Eine besonders freundliche, fast architektonische Wirkung ergibt sich, wenn der Windschutz — eine geometrisch beschnittene Lindenreihe — nach der Viehweide zu gelegen ist und unter ihm ein Blumengärtchen seinen Platz gefunden hat. Der eigenartige Reiz einer solchen Anlage beruht darauf, daß der harte Kontrast zwischen dem ebenen Wiesenplan, der in seiner strengen Heckeneinfassung etwas Architektonisches hat, und den senkrechten Hauswänden durch ein gärtnerisches Bindeglied von ebenfalls architektonischer Form



Terrassengarten in einem Dorf des Odenwalds



Terrassengärten in einem Haufendorf

gemildert wird. Ein Motiv, das auch in der hohen Gartenkunst Eingang gefunden hat.

Die Milde des Klimas, der nahrhafte Boden, verbunden mit der feuchten Luft, erzeugen im Norden nicht nur ein sehr schnelles und gesundes Wachstum, sondern auch eine schöne Vollkommenheit im Habitus der Pflanzen. Besonders macht der Gemüse- und Obstgarten einen frischen, üppigen Eindruck. Er ist meist ein rechteckiges Stück Land von streng regelmäßiger Einteilung. In einer Ecke ein schattiger Platz unter einer mächtigen Linde. Dem Heckentor gegenüber steht oft eine zierlich geformte Hainbuchenlaube.

Wir können nicht erwarten, daß dieser in der absolut platten Ebene entstandene Gartencharakter, der bei all seiner Schönheit doch nicht frei von Monotonie ist, im bewegten Gelände oder gar im Gebirge wiederkehrt. Die streng geometrische Gliederung, die durch die rationelle Bestellung bedingt wird, tritt uns natürlich überall entgegen. Doch kommt im Gebirgsgarten noch etwas hinzu, was den poetischen Reiz vervielfacht: die Zerlegung des Gartengeländes in der Höhenrichtung, auf gartenkünstlerisch: die Terrassierung.

Und dann noch eines. Die Verschmelzung der Gehöfte zu Reihen- oder Haufendörfern, wie sie Mittel- und Süddeutschland zeigt, verleiht dem Garten eine viel wichtigere Rolle im landschaftlichen Gesamtbild als bei der einsamen Bauernhufe in der weiten Ebene. Er wird zu einem verbindenden Element, wie es sich lieblicher gar nicht denken läßt. Unter Reihendorf versteht man die Anordnung der Gehöfte, wie sie meist durch einen lang-



Platz unterm Holunderstrauch

gestreckten, schmalen Taleinschnitt bedingt wird. Die offene Hofseite liegt nach der Straße zu, während die drei übrigen, wie wir eingangs gesehen haben, von Wohnhaus und Stallung (rechts), Scheune (hinten) und den übrigen Oekonomiegebäuden (links) gebildet werden. Der Garten liegt fast immer hinter der Scheune, erstreckt sich aber meist seitlich des Wohnhauses in einem schmalen Streifen bis an die Landstraße, wo er in einer mehr oder weniger hohen Stützmauer senkrecht abfällt. Besonders reich wirkt diese Anlage, wenn der hohen Terrasse noch eine kleine folgt, die sich auch noch vor der Front des Hauses hinzieht. Wie langweilig sind dagegen unsre meisten städtischen Vorgärten, besonders wenn man das organische Herauswachsen aus dem Gelände in Betracht zieht.

Diese innige Verschmelzung von Garten und Haus ist besonders häufig bei den schon stark schwäbisch beeinflußten Bauernhäusern des südöstlichen Odenwaldes.

Dieser Einfluß besteht darin, daß das Wohnhaus auf hohem Sockel ruht, der die Stallungen enthält. Dieser Sockel ist immer an der Straße gelegen. Nach hinten verschmilzt er mit der Halde. Hierauf beruht aber das immens Bodenständige, das einem solchen Dorfe einen so erfreulichen Anblick gibt. Sieht es nicht gerade so aus, als wenn die Menschenwohnung verwachsen wäre mit dem steinernen Rücken des Berges, der sie trägt? Die großen Flächen des Mauerwerkes überziehen sich bald mit Moos und Flechten, die den Kontrast noch mehr verwischen und ungemein malerisch wirken. Am wundervollsten aber wirkt die Stützmauer des Gartens, die, ohne Mörtel aufgeführt, in ihren Fugen allerhand seltsamen Kräutern Zuflucht gewährt,



Heckentor im Oldenburgischen

während von oben herab Gänsekraut und Nelken in dicken Wülsten herabhängen oder von unten Zaunrübe, Efeu oder wilder Wein emporklimmen.

Diese schwäbische Art ist auch für die Reihendörfer viel geeigneter als die weitläufige fränkische Hofreite, die in ihrer schönsten Ausbildung nur in den Haufendörfern oder in Einzellage vorkommt. Sie bevorzugt ebenes Gelände oder die flache Talmulde, wo ihr die Bodenbeschaffenheit weniger Schwierigkeiten in den Weg legt. Hier reiht sich in Haupt- und Nebenstraßen Bauernhof an Bauernhof. Die Gärten liegen hinter den Scheunen und bilden, durch die Gehöfte mehr oder weniger fest umschlossen, einen zusammenhängenden Komplex. Die malerische Wirkung des einzelnen Gartens wird dadurch natürlich nicht unwesentlich beeinträchtigt, da erstens die Höhenunterschiede in Wegfall kommen und dann auch eine weniger individuelle Behandlung Platz greift. Dafür entschädigen aber die zerstreut liegenden Einzelgehöfte sowie die abseits liegenden Mühlenhöfe reichlich.

Der Zugang zum Garten führt meistens durch einen gedeckten Gang auf der linken Scheunenseite. Gegenüber liegt die Hainbuchenlaube oder die mit Efeu, Jelängerjelieber, Pfeifenstrauch, Kletterrose oder Weinrebe berankte Gartenhütte mit einer Wetterfahne, wohl auch einer Sirene darauf. In einer Ecke unter einem schattigen, efeuumsponnenen Holunder steht vielleicht ein steinerner Tisch mit rohgezimmerter Bank. Alles ist so einfach, wie man sich's nur denken kann. Keine künstlichen, geschlängelten Wege, keine Grotten, Bassins oder dergleichen. Meistens sind nur zwei gerade Wegachsen da und schmälere Seitenwege entlang der Umfassungshecke oder dem Zaun. Dazwischen die Gemüsebeete. Allein wie prachtvoll ist das Gewirre und Gedränge unsrer schönen alten, in gesunder Farbenfreudigkeit prangenden Bauernblumen! In welch üppiger Fülle neigen sie sich über Beet und Weg! Wie eine Brandung mutet es an, wenn die Kapuzinerkresse ihre bunten Schwaden über Mauer und Zaun drängt. Jedes freie Plätzchen ist ausgenutzt. Sogar im Schatten, wo sonst gar nichts mehr wächst, breitet der düstere Efeu sein dichtes Blättergewirr. Wie schön hat ihn Gottfried Keller in seiner „Feueridylle“ besungen:

> Von alter Zeit her war des Hauses Wand
> Von wuchernd dichtem Efeu überspannt;
> Den liebt der Bauer, sonst so liebeleer,
> Weil er so gierig, alt und zäh wie er!

Das ist wahrhafte Gartenpoesie. Was in aller Welt konnte uns veranlassen, sie aus unsern Ziergärten zu verbannen? Das sind die Gärten, von denen unsre Dichter singen, nach denen sich unser Herz sehnt. Leider reißt unsre Zeit, in der das Gemüt so wenig auf seine Rechnung kommt, Bresche auf Bresche in den zusammengeschmolzenen Bestand unsrer Dörfer, indem es das naive Empfindungsleben tötet, das sich daran freut und das dessen bedarf. Die Kinder bauen ja immer noch am ersten schönen Frühlingstage dem Osterhasen Nester im versteckten Heckenwinkel; aber selten kommt der Bauer in den Garten, noch seltener versammelt sich die Familie darin. Nur Sonntags pflücken sich die frischen Dirnen ihre bunten Sträuße. Dann erklingen wohl auch manchmal die herben, alten Weisen:

> Rosen und Veilchen, sie verwelken,
> Wir verwelken alle einmal.
> Läute mein Glöckchen nur zu,
> Läute zur ewigen Ruh!
>
> (Volkslied im Odenwald.)



Kleiner Häuslergarten



Was Tieren schmeckt

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Man kennt die Langweile vieler Diners, die man mitmachen muß. Ich vertreibe mir manchmal die Zeit dabei durch stille zoologische Betrachtungen. Hinter den einzelnen Gängen erscheint mir der Stammbaum der Lebewesen auf unserm Planeten, und ich verfolge, durch wieviel große Hauptgruppen des Systems wir uns wohl heute wieder einmal durchessen werden. Versteht sich: vor allem durch die Klasse der Säugetiere, aber leider immer wieder durch den Paarhufer (Schwein, Reh, Rind und so weiter) und das Nagetier (Hase), also nur durch zwei Ordnungen. Affe soll gut schmecken, sagt man mir (wenigstens die amerikanischen Kapuzineraffen), aber schlecht aussehen. Fingertier, als Vertreter der Halbaffen, würde frisch geschlachtet in Berlin nach dem Tarif unsrer zoologischen Gärten etwa tausend Mark kosten, was doch etwas viel für einen Gang ist. Vorzüglich ist Elefantenrüssel (Ordnung der Rüsseltiere). Dem Pferdefleisch (Unpaarhufer) tut man meist unrecht. Seekuh (Vertreter eines Zweiges der Fischsäugetiere) mundete den Missionaren am Orinoko so ausgezeichnet, daß sie das Tier als Fisch unter die Fastenspeisen offiziell aufnahmen. Flughund (Ordnung der Flattertiere) soll Leuten, die etwas Moschusblume vertragen können, recht fein schmecken. Ueber jeden Zweifel erhaben sind die uralten Gruppen der Insektenfresser (Igel als Zigeunerbraten) und Zahnarmen (Gürteltier im Panzer geröstet, delikat!). Suppe aus Känguruhschwanz (Beuteltiere) wird auch von Europäern gelobt, für Schnabeltier (Ursäuger) schwärmen die Australneger wenigstens. Zum Preise des Bärenschinkens (Raubtier) braucht vollends nichts gesagt zu werden. Aus der Klasse der Sauropsiden (Reptilien und Vögel) bevorzugen unsre Diners die obere Gruppe und lassen vom Reptil nur die Schildkröte zu; wäre aber unsre Kultur vom tropischen Amerika ausgegangen, so hätte die Feinschmeckerei bestimmt auch die Eidechse in Gestalt der Iguana, des großen eßbaren Leguan, mitgeführt. Als Mexikaner würden wir auch von den Amphibien den Molch Axolotl verspeisen, während wir es jetzt nur mit dem Froschschenkel halten. Beim Fisch essen wir uns durch alle Stammbaumstufen. In unsrer Forelle haben wir den Knochenfisch, im Sterlet und Kaviar die altertümliche Gruppe der Ganoiden; das Neunauge, diese rätselhafte Urform, genießt mindestens so hohen Ruhm bei den Köchen wie den Darwinianern. Die chinesische Tafel schätzt dazu noch den Haifisch (als Flosse), und der allerniedrigste Fisch, der Amphioxus, ist wenigstens nicht gesundheitsschädlich, wie gelegentlich festgestellt wurde. Der Neapolitaner ißt die Ascidie, das den Wirbeltieren nächstverwandte wurmartige Tier, als „frutti di mare“, und wiederum der Chinese verschmäht nicht den Regenwurm. Zugestanden, daß der Gedanke an den Regenwurm etwas erdig auf der Zunge schmeckt; aber es gibt ganze wilde Indianerstämme, die mit höchster Liebhaberei gerade fette Erde kauen und verschlucken. Vom Tierstamm der Stachelhäuter findet man in Italien die Eiertrauben des Seeigels auf der Tafel, und ganz Südostasien treibt lebhaften Handel mit Trepang, also mit dem seltsamen Aquariumgast, der Seegurke. Von den Gliedertieren sind wir beim Krebs geblieben; der Tropenbewohner fügt dazu noch die Heuschrecke und die ameisenähnliche Termite, der Samoaner auch noch den knusprigen Riesenengerling eines Bockkäfers. Halten wir im Norden es bei den Mollusken nur mit Auster (also Muschel) und Weinbergschnecke, so fügt der Italiener auch hier den dritten im Trio bei: den Tintenfisch. Der Chinese kocht von den Pflanzentieren die Seerose zu Latwerge ein. Auf keiner Tafel aber fehlt bei uns die höchste Pflanzenklasse, die der Angiospermen, und zwar als Apfel oder Birne, in ihrer Unterklasse, der

Dikotyledonen, wie in Brot oder Palmfrucht (Dattel), oder Ananas in der andern der Monokotyledonen. Die Wacholderbeere des Krammetsvogels fügt die ältere und niedrigere Klasse der Gymnospermen hinzu, die ebenfalls im Zykadeensago enthalten ist. Im Hungerlande Australien backen sie Brot aus Nardu, den Sporenfrüchten eines Farnkrauts, also eines Vertreters der Gefäßkryptogamen. Die Pilznahrung hat wahrscheinlich erst noch ihre Zukunft vor sich, da man sie allgemein anerkennt. Es gibt eßbare Flechten und eßbare Algen (Seetang). Und wenn der Käse das leckere Mahl beschließt, so stehen wir vor dem einzelligen Urwesen, der Bakterie, die hier der große Lieferant des Menschen ist, der ihm die Milch zu diesem unentbehrlichen Schlußeffekt seiner Tafelfreuden erst umarbeitet.

Hier wie überall ist er das Universalgenie auf seinem Planeten, der Mensch. Kein andres Geschöpf macht ihm diese Vielseitigkeit seiner Küche nach. Die meisten Lebewesen sind sogar im Gegensatz strenge Spezialisten. Sie haben eine Lieblingsspeise, und sie verhungern, wenn sie nicht gerade aufgedeckt ist. Der ungeheure Grönlandwalfisch, das größte aller Säugetiere, hat sich angewöhnt, ausschließlich von Suppe zu leben oder, genauer noch ausgedrückt, von den feinen weichen Brockenteilchen, die er mit den Rippen seines Gaumens aus einer Wassersuppe heraussiebt. Die Suppe ist für ihn das Ozeanwasser, den Brockenbrei bilden unzählige winzige schwimmende, ganz weiche Meertierchen, zum Beispiel schneckenähnliche Mollusken. Der Löffel ist das ungeheure Maul. In ihm treiben die Breiteilchen gegen jene verhornten Gaumenleisten, dort quetscht die aufsteigende Zunge das reine Wasser wieder aus und gleichzeitig den Brei in den Schlund. Um dieser reinen Suppennahrung willen hat der Wal alle andern Freßapparate bei sich abgeschafft: Zähne, Kaumuskeln, alles ist rückgebildet, ja verloren. Die Blutfledermäuse Südamerikas (Desmodus und Diphylla) haben das höchste Ideal eines Verehrers englisch blutiger Beefsteaks wahr gemacht: sie verschmähen überhaupt jede festere Nahrung und leben ausschließlich von dem Blut, das sie ihren Opfern bei lebendigem Leibe abzapfen. Ihre Speiseröhre hat sich dem durch äußerste Verengung, ihr Magen durch einen besonderen „Blutwurstfortsatz“, der so lang wie zwei Drittel des ganzen Darms ist und das geronnene Blut verarbeitet, angepaßt. Gewisse Ameisenarten (Atta) Südamerikas verehren einzig auf dem doch üppig genug besetzten Tisch ihres Urwaldes die kleinen Knöllchen (Pilzkohlrabi) an den Enden eines in faulendem Laube wuchernden und sich nährenden Pilzgeflechts. Um sich diese ihre absolute Lieblingsspeise zu sichern, machen sie das schier Unmöglichste möglich. Sie tragen selber ganze Hügel von Blättern zusammen, um diese Pilze zu füttern. Jedesmal aber, wenn eine weibliche Einzelameise auszieht, um nach vollzogener Hochzeit eine neue Ameisenkolonie zu gründen, nimmt sie in einem Winkel ihrer Mundhöhle ein winziges Stückchen lebendigen Wuchergeflechtes vom heimatlichen Stammpilz mit in die Fremde hinaus. Und damit es ihr nicht abstirbt, während sie, durch Mutterpflichten gefesselt, nicht auf die Blattsuche gehen kann, füttert sie es eine Weile auf Kosten ihrer eignen Brut mit zerquetschten Eiern, die sie gelegt. Erst wenn der Pilz sich zu entfalten beginnt, läßt sie ihre weiteren Eier sich zu wirklichen Nachkommen entwickeln, die dann alsbald selbst wieder auf die Blättersuche für das köstliche Kohlrabigärtchen gehen.

Streng wählt sich auch fast jedes Tier die besondere Methode seines Diners. Jener kostbare Halbaffe Madagaskars, das Fingertier, verschmäht (wie ich kürzlich selbst wieder beobachtet habe), absolut, aus einer dargebotenen Tasse mit Milch direkt zu trinken oder mit der Zunge zu schlecken: es taucht immer nur wieder einen seiner Finger, der besonders dürr geraten ist, fast wie das Stäbchen, mit dem der Chinese seinen Reis in den Mund schnellt, in die Flüssigkeit und zieht ihn dann leckend durch den Mund, eine unheimlich umständliche Prozedur, die doch befolgt wird wie — nun, sagen wir, wie irgendein Gesetz unsrer allmächtigen Mode, dem jedes stilgerechte Diner auch bei uns sich fügen muß. Verschiedene tropische Schlangenarten, die am meisten auf Vogeleier erpicht sind, haben die noch ungeheuerlichere Angewohnheit bei sich eingeführt, diese Eier nicht anzustoßen und irgendwie auszuschlecken (das ginge ja hier auch nicht mit Fingertiermethode), sondern in ganzer Gestalt, unzerbrochen, soweit es irgend angeht, in den Schlund hinabzuwürgen. In der Tiefe dieses Schlundes ragen jetzt spitze untere Dornfortsätze der Halswirbel durch die Wand der Speiseröhre offen vor, und es bedarf nunmehr nur eines kräftigen Knicks, gleichsam eines Kopfschüttelns oder Nickens, um die Schale zu brechen. Der Inhalt fließt in den Magen, während die Schalentrümmer sofort wieder ausgeworfen werden. Der Vergleich mit menschlichem Modezwang tut diesen Tieren dabei nur insofern unrecht, als sie, wie der letztere Fall deutlich zeigt, in ihren Gewohnheiten bei aller barocken Außenansicht zweifellos doch einen guten Zweck verfolgen, hier das unversehrte Auffangen des Einhaltes — eine Teleologie, die man unsern Tischmoden leider nicht immer nachsagen kann.

Nur selten auch beobachtet man, daß Tiere in ihren „Moden“ wechseln. Immerhin gibt es auch dafür einzelne Beispiele. Die Insel Neuseeland hatte früher kein einziges oder doch sicherlich kein einziges größeres Säugetier. Große und starke Papageien, die ihre Gebirgswälder belebten, hatten sich ganz besonders mächtige Schnäbel zum Zerknacken harter Früchte und zu spechtartigem Aushöhlen von Bäumen ausgebildet. Als die Kolonisten nach diesem Lande nun Schafe importierten, begannen diese sogenannten Nestorpapageien etwas ganz Neues, früher Unmögliches zu entwickeln: sie zeigten nämlich Blutdurst, zerfleischten den Schafen den Rücken mit ihren enormen Schnäbeln und richteten so schlimmen Schaden an. Auch stahlen sie Fleisch aus Metzgereien: kurz, sie wurden in noch nicht hundert Jahren ihrem alten Vegetariertum vollkommen untreu.

Solche Fälle sind lehrreich, denn sie zeigen, wie Tiere aus neugegebenen Situationen lernen. Lernen heißt aber nach menschlichem Brauch auch experimentieren. Es heißt: Lehrgeld geben. Auch bei dem Tier bemerken wir, was bei uns Menschen in den Tafelfragen seit alters eine so große Rolle

spielt: es schmeckt ihm nicht immer schlecht, was ihm nicht bekommt. Die großen, fest eingefahrenen Instinkte sind ja durchweg auf ein ganz bestimmtes Nützlichkeitsziel eingestellt, etwa wie auf dem klareren Bewußtseinsboden unsre Moralsätze als ein kategorischer Imperativ durchschlagen, bloß noch unvergleichlich viel automatischer. Aber das Einzelindividuum hat, wie den Spielraum des Lernens, so auch einen des Irrens. Uns Menschen schmeckt der Alkohol. Sein Wert aber ist problematisch. Auch diese beanstandete Tafelfreude ist dem Tier keineswegs fremd, und wenn es eine „Dummheit" ist, ihr zu folgen, so machen auch Tiere uns gern diese Dummheit vor. Nicht bloß der Orang-Utan und Schimpanse betrinken sich regelrecht, wenn man ihnen berauschende Getränke hinsetzt. Bei unsern Honigbienen ist öfter bemerkt worden, daß sie durch den besonders starken Buchweizenhonig, der narkotisch wirkt, in eine Art Rausch versetzt werden. Der Erfolg ist, daß sie ihr Ortsgedächtnis verlieren, ihren Stock nicht wiederfinden und in fremde Bienenkörbe mit einer sonst fremden Skrupellosigkeit eindringen. Es tritt eine unverkennbare Lähmung des Gedächtnisses ein. Gerade das Wiederfinden des eignen Stockes nach langem regellosem Umherschweifen ist nun bei den Bienen ein Geschenk ihres individuellen Lernens im guten Sinne. Lange ist das bestritten worden, durch neuere Forschung aber steht es absolut fest. Alle jungen Bienen, die zum erstenmal ihren Stock verlassen, drehen sich zunächst mit dem Kopf (also den Augen!) nach dem Stock zurück und verweilen längere Zeit auf und nieder schwebend nach Art tanzender Mücken in dieser Stellung: sie mustern die Lage und das Aussehen des Stocks, sie prägen sich das Bild, das ihnen kein angeborener Instinkt so liefern könnte, individuell ein, lernen es auswendig. Erst dann unternehmen sie in immer weiteren Kreisen Orientierungsausflüge. Und erst wenn sie den Weg zum Erntefelde und zurück so und so oft gemacht haben, sausen sie ohne weitere Prüfung geradlinig aus und ein. Eben diese Errungenschaft aber stört ihnen jetzt das Narkotikum. Es macht sie zu dummdreisten Tölpeln. Man kann das künstlich leicht hervorrufen. Jede Art der Betäubung, sei es mit Chloroform, Aether, Salpeterdampf oder sonstwie, verwischt in der Biene das individuelle Ortsgedächtnis. Und es setzt sie so fatalen Situationen aus. Nicht nur, daß sie nicht zu ihrer Pflicht nach Hause findet. Sie muß sich den Gefahren und Demütigungen einer verirrten Biene im fremden Stock unterziehen. Vielfach läuft gerade letztere Situation ja noch schließlich glimpflich ab. Buttel, der bekannte Bienenforscher, hat den Vorgang gelegentlich sehr hübsch geschildert, allerdings, wie er selbst hervorhebt, etwas unter Benutzung vermenschlichender Begriffe. „Mit dem Abdomen (Hinterleibe) auf dem Boden (Flugbrett) schleifend, ihren Rüssel weit vorstreckend und willig von dem Honigvorrat an die sie rings umgebenden und sie weidlich zwickenden Feinde austeilend, sucht sich die Verirrte in den Stock einzuschmeicheln, um sich der Honigbürde zu entledigen, was ihr auch oft gelingt." Aber vom Boden der „Staatsmoral" des Bienenstaates ist solche Ueberläuferei doch zweifellos ein Schaden.

So hat auch das Tier seine Freuden, seine Eigenart und auch seine Gefahren der Tafel. Dem Menschen aber ist gegeben, das alles universal auszukosten, ohne daß doch auch er die Schranke mutwillig überschreiten dürfte, wo der Sinn zum Widersinn wird.



Ferdinand Gueldry Das Achterboot



Der preußische Landtag

Von

J. Hechler

(Hierzu elf Abbildungen nach Spezialzeichnungen für „Ueber Land und Meer" von G. Brandt)

In Preußen besteht, wie in den meisten großen deutschen Bundesstaaten, das Zweikammersystem; in Preußen heißt die Erste Kammer Herrenhaus und die Zweite, die gewählte Volksvertretung, Abgeordnetenhaus. Artikel 62 der preußischen Verfassung bestimmt: Die Uebereinstimmung des Königs und beider Kammern ist zu jedem Gesetz erforderlich. Demgemäß hat der König ein absolutes Veto gegen alle Beschlüsse der Kammern, selbst gegen Regierungsvorlagen, die mit seiner Ermächtigung eingebracht und unverändert von beiden Häusern genehmigt worden sind. Alle Regierungsvorlagen bedürfen der Ermächtigung des Königs zur Einbringung in einem der beiden Häuser des Landtags. Im Reiche hat der Kaiser bekanntlich kein Veto gegen die übereinstimmenden Beschlüsse des Reichstags und des Bundesrats. Bei der Machtfülle des Königs von Preußen, sollte man meinen, wäre es ziemlich belanglos, welches Wahlrecht für das Abgeordnetenhaus besteht, namentlich da diesem noch das Herrenhaus, auf dessen Zusammensetzung der König durch Ernennungen „aus besonderem Vertrauen" einen entscheidenden Einfluß ausüben kann, als Dämpfer aufgesetzt ist. Man sollte meinen, unter diesen Umständen hätte in Preußen schon längst der Versuch gemacht werden können mit einem Wahlrecht, das den Wünschen der breiten Volksschichten besser Rechnung trägt als das Dreiklassenwahlrecht, das nach der Steuerleistung abgestuft ist und die minderbemittelten Klassen ganz erheblich benachteiligt gegen die wohlhabenden Klassen, aber, wie es scheint, wird noch viel Wasser die Spree hinunter in die Havel und von dieser in die Elbe und in die Nordsee fließen, ehe Bresche gelegt ist in dieses veraltete und des preußischen Volkes unwürdige Wahlsystem. Die süddeutschen Staaten haben im Laufe des letzten Jahrzehnts ihre Wahlsysteme in freiheitlichem Sinne ausgestaltet oder weiter ausgestaltet und teilweise sogar dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Reichstagswahlrecht genähert, selbst Sachsen schickt sich nach einem vorüber-



Dr. Porsch — von Kröcher — Dr. Krause

Das Präsidium des preußischen Abgeordnetenhauses



Korfanty von Jazdzewski

Zwei Mitglieder der polnischen Fraktion

gehenden Rückfall an, sein Wahlrecht wieder zu verbessern. Preußen ist in Deutschland hintangeblieben mit Mecklenburg, das überhaupt noch keine moderne Verfassung besitzt. Preußen besitzt zwar auch ein allgemeines Wahlrecht, insofern jeder Preuße wählen kann, der das vierundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat, im Vollbesitz der bürgerlichen Rechte sich befindet, sechs Monate in der Gemeinde wohnt und keine Armenunterstützung bezieht, aber das Wahlrecht ist kein gleiches, es wird ausgeübt durch öffentliche Stimmabgabe und dazu noch in zwei gesonderten Wahlhandlungen. Auf je 250 Seelen wird ein Wahlmann gewählt. Die Wähler (Urwähler) werden nach Maßgabe der von ihnen zu entrichtenden direkten Staats-, Gemeinde-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialsteuern in drei Klassen geteilt, und zwar in der Art, daß auf jede Klasse ein Drittel der Gesamtsumme der Steuerbeträge aller Urwähler fällt. Die erste Klasse besteht aus den Höchstbesteuerten, die ein ganzes Drittel der gesamten Steuersumme aufbringen, die zweite Klasse aus den Nächsthochbesteuerten, die zusammen das folgende Drittel aufbringen, und die dritte Klasse aus den am niedrigsten besteuerten Urwählern. Für jede nicht zur Staatseinkommensteuer veranlagte Person wird an Stelle dieser Steuer ein Betrag von 3 Mark in Ansatz gebracht. Jede Klasse wählt besonders, und zwar ein Drittel der zu wählenden Wahlmänner. Größere Gemeinden werden in mehrere Urwahlbezirke zerlegt und für jeden Urwahlbezirk die Gesamtsteuersumme der Urwähler dieses Bezirks besonders berechnet und in drei Teile geteilt. Die Urwahlbezirke sind so einzurichten, daß höchstens sechs Wahlmänner darin zu wählen sind (zwei für jede Klasse). Berlin ist beispielsweise in Hunderte von Urwahlbezirken zerlegt, die natürlich, je nachdem es sich um reiche oder arme Stadtviertel handelt, die größten Verschiedenheiten in der Steuerleistung aufweisen. Ein Wähler, der in dem ärmeren Osten Berlins mit — sagen wir einmal — 300 Mark Steuern in der ersten Klasse wählt, würde in dem reicheren Westen Berlins in die dritte Klasse zurückversetzt werden. Im Jahre 1893 hat kein preußischer Minister in der ersten Klasse gewählt, weil keiner den in seinem Urwahlbezirk für die erste Klasse erforderlichen Steuerbetrag erreichte. Der damalige Reichskanzler Graf Caprivi wählte in der dritten Klasse, weil er gar kein Privatvermögen besaß, auch der Reichskanzler Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst und sein Nachfolger Bülow wählten nicht in der ersten Klasse, weil sie den für den Urwahlbezirk des Reichskanzlerpalastes erforderlichen



Fischbeck Dr. Pachnicke Dr. Wiemer

Mitglieder der Linken im Abgeordnetenhause

Mindeststeuersatz der ersten Klasse (180000 Mark Jahressteuer) nicht erreichten. Diese Höhe hatten nur zwei Großbankiers erklommen und wählten also soviel Wahlmänner wie jede der beiden unteren Klassen, obwohl in diesen und namentlich in der untersten Klasse die große Masse der Urwähler sich befindet. Für das ganze Land stellt sich das Verhältnis etwa so, daß in der ersten Klasse 5 Prozent, in der zweiten Klasse 10 Prozent und in der dritten Klasse 85 Prozent der gesamten Urwähler wählen. Daraus geht hervor, wie stark die unterste Steuerklasse durch das Wahlrecht benachteiligt ist. Sind die erste und die zweite Klasse politisch einig — was in vielen Wahlkreisen der Fall ist —, so hat es keinen Zweck, daß sich eine andre politische Partei noch bemüht, die dritte Klasse zu erobern, weil die oberen Klassen schon über zwei Drittel der Wahlmänner und damit über die Mehrheit verfügen. Darum hat sich auch bisher die Sozialdemokratie, die sich günstigstenfalls nur Hoffnung machen kann auf die Eroberung der dritten Klasse, an den Landtagswahlen ernsthaft noch nicht beteiligt. In Berlin beherrschen die Freisinnigen, in andern großen Städten die Nationalliberalen die erste und zweite Klasse, in den kleinen Städten und auf dem platten Lande im Norden und Osten der Monarchie herrschen zumeist die Konservativen, hier bildet der Rittergutsbesitzer in vielen Fällen für sich allein die erste Klasse, in den überwiegend katholischen Städten und Landesteilen hinwiederum beherrscht das Zentrum die dritte und zweite Klasse und verschafft sich so die Mehrheit über die Nationalliberalen, die dort die erste Klasse zu beherrschen pflegen. Im Jahre 1903 gab es 2159 Urwahlbezirke mit 1 Urwähler erster Klasse, und von diesen Bezirken entfielen 1686 auf das platte Land, 1770 Urwahlbezirke hatten nur 2 Urwähler erster Klasse. Jeder zum Urwählen Berechtigte kann auch zum Wahlmann gewählt werden. Die Wahlmänner treten einige Tage später am Kreiswahlort zusammen und wählen ebenfalls durch öffentliche Stimmabgabe den Abgeordneten. Treten mehr als zwei Parteien auf den Plan, so wird in der Regel eine Stichwahl notwendig, wobei dann die Wahlmänner der unterlegenen Parteien, die nicht in die Stichwahl kommen, das Recht haben, nach der einen oder andern Seite umzufallen, wenn sie sich überhaupt an der Stichwahl beteiligen. Die absolute Mehrheit entscheidet, wie bei der Wahl der Wahlmänner, bei Stimmengleichheit entscheidet das Los. Nur derjenige kann zum Abgeordneten gewählt werden, der das dreißigste Lebensjahr vollendet hat und bereits ein Jahr lang dem preußischen Staatsverband angehört. Die Abgeordneten haben beim Eintritt in die Kammer zu schwören, „daß sie Seiner Majestät dem König von Preußen treu und gehorsam sein und die Verfassung gewissenhaft beobachten wollen“. Das Abgeordnetenhaus zählt 433 Mitglieder, davon gehören 142 zur konservativen, 65 zur freikonservativen, 76 zur nationalliberalen Partei, 24 zur freisinnigen Volkspartei, 9 zur freisinnigen Vereinigung, 95 zur Zentrumspartei, 13 zur polnischen Fraktion, 8 Mitglieder stehen außerhalb jedes Fraktionsverbands, 1 Mandat ist zurzeit erledigt. Da die absolute Mehrheit 217 beträgt, so fehlen also den beiden konservativen Parteien nur 10 Stimmen an dieser. Von den Mitgliedern des Abgeordnetenhauses gehören 100 zugleich dem Reichstage an, nämlich 28 Konservative, 9 Freikonservative, 6 Nationalliberale, 9 Freisinnige, 36 Zentrumsleute, 6 Polen und 6 Wilde. Bei der im Sommer oder Herbst dieses Jahres bevorstehenden Neuwahl zum Abgeordnetenhause werden auf Grund der „Wahlreform“ von 1906 10 Abgeordnete mehr gewählt werden, und zwar erhält Berlin statt 9 Mandate 12, der Kreis Teltow (Vorort von Berlin) statt 2 Mandate 4, der westfälische Industriebezirk erhält 4 und der oberschlesische Industriebezirk ein Mandat mehr. Den Verschiebungen in der Bevölkerung ist damit nur in ganz unzureichender Weise Rechnung getragen, die übrige Wahlkreiseinteilung stammt im wesentlichen aus dem Jahre 1860 für die alten Provinzen und aus dem Jahre 1867 für die neuen Provinzen, 1876 kam noch der Wahlkreis Herzogtum Lauenburg hinzu. Inzwischen

Freiherr von Zedlitz — von Heydebrand und der Lasa

Konservativ und freikonservativ



Pastor von Bodelschwingh, der gute Engel des Abgeordnetenhauses

hat sich das platte Land entvölkert, aber die große Mehrzahl der Mandate behalten. Das Dreiklassenwahlrecht selbst stammt aus dem Jahre 1849, blickt also jetzt auf das „ehrwürdige" Alter von beinahe sechzig Jahren zurück. Am 28. März 1867 kennzeichnete Bismarck im verfassunggebenden Norddeutschen Reichstage dies Wahlrecht mit folgenden Worten: „Ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist nicht in irgendeinem Staate ausgedacht worden." Zur weiteren Kennzeichnung des Dreiklassenwahlrechts verdient noch erwähnt zu werden, daß die einmal gewählten Wahlmänner die ganze Legislaturperiode hindurch in ihrem Vertrauensamte bleiben und bei einer notwendig werdenden Ersatzwahl (infolge Todes, Verzichts, Beförderung und so weiter des bisherigen Abgeordneten) nur zusammenberufen zu werden brauchen, um eine Neu- oder Wiederwahl vorzunehmen. Der Urwähler wird dabei überhaupt nicht gefragt, es sei denn, daß inzwischen ein Wahlmann gestorben ist, der durch eine Urwahl ersetzt werden muß, ja, das kümmerliche Recht des Urwählers ist im Jahre 1888 noch insofern erheblich gekürzt worden, als die Legislaturperiode auf fünf Jahre verlängert wurde, während er bis dahin wenigstens alle drei Jahre „urwählen" konnte. Es kommt noch hinzu, daß die Oeffentlichkeit des Verfahrens sehr viele Leute, namentlich Geschäftsleute, die es mit keiner Partei verderben wollen, verhindert, an den Urwahlen teilzunehmen. Als am 10. Januar dieses Jahres im Abgeordnetenhause die Wahlrechtsfrage zum so und so vielten Male wieder auf der Tagesordnung stand, war der Ministerpräsident Fürst Bülow nicht einmal in der Lage, die Ersetzung der öffentlichen Wahl durch die geheime in Aussicht zu stellen — namens der Staatsregierung! Wie im übrigen das Wahlrecht verbessert werden soll, darüber ist die hochweise Königlich Preußische Staatsregierung, die in der Hauptsache auch die Geschicke des Deutschen Reiches bestimmt, nach jahrzehntelangem Kopfzerbrechen noch zu keinem Entschluß gekommen. Wie sagte doch Fürst Bülow? Preußen in Deutschland voran! Du lieber Himmel!

Damit aber das Dreiklassenparlament nicht etwa übermütig wird, ist ihm, wie bereits erwähnt, eine Erste Kammer, das Herrenhaus, als Dämpfer aufgesetzt worden. Das ist nun erst recht was Schönes! Als vor einem Jahrzehnt — oder länger — das Herrenhaus ein neues Geschäftsgebäude erhalten sollte, schrieb eine Berliner demokratische Zeitung, man solle das Herrenhaus abreißen, aber nicht wieder aufbauen! Der freundliche Rat ist leider nicht befolgt worden. Wie das Jahr 1848 für ganz kurze Zeit dem preußischen Volke das gleiche und geheime Wahlrecht gebracht hatte, so war auch die ursprüngliche Verfassung für die Erste Kammer durchaus liberal, die Erste Kammer sollte bestehen aus den großjährigen königlichen Prinzen, aus den Häuptern der ehemals reichsunmittelbaren Familien, aus einer beschränkten Zahl vom Könige ernannter Mitglieder, 90 Mitglieder sollten von den Höchstbesteuerten und 30 von den Gemeinderäten der größeren Städte gewählt werden, die gewählten Mitglieder sollten aber unter allen Umständen die Mehrheit in der Ersten Kammer besitzen. Als der „Völkerfrühling" vorbei war, bekam das Abgeordnetenhaus das Dreiklassenwahlrecht und die Erste Kammer — später Herrenhaus genannt — eine entsprechend verschlechterte Zusammensetzung. Gegenwärtig besteht das Herrenhaus aus den Häuptern der ehemals reichsständischen Familien (22),



Oberbürgermeister Adickes   Staatsminister a. D. von Hobrecht

Ein gewesener und ein künftiger (?) Minister



Fürst Radziwill

aus 92 andern adligen Fideikommißbesitzern, aus den 4 Inhabern der großen Landesämter (ostelbische Granden), aus einigen 60 vom König aus besonderem Vertrauen auf Lebenszeit berufenen Mitgliedern, ferner entsenden die Grafenverbände der alten Provinzen je 1 Mitglied ins Herrenhaus, die protestantischen Domkapitel von Brandenburg, Naumburg und Merseburg haben ebenfalls das Präsentationsrecht für je eines ihrer Mitglieder, ferner sind 16 altadlige Familienverbände vertreten, der alte und befestigte Grundbesitz durch 90 Adlige, die Universitäten durch je 1 Mitglied des Senats und 49 Städte zumeist durch ihre Bürgermeister. Der König kann aus besonderem Vertrauen soviele Mitglieder ins Herrenhaus berufen, wie er will, er kann infolgedessen durch einen Pairsschub jeden Widerstand im „hohen Hause" brechen; Fürst Bismarck hat sich einmal auf diese Weise im Anfang der siebziger Jahre geholfen. Das Herrenhaus ist schon beschlußfähig, wenn 60 Mitglieder anwesend sind; Finanzgesetze müssen zuerst dem Abgeordnetenhause vorgelegt werden, bei Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Häusern des Landtags wandern die Entwürfe von einem Hause zum andern, bis eines umfällt, nur an dem Etat darf das Herrenhaus nichts ändern, es hat nur das Recht, den Etat, wie er sich nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses gestaltet hat, im ganzen anzunehmen oder abzulehnen.



Reichsbankpräsident a. D. Dr. Koch, Mitglied des Herrenhauses

Nach der Errichtung des Reichs mußte die Bedeutung der Einzellandtage sinken, so auch die des preußischen Landtags, die großen gesetzgeberischen Fragen werden im Reichstage entschieden, den Einzellandtagen ist das Gebiet der Kirche und Schule, der inneren Verwaltung, der direkten Steuern, der Eisenbahn- und Kolonialpolitik verblieben. Wenn nicht gelegentlich etwas Kultur gepaukt oder die polnische oder Wahlrechtsfrage aufgerollt wird, geht es im preußischen Landtage ohne sonderliche Aufregung zu, immerhin ist die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses auch für die Reichsinteressen durchaus nicht belanglos, da die preußische Staatsregierung im Bundesrat wohl oder übel auf die konservative Grundstimmung in der Landesvertretung Rücksicht nehmen muß. Seit vielen Jahren stellen die Konservativen im Abgeordnetenhause den ersten Präsidenten, das Zentrum den zweiten und die Nationalliberalen den dritten. Der Hauptritterschaftsdirektor von Kröcher bekleidet den Posten des ersten Präsidenten seit zehn Jahren mit behaglicher Ruhe und trockenem Humor, höchstens im Reichstage, dessen Mitglied er ebenfalls ist, verläßt ihn einmal die Fassung, wenn er den Sozialdemokraten „an die Gurgel" springt. Im Abgeordnetenhause ist er vor den Sozialdemokraten sicher, darin gibt es nämlich keine. Herr von Kröcher ist von Hause aus Offizier, er ritt die berühmte Reiterattacke bei Mars-la-Tour mit, wurde dort und bei Sedan



Professor Schmoller Graf Mirbach

Zwei Hauptredner des Herrenhauses

verwundet. Seine Familie gehört zu dem altmärkischen Uradel. Zweiter Präsident ist Dr. jur. Porsch, fürstbischöflicher Konsistorialrat in Breslau, 1853 geboren, seit 1883 Landtagsabgeordneter, tadellos elegant in Rede und Haltung. Auch Dr. Krause ist ein tüchtiger Jurist, seit Jahren als vielbeschäftigter Rechtsanwalt und Notar in Berlin ansässig, Westpreuße von Geburt, ebenfalls ein ausgezeichneter Redner. Der alte Pastor von Bodelschwingh redet nicht nur den Herrgott mit du an, sondern auch die Minister und die Abgeordneten. Er geht auf in der Sorge um die Aermsten und Elendesten im Volke. Wer einmal die großen Bodelschwinghschen Anstalten für Epileptische und andre Kranke in Bethel bei Bielefeld besucht hat, wird vor diesem ehrwürdigen verdienstvollen Greise gern den Hut ziehen. Er ist jetzt siebenundsiebzig Jahre alt, war 1866 und 1870/71 evangelischer Feldprediger. Das Geld für seine Anstalten hat er zumeist zusammengebettelt. Sein konservativer Parteigenosse von Heydebrand und der Lasa ist der Hauptpolitiker der Konservativen, ein streitbarer Herr, ein kleiner Diktator, welcher der Regierung die Wege weist und gelegentlich den Ministern, die nicht nach seiner Pfeife tanzen wollen, den „Standpunkt klarmacht". Wegen dieser schätzenswerten Eigenschaften hat er es auch nur zum



Der Präsident des preußischen Herrenhauses Frhr. von Manteuffel

Landrat gebracht, den Posten aber auch schon seit 1895 aufgegeben, um seine schlesischen Rittergüter zu bewirtschaften. Er ist 1852 geboren. Diplomatischer geht der Führer der Freikonservativen, Freiherr von Zedlitz-Neukirch, zu Werke, ebenfalls ein Schlesier, früher Landrat, dann Geheimrat in verschiedenen Ministerien, zuletzt Präsident der Seehandlung, des bekannten staatlichen Bankinstituts (keine Handlung mit Heringen — wie einmal Windthorst scherzweise angenommen hatte). Wenn zwischen den beiden konservativen Parteien und den Nationalliberalen nicht alles klappt und die Gesetzgebungsmaschine ins Stocken zu geraten droht, so schließt Herr von Zedlitz unfehlbar ein Kompromiß, auf das auch die Regierung treten kann, und „rettet den Staat". Es gibt kaum einen im ganzen Abgeordnetenhause, der so genau Bescheid weiß in allen Zweigen der Staatsverwaltung wie Herr von Zedlitz, dabei entfaltet er noch außerhalb des preußischen Parlaments eine unermüdliche schriftstellerische Tätigkeit. Wie sein Landsmann Heydebrand, so bindet auch der „Zeitungsgeheimrat" gern mit den Freisinnigen an, aber die Freisinnigen Fischbeck, Wiemer und Pachnicke — um nur diese herauszugreifen — sind auch nicht auf den Kopf gefallen und verfügen ebenfalls über gute Lungen.



Graf Ballestrem Kardinal Kopp General Graf Haeseler

Veteranen des Herrenhauses

Der älteste von den dreien ist der Schriftsteller Dr. Pachnicke, 1857 in Spandau geboren, Dr. Wiemer, Syndikus der Papierverarbeitungsberufsgenossenschaft in Berlin, stammt aus Ostpreußen, war eine Zeitlang Redakteur der „Freisinnigen Zeitung", Fischbeck, jetzt besoldeter Stadtrat in Berlin, ist Pommer von Geburt. Der blonde „Nationalpole" Korfanty aus Oberschlesien ist gar erst fünfunddreißig Jahre alt und lebt noch in der Sturm- und Drangperiode, sein Fraktionsgenosse, der Prälat von Jazdzewski (1838 in Posen geboren), ist immer eine angenehme parlamentarische Erscheinung gewesen. Das an Jahren älteste Mitglied des Abgeordnetenhauses ist wohl der ehemalige Berliner Oberbürgermeister und spätere Finanzminister Hobrecht, der seine vierundachtzig Jahre mit bewundernswerter Leichtigkeit trägt.

Das Herrenhaus hat in der Person des Landesdirektors der Provinz Brandenburg, Freiherrn von Manteuffel, einen neuen Präsidenten bekommen. Herr von Manteuffel ist der Sohn des ehemaligen preußischen Ministerpräsidenten, der nach Olmütz ging und im Jahre 1858 beim Beginn der neuen Aera unter dem Prinzen von Preußen, dem späteren König und Kaiser Wilhelm, entlassen wurde. Gleich seinem Vater ist auch der Sohn Kreuzzeitungsmann und nennt sich mit Stolz einen preußischen Junker. An der gedrungenen Gestalt merkt man übrigens nichts von einem Junker, nur die tiefschnarrende Stimme fällt nicht angenehm auf. Sein Freund Graf Mirbach, ein ostpreußischer Grande, schnarrt auch nicht schlecht, wenn er redet, aber bei diesem hat man die Empfindung, daß er über seine natürliche Anlage noch hinaus schnarrt. Recht einfach gibt sich der General Graf Haeseler, er sagt seine Meinung ohne Umschweife, bestimmt. Bescheiden im Hintergrund hält sich die kleine gebückte Gestalt des ehemaligen Präsidenten der Reichsbank Dr. Koch. Temperamentvoll treten der Frankfurter Oberbürgermeister Adickes, Professor Schmoller und der greise Fürst Ferdinand Radziwill auf. Der ehemalige Reichstagspräsident Graf Ballestrem will anscheinend im Herrenhause keine Rolle mehr spielen. Der Kardinal Kopp aus Breslau erscheint jedesmal nur in dem einfachen schwarzen Priesterrock, ebenso wie der Kardinal Fischer aus Köln. Kopp redet weich, fast weinerlich, aber nicht ohne Wirkung.

Die letzten großen Tage, die das Herrenhaus erlebte, galten der Polenfrage. Die altpreußischen Feudalen stimmten zumeist gegen das polnische Enteignungsgesetz, aber die Bürgermeister, Professoren und Geheimen Kommerzienräte, von denen jetzt aus Allerhöchstem Vertrauen eine ganze Anzahl im Herrenhaus sitzt, haben den Fürsten Bülow herausgehauen. So blieb denn den Zeitgenossen das beschämende Schauspiel eines neuen Pairsschubs erspart.

Sprüche

Wahre Liebe hungert nie: heute hofft sie, morgen genießt sie und am Ende gedenkt sie.

•

Viele Worte — wenig Gewissen!

•

Wer spricht, sät; wer aufhorcht, erntet.

Wer in einem Jahre ein Vermögen verdient hat, sollte zwölf Monate vorher gehängt worden sein.

•

Gott die Ehre — dem Pfarrer die Kerze.

•

Ruhe stärkt, Nichtstun ermüdet.

G. Bieler

Der Große Kurfürst und der Schöppenmeister Rohde

(Zu dem Einschaltbilde von Adolf Hering zwischen Seite 172 und 173)

Auf dem Wege, auf dem Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, sein Land der Großmachtstellung entgegenführte, bedeutet eine der wichtigsten Etappen die Loslösung des Herzogtums Preußen von der polnischen Lehenshoheit durch den Frieden von Oliva 1660. Heute könnte man wohl meinen, vor allem die deutschen Städte des Herzogtums hätten es mit Freuden begrüßen müssen, daß sie nun ganz unter die Obhut eines deutschen Fürsten gestellt waren. Aber Adel und Bürgertum des Herzogtums hatten sich unter der polnischen Oberhoheit freier gefühlt als unter der souveränen Herrschaft des brandenburgischen Kurfürsten. So kam es denn zu heftigen Konflikten zwischen diesem und den preußischen Ständen. Besonders die Bürger von Königsberg hielten zäh an ihren ständischen Rechten fest, und der Kurfürst mußte selbst aus dem Westen herbeieilen, um ihren Widerstand zu brechen, der sich in der Gestalt des Schöppenmeisters Hieronymus Rohde gleichsam verkörperte. 1662 ließ Friedrich Wilhelm den mutigen Mann ins Gefängnis werfen und ihm den Prozeß machen. Während die Bürgerschaft sich bald fügte, hielt Rohde an seinen Ueberzeugungen fest. Ihn hat E. Wichert zum Helden seines Romans „Der Schöppenmeister" gemacht. Eine ergreifende Szene dieses Romans hat Adolf Hering zu dem hier wiedergegebenen Bilde inspiriert: Rohde, der anfangs im Schlosse selbst in Haft gehalten wurde, durfte sich täglich im Schloßhof ein wenig ergehen, da fügte es sich — nicht durch den Zufall allein —, daß der Kurfürst mit kleinem Gefolge seinen Weg kreuzte. Der Monarch wollte ihm Gelegenheit zur Bitte um Gnade geben. Aber Rohde, ob auch tief erschüttert, bleibt stumm, und der Kurfürst, der ihm gern die Freiheit geschenkt hätte, schreitet vorüber. — Rohde wurde dann aus Königsberg weggeführt und ist in der kleinen Festung Peitz gestorben.



Fritz Flaechsenhaar

Skizze

von

Agnes Harder

Als Fritz Flaechsenhaar acht Jahre alt war, erklärte er jedem, der es hören wollte, sein Vater sei ein Lump und seine Mutter tot. Daher sei er bei seinem Ziehvater, dem Schuster Trumpfheller, und die Stadt zahle für ihn.

Er war damals bei den guten Fräuleins, die schwache, kränkliche Kinder zu sich nahmen und ihnen wieder auf die Beine halfen.

Die guten Fräuleins hatten ein hübsches Haus im Odenwald und einen großen Garten. In dem spielten Sommer über blasse, schwächliche Kinder, die sie nahmen, wo sie sie fanden. Die eine von ihnen war im Norden zu Haus, in der alten Hansastadt Bremen, und brachte ihre Schützlinge im Frühling von dort mit. Die andre suchte und fand in der kleinen Residenz daheim genug Hilfsbedürftigkeit.

Die guten Fräuleins hatten nur selten einen so armen Jungen wie Fritz Flaechsenhaar bei sich, denn eigentlich unterstützten sie mehr die verschämte Armut, die ebenso blasse Wangen hat. Aber Fritz hatte es ihnen angetan, als sie einmal selber bei ihrem Flickschuster angesprochen waren. Und so war er in das Paradies im Odenwald gekommen und einen ganzen Sommer dort geblieben. Und nötig hatte er es wirklich gehabt.

Die guten Fräuleins bereuten es auch nicht, einmal so tief hineingegriffen zu haben in die Olla Potrida menschlicher Unzulänglichkeit. Ja, wenn nicht die kleine Margot dagewesen wäre, so wäre Fritz Flaechsenhaar ihr erklärter Liebling geworden. Aber die zarte, kleine Nichte der Bremenserin lief ihm doch den Rang ab.

Die Tante hatte sie mitgenommen, weil Seeluft zu scharf für das kleine Geschöpfchen war. Sie lag den Tag über in der Hängematte, und Fritz durfte sie ein wenig schaukeln, aber nicht zu stark, denn das konnte Margot nicht leiden. Nur wenn die Kleine mit der Tante spazierenfuhr in einem Wagen, der nur für sie gemietet wurde, war die ersehnte Hängematte frei, und Fritz pflegte dann halb ärgerlich, halb gönnerhaft zu sagen:

„Die Margot ist 'ne Prinzessin. Ja, das ist sie."

Was eine Prinzessin war, wußte er ganz genau. Dafür wohnte er in einer kleinen Residenz, und an Prinzessinnen war an ihrem Hof kein Mangel.

Zuerst, als Fritz in das weiße Haus der guten Fräuleins gekommen war, hatte er sehr erstaunte Augen gemacht. Wie war das alles schön und prächtig! Wie herrlich saß es sich an einem Tisch, auf dem ein weißes Tuch lag, wo man seinen eignen Teller hatte und einen richtigen silbernen Löffel und jede Mahlzeit damit anfing, daß man eine Serviette vorgebunden bekam!

Mit prüfendem, wägendem Blick schritt der kleine Mann durch die Zimmer und ließ seine Hand leise über die glänzende Politur der Möbel laufen. Er kam sich wie ein ganz andrer vor, denn selbst seine Kleider hatten die guten Fräuleins ihm ausgezogen und ganz nach hinten in den Schrank gehängt. Ihm aber waren neue Kleider angemessen worden, ein wenig weit, aufs Auswachsen berechnet. Denn wenn er sich gut führte, sollte er im nächsten Jahr wiederkommen. Und dann hatte er einen Strohhut bekommen. Auf der Kirmes aber, als er wie verzaubert vor einer Bude gestanden, an der kleine Spazierstöckchen zum Verkauf aushingen, hatte ihm ein Herr, der bei den guten Fräuleins zu Besuch war und von Pädagogik keine Ahnung hatte, gar ein kleines Stöckchen geschenkt.

Nun hätte Fritz Flaechsenhaar in vollem Glanz an all den weiten Gängen teilnehmen können, die eines der guten Fräuleins mit der kleinen Schar machte, während das andre mit den Schwächeren zu Hause blieb. Es war so schön unter den dunkeln Bäumen des Odenwaldes. Erst mußte man am Gänseweiher vorbei, wo die Gänse des ganzen Bergstädtchens gehütet wurden. Dann kam ein schmaler Gang zwischen den Zäunen der Obstgärten, die kleine Holzbrücke, die Felder, und dann war man auf der Wiese, die an den Wald stieß.

Aber Fritz war nicht für Spaziergänge geschaffen. Es lag nicht in seinem Blut, so einfach draußen herumzulaufen, zu den Bäumen emporzusehen und die Vögel pfeifen zu hören. Möglich, daß sein Vater ein Lump war, wie er versicherte. Seine Mutter mußte jedenfalls eine tüchtige, arbeitsame Frau gewesen sein, denn Fritz erklärte, daß er viel lieber daheim bliebe und dem andern Fräulein hülfe, als in den Wäldern umherzurennen für nichts und wieder nichts.

Und so half er beim Wasserholen und Holzkleinmachen, beim Pflücken des Gemüses und der Beeren, und war so anhänglich an die guten Fräuleins wie ein kleines Hündchen, das man mit

wundgelaufenen Füßen unterwegs findet und mit ins Haus nimmt. Am liebsten aber schaukelte er doch Margot, die Prinzessin, ganz leise und sanft, daß sie gar nicht aufwachte, wenn sie schlief. Und ein ernstes, feierliches Gesicht machte er dazu.

Er hatte sich überraschend schnell in alles Bessere hineingefunden. Er war nicht schmutzig oder verkommen gewesen, als er in das Odenwaldhaus kam. Nur schlecht genährt und mit grauer Haut. Die guten Fräuleins wuschen ihre Kinder selber. Da machten sie eines Tages die Entdeckung, daß diese graue Haut nicht erb- und eigentümlich sei, sondern sich abwaschen ließe, und daß unter der Seife und dem spülenden Wasser ein blitzblankes Fellchen zum Vorschein kam. Das machte Fritz Freude. Und er verstand die Körperreinigung bald so gut, daß er gar keine Hilfe mehr brauchte. Ja, er fing an, mit Wasser zu verschwenden und ein Zeichen höherer Kulturanlage zu geben. Auch seine Manieren beim Essen besserten sich überraschend schnell. Und Margot, neben der er seinen Platz hatte, vertiefte sich mit ihm bald in die klügsten Gespräche.

Einmal hatten sie nach Kinderart sich gegenseitig ausgefragt nach ihrer Heimat. Fritz hatte soviel erzählt von der großen Wasserkugel, die über dem Arbeitstisch seines Ziehvaters hing und in der sich die Lichtstrahlen fingen und so sonderbare Tänze aufführten. Margot war ganz neidisch geworden und hatte vergebens versucht, besondere Prachtstücke des Bremenser Patrizierhauses gegen die Schusterkugel ins Gefecht zu führen. Selbst das Modell des kleinen Kauffahrteischiffes, das im Zimmer ihres Vaters von der Decke hing, interessierte Fritz wenig. Denn da er ein Kind des Binnenlandes war und in seinem Leben noch nicht einmal an den Main gekommen, so hatte er keine rechte Idee von einem Schiff.

Margot fürchtete, die Ueberhand im Verkehr zu verlieren, und strengte ihr Hirn ordentlich an. Da kam ihr eine leuchtende Idee. Sie wußte, welchen Wert ihr Vater auf seinen Weinkeller legte, und als die Schusterkugel wieder einmal wie die Sonne selbst vor den Augen des entzückten Knaben flimmerte, sagte sie triumphierend:

„Habt ihr auch einen Weinkeller, Fritz?"

Das begriff der Junge. Staunend sah er Margot an. Einen Weinkeller? Nein, den hatte Schuster Trumpfheller nicht. Nach langem Nachsinnen rangen sich die Worte von seinen Lippen:

„Margot, ihr seid doch feinere Leute."

Es war ein Wendepunkt im Verkehr der beiden Kinder. Der Weinkeller zwang Fritz immer wieder zum Nachdenken. Die Schusterglocke verschwand aus seinen Gesprächen. Und als Margot dann von ihrer Mutter abgeholt wurde, wunderte er sich nicht, daß die Frau Konsul „auf Alltag" in einem seidenen Kleide ging. Es paßte das zu den Vorstellungen, die er sich nun von dem Heim der kleinen Freundin machte.

Ihm selber stand noch ein größerer Schmerz bevor als dieser Abschied. Acht lange Sommerwochen war er bei den guten Fräuleins gewesen, als sie ihn wieder mit in die Stadt zurücknahmen. Vorher aber wurde die Schranktür geöffnet und hinten aus dem dunkeln Winkel seine alten Sachen hervorgeholt. Die Augen standen ihm voller Tränen, und es half nichts, daß die guten Fräuleins ihn streichelten und ihm sagten, im nächsten Jahre fände er sie ja wieder. Dann würde es noch viel, viel schöner sein, in sie hineinzuschlüpfen. Sie hätten sie ihm gern gelassen. Aber sie wußten, daß er sie nach Schnitt und Stoff in seiner alten Umgebung doch nicht brauchen könne. Und bitter empfanden ihre guten Herzen das Leid des Jungen.

Als er die Mütze aufgesetzt hatte, stellte er entschlossen auch das Stöckchen in den Schrank.

„Man los," sagte er, als sie noch zögerten, und tapfer würgte er den großen Schmerz hinunter.

Er wollte die guten Fräuleins nicht kränken. Und als er mit ihnen zur Bahn ging, sagte er entschieden, wenn er groß sei, würde er sich zwei Hängematten anschaffen, und sie beide dürften immer darin liegen, und er wolle sie schaukeln, mit jeder Hand eine. So stattete er seinen Dank für die genossene Ferienzeit im voraus ab. —

Die guten Fräuleins behielten ein Auge auf ihre Ziehkinder und auf Fritz besonders. Der kam im Winter, als sie selbst wieder in der Stadt wohnten, an den Sonntagnachmittagen manchmal zu ihnen, und sie erzählten sich vom Odenwald wie verständige Menschen. Auch von Margot sprachen sie. Und Weihnachten, als er sich seinen heiligen Christ von ihnen holte, zeigten sie ihm ein Bildchen der Kleinen, die nun frisch und gesund war.

Im nächsten Frühjahr brachte sie die Tante nach ihrem Osterbesuch in Bremen nicht mehr mit. Der Arzt hatte erlaubt, daß sie mit den Eltern an die See ging, und ihr Platz im Odenwaldhause wurde an eine Bedürftigere abgegeben.

Aber Fritz Flaechsenhaar zog wieder ein und ging mit der Miene eines Wissenden an den Schrank, in dem die guten Kleider hingen. Es lag ein stiller Glanz auf seinem Gesicht, als er sich zum erstenmal an den gedeckten Tisch setzte und nach Messer und Gabel griff. Er stand auch wieder bewundernd unter den guten Sachen. Aber er faßte das alles nun ganz anders auf, arbeitete womöglich noch mehr im Hause und hielt sich dem eigentlichen Müßiggang des Ferienlebens fern. Er wußte ganz genau, daß am Ende dieser Herrlichkeit jene bittere Stunde stand, da er alles von sich tun mußte.

Und als sie endlich da war, trug er sie gefaßter. Er hatte in diesen Wochen auch sein möglichstes getan, um den guten Anzug für einen etwaigen Nachfolger nicht besonders begehrenswert zu machen. Das Stöckchen hatte er überhaupt nicht angerührt, sondern es als überwundene kindische Torheit betrachtet. Nur seine Treue gegen die guten Fräuleins war dieselbe geblieben. Und als die Jahre kamen und gingen und Fritz, der ein stämmiger Bursche wurde, nur selten noch und für kürzere Zeit ins Oldenwaldhaus herauskam, blieb sich diese Liebe immer gleich.

Ehe er seinen Konfirmationsanzug geschenkt bekam, sah er auch Margot wieder. Sie war bei den Tanten zu Besuch, und sie gingen mit ihr in Trumpfhellers Werkstatt. Da stand das zwölfjährige Mädchen schüchtern vor der Schusterkugel und legte das schöne Buch, das sie für Fritz mit-



Der Große Kurfürst und der Schöppenmeister Rohde
Nach einem Gemälde von Adolf Hering



gebracht hatte, ein wenig ängstlich unter die Pfriemen und Drähte.

Gegen die Tanten sprach sie sich über diesen Eindruck nicht aus. Aber sie blieb an diesem Tage ernster. Und als Fritz am Sonntagnachmittag zu einem Spaziergang eingeladen wurde, sprach sie mit ihm nur von seinen eignen Dingen und schien den Weinkeller und was mit ihm zusammenhing, vergessen zu haben.

Dann wurde Fritz eingesegnet und sagte, er wolle zu einem Tischler in die Lehre, denn die schönen Sachen, die man machen könne, hätten es ihm angetan vom ersten Blick.

Fritz suchte sich einen Meister, und es war drollig, mit welcher Begeisterung er von seinem Gewerbe sprach, wenn er auch jetzt noch gelegentlich zu den Fräuleins kam. Er war groß und kräftig geworden, aber seine Bewegungen waren geschickt und vorsichtig. Und er ließ seine Finger noch immer gern über ein besonders feines Holz gleiten, an dessen Maserung er sich erfreute.

Als er ausgelernt hatte, bat er bei den guten Fräuleins um ihre Fürsprache. Er wollte in das erste Möbelgeschäft der Stadt, ein Haus von europäischem Ruf. Er hatte immer an den Schaufenstern gestanden und gesehen, was das für schöne, solide Arbeit war. Da wollte er mit dabei sein.

Und die guten Fräuleins statteten dem Besitzer einen Besuch ab und empfahlen ihm ihren Fritz Flaechsenhaar. So wurde sein Herzenswunsch erfüllt, und er kam in einen großen Betrieb.

In einem Frühjahr aber, gerade als die guten Fräuleins sich einen Ueberschlag machten, wer aus ihrem Kreise der Odenwaldluft wohl am bedürftigsten sei, kam Margot mit ihrer Mutter zu Besuch in wichtigen Geschäften. Aus dem Kind war eine Braut geworden, die daran ging, ihr künftiges Heim zu rüsten. Und die Tanten halfen ihr die Möbel aussuchen und freuten sich mit ihr an all der neuen Schönheit und Zweckmäßigkeit.

Margot war ein kluges, schlichtes Mädchen geworden mit Verständnis für Ernst und Tüchtigkeit. Und der Herr des Hauses, der die Damen führte — denn die Einrichtung für Bremen war keine Kleinigkeit —, machte ihnen den Vorschlag, seine Fabriken draußen zu sehen. Da könnten sie die Entstehung so eines Möbels verfolgen, von den Eichen- und Mahagonistämmen an, die seit Jahren auf dem Holzplatz ablagerten, durch alle Werkstätten hindurch bis zum Beizen und Polieren.

Die Damen sagten freudig zu und wurden am Nachmittag draußen auf dem Fabrikhof empfangen wie Sachverständige und von einer Maschine zur andern geführt, die dem Menschen scheinbar das Schneiden und Drehen mühelos abnimmt und doch ein unnützes Werkzeug wird in einer ungeschickten Hand.

Und während ihnen so, da sie die Entstehung verfolgten, neu und interessant wurde, was ihnen in der Vollendung althergebracht erschienen, fanden sie beim Furnieren des Holzes über den Leimkessel gebückt Fritz Flaechsenhaar.

Margot stieß einen kleinen Schrei der Ueberraschung aus, als sie sein gutes rotes Gesicht sah, das sich gar nicht so viel verändert hatte seit ihrem letzten Besuch bei Trumpfheller. Und er mußte ihr die Hand geben trotz des Leimpinsels.

Als aber in den nächsten Tagen die Besprechungen über die Ausstattung vollendet waren und der Fabrikherr versprach, daß einer seiner Angestellten die Sachen nach Bremen bringen und bei der Einrichtung helfen würde, da bat Margot, diesem Herrn doch als Hilfe den Fritz Flaechsenhaar mitzugeben. In Erinnerung an die kleine Szene am Leimkessel versprach er es ihr lächelnd.

So kam Fritz im Herbst nach der norddeutschen Hafenstadt und konnte mit eignen Augen sehen, was es bedeutet, wenn im Zimmer eines Kaufherrn ein Schiff mit ausgespannten Segeln von der Decke hängt.

Die Wohnung sollte bis zur Hochzeit fertig sein. Die Frau Konsul und Margot waren oft da, gaben Anweisungen und sprachen ihre Wünsche aus. Zuweilen kam auch Margots Verlobter, ein junger Kaufmann mit einem frischen, energischen Gesicht. Da hielt Fritz in der Arbeit inne und sah ihm nach und dachte, wie wohl einem Menschen zumute sein müsse, dem das alles gehöre, die schönen Möbel und das schöne Mädchen. Und als der junge Herr sich einmal nach dem Weinkeller erkundigte und ob der Flaschenschrank für den Korridor auch gut in die Nische hineinpasse, da wurde Fritz ganz rot, denn die Schusterkugel fiel ihm ein und Margots überlegene Kinderfrage.

Er arbeitete den ganzen Tag und war die wahre Stütze der Frau Konsul, die sich jeden Bildernagel von ihm einschlagen ließ. Aber in seinem Herzen wälzte er wieder große Gedanken, wie damals in seiner ersten Kindheit. Und in seinem Halse stieg es wieder so schwer auf, daß er schlucken und würgen mußte, um mit den Dingen fertig zu werden wie ein Mann.

Als aber alles fertig war und so schön, daß keine wirkliche Prinzessin sich hätte zu schämen brauchen, in der neuen Wohnung zu leben, da ging er noch einmal hindurch, ganz allein.

Sie waren eben in die Kirche gefahren, und er hatte unter der Tür gestanden. Unter dem Schleier hervor hatte die Braut ihm zugenickt, denn sie wußte, daß mancher der Angestellten ihres Vaters da auf der Straße stand, und sie neigte den Kopf nach links und rechts mit ihrem glücklichen, halb kindlichen, halb fraulichen Lächeln.

Dann war er hinaufgegangen, um die Schlüssel zu holen und sie ihrer Mutter zu geben. Es war ganz still in der neuen Wohnung. Er ließ die Vorhänge herab und ging noch einmal mit prüfendem Blick durch die dämmrigen Räume. Sein sorgsames Auge fand keinen Fehler.

Er schloß die Türen und zuletzt die des Schlafzimmers. Als er auf der Schwelle stand und in das blaue Licht des Raumes sah, da stieg es wieder so schwer in ihm auf. Er war ja ein Kind aus dem Volk und es gab keine menschlichen Rätsel für ihn. Aber nun schien ihm auf einmal alles, was er so hingenommen hatte wie das Unabänderliche, wie ein Feind, den er besiegen konnte. Und dann kam es ihm vor, er müsse wieder die guten Kleider in den Schrank hängen und in sein altes Zeug hinein.

Und alle Ungerechtigkeit der Welt stand plötzlich vor seinen Augen, und alle die bösen Worte, die er je von den Gefährten gehört, bekamen

Fleisch und Blut. Sein Herz klopfte bis in seinen Hals herauf. Drüben Margots kleiner Toilettenspiegel zeigte sein schrecklich verändertes Gesicht in blauem Schatten. Aber er sah sich gar nicht, er kämpfte mit der Versuchung und mit all den bösen Geistern, die ihn umgaben. In der Bibliothek hatte er ein Bild angebracht, auf dem war ein alter Mann, den toller Spuk umtanzte, während eine Frau ihm ein volles Glas Wein reichte. Geradeso war ihm zumute, und es dauerte eine geraume Weile, bis er in Gedanken das gute Zeug in den Schrank gehängt hatte und das Stöckchen dazugestellt. Aber dann war er auch fertig.

Und Fritz Flaechsenhaar schloß die Tür und ging nach dem Hochzeitshaus. Da standen die Leute und warteten, daß die Gäste aus der Kirche zurückkamen, und gerade stiegen die guten Fräuleins aus und winkten ihm, daß er ihnen ins Hochzeitshaus folge, wo man ihn heut gut brauchen konnte.

Das wußten sie aber doch nicht, daß er in der vergangenen Stunde oben in der leeren Wohnung ein Mann geworden war.



Der Rosselenker

Bildwerk von Louis Tuaillon, aufgestellt in den Wallanlagen der Stadt Bremen



Der Erfinder mit dem neuen Maschinengewehr

Ein deutsches Maschinengewehr

Von

Oberstleutnant z. D. von Witzleben

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Dreizehn Millionen achthundertsechstausendachthundert Mark sind in diesem Jahre in den deutschen Militäretat für Versuche im Waffenwesen (Maschinengewehre) eingestellt worden. Das läßt tief blicken, würde Sabor sagen; es läßt eben erkennen, daß die deutsche Heeresverwaltung die Bedeutung der Maschinengewehre zu würdigen und nach wie vor die deutschen Kriegsmittel auf zeitgemäßer Höhe zu halten weiß. Unter „Maschinengewehr" versteht man heutzutage eine gewehrartige Waffe, die entweder mehrere Geschosse gleichzeitig oder nacheinander in ununterbrochener Reihenfolge abzugeben imstande ist. Im Jahre 1883 erschien der Amerikaner Hiram Maxim mit einem automatisch bedienten Maschinengewehr auf der Bildfläche und lenkte durch die ins Auge springenden praktischen Eigenschaften seiner Erfindung aufs neue die Aufmerksamkeit aller Kulturstaaten auf dieses in der Waffenlehre bisher nur noch geschichtlich behandelte Kriegsmittel. Die bisher mit der Hand ausgeführten Ladegriffe wurden durch rückwärts wirkende Pulvergase selbsttätig abgelöst; das einmal in Gang gesetzte Gewehr feuerte ohne jede menschliche Beihilfe so lange, wie sich Patronen im Pulvergurte befanden; bei fester Unterlage konnte es bis 600 Schuß in der Minute verfeuern, durch eine automatische Seitenverschiebung eine breite Geländestrecke dauernd unter Feuer gehalten werden. Das



Hohe Feuerstellung



Das neue Maschinengewehr in niederer Feuerstellung

Gewehr kam infolgedessen bereits 1890 bei vielen Heeren und Flotten zur Einführung. Die erste glänzende Probe seiner Verwendbarkeit legte das Maximgeschütz 1893 ab, als fünfzig englische Schützen mit vier Gewehren die viermal von 5000 Matabelenegern ausgeführten Angriffe abwiesen und die Neger 3000 Tote auf dem Platze ließen. Die Beendigung des Sudanfeldzuges haben die Engländer vorwiegend dem Umstande zu verdanken, daß 1898 20000 Reiter des Mahdi dem mörderischen Feuer der Maschinengewehre bei Omdurman zum Opfer fielen.

Weniger glänzend waren die Erfolge der Engländer 1899 bis 1900 mit ihren im afrikanischen Kriege mitgeführten 150 Maximgeschützen infolge unrichtiger Verwendung, während es den Buren wiederholt gelang, ihre 50 Geschütze mit Vorteil einzusetzen. Auch während der Chinawirren 1900 leisteten Maximgeschütze den Deutschen gegen die Takuforts gute Dienste.

Hatten somit die bisherigen Erfahrungen mit Maschinengewehren im Ernstkampfe über deren Wirksamkeit unkultivierten und mangelhaft bewaffneten Gegnern gegenüber keinen Zweifel mehr gelassen, so fehlte es noch immer an Proben einem nach europäischem Muster bewaffneten und geübten Feinde gegenüber, und es wurden ernste Bedenken laut, ob die Gewehre ihren bisherigen Ruhm auch hier bewahren würden. Der Russisch-Japanische Krieg sollte auch diese Bedenken zerstreuen. Die Maschinengewehre wurden auf beiden Seiten stets mit Vorteil eingesetzt. So opferte sich eine russische Maschinengewehrkompagnie am 1. Mai 1904 bei



Das neue Maschinengewehr mit Panzerschild



Auf dem Rücken des Tragpferdes

Homatou, nachdem sie 35000 Patronen verschossen hatte, und rettete einen großen Teil des Heeres vor dem Untergang; am 30. August 1904 vernichtete eine ebensolche Kompagnie mit 6000 Patronen eine japanische Gebirgsbatterie und kämpfte am folgenden Tage, an dem sie 26000 Patronen, das heißt von 5850 jeden Gewehres 3200 verschoß, wiederum mit großem Erfolge.

Außer in Deutschland, England, Oesterreich-Ungarn, Japan und Rußland sehen wir das Maschinengewehr heute noch in Dänemark und der Schweiz eingeführt, während sich Frankreich, Italien, Bulgarien, Schweden, Norwegen und Belgien noch im Versuchsstadium befinden, in Rumänien, Montenegro und der Türkei Maschinengewehrtruppen in der Bildung begriffen sind.

„Ich glaube" — so heißt es in den Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine (1901) — „man macht sich keiner Uebertreibung schuldig, wenn man die Gefechtskraft eines Maschinengewehrs



Das neue Maschinengewehr auf Rädern

gleich der von fünfzig bis sechzig Schützen bei einem Zehnschußfeuer setzt. Somit würden drei bis vier Maschinengewehre der Feuerkraft einer Infanteriekompagnie entsprechen, diese aber nicht den Raum einer Kompagnie von 100 bis 150, sondern höchstens von 30 Metern in der Feuerlinie einnehmen. Die Marschlänge einer Maschinengewehrabteilung ist nur um weniges größer als die einer Infanteriekompagnie mit kleiner Bagage, dabei Ausrüstung, Bewaffnung und Ernährung der Abteilung nicht teurer wie die einer Kompagnie."

Das Maschinengewehr soll jedoch die Bewaffnung der Infanterie und Artillerie keineswegs ersetzen, sondern soll ein handliches, ungemein schnell feuerndes Kriegswerkzeug zur Unterstützung in jenen besonderen Fällen des Feld-, Gebirgs- und Festungskrieges sein, in denen es darauf ankommt, von kleinem Raum aus in kürzester Zeit eine überwältigende Feuerwirkung gegen lebende Ziele hervorzurufen. Der hohe Munitionsverbrauch (400 Schuß in der Minute bei jedem Gewehr) gestattet schon von vornherein kein andauerndes Feuern; das Einsetzen der Maschinengewehre wird sich daher zweckmäßig auf gewisse kritische Augenblicke des Ernstkampfes beschränken müssen, zumal bei allzu rascher Erhitzung des Laufs ein Verdampfen des im Laufmantel befindlichen Kühlwassers zu befürchten steht. Selbst auf weite Entfernung wirkt das Maschinengewehr gegen große und dichte Ziele geradezu vernichtend; es wird also überall da mit großem Vorteil Verwendung finden, wo es sich darum handelt, rasch einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen, somit bei kurzer, plötzlicher Feuerabgabe, dem genannten „Feuerüberfall". Es wird nie seine Wirkung versagen, wenn es gegen Kavallerie mit Ruhe verwendet, gegen Artillerie möglichst unbemerkt näher herangebracht wird.

Das geringe Gewicht, die große Leistungsfähigkeit und die schmale Frontausdehnung machen das Maschinengewehr zur Verwendung im Gebirgskriege, auch zu Landungsunternehmungen sowie zur Abwehr solcher besonders geeignet. Dazu kommt, daß die im Feuer befindlichen Maschinenwaffen nur ein kleines, bei Benutzung des rauchlosen Pulvers nur schwer auffindbares, schwierig zu bekämpfendes Ziel bieten und daher um so sicherer und unbefangener wirken können. Auch die Treffsicherheit der einzelnen Schüsse erhöht sich gegenüber der Schußabgabe des Infanteristen dadurch, daß die feste Unterlage des Gewehres die Unsicherheit in der Schußabgabe, die beim einzelnen Mann durch das sogenannte „Mucken" hervorgerufen wird und unvermeidlich ist, solange mit menschlichen Nerven gerechnet werden muß, beseitigt. In einer Deckung, die kaum für einen halben Infanteriezug ausreicht, findet eine ganze Maschinengewehrabteilung Platz. Wenige Maschinengewehre, den Batterien beigegeben, machen den Schutz durch Infanterieabteilungen überflüssig; sie schützen Eisenbahnbaukompagnien und Telegraphenabteilungen gegen Ueberraschungen während der Arbeit, dienen den Etappentruppen wirksam zur Verteidigung ihrer Etappenorte in Feindesland, den Pionieren zum Schutze beim Brückenschlag, ferner zur Sicherung von permanenten und Kriegsbrücken; auf Pferden oder Maultieren mitgeführt, ermöglichen sie den Ersatz berittener Infanterie. Nicht zu unterschätzen ist die moralische Wirkung der Maschinengewehre, die so bedeutend ist, daß selbst auf weite Entfernungen der Aufenthalt an Wald- und Ortsrändern durch die massenhaft einschlagenden Geschosse sowohl für Späher wie für besetzende Infanterie sich steigernd schwierig gestaltet. Wurde schon das unheimliche Knattern der französischen Mitrailleusen 1870 unangenehm auf deutscher Seite empfunden, so hat der noch intensivere Lärm der Maschinengewehre, wie Teilnehmer am südafrikanischen Kriege versichern, in noch höherem Grade eine nervenerschütternde Erregung der Kämpfer hervorgerufen, noch dazu, wenn gleichzeitig die unsichtbar aufgestellten Maschinen reihenweise ihre verheerende Wirkung taten.

In Kolonialkriegen wird das Maschinengewehr kaum noch entbehrt werden können. Zur Säuberung von undurchdringlich erscheinenden Büschen und schwer zugänglichen Waldstrecken genügt oft nur eine Serie von einigen hundert Schüssen zur Vertreibung des Gegners. Auf Tragtiere verpackt oder schmalspurige Lafetten montiert, lassen sich die Maschinengewehre ohne Mühe und Schwierigkeit selbst auf unwegsamem Gelände unkultivierter Landstriche fortschaffen.

Den günstigen, sowohl im Ernst- wie im Scheinkampf mit der Verwendung von Maschinengewehren gesammelten Erfahrungen gegenüber konnten sehr bald auch bei den deutschen Militärverwaltungen, bei ihrem steten Bestreben, die Kriegstüchtigkeit des Heeres auf zeitgemäßer Höhe zu halten, über die Zweckmäßigkeit der Einführung keine Zweifel mehr bestehen. Nachdem bereits im Manöver 1899 bei einigen Jägerbataillonen Versuche mit dem System Maxim gemacht worden waren, die durchaus günstig ausfielen, wurden 1901 fünf, 1902 acht (darunter eine bayrische), 1903 zwei sächsische und 1904 abermals eine Maschinengewehrabteilung aufgestellt und teilweise Infanterietruppenteilen, teilweise Jägerbataillonen angegliedert; dazu trat noch eine in Metz für den Festungskrieg vorgesehene Abteilung. Außerdem waren der ostasiatischen Besatzungsbrigade und der Schutztruppe in Südwestafrika Maschinengewehre zugeteilt. Jede Abteilung besteht aus drei Zügen zu zwei Gewehren, also aus sechs Gewehren; jedes Gewehr wird von vier Pferden gezogen, Offiziere und Unteroffiziere sind beritten; zu jeder Abteilung gehören drei Munitionswagen und fünf andre Fahrzeuge. Jedes Gewehr wird von einem Unteroffizier und vier Mann bedient und führt 14 550, die Abteilung somit 87 300 Patronen mit sich. Ihrem Gefechtszwecke entsprechend wird über diese Abteilungen im Ernstfalle lediglich von der Führung verfügt, die dadurch in den Stand gesetzt ist, an einem bestimmten Punkte stärkste infanteristische Feuerkraft auf schmalstem Raume zu entwickeln und die Entscheidung an der dazu taktisch geeignetsten Stelle herbeizuführen. Bei Angliederung an einzelne Truppenteile würde ihr Gefechtswert nur ausnahmsweise voll ausgenutzt werden können; daher sollen die Abteilungen im allgemeinen nicht geteilt zur Verwendung gelangen, nur einzelne Züge dürfen für besondere Zwecke selbständig gemacht werden. Die Verwendung einzelner Gewehre ist untersagt. Ihre Hauptwirkung

ist in entscheidenden Augenblicken gegen große und dichte Ziele selbst auf weite Entfernungen zu suchen. Artillerie jedoch kann durch Maschinengewehrabteilungen niemals ersetzt werden.

Durch diese Art der Verwendung, namentlich aber durch die Möglichkeit, diese sehr beweglichen Kampfglieder großen Kavalleriekörpern zuzuteilen und dadurch die Wirkung der zugeteilten reitenden Artillerie zu verstärken, gingen die Maschinengewehrabteilungen ihrem ursprünglichen Zweck, Verstärkung des Infanteriefeuers, verloren; um dies unter allen Umständen zu verhindern, wurden im vergangenen Jahre neben den vorerwähnten Maschinengewehrabteilungen vorläufig bei vier Garde- und acht Linieninfanterieregimentern Maschinengewehrkompagnien aufgestellt, die sich ebenfalls in drei Züge zu zwei Gewehren gliedern; das Gewehr wird aber zweispännig vom Bock aus gefahren und ist nicht zum Abprotzen eingerichtet; nur die Offiziere sind beritten. Diese Kompagnien sollen im Gefecht zugweise an die Bataillone verteilt und nur ausnahmsweise im ganzen verwendet werden. Sie dienen lediglich zur Verstärkung des Infanteriefeuers und erwecken die Erinnerung an die Bataillonsgeschütze Friedrichs des Großen. Ihre Ausrüstung befähigt sie nicht zu längeren Bewegungen in starker Gangart; sie sind daher auch nicht zur selbständigen Waffe in der Hand höherer Führung geeignet. Bei ihrer geringen Beweglichkeit liegt die Gefahr, bei einem Rückzuge in die Hände des Gegners zu fallen, sehr nahe; die Führer dürfen sich aber dadurch nicht abhalten lassen, die ihnen verliehene Feuerkraft bis zum letzten Augenblicke auszunutzen. Die Abteilungen tragen besondere Uniformen, die Kompagnien die Uniformen ihres Truppenteils.

Das System Maxim, das, wie schon erwähnt, in Deutschland zur Anwendung kommt, hat sich bisher durchaus bewährt; immerhin ist das Gewehr Maxim trotz seines geistreichen Aufbaus in der Zusammensetzung recht verwickelt. Kleine Anstände sind nicht abzuleugnen. Namentlich die nicht zu vermeidenden Hülsenreißer, die leicht bei schon etwas ausgeschossenen Läufen vorkommen und sehr empfindliche Hemmungen hervorrufen, sind störend. Nachteilig sind ferner das verhältnismäßig große Gewicht und die hohen Anschaffungskosten.

Gerade in dieser Hinsicht ist ihm in neuester Zeit, worauf ganz besonders hinzuweisen der Hauptzweck dieser Zeilen ist, ein Nebenbuhler im System Schwarzlose entstanden, der ihm ernstlich zu schaffen machen wird. Wir Deutsche aber können uns nur darüber freuen, daß wieder einmal ein deutscher Erfinder, und zwar wiederum auf dem Gebiete der Landesverteidigung, etwas Hervorragendes geleistet hat; die Erfindung Schwarzlose reiht sich in ihrer Bedeutung als Kriegswaffe der Erfindung Zeppelin würdig an. Die Kriegführung und deren Werkzeug muß möglichst einfach sein, soll sie nicht im kritischen Augenblick versagen; je einfacher die Zusammensetzung und der Aufbau einer Waffe, desto leichter ist die Bedienung, desto rascher die Ausbildung und desto geringer die Gefahr, den während des Kampfes in Unordnung geratenen Mechanismus nicht rechtzeitig wiederherstellen zu können.

Dem deutschen Waffentechniker Schwarzlose ist es nach fünfzehnjähriger mühevoller Arbeit und unter Aufwendung großer Geldmittel gelungen, ein Maschinengewehr zusammenzustellen, das selbst dem System Maxim gegenüber den Eindruck verblüffender Einfachheit und Gediegenheit macht, also als Kriegswaffe zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Der Rückstoß der Pulvergase wird auch hier, wie bei Maxim, für die Durchführung der Bewegung des Verschluß- und Patronenzufuhrmechanismus in geistreichster Weise verwendet. Der ganze Betrieb bedarf aber nur einer einzigen starken Spiralfeder (Maxim hat 14 Federn) und setzt sich aus 24 (bei Maxim aus 87) Teilen zusammen. Da das Gewicht nur 17½ Kilogramm (gegen 24 bei Maxim) beträgt, so ist der Transport auf Packpferden und durch einzelne Mannschaften, dadurch aber auch die Verwendung im Verein mit Kavallerie und im Gebirgskriege wesentlich erleichtert. Unsre Abbildungen, die das Gewehr Schwarzlose in der verschiedenartigsten Verwendung darstellen, veranschaulichen dies in überzeugender Weise. Der Umstand, daß die Beschaffungskosten nur 2500 (4000 bei Maxim) Mark betragen, sollte den Reichstagsboten die Bewilligung der zur Beschaffung erforderlichen Mittel eigentlich erleichtern. Die Vorteile, die bei der leichteren Ausbildung der Bedienung in der Abkürzung der Ausbildungszeit und einfacheren Wahl der Bedienungsmannschaften bestehen, liegen auf der Hand. Das neue System ist auf der österreichischen Armeeschießschule geprüft worden und hat seine Dauerprobe derart bestanden, daß es bei allen Maschinengewehrformationen der österreichisch-ungarischen Armee eingeführt wurde. Trotz Abgabe von im ganzen 266000 Schüssen war keine einzige größere Instandsetzung, kein besonderer Materialersatz erforderlich; die Treffsicherheit beim letzten Tausend verringerte sich gegen die beim ersten Tausend ganz unbedeutend.

An Feuergeschwindigkeit — 400 bis 500 Schuß in der Minute — steht es dem System Maxim — 500 bis 600 Schuß — zwar anscheinend etwas nach, doch muß allgemein eine Schußzahl bis zu 500 in der Minute als ausreichend, eine größere unter Umständen als wenig vorteilhaft angesehen werden.

Der vielfach als Vorteil erwähnte Umstand, daß die Erzeugung im Inlande erfolgen kann, fällt nicht ins Gewicht; auch die Maximgewehre werden in Deutschland angefertigt. Als Deutscher aber muß man sich dieses Erfolges deutschen Erfindergeistes freuen und hoffen, daß die mit dem deutschen System bereits in Deutschland begonnenen Versuche, die im übrigen in Frankreich und sieben andern Staaten ebenfalls stattfinden, auch zu dem im deutschen Interesse erwünschten Ergebnis führen und die Veranlassung werden, die deutsche Armee durch Einführung einer deutschen Erfindung auf der zeitgemäßen Höhe der Kriegsbrauchbarkeit zu erhalten. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Waffe nicht die technische Vervollkommnung ihren Wert verleiht, sondern der Geist, mit dem sie geführt wird; auch das Maschinengewehr wird seinen Zweck erst in der Hand eines erprobten Führers erfüllen: „Ist er ein ganzer Mann, so wird auch die Wirkung der Waffe eine ganze sein" (Binder, k. k. Oberleutnant, Das Maschinengewehr).



Das alte Herrenhaus

Die freie Schulgemeinde Wickersdorf

Von

Lily Braun

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Wickersdorfer Schülern)

Die fröhliche Zeit des steigenden Lichts, der erwartungsvollen Vorfreude des kommenden Frühlings ist heute für viele eine Zeit der Angst und des Schreckens geworden. Da gibt es Eltern, die noch töricht genug sind, den Wert ihres Kindes nach Zensuren und Versetzungen abzumessen; da gibt es arme Großstadtkinder, auf deren überreizte Gehirne und Nerven beide wie unheilkündende Gespenster wirken. Angst vor den häuslichen Szenen, schlechte Noten, die eine Versetzung zweifelhaft machen, treiben diese unglücklichen Opfer naturwidrigen Lebens zu einer Zeit, da die Natur sich zur großen Auferstehung rüstet, in einen Zustand dumpfer Verzweiflung, der uns leider immer erst dann zu vollem Bewußtsein kommt, wenn er bis zur Selbstvernichtung geführt hat.



Das Wickersdorfer Herrenhaus im Winter

Die Einsicht in die Reformbedürftigkeit der Schulen verbreitet sich immer mehr; die Notwendigkeit durchgreifender Aenderungen kommt Pädagogen und Laien angesichts der nervösen, mit gebeugtem Rücken und gebeugter Seele einherschreitenden jungen Generation immer stärker zum Bewußtsein, und die Schuldramen und Schulromane, die allmählich zum eisernen Bestand unsrer modernen Literatur geworden sind, bilden nur einen weiteren Beweis dafür. Aber all diese verschiedenen Arten, sich poetisch oder theoretisch mit den Problemen auseinanderzusetzen, sind zwar für die Zukunft bedeutungsreich, doch den Kindern, die heute in die Klassenzimmer der Stadtschulen gepfercht werden, und den Eltern, die angstvoll ihrer Entwicklung zusehen, nutzen sie nichts. Von sehr vielen wurden daher die von Dr. Lietz vor einigen Jahren gegründeten Landerziehungsheime mit Freuden begrüßt: nicht nur, weil sie die Möglichkeit boten, die Kinder aus den Steinwüsten der Städte in die freie Natur, wo sie ebenso notwendig hingehören wie die Blumen und Bäume, zurückzuversetzen, sondern weil der Ausbildung des Geistes die Ausbildung des Körpers durch Landarbeit, durch Spiel und Sport das Gleichgewicht hielt.



Der Gutshof

Im Herbst 1906 ist aus diesen Anfängen eine neue Schule hervorgegangen, die in der Anerkennung moderner Erziehungsprinzipien noch um manchen Schritt weiter geht: die freie Schulgemeinde Wickersdorf bei Saalfeld in Thüringen. Zwei ehemalige Lehrer des Lietzschen Landerziehungsheims, Dr. Wyneken und Paul Geheeb, sind die Gründer und Leiter der Schule, und in ihnen verkörpert sich in einer ungewöhnlich glücklichen Ergänzung die Idee der Sache. Zwei unsrer Größten haben sie schon vor hundert Jahren in Worte gefaßt; so Kant, wenn er sagte, das Grundprinzip des Unterrichts müsse sein, den Schüler nicht Gedanken, sondern Denken zu lehren, und Goethe, wenn er betonte, daß der Schüler nicht geschulmeistert, sondern zur Teilnahme und Hingabe an die Sache angeregt werden solle. Während heute im allgemeinen als das glänzendste Resultat des Schulunterrichts diejenigen Schüler hingestellt werden, die in der Form von Namen, Zahlen und Regeln den meisten Wissensstoff aufspeichern, die also gleichsam als lebendige Phonographen umherlaufen und jede eingelegte Platte richtig und gehorsam abschnurren, haben Kant und Goethe, und mit ihnen die besten unsrer geistigen Führer, nur den selbständig denkenden und handelnden Menschen als das Ziel und den Prüfstein guter Erziehung anerkannt.

Von diesem Gedanken ist die Wickersdorfer Schulgemeinde erfüllt und getragen. Das Verhältnis der Lehrer zu den Schülern ist nicht das der Vorgesetzten zu den Untergebenen, sondern ein durchaus freundschaftliches. Im täglichen Verkehr wie im Unterricht wird die selbständige Ansicht des Schülers nicht nur nicht unterdrückt, sondern auf alle Weise hervorgelockt. Es ist das nicht nur das einzige Mittel, Kinder kennen und damit ihrer Eigenart entsprechend erziehen zu lernen, sondern es bietet auch die beste Handhabe, um sie zu logischem Denken zu führen, und es gestaltet zu gleicher Zeit den Unterricht zu einem äußerst lebendigen, jedem Schüler willkommenen. Die geringe Schülerzahl in den Klassen ist freilich auch die Voraussetzung, welche diese Methode durchführbar macht. Die Organisation



Schülerinnen beim Blumenpflücken



Wickersdorfer Schülerinnen auf Schneeschuhen

der ganzen Anstalt, wie sie schon durch die Bezeichnung „Gemeinde“ ausgedrückt wird, fußt auf demselben Prinzip. Zur Erledigung gemeinschaftlicher Angelegenheiten, die das innere wie das äußere Leben der Anstalt betreffen, werden Gemeindesitzungen veranstaltet, an denen Lehrer und Schüler mit gleichem Stimmrecht teilnehmen. Nur zur Entscheidung wichtiger Fragen hat die Direktion sich ihr Entscheidungsrecht vorbehalten. So neu und merkwürdig diese ganze Einrichtung ist, so sehr hat



Ein Plätzchen im Bergwald

sie sich bewährt: nicht nur, daß bisher stets das Vernünftige den Sieg davontrug, die Schüler unterwarfen sich auch ruhig den selbstgeschaffenen, wenn auch oft unbequemen Gesetzen der Gemeinschaft, und es entwickelte sich in jedem einzelnen ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl für das Wohl und das Gedeihen des Ganzen, das erzieherisch von weit höherem Wert ist als blinder Gehorsam.

Wir haben uns so sehr gewöhnt, das ganze Leben schematisch zu betrachten und Kindheit und Jugend nicht um ihrer selbst willen zu werten, sondern nur als Vorbereitung für die Zeit der Reife, daß Kinder und junge Leute infolgedessen vielfach unter einer Geringschätzung seitens der Erwachsenen zu leiden haben, die sie verstockt macht und mit einer gewissen Bitterkeit ihnen gegenüber erfüllen muß. Wer einmal mit der Jugend von Wickersdorf lebte, deren Ansichten und Empfindungen nicht verlacht und unterdrückt werden, die sich derselben Achtung erfreuen, mit der jeder Mensch dem Menschen von vornherein begegnen sollte, dem kommt zu klarem Bewußtsein, welche Werte, welche Glücksmöglichkeiten durch jene übliche Auffassung des Lebens bisher zerstört worden sind. Jene schmerzliche, für Eltern besonders oft so tragische Entfremdung der Jungen von den Alten gibt es hier nicht, weil sie sich gegenseitig nicht als Minderwertige und als Feinde ansehen lernen. Ein frischer, fröhlicher Ton herrscht überall, durch die schönen Formen guter Lebensart an der Ausartung in Taktlosigkeit und Frechheit gehindert; die große Freiheit, der sich alle erfreuen, hat doch keine Roheit aufkommen lassen. Daß das erreicht wurde, ist zweifellos die Folge einer andern wichtigen Schulreform, zu der sich die Freie Schulgemeinde bekannte: der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter. Wickersdorf ist das erste deutsche Internat, das Mädchen und Knaben zusammen aufnimmt. Es trägt dadurch ein gut Teil dazu bei, die Beziehungen



Der gemeinschaftliche Mittagstisch

der Geschlechter untereinander in gesunde Bahnen zu lenken. Daß auch Lehrerinnen angestellt wurden, die bis in die obersten Klassen hinauf Unterricht erteilen, wirkt natürlich noch stärker darauf hin, die jungen Leute zur Achtung des weiblichen Geschlechts zu erziehen und jenen männlichen Hochmut den Frauen gegenüber nicht aufkommen zu lassen, der schließlich zu jener niedrigen Auffassung sexueller Beziehungen und damit zu mancher Gemeinheit und vielem Eheunglück führt.

Eine der Bedingungen zur Durchführung dieser Seite des Wickersdorfer Programms ist in dem gesunden, natürlichen Leben zu suchen, für das hier alle Voraussetzungen vorhanden sind. Hoch oben auf der Höhe des Thüringer Waldes, 650 Meter über dem Meere, liegt inmitten herrlicher Tannenwälder, mit dem Ausblick über die sanften Höhenzüge des Landes, die einstige sachsen-meiningische Domäne Wickersdorf. Eine kräftigende, wundervolle Bergluft rötet hier oben rasch die blassen Wangen der Stadtkinder, und Berg und Wald locken im Sommer zu weiten Wanderungen, im Winter zum Rodeln und Schneeschuhlauf. Selbst die Unterrichtsstunden, die stets von körperlichen Uebungen — Wandern, Laufen, Turnen, Garten- und Werkstattarbeit — unterbrochen werden, finden oft im Freien statt. Am Herzen der Natur werden die Naturwissenschaften gelehrt; die Natur bietet schon dem jüngsten der Zeichenschüler ihre lebendigen Modelle. Größere Fuß- und Radeltouren, wobei oft unter mitgenommenen Zelten genächtigt wird, unterbrechen noch außerdem oft genug das regelmäßige Schulleben.

Eine Einrichtung, die besonders geeignet ist, das unangenehm Kasernenhafte der landläufigen Internate nicht aufkommen zu lassen und dagegen die schönen Traditionen des Familienlebens zu pflegen, ist noch besonders kennzeichnend für Wickersdorf: jedes Kind, das der Schule drei Monate angehörte, muß sich in freier Wahl einer „Familie“ anschließen, das heißt, einen der Lehrer oder eine der Lehrerinnen zu seinem Tutor erwählen. Die auf diese Weise entstehenden kleinen Gruppen, Aeltere und Junge, Knaben und Mädchen durcheinander, haben wöchentlich ihre besonderen Familienabende, bei denen gelesen oder geplaudert wird, und sie sind es auch, die sich Sonnabends und Sonntags oder während kürzerer Ferienzeiten zu gemeinsamen Reisen vereinigen.



Fechtstunde im Freien

Sorgende Eltern und alle die, die gezwungen sind, für ihre Kinder unter dem Begriff „Zukunft“ das Einspannen in einen Erwerbsberuf mit den einmal festgesetzten Vorbedingungen zu verstehen, werden nun aber auch fragen, was Wickersdorf von diesem Gesichtspunkt aus leistet. Sein Lehrplan besteht im wesentlichen in dem einer Oberrealschule mit fakultativem Lateinunterricht und der Möglichkeit zu griechischem Privatunterricht. Wer Gelegenheit hatte, den Schulstunden beizuwohnen — und jeder Interessierte ist gern gesehen! —, wird sich dabei selbst überzeugen, daß infolge der kleineren Klassen, der genauen Kenntnis individueller Anlagen der Schüler, vielleicht auch des ungewöhnlich guten Schülermaterials, sehr viel mehr Unterrichtsstoffe behandelt werden, als es sonst üblich ist. Die Kenntnisse der Sekundaner und Primaner auf den Gebieten der Religions- und Kunstgeschichte wie der Philosophie dürften die vieler Studenten bei weitem übertreffen. Die staatlichen Prüfungen, die bisher von allen bestanden worden sind, liefern im übrigen den Beweis dafür, daß Wickersdorf den Anforderungen der Gegenwart in vollstem Maße Rechnung trägt.

Als ich das erstemal von Saalfeld aufwärts wanderte gen Wickersdorf, empfing mich lachender Frühling. Starker, lebensschwangerer Odem stieg aus den Feldern auf, mit bunten Blumen ohne Zahl waren die Wiesen bedeckt, in den Wäldern jubilierten die Vögel. Auf dem Hof vor dem alten Herrenhaus standen ein paar geschmeidige Jünglingsgestalten, die Klingen gegen einander kreuzend, und nicht weit von ihnen schwangen sich andre in hohem Sprung über das Seil, während vom Tal herauf blumenbeladene Mädchen liefen, den Saal fröhlich zu schmücken. Als ich das letztemal desselben Weges ging, deckte ein dichter, schimmernder Schneemantel die Höhen, in schweigender Pracht stand der Wald, alle Bäume geschmückt von Milliarden im Sonnenschein funkelnden Eissternen. Vom Berge am Schulhof sausten Knaben und Mädchen auf Schneeschuhen ins Tal, in weitem Bogen flogen die geschicktesten unter ihnen vom Sprunghügel hinab, und von der glatten Bahn im Dorf klang das regelmäßige „Eins — zwei — bob!“ der Schlittenfahrer herüber. Abends aber stand der Mond leuchtend am Himmel, und in der reinen Luft der Höhe funkelten die Sterne, als wären sie uns hier ganz nah, viel näher als sonstwo in der Welt. Und jedesmal mußte ich der armen Großstadtkinder denken, denen der Frühling nur wie ein exotisches Tier hinter den Zäunen der Rasenflächen und Vorgärtchen erscheint, bei denen der lustige weiße Winter sich in grauen Nebel und schwarzen Schmutz verwandelt. Wann wird die Zeit kommen, wo sie alle in Luft und Sonne wachsen und blühen, wo ihre Schulgefängnisse sich zu freien Schulgemeinden weiten werden?



Zeichenstunde in freier Natur

Abend im Inntal

Von

Walther Unus

Die Berge schaun so grau herab,
Als wär' die Welt ein großes Grab,
Und Kirchhofsmauern rings umher
Und drüber her ein trübes Meer.
Da hebt ein Kirchlein waldversteckt,
Das nie im Grün der Blick entdeckt,
Sein Stimmlein hell und kündet klar,
Wie schön der Tag, der letzte, war.

Und Antwort schallt mit einemmal
Aus Stadt und Dorf, in Höh und Tal,
Und nun erbraust von Innsbrucks Dom
Und Kirchen her ein Tönestrom.
Da unten lebt die ganze Stadt
Und klingt und singt zur Nacht sich satt,
Und kühn durch trübe Dämm'rung bricht
Fünkchen bei Fünkchen, Licht an Licht.



Bildnis der Kaiserin von China, Tsu Hsi, in jüngeren Jahren

Tsu Hsi, Kaiserin von China

Von

Franz Woas, Wiesbaden

Völlig sorglos saß im August 1900 die regierende Kaiserin von China in ihrem wohlverwahrten Palaste zu Peking; sie sah spöttisch den Bemühungen zu, die darauf ausgingen, die Gesandten zu befreien, die nun schon seit Monaten im sogenannten „Gesandtenviertel" vollständig von der Außenwelt abgeschlossen waren. Man hatte ihr gesagt, es wäre gar nicht daran zu denken, daß die fremden Soldaten in die geheiligte Stadt eindringen könnten. Am 14. desselben Monats wurde es ihr aber doch zu heiß in ihrem Palaste; das Schießen wollte durchaus nicht aufhören; schon fielen einzelne Granaten in die stillen Gärten des Palastes, und an den Toren der Stadt arbeiteten deutsche Pioniere, um die Kunst ihrer Sprengarbeit zu zeigen.

Da hielten es die Ratgeber der Kaiserin doch für an der Zeit, zur Flucht zu raten, und Hals über Kopf wurde diese bewerkstelligt. Die Kaiserin bestieg ihre große, von 16 Kulis getragene Staatssänfte und suchte durch das Nordwesttor der Stadt zu entkommen. Hier aber hatte sich, gleichfalls auf der Flucht vor den „fremden roten Teufeln" befindlich, eine Menge Volks gestaut, so daß der kaiserliche Zug ins Stocken geriet. Da ließ die Kaiserin ihre Leibwache rechts und links aufmarschieren und rücksichtslos in den Haufen Menschen hineinfeuern; über die zuckenden Leiber der Niedergeschossenen hinweg fand sie dann ungehinderten Ausgang. —

Diese Tat ist bezeichnend für die Gesinnung dieser Frau, die nun bald fünfzig volle Jahre die Geschicke Chinas in den Händen hat. Niemand rechnete ihr auch diese Tat weiter an; und als sie nach Jahresfrist heimkehrte, wurde sie von ihren Untertanen in der ehrenvollsten Weise empfangen. Es ist eben eine ausnahmsweise Frau, was schon daraus hervorgeht, daß sie als Regentin zugelassen wird, während doch die Frauen in China auf so außerordentlich niedriger sozialer Stufe stehen! Dabei ist sie niedrigsten Herkommens; ihr Vater, wenn er auch Mandschu war, bekleidete ein ganz untergeordnetes Amt, und sie selbst war lange Zeit gewöhnliche Dienerin, bis sie an den Hof in Peking kam und durch ihre Schönheit und Klugheit den damals regierenden Kaiser Hsien Fang zu gewinnen wußte. Sie war freilich nur eine Konkubine dritten Ranges bei diesem Kaiser; als er aber im Jahre 1861 plötzlich und in unaufgeklärter Weise starb, warf sie sich, zusammen mit einer andern Konkubine des Kaisers, zur Regentin des Landes auf, indem sie den noch jungen Sohn Hsien Fangs, Tung Chih, zum Kaiser ausrief, in dessen Namen sie dann volle zwölf Jahre ganz selbständig das weite Reich der Mitte regierte. Im Jahre 1875 starb nun Tung Chih ebenfalls plötzlich und in unaufgeklärter Weise. Nochmals ergriffen die beiden früheren Regentinnen die Zügel der Regierung, während die junge Witwe des Kaisers in landesüblicher Weise sich selbst den Tod gab. Auch die treue Mitregentin schied bald darauf aus dieser schlimmen Welt, nachdem sie kurz vorher noch einen bösen Streit mit Tsu Hsi gehabt hatte. Kaiser wurde nun dem Namen nach Kwang-Hsü, ein Neffe der so plötzlich Dahingeschiedenen; in Wahrheit aber führte Tsu Hsi das Zepter unumschränkter als jemals. Während der Kaiser seine Zeit zu

verstehen schien und Reformen geneigt war, blieb sie zunächst Anhängerin der alten starren Formen; ja, sie schreckte nicht davor zurück, die Freunde und Ratgeber des jungen Kaisers zum Teil zu verbannen, zum Teil sogar töten zu lassen; den Kaiser selbst sperrte sie zeitweise in einen Palast ein und ließ alle Zugänge vermauern. Später unterstützte sie auch die Boxerbewegung, die allerdings höchst verhängnisvoll ausging. Sie mußte fliehen und blieb für viele Monate der Hauptstadt fern.

Nach ihrer Rückkehr zeigte sie eine merkwürdige Wandlung; es war ihr durch die Tatsachen, unter denen sie für ihre Person so schwer gelitten hatte, doch das Verständnis für die Forderungen der neuen Zeit aufgegangen, und nunmehr betrieb sie selbst die Einführung von Reformen. Sie sandte zahlreiche junge Leute nach Japan, schaffte die uralten gelehrten Prüfungen ab, schuf dafür neue Schulen, in denen praktische Dinge gelehrt wurden, reformierte das Heer, beschränkte das Opiumrauchen und verbot es ihren Beamten gänzlich; sie führte auch eine Art Selbstverwaltung für die Provinzen ein und traf schließlich alle Vorbereitungen dazu, daß nach Ablauf von fünfzehn Jahren ein chinesisches Parlament zusammentreten kann. Unser Bild der Kaiserin entstammt einer längst vergangenen Jugendzeit — als sie noch die schönste Frau ihres Reiches war; es zeigt sie im Alter von etwa dreißig Jahren. Ihren Zügen sind auch nach unserm Geschmack die Reize einer eigenartigen Schönheit nicht abzusprechen.



Morgenländischer Schwank

Von

Roda Roda

Der Sultan hatte von einem Kadi gehört, der in einer Stadt am Meer Recht sprechen sollte — so findig und weise wie kein zweiter im Reich. Um ihn auf die Probe zu stellen, verkleidete sich der Sultan und ritt allein der Stadt am Meer zu. Als er einige Zeit gewandert war, fand er im Straßengraben einen lahmen Bettler, der den Reiter bat, er möge ihm um Gottes Dank das Pferd borgen, er könne keinen Schritt mehr gehen. Also half der Sultan dem Lahmen in den Sattel und führte das Pferd am Zügel fort — der Stadt zu.

„Steig hier ab, du wirst Mitleidige finden, die dir weiterhelfen," sagte der Sultan, als sie vor dem Tor standen. „Ich —?" rief der Bettler, „— absitzen? Von meinem Pferd?"

Der Sultan erwiderte — der Bettler, nicht faul, schrie die Leute zusammen — es gab einen leidenschaftlichen Streit, und die Leute zeigten nicht üble Lust, sich am Sultan zu vergreifen.

„Gut," sagte sich der Padischah, „ich will nachgeben — es ist die beste Gelegenheit, des Richters Klugheit zu erproben." Und er brachte den Lahmen auf dem Pferd ins Gerichtsgebäude. Da war mehr als eine Partei, die ihr Recht suchte, und es hieß warten. Zuerst ein Bauer und ein Schreiber — die stritten um eine Frau. Der Bauer sagte: die Frau ist mein — der Schreiber: sie war die seine.

Da war ein Kupferschmied und ein Oelhändler — sie stritten um eine Börse. Der Kadi befahl, die Frau, die Börse und das Pferd da zu lassen — die Leute aber sollten am andern Tag wiederkommen.

Als der Sultan am andern Tag wiederkam, hieß der Kadi ihn zum Pferd treten und entschied sogleich: „Das Pferd ist dein — dem Bettler zur Strafe fünfzig Hiebe!" Und zu den andern: „Die Frau gehört dem Schreiber. Das Geld dem Kupferschmied. Dem Bauer und dem Oelhändler fünfzig Hiebe!"

Da war der Sultan neugierig: wie hatte es der Kadi angestellt, die Wahrheit zu ergründen? Er warf den schlichten Mantel von sich, gab sich zu erkennen und ließ sich's erzählen. — Der Kadi erzählte: „Ich habe der Frau aufgetragen, die Gerichtsstube zu fegen. Sie tat es aufs beste, breitete die Teppiche aus, füllte das Tintenfaß an und reinigte die Federn. Wäre sie nicht eines Schreibers Frau, sie hätte es nicht gekonnt. — Das Geld tat ich über Nacht ins Wasser. Wenn es dem Oelhändler gehört hatte — eine Spur Oel hätte das Wasser zeigen müssen. — Den Lahmen hieß ich vor dir in den Stall treten — das Pferd zeigte keine Unruhe. Als es aber dich erblickte, seinen Herrn, scharrte es mit dem Huf, denn es verlangte sein Futter." Da lobte der Sultan den Kadi ob seines Verstandes und überhäufte ihn mit kaiserlichen Gnaden.



Bäuerin mit Kind

Nach einer Kreidezeichnung von Wilh. Thielmann

Literatur

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare!“ Mit diesen Worten voll einfacher Majestät hat Goethe am Abend seines Lebens, in der Epoche seiner Vollendung das Glück gepriesen, das dem Menschen erwächst aus dem sinnenden Betrachten, der verknüpfenden Durchforschung alles Werdenden und Gewordenen. Das Bild des Mannes, der solche Worte gesprochen, darf wohl als schönes und würdiges Symbol ein Werk schmücken, dessen Zweck es ist, einen Ueberblick zu geben über den unermeßlichen Weg der Entwicklung, den das organische Leben auf unsrer Erde zurückgelegt hat, den Weg **vom Urtier zum Menschen**.*) Ist doch Goethe selbst einer der größten Verkünder des Entwicklungsgedankens, der geradezu den Kernpunkt seiner Weltanschauung bildet, und erscheint uns doch seine Persönlichkeit in ihrer harmonischen Geschlossenheit und zugleich ihrer wunderbaren Vielseitigkeit als ein Höhepunkt in der Entwicklungsbahn, die im allgemeinen Werden alles Irdischen der Gattung „Mensch“ im besondern zugewiesen ist. Aber noch in einem andern Sinn darf das Werk, auf das wir hier unsre Leser hinweisen möchten, sich auf Goethe beziehen. Er, dem echter Forschergeist und eine nur an den Schranken des Abstrakten erlahmende Fähigkeit methodischen Betrachtens und Denkens eingeboren waren, hat oft genug gegen eine kastenmäßige, hochmütige Absperrung der Gelehrten und der wissenschaftlichen Arbeit vom praktischen Leben und von der Anteilnahme gebildeter, lernfroher Laien Protest erhoben. Seine „Geschichte der Farbenlehre“ zum Beispiel ist der praktisch durchgeführte, glänzend gelungene Versuch, an der Entwicklung auf einem Spezialgebiet Fortschreiten und Ausbildung des wissenschaftlichen Denkens überhaupt in einer klaren, jedem Gebildeten zugänglichen Form darzustellen. Nicht minder freilich wie gegen den exklusiven Gelehrtendünkel würde er protestiert haben gegen eine Popularisierung der Wissenschaften, die dem großen Publikum die Ergebnisse mühsamer, heißumstrittener Forschungen als platte Selbstverständlichkeiten präsentiert und es damit zu oberflächlichem Nachschwatzen, statt zu ernstem Selbstdenken erzieht. Man darf wohl sagen: nur diejenige allgemeinverständliche „populäre“ Darstellung eines wissenschaftlichen Gegenstandes hat sachliche Existenzberechtigung und sittlichen Wert, die dem Nichtfachmann einen Begriff gibt von methodischem Denken und Suchen, die ihn anregt und fortreißt zu eignem Nachdenken und Weiterdenken. Wer dieser Forderung genügen will, der muß freilich über zwei Dinge in gleich hohem Maße verfügen: über eigne selbständige Kenntnisse und über die Gabe, sie klar, anschaulich, möglichst frei von Abstraktionen auszusprechen. Diese beiden Dinge nun stehen, wie wenigen unsrer heutigen naturwissenschaftlichen Autoren, dem Freiburger Gelehrten Dr. **Konrad Guenther** zu Gebote. Er hat das schon in einem früheren Werke, „Der Darwinismus und die Probleme des Lebens“, bewiesen, das in naturwissenschaftlich interessierten Laienkreisen viel Freunde gefunden hat, und er gibt nun sein Meisterstück vornehm volkstümlicher Belehrungs- und Darstellungskunst in dem **Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen**, der, mit dem schon zitierten Obertitel „Vom Urtier zum Menschen“, soeben zu erscheinen beginnt. Das Neuartige und Eigenartige, das dies Werk sofort aus der Flut populärwissenschaftlicher Literatur seines Gebietes heraushebt, ist schon angedeutet durch die Bezeichnung „Bilderatlas“. Ein gewaltiges, auf 90 Tafeln ausgebreitetes Anschauungsmaterial führt die Entwicklungsvorgänge auf den verschiedenen Stufen der Ontogenese (Keimesgeschichte; Entwicklung des Tieres vom Keim zur reifen Form) und der Phylogenese (Stammesgeschichte; Entwicklung des heute lebenden Tieres aus früheren Formen seiner Gattung) in einer dem aufmerksamen Laienauge verständlichen, wunderbar übersichtlichen Weise vor. Da zeigt zum Beispiel eine Tafel den Vorgang der Befruchtung des Seeigeleies, das die Biologie als ein besonders merkwürdiges und aufschlußreiches Studienobjekt erkannt hat. Zusammen mit den knappen Erläuterungen am Fuß der Tafel ergibt sich aus diesen Zeichnungen für den durch den Text des Werkes vorbereiteten Betrachter ein fast an die Beweglichkeit kinematographischer Vorführungen erinnerndes belebtes Bild des Vorganges; wir meinen unmittelbar in die geheimsten Werkstätten der Natur zu blicken. Gewinnen so schon diese für den ersten Blick vielleicht etwas nüchternen Tafeln dank der lückenlosen Aneinanderreihung der wichtigsten Phasen und dank der vorzüglichen zeichnerischen Ausführung einen eigentümlich fesselnden Reiz, so erfreuen andre ganz unmittelbar das Auge bald durch die krause, zierliche Phantastik, bald durch die wie bewußt stilisierte Regelmäßigkeit der vorgeführten Gebilde, die mehrfach auch in schillernder Farbenpracht erstrahlen. Auf die wissenschaftliche Richtigkeit und Zuverlässigkeit dieses Abbildungsmaterials hat Guenther den höchsten Wert gelegt. Will er in ihm doch dem Leser und Beschauer gleichsam die Akten des um Abstammungslehre und Entwicklungsgeschichte geführten Prozesses zu eigner Nachprüfung und selbständiger Urteilsfindung unterbreiten; verfolgt er doch auch im Text — unter ausdrücklicher Hervorhebung der Grenzen zwischen Theorie und Tatsachen — den Zweck, den aufmerksamen Leser in den Stand zu setzen, daß er sich eine eigne Meinung bilde, und verwahrt sich dagegen, ein „alleinseligmachendes“ naturwissenschaftliches Dogma verkünden und aufdrängen zu wollen. Der Text, der ungefähr 380 Seiten des größten Quartformats füllen wird, führt von der Einleitung, mit ihren mehr allgemein gehaltenen Ausführungen über die Bedeutung der Abstammungslehre, über die Quellen für die Ahnenreihe des Menschen und über die hier in Betracht kommende wissenschaftliche Arbeitsweise in zwölf Kapiteln von den Urgebilden des organischen Lebens, von der Zelle und den einfachsten Lebenserscheinungen bis hinauf zur Entwicklung der menschlichen Seele. Der Inhalt der zwölf Kapitel läßt sich etwa durch die folgenden Schlagworte kurz andeuten: 1. Die Zelle und ihre Entstehung. Entstehung des Lebens auf der Erde. 2. Vom Einzelligen zum Vielzelligen. Herausbildung und Trennung der Geschlechter. 3. Der Befruchtungsvorgang. 4. Die Hohltiere und die Entstehung der Organe. 5. Die Würmer und die Ausbildung der Körpergliederung, der Leibeshöhle und der Blutgefäße. 6. Die Einheit der Entwicklung der Wirbeltiere und des Menschen. 7. Die Ahnenformen des Menschen unter den Fischen. 8. Die Ahnenformen unter den Landwirbeltieren. 9. und 10. Die Entwicklung der einzelnen Organsysteme. 11. Rückschläge des Menschen auf Tierahnen. 12. Die Entwicklung der menschlichen Seele.

— **Die Briefe der Frau Rat Goethe**, die lange nur verstreut gedruckt waren, sind durch die vom Leipziger Insel-Verlag veranstaltete, von Professor Albert Köster besorgte Gesamtausgabe in zwei prächtigen Bänden (gebunden M. 14.—) der Gegenwart in der würdigsten Gestalt nähergebracht worden und haben in dieser Eliteausgabe, wie das Erscheinen der dritten Auflage beweist, eine ansehnliche Verbreitung gefunden. Aber damit haben diese herrlichen Briefe einer vor allen andern begnadeten deutschen Frau, die zu dem Köstlichsten gehören, was in unsrer Sprache je geschrieben worden ist, und die ihren vollen Wert behalten würden, selbst wenn die Schreiberin nicht die Mutter unsers größten Dichters gewesen wäre, ihre Mission noch nicht erfüllt; sie stellen einen Schatz dar, an dem unser ganzes Volk seinen Anteil haben muß, sie verdienen es wie nicht leicht eine andre Briefsammlung der Vergangenheit zum **Volksbuch** zu werden. So darf es als ein überaus glücklicher und verdienstvoller Schritt bezeichnet werden, daß der Verlag jetzt der großen Gesamtausgabe eine wohlfeile und dabei aufs gediegenste ausgestattete Auswahl (unter dem Titel „**Briefe von Goethes Mutter**“; gebunden M. 2.—) hat folgen lassen, die gleichfalls von Albert Köster herausgegeben und eingeleitet ist. In der neuen Ausgabe sind vor allem die Briefe fortgelassen worden, die einen besonderen literarischen Charakter tragen und die von theatergeschichtlichem Interesse sind; alles aber ist geblieben, was Züge zu dem leuchtenden Bild der unvergleichlichen Frau hinzuträgt. „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist;“ so schreibt Frau Rat einmal. Die Wirkung dieser Gnade werden auch die Leser ihrer Briefe an sich verspüren.

*) **Vom Urtier zum Menschen.** Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Zusammengestellt und erläutert von **Konrad Guenther**. (48 Bogen Text, 90 zum Teil farbige Tafeln. In 20, vierzehntägig erscheinenden Lieferungen à Mk. 1.—.) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. — Die Umschlagzeichnung, von J. V. **Cissarz** entworfen, weist, als Mittelpunkt einer sinnreichen Komposition, die Büste Goethes auf.



Die Fahnen von Hohenfriedberg werden auf Befehl Friedrichs des Großen in die Garnisonkirche zu Berlin verbracht, 1745

Nach einem Gemälde von Georg Schöbel im Besitz Kaiser Wilhelms II.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA





Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

König Friedrich August von Sachsen an Bord des Lloyddampfers „Großer Kurfürst“

Vom sächsischen Königshof

Prinzessin Anna (Pia Monika), das jüngste sächsische Königskind, hat vor einigen Wochen nach langer Irrfahrt an der Seite ihres Vaters ihren Einzug in die Heimat gehalten. Die erste Nacht auf sächsischem Boden verbrachte die Prinzessin im königlichen Palais in Leipzig. Dort holte sie am nächsten Morgen der von einer Auslandsreise zurückkehrende König ab und setzte mit ihr die Fahrt nach Dresden fort. In Oschatz, also etwa halbwegs Dresden, erwarteten die beiden jungen Schwestern der Prinzessin, Margarete und Alix, auf dem Bahnhof den König, der, als der Zug hielt, sogleich dem Wagen entstieg, seine Kinder herzlich begrüßte und sie dann in den Wagen geleitete, in dem Prinzessin Anna, wie es schien, etwas schüchtern im Hintergrund stand. Die Kinder küßten sich, und nach kurzem Aufenthalt setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Auf dem Neustädter Bahnhof in Dresden, wo der Zug drei Viertelstunden später eintraf und die beiden ältesten Königssöhne den König und die Prinzessinnen erwarteten, hatten sich Tausende von Einheimischen und Fremden zur Bewillkommnung eingefunden. Als die Königsfamilie den Bahnhof verließ, erschollen von allen Seiten brausende Hurra- und Hochrufe, und von vielen Damen wurden Blumensträuße in den Wagen geworfen, in dem der König mit seinen Söhnen und der Prinzessin Anna Platz genommen hatte. Der Weg zum Schloß glich einer Triumphfahrt. Allenthalben standen Hunderte von Menschen, die großen Pensionate hatten ihre sämtlichen Zöglinge entsendet, und vor dem Schloß hatten zahlreiche Fremde Aufstellung genommen, welche die Königsfamilie ehrfurchtsvoll begrüßten.

Der neue englische Premierminister

Der Nachfolger Sir Henry Campbell-Bannermans, Herbert Henry Asquith, ist 1852 geboren. Er ist wie sein Vorgänger ein Selfmademan; sein Vater war ein in bescheidenen Verhältnissen lebender Grundbesitzer in Yorkshire. Nach Vollendung seiner Studien ließ sich H. H. Asquith in Oxford als Advokat nieder. Der sensationelle Prozeß Parnells gegen die „Times“, in dem er den ersteren vertrat, gab ihm die erste Gelegenheit, sich einen bekannten Namen zu machen. 1886 wurde er von dem schottischen Wahlkreis Ostfife in das Unterhaus gewählt. Gladstone berief ihn 1892 in das liberale Kabinett als Minister des Innern. Während der Zeit des späteren konservativen Kabinetts hielt sich Asquith im Parlament sehr zurück, und es kam eine Zeit, da man Asquiths Karriere schon als abgeschlossen ansah. Erst Chamberlains Feldzug für den Schutzzoll rief auch Asquith, den entschlossenen Verfechter des Freihandels und scharfen Gegner des damaligen protektionistischen Ministeriums Balfour, als Führer der Liberalen wieder auf den Plan. Campbell-Bannerman berief ihn als Schatzkanzler in sein Kabinett, und als der greise Premierminister erkrankte, wurde Asquith zuerst dessen Stellvertreter dann sein Nachfolger.



Phot. Klinkhardt & Eyssen

Prinzessin Anna (Pia Monika) von Sachsen inmitten ihrer beiden Schwestern Prinzessin Margarete und Maria Alix



Phot. Trampus

Zum Wechsel im englischen Ministerium: der neue Premierminister Asquith auf dem Wege zu König Eduard nach Biarritz

Zum Wechsel im württembergischen Finanzministerium

Unterm 8. April hat der König von Württemberg den bisherigen Finanzminister Dr. von Zeyer seiner Bitte entsprechend unter Anerkennung seiner langjährigen ausgezeichneten Dienste in den Ruhestand versetzt und an seiner Stelle den bisherigen Präsidenten der Hofdomänenkammer von Geßler zum Finanzminister ernannt. Herr von Zeyer, der im siebzigsten Lebensjahre steht, hat das württembergische Finanzwesen fast genau zehn Jahre, seit März 1898, geleitet. Der neue Finanzminister, Wilhelm von Geßler, ein Mann von ungewöhnlichen Gaben und reichem Wissen, entstammt einer Familie, die dem Lande schon mehrere Minister gegeben hat; sein Vater war Minister des Innern. Er ist am 11. Oktober 1850 geboren, steht also im achtundfünfzigsten Lebensjahre. Seine erste Anstellung fand er nach Abschluß seiner rechtswissenschaftlichen Studien im Justizdienst, aus dem er 1877 als Regierungsassessor in das Departement des Innern übertrat. Er wurde 1880 Regierungsrat bei der Ministerialabteilung für das Hochbauwesen, 1882 Ministerialassessor des Innern, 1886 Oberregierungsrat und 1891 stellvertretendes Mitglied des Disziplinarhofs für Körperschaftsbeamte. 1892 verließ er den Staatsdienst, um die Stellung eines Direktors der Lebensversicherungs- und Ersparnisbank Stuttgart zu übernehmen. 1894 wurde ihm dann die Direktorstelle bei dem Medizinalkollegium mit der Dienststellung eines Regierungsdirektors übertragen, im Dezember desselben Jahres die Leitung des Oberbergamts. Am 24. Februar 1897 erhielt er den Titel eines Präsidenten und am 15. Dezember 1899 wurde er zum lebenslänglichen Mitglied der Ersten Kammer ernannt. Am 20. November 1900 folgte seine Ernennung zum Ministerialdirektor im Ministerium des Innern und Vorstand der Oberregierung. Am 25. März 1904 wurde er durch das Vertrauen des Königs zum Präsidenten der Königlichen Hofdomänenkammer ernannt.



Phot. Lill

Der neue württembergische Finanzminister von Geßler

Die Ankunft des Kaiserpaares auf Korfu

Ein großartiges Schauspiel und festliche Tage hat den Korfioten der Einzug und der Aufenthalt des deutschen Kaiserpaares auf ihrer schönen Insel gebracht. Am Vormittag des 10. April lief die „Hohenzollern“ mit den Begleit-



Phot. Th. Jürgensen

Von der Mittelmeerreise des Kaisers: Besuch des Königs von Griechenland auf der „Hohenzollern“



Phot. Th. Jürgensen

Die kaiserliche Familie mit der Kronprinzessin von Griechenland und andern Gästen im Garten des Achilleion



Phot. Intern. Illustr.-Zentrale

Die französischen Studenten vor dem Berliner Rathaus

schiffen nach stürmischer Ueberfahrt im Hafen von Korfu ein, von der Festung und den im Hafen liegenden Kriegsschiffen mit donnernden Salutschüssen begrüßt. Während sie vor Anker ging, begab sich die griechische Königsfamilie vom Stadtschloß aus, in dem sie Aufenthalt genommen hatte, mit dem deutschen Gesandten Graf Arco und dem Oberhofmarschall Graf Eulenburg an Bord der Kaiserjacht. Der Kaiser erwartete seine Gäste am Fallreep, während die Mannschaften aller Kriegsschiffe in Parade standen und die Kapelle der „Hohenzollern" die griechische Hymne spielte. Die beiden Monarchen begrüßten sich aufs herzlichste. Ein Dejeuner auf dem Kaiserschiff vereinigte dann das deutsche Kaiserpaar und die griechische Königsfamilie. Nach dem Frühstück an Bord fuhr das Kaiserpaar und die griechischen Herrschaften an Land zur Fahrt nach dem Achilleion.

Die französischen Studenten in Berlin

Dreißig französische Studenten sind unter Führung einiger Professoren kürzlich auf einer Reise durch Westdeutschland zu mehrtägigem Aufenthalt in Berlin eingetroffen. Ueber den Empfang, der ihnen dort zuteil geworden ist, können sich die jungen Leute nicht beklagen; Behörden, die Stadtvertretung, wissenschaftliche Institute, Lehranstalten, Vereine, Theater und so weiter haben miteinander gewetteifert, den Gästen aus unserm westlichen Nachbarland den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Am 23. April statteten die Herren nach einem Empfang in der französischen Botschaft dem Berliner Rathause einen Besuch ab und wurden von der Stadt bewirtet.

Ellen Key in Hamburg

Im Hamburger Frauenklub hielt am 22. April die bekannte schwedische Sozialethikerin und Schriftstellerin Ellen Key einen Vortrag über das Thema „Mutter und Kind". Ihre geistreichen, von echter Humanität erfüllten Ausführungen, die von dem großen Zuhörerkreis mit dem lebhaftesten Interesse angehört wurden, gipfelten in der Forderung, daß das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Kinde bei den Eltern, insbesondere bei den Müttern, mehr als bisher geweckt werde, und in zwei bemerkenswerten praktischen Vorschlägen, von denen der erste die Einführung der gesetzlichen Verlobung, wie sie in Schweden üblich war, der zweite die der „Frauenwehrpflicht" zum Ziel hat.



Phot Hans Breuer

Die bekannte schwedische Schriftstellerin Ellen Key (X) im Hamburger Frauenklub

Die Enthüllung des Auerdenkmals in Friedrichsfelde

Auf dem Städtischen Zentralfriedhof zu Friedrichsfelde fand am Vormittag des 3. Mai die feierliche Enthüllung des von der sozialdemokratischen Arbeiterschaft gestifteten Denkmals für Ignaz Auer statt. Etwa tausend Personen, darunter viele Frauen, scharten sich um das Grab, das in unmittelbarer Nähe der Grabstätte Wilhelm Liebknechts liegt. Die Feier wurde eingeleitet durch Gesang der Vereine „Männerchor 1905" und „Freier Männerchor". Kurz nach zehn Uhr fiel die Hülle. Hierauf nahm Reichstagsabgeordneter Paul Singer das Wort zu einer Gedächtnisrede auf Auer. Er feierte die Verdienste des Dahingeschiedenen und stellte Ignaz Auer als den Vorkämpfer für die gegenwärtige Bewegung um Erringung des gleichen, geheimen und direkten Landtagswahlrechts in Preußen hin. Mit dem Absingen des Liedes „Ein Sohn des Volkes" schloß die Feier. Außer der Witwe und näheren Verwandten Ignaz Auers waren auch mehrere sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete zu der Feier erschienen. Das Denkmal, ein Werk der Bildhauerin Luise Quittmann, deren Entwurf in einem Wettbewerb den Sieg davontrug, zeigt auf hohem Sockel die Büste Auers. Der Kopf ist mit geschlossenen Augen gegeben, als Ausdruck der seelischen Ruhe, die dem Wesen des Verstorbenen eigen war. Seitlich kniet eine nackte Gestalt, ein Arbeiter, der den Hammer aus der Hand gelegt hat und einen Kranz hält. Auer war am 19. April 1846 in Dommelstedt bei Passau geboren; er erlernte das Sattlerhandwerk, schloß sich in München der sozialdemokratischen Partei an und wurde später Mitglied des Parteivorstandes. Von 1877 bis 1878, von 1880 bis 1887 und seit 1890 war er Reichstagsabgeordneter. Am 10. April des vorigen Jahres erlag er einem schweren Leiden.



Phot. A. Eulrow

Grabdenkmal des verstorbenen Sozialistenführers Ignaz Auer auf dem Berliner Gemeindefriedhof bei Friedrichsfelde. Entworfen von Luise Quittmann



Phot. Charles Delius, Paris

Das Zoladenkmal in Suresnes bei Paris

Ein Denkmal für Emile Zola

In Suresnes wurde am 12. April eine Büste Emile Zolas enthüllt. Der Kampf, der gegenwärtig in Frankreich um den toten Dichter tobt, fand bei der Enthüllungsfeier nur ein schwaches Echo; eine Anzahl von jungen Leuten und halbwüchsigen Jungen stieß während einer der zu Ehren des Dichters gehaltenen Reden den Ruf „A bas Zola!" aus, wurde aber durch einige von der Polizei vorgenommene Verhaftungen sofort zum Schweigen gebracht. Für die Ehrengäste, unter denen sich in erster Reihe Frau Zola und die beiden von ihr adoptierten Kinder des Dichters befanden, war eine rot ausgeschlagene Tribüne errichtet. Ministerpräsident Clemenceau und Kriegsminister Picquart hatten Vertreter zu der Feier entsandt. Das Denkmal, das aus einem sich über der Büste Zolas wölbenden Rundbogen aus grauem Granit besteht, ist ein Werk des Bildhauers Derré, der unter anderm eine Statue Louise Michels und die unlängst auf dem Square Saint-Pierre auf dem Montmartre aufgestellte „Liebesgrotte" geschaffen hat.



Phot. Berl. Illustr.-Gesellschaft

Der französische Schauspieler Mounet-Sully



Phot. Gebr. Haeckel

Deutschlands künftiger Kaiser, der kleine Prinz Wilhelm, auf einem Spaziergange

Mounet-Sully

Der französische Schauspieler Mounet-Sully, der unlängst mit seiner Truppe im Neuen Königlichen Operntheater in Berlin ein kurzes Gastspiel gab, ist der Doyen und gegenwärtig zugleich der berühmteste der Sozietäre des Théâtre Français, dessen Mitglied der jetzt siebenundsechzigjährige Künstler im Jahre 1872 wurde, nachdem er dem Publikum des Odéontheaters wenig gefallen hatte. Sein erstes Auftreten als Orest in „Andromaque" rief, wie der Kritiker Sarcey erzählt, im ganzen Theater einen Aufschrei der Bewunderung hervor. „Es schien uns, als hätten wir einen jener düsteren, hitzigen Araber gesehen, die Regnault so gern malte. Er sprach, die Stimme war tief und pathetisch; man merkte an dem Ton dieser Stimme und an dem Gang des Menschen, daß der unglückliche Orest eine vom Schicksal gezeichnete Beute war, daß er widerstandslos zu Mord und Wahnsinn hingezwungen wurde... Von der Gewalt des plötzlichen Enthusiasmus gepackt, spielte der Neuling ‚mit den Nerven', wie man in der Kulissensprache sagt. Er war furchtbarer und zugleich bizarrer, als er je hätte sein dürfen. Tags darauf war der junge Künstler auf allen Boulevards Gegenstand des Gesprächs." Mounet-Sully bemächtigte sich dann des Faches der Tragöden und schritt von Triumph zu Triumph. Er spielte den Cid, den Orosmane in „Zaïre", die Hauptrollen in den Dramen von Victor Hugo und den Hamlet in der Bearbeitung von Dumas und Meurice. Als seine imposanteste Leistung gilt der Oedipus, den er 1888 im Naturtheater von Orange vor 10000 Personen spielte. Als Hamlet und Oedipus trat er auch in Berlin auf.



Phot. Grantham Bain

Geheimrat Prof. Dr. Robert Koch mit seiner Gemahlin in Amerika

Das englische Königspaar in Kopenhagen

Mit großer Herzlichkeit, wie sie den traditionellen guten Beziehungen zwischen England und Dänemark entspricht, ist das englische Königspaar bei dem offiziellen Besuch, den es



Phot. Georg Kolkat

König Eduard von England und Prinz Hans, der Oheim der Königin Alexandra, in den Straßen von Kopenhagen

kürzlich am dänischen Hofe gemacht hat, von der dänischen Königsfamilie und der Bevölkerung der dänischen Hauptstadt empfangen worden. Die freundlichen Gefühle des Volkes nahmen zeitweise einen geradezu demonstrativen Charakter an. Unter anderm plante der Kopenhagener Handelsstand die Veranstaltung eines großen Volkszugs zur Residenz König Eduards; diese Huldigung fand jedoch nicht statt, da der König sie mit Hinweis auf seine nicht völlig befriedigende Gesundheit dankend ablehnte.

Geheimrat Robert Koch in Amerika

Geheimrat Robert Koch hat kürzlich in Begleitung seiner Gattin zur Erholung eine Weltreise angetreten und traf am 6. April auf dem Lloyddampfer „Kronprinzessin Cecilie" in New York ein. Unter den Ehrungen, die ihm dort zuteil wurden, ist vor allem das am 12. April von der Deutschen medizinischen Gesellschaft für ihn veranstaltete Bankett zu erwähnen, an dem hervorragende deutsche und amerikanische Vertreter der Wissenschaft, ferner Andrew Carnegie und Generalkonsul Büng teilnahmen. Der Präsident der Gesellschaft, Professor Beck, verlas ein Schreiben des deutschen Botschafters Freiherrn Speck von Sternburg, in dem der Botschafter mitteilt, der Kaiser habe seine aufrichtige Befriedigung über die Spende Carnegies von 600000 Mark für die

Kochstiftung ausgedrückt und lasse Carnegie den wärmsten Dank aussprechen. In seiner Antwort pries Carnegie das Zusammenwirken von Deutschen, Engländern und Amerikanern auf dem Gebiet der Zivilisation und feierte Geheimrat Kochs Verdienste.



Phot. Abeniacar

Vom Generalstreik in Rom: Postbeförderung durch Soldaten

Vom Generalstreik in Rom

Als Protest gegen einen blutigen Straßenkampf, der sich am 2. April auf der Piazza Gesù in Rom zwischen den Organen der öffentlichen Ordnung und den Teilnehmern an einem Leichenzug abgespielt hatte, ausschließlich veranlaßt durch die nicht bloß widersetzliche, sondern direkt aggressive Haltung der letzteren, proklamierte die Arbeiterschaft der Stadt am 3. April einen Generalstreik, der jedoch nur von kurzer Dauer war und ohne schwere Komplikationen verlief. Das Militär sorgte für Aufrechterhaltung der Ordnung und des Verkehrs; das Geschäftsleben wurde nur wenig gestört. Die Behörden gestatteten den Arbeitervereinigungen, einen feierlichen Trauerzug für die Opfer der Straßenkämpfe zu veranstalten und Kränze auf ihren Gräbern niederzulegen. Schon am 4. April beschloß die römische Arbeitskammer die Einstellung des Streiks.

Die erste Thronrede König Manuels

Der junge König von Portugal, der unter so tragischen Umständen die „Feuertaufe des Metiers" erhalten hat, gewinnt sich durch die ebenso loyale wie feste und würdevolle Art, mit der er den Pflichten seines hohen Amtes nachkommt, allgemeine Sympathie, selbst bei dem ausgesprochen republikanisch gesinnten Teile des portugiesischen Volkes. Am 29. April hielt er anläßlich der Eröffnung der Cortes seine erste Thronrede. Auf dem Thron sitzend, verlas der König, an dessen rechter Seite sein Oheim, der Herzog von Oporto, stand, die Thronrede, mit der er die neue Parlamentssession eröffnete. Er erinnerte darin an den schrecklichen Tod des Königs Carlos und forderte im Hinblick darauf das Volk auf, geschlossen für



Phot. Ed. Trampus

Die erste feierliche Regierungshandlung des Königs Manuel von Portugal: Verlesung der Thronrede bei der Eröffnung der Cortes



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Die abgebrannte Garnisonkirche in Berlin

den Frieden und den Fortschritt der Nation zu arbeiten. Die äußere Lage Portugals dürfe als gesichert gelten. Weiterhin gedachte die Thronrede der Abschaffung der diktatorischen Maßnahmen, sprach von der notwendigen Revision der Verfassung sowie von der Schaffung eines Wahlgesetzes und wies auf die großen Hilfsquellen des Landes hin, die es ihm ermöglichten, seinen Verpflichtungen auf das pünktlichste nachzukommen. Die Regierung werde der Kammer Maßnahmen vorschlagen, die auf eine Besserung der Finanzlage hinzielen. Der König schloß mit einem warmen Appell an das Parlament, das Werk der Wohlfahrt und der Größe des Vaterlandes zu vollenden.

Der Brand der Berliner Garnisonkirche

Die alte Garnisonkirche hinter dem Lustgarten in Berlin ist mit fast allen in ihr aufbewahrten Trophäen aus den großen Kriegen am 13. April ein Raub der Flammen geworden. Um acht Uhr abends schlugen aus dem westlichen Teil der Kirche Flammen, die bald auch den Dachstuhl ergriffen, und schon um neun Uhr bildete der eine Flügel der Kirche ein einziges Flammenmeer. Kurz darauf stürzte nun der Glockenturm zusammen, und um die Mitternachtsstunde war die Kirche bis auf die Umfassungsmauern ausgebrannt. Bald nach der Entstehung des Feuers war der Kronprinz, der kurz zuvor von Kiel nach Berlin zurückgekehrt war, in Begleitung des Feldmarschalls von Hahnke und des Generals von Kessel an die Brandstätte geeilt und verweilte dort bis Mitternacht. Die Ursache des Brandes hat bis jetzt nicht mit Sicherheit festgestellt werden können. Nach übereinstimmenden Berichten ist das Feuer bei der berühmten Orgel der Kirche ausgebrochen. Die im Aeußern sehr einfach gehaltene Kirche war von Friedrich Wilhelm I. errichtet und am 31. Mai 1722 eingeweiht worden. In ihrer Totengruft, von der Teile eingestürzt sind, sind 14 Generalfeldmarschalle und 50 Generale beigesetzt, darunter der Feldmarschall von Katte, der Vater des Freundes Friedrichs des Großen, Feldmarschall von Keith und Graf Kleist von Nollendorf. Eine besondere Anziehungskraft übte die Kirche auf die Zivilbevölkerung Berlins im letzten Jahrzehnt aus, als Frommel in ihr predigte. Im Jahre 1900 war die Kirche renoviert und mit einem Turm geschmückt worden. Unter den mancherlei geschichtlich denkwürdigen und unersetzlichen Gegenständen, die dem Brande zum Opfer gefallen sind, befindet sich auch der Kirchenstuhl Friedrich Wilhelms I., ein ganz einfacher hölzerner Stuhl. Die vielen im Hauptschiff angebrachten Fahnen aus dem Feldzuge 1870/71 sind bis auf eine verbrannt. Das Kirchenarchiv, der Konfirmandensaal und einige andre Räume auf dem Ostflügel, das massiv eichene Kirchengestühl, einige große Fenster, die Altargeräte und das berühmte Altarkreuz sind erhalten geblieben. Das Begassche Altarbild „Christus auf dem Oelberg" ist verloren, auch vom Altar selbst sind nur Teile übrig. Der Kaiser, dem sofort nach Korfu Meldung von dem Unglück gemacht wurde, hat Auftrag gegeben, die Kirche in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Das Kronprinzenpaar beim Brand der Berliner Garnisonkirche

Das rekonstruierte antike Rom

Alme Sol . . .
possis nihil urbe Roma
Visere majus. (Horaz)

Ach, es gehört eine kühne, eine Dichterphantasie dazu, sich vom Jahre des Heils 1907 in jene gewaltige Zeit zurückzuversetzen, da „Sol nichts Größeres beschien als Rom". Was ist heute aus der „goldenen", der „königlichen" Roma, was aus dem „Caput orbis terrarum" geworden! Nichts als ein regelloser Trümmerhaufen — ein mächtiger, erhabener, majestätischer Trümmerhaufen gewiß —, aber doch nur ein Bild der Verwüstung und Zerstörung.

Um das antike Rom, die Stadt der Imperatoren, aus dem Ruinenfelde des Forum Romanum, der Kaiserforen des Palatins herauszuschälen, zu erkennen, zu verstehen, bedarf es keines geringen Studiums — und auch dann fällt es dem forestiere schwer genug, sich inmitten des großen historischen Kirchhofs zurechtzufinden. Wohl ragt hier das Kapitol mit dem Septimius-Severus-Bogen zu seinen Füßen — wohl dräut am andern Ende die Riesenmole des Kolosseums, wohl erhebt sich zur Seite der stolze Kaiserhügel des Palatins mit den weiten Hallen des Caligulapalastes. Aber wie fügen wir die zahllosen andern Reste in das Gesamtbild ein, wo nur der archäologisch Gebildete imstande ist, sehenden Auges durch dies Totenreich zu wandeln? Nun, das ist seit einigen Tagen anders geworden: ein römischer Archäologe, zugleich Künstler, Professor Marcelliani, hat nach sieben Jahren rastloser Arbeit ein Modell der antiken Roma ausgeführt, wie es feiner, präziser und dabei wissenschaftlich genauer wohl gar nicht zu denken. Vom dreigeteilten Burgberg des Kapitols an dehnt sich da vor unsern Augen die ganze Ruhmesstätte der alten Welt. Links die ganzen Kaiserforen (heute nur zum kleinen Teile freigelegt), in der Mitte das Forum Romanum bis zum Kolosseum, rechts der mit den Kaiserpalästen bedeckte Palatin. An der Peripherie des Stadtganzen — genau der Topographie entsprechend — das Marcellustheater, der Circus Maximus, der Konstantinsbogen, die Trajansthermen, selbst ein Teil der Suburra. Mit besonderer Liebe ist der Palatin ausgearbeitet; da fehlt keine der geschichtlich bekannten Einzelheiten, nicht einmal die fünfzig Danaidenstatuen des Apollotempels, nicht die „hängenden Gärten des Adonis", die Prunkfassade des Septizoniums und so weiter. Kurzum, von welcher Seite man das Bild auch betrachtet —



Rekonstruktion des antiken Roms von Marcelliani (1. Kapitol; 2. Palatin; 3. Kaiserfora, beginnend mit dem Trajansforum; 4. Kolosseum)

überall ist es im höchsten Grade lehrreich, vielmehr — denn das Wort „lehrreich" klingt zu pedantisch — überall ist es interessant und erhebend, wie das Werk eines großen Dichters. Wer künftig die ewige Stadt — das Rom der Foren und des Kolosseums — nicht mit den Augen des flüchtigen Touristen, sondern mit denen der Seele beschauen und erfassen, wer einen Augenblick mit und in der „Aurea Roma" leben und einen Schimmer — ach, nur einen matten Schimmer alter Größe erhaschen will, der muß Marcellianis „rekonstruiertes Rom" gesehen haben, ehe er den Fuß auf das Forum setzt.

Dr. Hans Barth, Rom

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel

Weißt du bei Eins nicht aus noch ein
Und soll dein Haus bald fertig sein,
Verlangst du wohl nach einer Zwei,
Damit nichts dran versehen sei.
Dann frage bei dem Eins-Zwei an,
Er ist dazu der rechte Mann. A. R.

Anagramm

Ein Name, unsterblich durch Heines Lied,
Verstellt als Fluß zum Rheine zieht.
A. R.

Wechselrätsel

Mit D ist es ein kluger Mann,
Der seinen eignen Kopf strengt an.
Mit H dagegen nimmt das Wort
Den Kopf von andern Leuten fort.
Mit L führt es mit festem Griff
Automobil, Geschirr und Schiff.
Mit S wird von geschickter Hand
Es anvertraut dem Gartenland.
F. M.-S.

Logogriph

Jung ist die Elise und, ach! so schön,
Und das Wort mit a noch dazu;
Doch tat sie nicht einmal den Kopf nach ihm drehn,
Drum ist es der Michel mit u. Kl. Br.

Silbenrätsel

Eins ist als Stadt der Schweiz bekannt,
Zwei wird zum Bauen viel verwandt.
Das Ganze Frauen zieren kann,
Und in den Mund steckt's mancher Mann.
Dr. K. K. v. Fr.

Wechselrätsel

Wenn f in der Mitte des Wortes steht,
Als flache nordische Insel ihr's seht.
Mit p im Süden, fest aufgebaut,
Ihr stolz es zum Himmel ragen schaut. F. M., S.

Homonym

Ich nenne eine schöne Stadt,
In Ungarn, mußt du wissen,
Und wer mich nicht im Zimmer hat,
Der wird mich bald vermissen. Eta.

Silbenrätsel

Iwan hält in seinen Armen
Am 1, 2, dem wonnig warmen,
Seine 2, 1; und sie kosen,
Ueber glückliche Gesichter
Huschen zuckend matte Lichter. —
Winterstürme draußen tosen. Dr. F. B., W.

Rätsel

Nimm erst drei Buchstaben und dann vier,
Auf dem Ganzen musizieren wir. F. Wsb.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 10

Des Logogriphs: Trousseau — Rousseau.
Des Scherzrätsels: Frei, Freier.
Des Homonyms: der — die Feige.
Des Logogriphs: Tanle, Tante.
Des Silbenrätsels: Klagenfurt.
Des Wechselrätsels:

li	ma
bo	ra

Des Homonyms: Orden.
Des Anagramms: Tramin — Martin.
Des Logogriphs: Ziege, Ziegel.
Des Doppelkreuzes:

ro	se
bin	gen
son	ne

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe VIII

Von W. A. Shinkman in New York
(A. C. White, Les mille et un mats inverses. Paris, 1907.)

Schwarz (5 Steine)

a b c d e f g h

Weiß (7 Steine)

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, mit dem vierten Zuge mattzusetzen. (Selbstmatt.)

Auflösung der Aufgabe VII

W. 1. Ke4—b5,
S. 1. Ke4×d5,
W. 2. Se5—g5,
S. 2. Kd5×d6, —d4,
W. 3. De8—d8, e5 matt.

A.

S. 1. Ke4—f5,
W. 2. De8—e3,
S. 2. Kf5—e4, g4, f6, e5—e4,
W. 3. De3—d3, h3, f3, Lf1—h3 matt.

Ohne den Ba3 würde auch 1. De8—e5 Ke4—f5 2. De5—a5! zum Ziele führen.

Partie Nr. VIII

Gespielt im allrussischen Turnier zu Lodz im Dezember 1907.

Damenbauernspiel

Weiß: Rothlewi. — Schwarz: Rubinstein.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	**d2—d4**	**d7—d5**	14.	Dd2—e2	Lc8—b7
2.	Sg1—f3	e7—e6	15.	0—0[3])	Sc6—e5
3.	e2—e3	c7—c5	16.	Sf3×e5	Ld6×e5
4.	c2—c4	Sb8—c6	17.	f2—f4[4])	Le5—c7
5.	Sb1—c3	Sg8—f6	18.	e3—e4	Ta8—c8
6.	d4×c5[1])	Lf8×c5	19.	e4—e5	Lc7—b6†
7.	a2—a3	a7—a6	20.	Kg1—h1	Sf6—g4!
8.	b2—b4	Lc5—d6	21.	Ld3—e4[5])	De7—h4
9.	Lc1—b2	0—0	22.	g2—g3[6])	Tc8×c3![7])
10.	Dd1—d2[2])	Dd8—e7	23.	g3×h4	Td8×d2!!
11.	Lf1—d3	d5×c4	24.	De2×d2	Lb7×e4†
12.	Ld3×c4	b7—b5	25.	Dd2—g2	Td2—h2!!
13.	Lc4—d3	Tf8—d8			

Weiß gibt die Partie auf.

[1]) Zuvor 6. a2—a3 verdiente den Vorzug.
[2]) Ein Tempoverlust. 10. c4×d5 nebst 11. Lf1—d3 und 12. Dd1—e2 war die richtige Fortsetzung.
[3]) Man sieht, daß Weiß um mehrere Tempi in der Entwicklung zurück ist; Schwarz macht sich diese Rückständigkeit alsbald kräftig zunutze.
[4]) Wenn 17. Sc3—d5, so Le5×h2† nebst Sf6×d5.
[5]) 21. Ld3×h7† Kg8×h7 22. De2×g4 hätte starken Angriff durch Td8—d2 zur Folge. Aber sofort 21. De2×g4 war vielleicht noch das beste.
[6]) Weiß hat keine Verteidigung mehr. Falls 22. h2—h3, so Dh4—g3 und so weiter.
[7]) Ein prachtvolles Schlußmanöver.

Schachbriefwechsel

Richtige Lösungen zu Nr. IV gingen ein von Josef Schindler in Neugedein und J. M. Gegler in Lindau im Bodensee.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.


LIBRARY
OF
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Teestunde

Nach einem Gemälde von Heinrich Hübner

Nichts über mich!

Roman

Von

Ida Boy-Ed

(Fortsetzung)

Der Himmel schien hinter den in weiten Abständen stehenden, grell weiß glänzenden Laternen der Deichkrönung von einer vollkommenen, schweren, stumpfen Schwärze. Der feurig behauchte Rauch aus dem Riesenschornsteine der Wasserkunst flockte wirbelnd empor vor diesem hartschwarzen Hintergrund.

In der Ferne, tief am Horizont, war ein Gewimmel von Lichtpunkten und ließ den Hafen und die Stadt erraten.

Und über dem Horizont, nicht mehr wie in der Gasse der Perspektive versunken, aber doch noch im Dunst, der vor ihm hing, stand rotgelb der abnehmende Mond. Er war wie ein dickes, schmunzelndes Studentengesicht mit einer schrägen schwarzen Bandage um das obere Kopfdrittel.

Einige Augenblicke ließen sie das düstere große Nachtbild auf sich wirken.

Dann erzählte Daniela mit fast raunender Stimme:

„Ja, hier war es. Und der Mörder ist nach der Tat den Deich hinabgeglitten. Es war Ebbe. Später hat die Flut seine Fußstapfen verwischt. Man weiß nicht, ob er am Deich unten auf- oder abwärts lief."

Da sie es in der Hauptsache Alveston zu erzählen schien, ärgerte Wallrode sich vollends über ihren Ton.

„Hartwig," sagte er mokant, „du kannst hier für dein psychologisches Werk Studien machen: Kapitel y: über die nahe Verwandtschaft des Grauens mit der Grausamkeit, der Furcht vor Verbrechern mit dem Behagen an ihnen."

Daniela machte eine Kopfbewegung, die nach Trotz aussah.

„Was, Sie schreiben ein psychologisches Werk?" fragte Alveston amüsiert und sah sich den kuriosen Kerl wieder einmal in lächelndem Erstaunen an.

„Nein," versetzte Hartwig kurz, „ich wollte einmal . . . Aus Zuschauern werden immer Theoretiker."

„Und nun — nun nehmen Sie wieder praktischen Anteil am Leben?" fragte Alveston.

„Ach, laß uns doch ins Haus zurück," bat Margritt. Sie fühlte, daß eine merkwürdige Verstimmung und Gereiztheit zwischen ihnen allen war.

Nach einigen Schritten empfand sie, wie die schwere Feuchtigkeit der Luft ihre Schultern umgab gleich einem klammen Tuch. Sie wollte eine leichte Boa, die sie trug und die bis unter die Taille herabgeglitten war, wieder emporziehen. Die Schlange aus den gekräuselten Federn wurde aber von der Metallverzierung hinten am Gürtel festgehalten. Doch schon war Hartwig bei ihr. Im Schein der Laterne, unter der man gerade war, löste er die Boa los und gab sie Margritt um den Hals. Vielleicht war er sich selbst nie der ganzen ehrfürchtigen Zärtlichkeit bewußt, die seine Miene und seine Gesten immer ausdrückten, wenn er sich mit der geliebten Frau beschäftigte.

In diesem Augenblick, bei diesem überaus harmlosen Dienst, zwang ihn etwas, rasch auf Alveston zu sehen.

Und sah in ein von Vergnügen und Ueberlegenheit funkelndes Gesicht — fühlte, wie ein flammendes Herrscherauge aus großem Höhenabstand herab spöttisch ihn anglänzte . . .

Sah das amüsierte Lächeln eines Mannbewußtseins über einen Don Quichotte.

Er erbleichte.

Es gibt Blicke, die mißhandeln können. Die schlagen, wie keine brutale Faust vermag.

Dieser Blick ohrfeigte ihn.

Dies überlegene Vergnügen an seiner Ergebenheit traf ihn wie ein Peitschenhieb.

Diese Haltung stürzte ihn in Abgründe der Demütigung . . .

Langsam, vor rasendem Herzklopfen und jähen Atembeschwerden kaum Haltung bewahrend, ging er nun für sich hinter den andern drein.

Vor den Kopf getroffen von diesem Blick. Bebend vor Zorn über dies lächelnde Zuschauergesicht. In seinem einzigen, in seinem heiligen

Lebensinhalt beleidigt durch das Vergnügen, das er dem andern damit bereitete . . .

Er sah es. Er wußte es: Margritts Mann spaßte bei sich über seine Treue und sein Leid . . .

Ganz er. Ganz er!

Er ist nicht eifersüchtig, fühlte Hartwig. Nicht weil er denkt, ich sei ein Mann von Ehre und werde seinen Rechten nicht einmal in Gedanken zu nahe treten.

Er ist nicht eifersüchtig, weil ich in seinen Augen kein Mann bin. Nur der jämmerliche Schatten eines Mannes noch . . . ein Mensch ohne Kraft und Glanz. Der letzte, der fähig wäre, ihn vor der Frau zu verdunkeln. Deshalb ist er nicht eifersüchtig . . .

Diese Demütigung war von grenzenlosen Bitterkeiten wie überfüllt.

Sie war der härteste Augenblick, den er glaubte in seinem Leben durchkostet zu haben.

Sie erniedrigte ihn auf das furchtbarste.

All seine Leiden kamen zurück. Entsagung, die auferzwungen war und der er durch tapfere und anständige Gedanken vor sich den Schein des Freigewählten gegeben, kostete er wieder. Neid, der ihm hundertmal gallig auf der Zunge gelegen, schmeckte er wieder. Traurigkeiten, die ihn bis zur Fassungslosigkeit erweicht hatten, strömten plötzlich über ihn hin.

Das spöttische Lächeln dieses Menschen machte alles lebendig und gegenwärtig, drängte alles in ein Bild zusammen, das da stand, sein jämmerliches Elend zeigend.

So wenig war er, so gar kein Mann schien er, daß er für den Gatten der geliebten Frau nur ein Pläsier, keine Beunruhigung bedeutete.

Und unter dem Faustdruck dieser Erniedrigung kochte ein rasender Zorn in ihm empor und verbrannte alle Stille seines Wesens. Was an Kraft, an Stolz, an Mannesmut in ihm war, reckte sich auf und stieß die Erniedrigung vom Scheitel, und er wußte nur dies eine:

‚Könnt' ich ihn schlagen — erschlagen — wie der Mann tat, der in dieser Nacht seinen Feind erschlug . . .'

Da ging die Frau . . . neben dem Mann ging sie, den sie zu lieben, aber auch zu fürchten schien . . . sie sprach zu ihm — wie scheu, wie bittend war ihre Haltung . . . Nun betraten sie die Schwelle des Hauses, in dem Wallrode und Daniela schon verschwunden waren . . . Margritt zuerst . . . ein paar Sekunden schien der Mann noch zu zögern.

Und der, der hinter ihm stand, dachte:

‚Könnt' ich dich töten . . . könnt' ich das . . .'

Er haßte ihn. Mit einer solchen zusammenfassenden Gewalt seines ganzen Wesens, daß er fast wie irr wurde — nur noch mühsam einen schwach nebenhergehenden Gedanken klammernd festhielt: das tut man nicht. — Und dennoch vielleicht hätten seine zuckenden Hände eine Sinnlosigkeit begangen . . . eine ganz nutzlose, wahnwitzige Tat . . . einen Schlag geführt . . . wie Verachtung und Haß blind zuschlägt . . .

Da wandte die Frau sich nach den Männern um. Im sanften Licht des Hausflurs stand ihre liebliche Gestalt wie in einer kahlen Gasse zwischen stummen, überhellten Mauern.

Ihr Gesicht fragte: Wo bleibt ihr?

Die Männer gingen hinein.

In Hartwig sank der rasende Tumult zusammen. Eine schwere Erschlaffung machte seine Glieder matt.

Aber die Demütigung erlosch nicht . . . in dumpfem Zorn brannte sie weiter.

Er war der Arme, dem man sein einziges Gut und die einzige Schönheit seines Lebens verhöhnt hat.

Und auf solchen Hohn gibt es nur eine Antwort: Haß!

Drinnen im Haus fand man das alte Geschwisterpaar in bösem Gemütszustand. Fräulein Hanna ging auf und ab, heiß, geärgert, das Haupt voll Ueberlegenheit erhoben und dennoch den Ausdruck der Unterlegenen im Gesicht.

Herr Engelbert rauchte schweigend. Aber nicht in gewohnter Gelassenheit. Sein Gesicht war ein wenig rot. Er rauchte schneller als sonst.

Man erfuhr aber nicht, was sich ereignet hatte. Nur zum sehr raschen Aufbruch drängte Fräulein Hanna.

„Na, adieu!" sagte sie.

Ihr Bruder sah kurz und scharfen Blicks zu ihr auf.

„Schriftlich! Du hast verstanden: eingeschrieben! Und das gilt dann zum ersten April. Halbjährliche Kündigung. So ist es eingetragen."

„Gut, gut, gut," antwortete sie, vor Ungeduld fast vergehend.

Erst als sie in einer Gruppe von fünf Personen in dem Helldunkel des Deichs entlang gingen, der Endhaltestelle der Elektrischen zu, Tante Hanna zwischen Wallrode und Hartwig voran, das Ehepaar Alveston hinterdrein, erst da erfuhr man, daß es einen Streit gegeben habe.

„Ja," sagte Tante Hanna feststellend, „nun hab' ich mich, weiß Gott, zum erstenmal in meinem Leben mit ihm erzürnt. Nicht mal bei der Erbschaft gab es Streit. Was doch viel sagen will. Ich dachte auch immer, ich sei so an diesen Eigensinn gewöhnt — Gott, Margritt, es ist dein Vater — aber es ist schon viel länger mein Bruder — ich kann das also sagen: ich dachte, ich rege mich nicht dran auf. Nie. Man ging ja immer so daran vorbei. Nun sieht man's: man rennt sich die Stirn an dem Manne ein."

„Tante — Gott, das ist mir doch schrecklich. Du mit Papa . . . was habt ihr denn gehabt?"

fragte die junge Frau. Man hörte: schon bereit zu weinen.

„Mit dem Mann ist ja nie zu reden gewesen. Ich wunderte mich immer, daß der überhaupt den Mund zu 'nem Heiratsantrag hat aufmachen können. Na, er hat sich ja auch bis fast an sein vierzigstes Jahr damals besonnen," fuhr Tante Hanna fort, die bei Erregungen keine Gespräche führen, sondern nur ihre Empfindungen ausschütten konnte. „Und ich freue mich noch immer, daß ich nach eurer Mutter Tod es ablehnte, zu ihm zu ziehen. Dann hätten wir uns vielleicht doch schon mal erzürnt. Nun hab' ich es heut' erleben müssen."

„Warum denn? Ich bitte dich!"

„Man nimmt doch Vernunft an! Man geht doch mit der Zeit. Man läßt doch Vorteile, die einem förmlich auf 'm Präsentierbrett hingehalten werden, nicht einfach liegen! Ich hab' ihm das noch mal gründlich vorgestellt mit dem Hausverkauf. Aber nee . . ."

„Aber Fräulein Engelbert! Sie, die Sie immer so konservativ waren und selbst lieber bescheidener leben wollen, um nur Ihr Familienhaus zu halten!" rief Wallrode.

Hartwig schwieg, wachsam und fast triumphierend.

„Ich hab' auch keine Kinder," sagte sie beinah grob und kurzerhand über ihre veränderte Haltung weggehend.

Sie blieb stehen. Die Strafe, mit der sie den Bruder für seinen Eigensinn gezüchtigt hatte, mußte sie mit Nachdruck vortragen, um den rechten Genuß davon zu haben.

Und sie richtete sich an Margritt, als sei die nun die nächste Adresse für den Aerger.

„Wißt ihr, was ich getan habe? Meine Hypothek habe ich ihm gekündigt. Ich sagte: bitte, zahl mir gefälligst meine Fünfzigtausend aus. Ich will mein Geld nicht mehr so schlafen lassen, sagt' ich, arbeiten soll es, sagt' ich, ganz modern. Also zahl es mir aus. Ich kauf' mir Aktien von Marks Oil Company dafür."

Man sah es ihr an, es hatte sie doch erleichtert, den Bruder ärgern zu können.

Wallrode bemerkte aber höchst sachlich:

„Liebstes Fräulein — das kann ja Ihrem Bruder ganz egal sein. Wenn er überhaupt wieder fremdes Geld ins Haus haben will, bekommt er es spielend."

„Weiß ich, weiß ich. Hat ihn aber doch geärgert! Und wißt ihr, was er gesagt? Nicht etwa heftig: jawoll, morgen kannst du deine lumpigen Fünfzigtausend kriegen — oder so — nein, ganz steif, ganz pedantisch sagt er: wie du willst. Aber du mußt die Hypothek am ersten Oktober mittels eingeschriebenen Briefs kündigen zum ersten April. So ist es Gesetz. Auf was anders bin ich nicht zu sprechen."

„Er hat vollkommen recht," sagte Hartwig.

„Kinder! Wie kommt ihr mir vor! Unter Geschwistern! Solche Formalität!"

„Geschäft ist Geschäft."

„Tante, es ist mir schrecklich."

„Wollen wir hier ewig stehenbleiben?" fragte Alveston mit nervöser Ungeduld.

„Ich geh' nicht wieder zu ihm. Er war zu eklig!" schwor Tante Hanna und setzte sich in unwillkürlichem Gehorsam wieder in Bewegung, „zwischen uns ist das Tischtuch zerschnitten."

„Aber liebe, einzige Tante Hanna," flehte Margritt und legte im Schreiten den Arm um die Taille der aufgeregt, in hochfahrender Haltung Weiterschreitenden. „Um so einer kleinen Meinungsverschiedenheit willen . . ."

„Glaub nur: eh' ich bös werde . . . ich hab' meine Ursachen . . ."

Sie konnte es doch Margritt und Alveston nicht sagen, was sie dann andern Tags Hartwig anvertraute: ihr Bruder hatte so etwas fallen lassen von „diesem Manne, der durch deine Protektion mein Schwiegersohn geworden ist", als sähe er noch immer voll Mißtrauen auf Alveston. Und solche Verblendung und Steifnackigkeit und Festklammern an früheren Vorurteilen sei ihr denn doch zuviel gewesen und da habe sie allerdings kein Blatt vor den Mund genommen. Eine Mitteilung, die Hartwig mit völligem Schweigen hinnahm.

Daß ihr Bruder noch viel weiter gegangen war, erfuhr selbst Hartwig nicht.

Mit einem knappen, bösen Wort, wie es nur schweigsame Menschen plötzlich finden können, hatte er ihr ihre Neigung zur Schwärmerei für ihre Schützlinge vorgeworfen.

Wie es denn so geht: Tante Hannas Bedürfnis zu protegieren war immer humoristisch genommen worden, als Beweis ihrer Güte und Liebesbedürftigkeit verstehend belächelt. Erzürnte aber sehen lang entschuldigte Schwächen am Gegner plötzlich in einem grellen Licht als etwas Groteskes. Als Befreiung von der bisher bewiesenen Geduld kommt dann die scharfe Nüchternheit des Urteils.

Das Wort „versetzte Mannsdollheit" konnte Tante Hanna nicht vergessen und verzeihen.

Nun war das Behagen aus dem Kreise der Familie wie weggelöscht; Sicherheit im Verkehr, Unbefangenheit und Wärme hatten verloren. Margritt ging bedrückt zwischen den beiden alten Menschen hin und her und versuchte mit leisen und guten Worten ihnen zur Erkenntnis zu bringen, daß man um einer Viertelstunde voll leidenschaftlicher Meinungsverschiedenheiten willen nicht die Liebe und Treue eines Lebens voll Zusammengehörigkeit auffliegen lassen kann.

Fräulein Hanna hatte die Genugtuung, Alveston auf ihrer Seite zu sehen, während sie fand,

daß die Haltung von Wallrode sowohl als auch von Hartwig zu „diplomatisch" sei, was sie in aller Naivität fast als Undankbarkeit empfand. Hierüber verstimmt und vielleicht doch auch unbewußt unter der Nachwirkung des harten brüderlichen Wortes, lud sie die Freunde viel seltener zu sich.

Eines Abends gegen acht Uhr trat Wallrode bei Hartwig ein, den er gewissermaßen in der Ausstattung eines Gelehrtenidylls, über Büchern, beim stillen Lampenschein traf.

„Wozu die Vertiefung?" fragte Wallrode, mit einer Handbewegung über die Bücher hindeutend.

„Weißt du, ich habe mich wieder über meine alte Liebhaberei hergemacht. Psychologie. Ich muß den Alveston ergründen."

„Unsinn. Wirst dir höchstens einen errechnen. Und dann stimmt nachher das Fazit doch nicht."

„Aber wie soll man sonst an so einen Charakter 'ran als durch Schlüsse und Erfahrungen?"

„Bleiben alle unzuverlässig. Alle theoretisch, mein alter Junge. Leichter kann ein Astronom die Wiederkehr eines Kometen vorausberechnen, als ein Psycholog die Handlung eines Menschen. Aus einem Menschen springt immer mal was andres heraus, als was du vorher für möglich hieltest."

„Wie denkst du über Alveston?" fragte Hartwig plötzlich sehr eindringlichen Tones.

Wallrode saß nun faul zurückgelehnt, in guter Feierabendstimmung nach einem wahren Tretmühlentag, im Stuhl neben dem „Gelehrtenidyll".

„Ich? Unsereiner denkt ja immer kühl. Beruf. Wesensanpassung. Alveston ist sehr gewandt, intelligent und hat jene gewisse unbestimmbare Anziehungskraft an sich, die auf die Frauen hinüberwirkt."

„Es wird aber immer offensichtlicher, daß er sich förmlich fiebernd bemüht, Geld für seine Gründung hier aufzutreiben," sagte Hartwig.

„Das find' ich ja ganz legitim. Wenn das Unternehmen gut ist. Oder er es für sehr gut hält."

„Ob es das ist . . ."

„Daran zerbrich du dir nur nicht den Kopf, da du dein Geld nicht dabei zu Markt tragen willst. Alveston hält dich offenbar für einen armen Schlucker. Sonst wär' er auch zu dir wohl schon gekommen."

Hartwig bekam ganz stechende Augen.

„Er hält mich überhaupt für ein lächerliches Nichts . . ."

„Nu, nu . . . Aber hör mal: du fängst Grillen. Wirst 'immer galliger. Besonders seit Fräulein Hanna uns ein wenig in die Strafecke gestellt hat. Mir geht's ja auch ab. Es ist plötzlich, als könnten Fäden zerrissen werden, die . . . na, du weißt ja. Und mir tat das auch immer so wohl, bei Tante Hanna sein. Man saß da wie am grünen See der Hoffnung — man angelte sich mit seinen Wünschen schon die Silberfischchen der Erfüllung heraus . . ."

Er sprang auf.

„Wir wollen bummeln. Hab' wieder mal eine Woche lang geschuftet! Daniela würde sagen: so arbeiten Proletarier. Na ja — so arbeit' ich auch. So muß man ja auch arbeiten, wenn erst die ‚großen Fälle' kommen, bloß es sieht dann vornehmer aus. Also los. Mal das Gehirn ausruhen lassen. Gegenwartskultur in Trikot genießen. Sich klein vor einem Mann fühlen, der Münzen aus der Luft greift. In seines Nichts durchbohrendem Gefühl dasitzen, während ein Elefant Klavier spielt, was wir beide nicht können."

„Auf deutsch: du willst mich ins Hansatheater verschleppen."

„Will ich. Hab' ein unabweisbares Bedürfnis nach Nichtdenken. Guck mal, was für Befriedigung dies Bedürfnis da finden kann."

Er zog ein Programm heraus und breitete es vor Hartwig hin, die „Phänomenologie des Geistes", die aufgeschlagen lag, damit wie mit einem Laken zudeckend.

Hartwig lächelte voll Verständnis für die zwischen Humor und Verärgertheit schillernde Stimmung des Freundes. Aber er wollte dennoch nein sagen.

Da fiel sein Blick auf den Namen „Estelle Bosson", der als erster auf dem Zettel stand. Diese Dame sollte gleich nach den die Aufführungen einleitenden Musikstücken eine Arie singen. Also die Anfangsfüllnummer.

„Ja," sprach er, „ich geh' mit. Die da kenn' ich. Die war an Bord, als ich herkam. Die interessiert mich . . ."

„Nanu!" sagte Wallrode mit dem ganzen nachdrücklichen Erstaunen, das sich in solchen geistreichen Ausruf hineinlegen läßt.

„Ja, die interessirt mich. Sie wohnt drüben in der Kirchenallee. Bloß der Bahnhof ist dazwischen. Ich mache ihr sogar oft Fensterpromenaden . . ." Und er lachte sonderbar auf.

„Was hab' ich gesagt: aus einem Menschen springt immer mal was 'raus, was man vorher nicht für möglich hielt."

Hartwig lachte immerfort. Aber es klang nicht nach unbefangener Heiterkeit.

So saßen sie denn bald darauf im Parkett des Theaters. Hartwig hatte die Eile eines vergnügungssüchtigen Kindes gezeigt, zur rechten Zeit zu kommen, behauptete Wallrode. Während des Schlusses der Tell-Ouvertüre mit den hastigen, klappenden, trommelnden Rhythmen nahmen sie ihre Plätze und fanden sich nach der Nummer eingereiht in der dritten Reihe.

Nach der Tell-Ouvertüre war noch irgendeine andre Orchesterleistung zu ertragen.

Hartwig war so nervös. Er fühlte die Schallwellen förmlich im Magen. Sie preßten sich gegen ihn. Er litt vor Ungeduld.

Das Theater, das sich später als ausverkauft erweisen würde, war erst halb gefüllt. Das Publikum war sozusagen wie aus schlankem Handgelenk spärlich versät. Besonders die Logen hatten was Leeres. Die Menschen, vom späten Mittagessen oder langausgedehnten Geschäftsstunden kommend, fanden sich erst nach und nach ein.

Hartwig bohrte seine Blicke in das schwarze große Loch der linken Proszeniumsloge. Sie war ganz gewiß leer.

Er wandte sich nach rechts. Auch da sah es hinter der roten Samtbrüstung stumm und tot aus.

Nun begann der Schluß des Musikstückes, einer jener langen Schlüsse, die wirken, als wenn jemand in der Tür steht und sich nicht zum Hinausgehen entschließen kann.

‚Ich will wieder weg,' dachte Hartwig nervös.

Nun galoppierte die Akkordfolge endlich auf den Forteschlag des Schlusses zu.

Hartwig sah nach links. Alles stumm und tot. Er sah nach rechts. Und da glühte im Hintergrund der Loge die elektrische Birne auf. Eine weiße Hemdenbrust, ein Herr mit dem Zylinder auf dem Kopf stand als unsichere Erscheinung halb erkennbar in der Logentiefe. Man sah eigentlich nur das von ihm, was auf kecken Plakatzeichnungen ausgespart ist, wenn der Zeichner die meisten Linien fortgewischt hat, um durch zwei, drei ganz betonte Einzelheiten des Beschauers ergänzender Phantasie doch das volle Bild eines Menschen aufzuzwingen. Und so sah auch Hartwig mit ergänzendem Erraten diesen Menschen. Und erkannte Alveston.

Seine Nervosität legte sich auf der Stelle. Er war fast zufrieden.

Nun, nach der knappen Pause, hob das Vorspiel an. Das Orchester erging sich in sentimentalen Sechsachteltakten. Violinen und Flöte herrschten vor. Es war, als woge ein Schwärmer mit den Schultern hin und her.

Der Vorhang ging auf, eine ganz schmal abgegrenzte Bühne zeigend, die in der zweiten Kulisse mit einer Hintergrundsgardine schon abschloß. Darauf war eine prunkvolle Säulenhalle, mit Rosengirlanden durchkränzt, gemalt.

Und nun schritt die Sängerin links aus der ersten Kulisse.

‚Ein gräßliches Weib,' dachte Wallrode, denn er konnte diese durch Gesang und Wohlleben ausgeweiteten üppigen Theaterbüsten nicht ausstehen und war eigentlich starr über Hartwigs „Interesse", dessen Art er nicht ahnte.

Die großen, umschminkten Augen der imposanten Frau richteten sich ganz unverborgen nach rechts in die Loge an der Bühne. Sie lächelte dahin im Schreiten. Das Publikum bekam erst Flammenblick, Verneigung und Lächeln bei der Verbeugung vorn an der Rampe.

In einem Prachtkleid aus blaßblauer Seide, vielen weißen Spitzen, baumelnden Posamenterien und Chiffonrüschen stand sie da und ließ sich betrachten. Ganz gewiß war dies Kleid ein Requisit, durchaus zu den Leistungen gehörend, die von ihr gefordert wurden.

Ihre etwas zu vollen Arme waren nackend und mit goldenen Reifen geschmückt. Der Hals — ein Speckhals — schimmerte weiß. Und ein brillantener Schmuck schlang sich um ihn.

Immerfort sah die Frau in den Saal hinein, ein freudiges Lächeln festhaltend auf ihrem zu dicken Gesicht, in dem die kurze Nase und der schwellende Mund zu klein wirkten.

Nun hob sie an zu singen mit der scharfen und hohen Stimme, der sie einen gefühlvollen Ausdruck abzuzwingen versuchte. Nach den schmachtenden Sechsachteln des Orchesters wogte sie mit den Schultern, sich bald nach links, bald nach rechts wendend, als habe das Publikum beiderseits ein Anrecht auf all die hingebende Empfindung in A-Dur.

Hartwig hörte nichts. Die grellen Töne, das Aufundabwallen der Begleitung — alles war fern, fern. Verklang irgendwo im Raum.

Er sah auch von der ganzen imposanten Frau, die da oben taghell wie von lauter auf sie gelenkten Lichtströmen umflutet stand, nichts als eine einzige Kleinigkeit.

Nur immer die kurze, dicke Säule des weißen Halses, an ihm die Kehle, die sich so merkwürdig rund herausblähte und wieder glatt wurde und sich abermals herausblähte — wie ein kleiner Blasebalg. Und unter ihr das Halsband.

Ein flimmerndes Band von Brillanten im à la grecque-Muster, das nach vorn zusammenlief und dessen Zusammenstoß durch eine vielleicht zugleich als Schloß dienende Art Arabeske von hellen Saphiren verkleidet war.

Er erkannte es wieder. Er hatte es an dem Hals einer andern Frau gesehen.

Es hatte einmal seine Heilige geschmückt ...

Immerfort sah er auf die Steine, die sprühten und durch deren Reihe es lief wie Wasserglanz, die funkelten wie Tropfen, in denen ein Sonnenstrahl sich bricht, und die unaufhörliche Bewegung dieses Glanzspiels ward unterhalten durch das Wogen des üppigen Oberkörpers ...

Ja, dies war ihr Halsband gewesen. Es hatte der einen, der reinen, der holden, stillen Dulderin gehört.

Und nun trug es diese ...

Ganz unbeweglich saß er. Er hörte zuletzt auch nicht einmal mehr Gesang und Orchester als fern verhallendes Geräusch im Raum.

Er hörte nur auf seinen harten, vollen Herzschlag. Den fühlte er im Rücken, im Halse, im

ganzen Körper. Der erschütterte ihn so sehr, daß er sich in steinerner Reglosigkeit verhalten mußte, um ihn ertragen zu können.

Und er dachte immerfort: ‚Ich muß sie von ihm befreien.

‚Sie kann sich nicht wehren. Ich bin vom Schicksal bestellt, über sie zu wachen.

‚Ich werde sie verteidigen. Mich wehren — für sie.

‚Sie soll nicht dieses Mannes Weib bleiben. Er ist ihrer unwürdig.

‚Aber sie liebt ihn . . .‘ dachte er weiter.

Der Gedanke war ihm furchtbar.

‚Vielleicht sind in ihr nur noch die Erinnerungen an erstes Glück, und ihr zärtliches Herz klammert sich daran und hält noch den Nachglanz für wärmenden Schein.

‚Sie darf, sie soll ihn nicht mehr lieben. Er ist ihrer unwürdig.

‚Ich muß sie von ihm befreien . . .‘

Unklare Vorstellungen umdrängten ihn. Und dabei war ihm immer, als sähe ihn der Mann, den er haßte, höchst amüsiert an und lache seine zähe, heiße Hingebung aus und vergnüge sich an seinem Zorn . . .

Immer drohender wurden seine Gedanken.

Die Sängerin endete. Im Halblicht der Loge rechts bewegten sich zwei weiße Männerhände und schlugen in lebhaftem Beifall gegeneinander.

Wallrode machte Spaß. Er wolle, sagte er, ja keine zarten Gefühle kränken, indessen diese Sängerin . . . prrrrr . . .

Und Wallrode kam überhaupt in eine Uebermutsstimmung. Er glossierte den Mann mit den Münzen höchst neidvoll. Er verglich seinen Verteidigerberuf mit der Kunstfertigkeit des Radfahrers, der auf einem Rad ohne Sitz die schwersten Hindernisse nahm und sich auf der Bühne beinahe um sich selbst drehte. Er sagte, es sei anzunehmen, daß man von jungen Damen höher eingeschätzt werden würde, wenn man, wie dieser englische Groteskkomiker in Frauenkleidern, sich in der Luft zu überschlagen vermöge.

Hartwig lächelte zu allem mit einer äußerlichen Gefälligkeit.

Um ihn war das durchstäubte Licht, der Dunst von tausend Menschen, die bunten Dinge auf der Bühne und das leise plaudernde Tongeschwirr des Orchesters, das alle Aufführungen begleitete.

Im Grunde genommen bemerkte er nichts. Er war ganz unempfindlich dafür.

In ihm war der Haß des Gläubigen, der eher das Kruzifix herabreißt, um den Tempelschänder damit zu erschlagen, ehe er ihn ungestraft läßt.

V

An den Fenstern des beinahe unhörbar dahingleitenden D-Zuges huschten die Landschaftsbilder vorüber: weite, fahlgelbe Stoppelfelder, Baumgruppen, deren tiefes Grün rotgelb angelaufen war, große Koppeln, belebt von hin- und herziehenden Pflügergespannen, die Baumzeilen, ferner Chausseen, und darüber ein Himmel von dem blendenden Ton des Weißblechs. An ihm stand die Sonnenscheibe ganz strahlenlos und milchfarben. Wer hinaussah, fühlte beizendes Licht in den Augen.

Mark Alveston saß auf dem Vorwärtsplatz neben dem Fenster. Er hatte das winzige Tischchen unter diesem aufgeklappt und darauf einen ganzen Packen Zeitungen und seine Aktenmappe gelegt.

Er saß, das rechte Bein über das linke geschlagen, die Augen geschlossen, den Hinterkopf wie ein Schlafender fest in die Ecke der Polsterrückwand gedrückt. Seine langen weißen Finger hielt er auf dem ziemlich hoch emporgezogenen rechten Knie gefaltet.

Aber er schlief keineswegs. Er dachte sehr gesammelt nach und wollte sich durch die beiden ihm gegenübersitzenden Menschen nicht stören lassen. Es waren zwei Damen, die den Abteil förmlich mit ihrer Reisewichtigkeit füllten und schon gleich, als sie sich und ihr Handgepäck unterbrachten, durch überflüssige Bitten, Danksagungen und Fragen bewiesen hatten, daß sie geselliger und unterhaltsamer Natur seien. Sie saßen in neuen und für den Oktobertag noch zu dicken Wintermänteln da, die sie offenbar in Berlin gekauft hatten und am eignen Körper am praktischsten heimzubringen dachten. Und es war, als ob es diese neuen, soliden Wintermäntel seien, die einen Glanz bürgerlicher Zufriedenheit auf ihre wohlgenährten und von diademartigen Kapotthüten gekrönten Gesichter warfen. Sie schienen solchen Respekt vor der Neuheit und Gediegenheit ihrer Umhüllungen zu haben, daß sie sich kein bequemes Anlehnen erlaubten.

Nahe an der Tür saßen noch zwei Reisende einander gegenüber, vielleicht ein junges englisches Ehepaar, Sporterscheinungen mit rotbraun gebrannten Gesichtern, der Mann in bräunlichen Kniebeinkleidern, hellgrauer Weste, schwarz und weiß kleinkariertem Rock, die Frau sehr vornehm und einheitlich reisemäßig gekleidet, beide von vollkommener Schweigsamkeit unter sich und gegen die Mitreisenden.

So mußten denn die beiden breiten Damen jeden weiteren Versuch aufgeben, ihre Fahrt zu würzen durch Mitteilungen über ihre Berliner Einkäufe und Erlebnisse, die sie in triebhafter Geschwätzigkeit gar zu gern an jedes beliebige Ohr hin gemacht hätten.

Sie unterhielten sich zusammen, umkreisten mit langen, weitausholenden Gesprächen Menschen und Dinge ihrer heimischen Welt. Unaufhörlich sprachen sie, unaufhörlich. Ihre Stimmen plätscherten im milden Gleichmaß der Tonstärke sacht dahin, ver-

banden sich mit dem ganz leisen Raunen der Zugbewegung und bildeten zusammen mit ihm ein monotones Murmeln, das einem zum Schlaf Geneigten rasch hätte das Gehirn umnebeln müssen.

Alveston empfand dies halblaute, stetige Rinnen von Tönen um sein Ohr nicht unangenehm. Es trug dazu bei, seine Nerven zu beruhigen, seinen Gedanken einen klaren Fluß aufzuzwingen.

Er kam von Berlin. Er war nicht nur zu seiner Unterhaltung dagewesen. Was er davon suchte, fand sich ja immer. Aber was er sonst gesucht, hatte sich abermals nicht gefunden, und er wußte nun: er würde es in Deutschland nicht finden.

Allen Beziehungen, welche die Pennsylvania German Bank in Deutschland und besonders in Berlin und Hamburg unterhielt, war er nachgegangen. Aus seiner Wirksamkeit als juristischer Angestellter dieser Bank kannte er ihre deutschen Verbindungen. Er hatte versucht, sie für seine Person aufzunehmen. Er hatte gehofft, Kapital für seine Alveston Oil Company zu finden.

Er fand nur höfliche Ablehnung. Und überall die Ausrede, daß das deutsche Kapital angesichts des ungeheuern Aufschwungs der deutschen Industrie zu stark im Lande selbst in Anspruch genommen sei, um sich in amerikanische Unternehmungen hinüber ergießen zu dürfen.

Er war von einer heimlichen, leidenschaftlichen Ungeduld ganz erfüllt. Sie grenzte an Verzweiflung.

Seine herrische Begierde, seine Pläne durchzusetzen, war auf so unerwarteten, so zähen Widerstand gestoßen, daß sie auftrotzte: ich muß, ich will...

Nun saß er mit geschlossenen Lidern und dachte, dachte . . .

Gewiß, es blieb gar nichts andres übrig, als mit Margritts Vater eine ernste Unterhaltung zu suchen. Die halb spielerisch gemachten Anerbietungen, all die verlockenden Nebenbeibemerkungen hatten doch vielleicht eine gewisse Pionierarbeit in der Vorstellung des eigensinnigen alten Herrn vollbracht — das Erdreich seiner geistigen Aufnahmefähigkeit vielleicht ein wenig gelockert.

Und dann war da Daniela. Sie schien enthusiasmiert für seinen Unternehmungsgeist. Es würde klug sein, ihrer Schönheit noch mehr Bewunderung, ihrer Intelligenz noch mehr Beachtung zu zeigen. Ihr Interesse an seiner Gründung bis zur leidenschaftlichen Parteinahme für ihn und seine Pläne zu steigern. Man sagte ihr Einfluß auf den alten Herrn nach. Das sah Alveston: sie hatte keinenfalls so viel davon, als die Familie immer annahm. War aber doch dem Ohr des alten Herrn am nächsten und war fast immer um ihn.

Er war nicht reich, dieser schweigsame alte Mann. Selbst wenn er sein ganzes Vermögen herausgab, um den großen Plan fördern zu helfen, selbst dann war es nur eine Kleinigkeit — ein Nichts im Vergleich zu den Summen, deren Mark Alveston bedurfte, um seinem Unternehmen den Erfolg zu sichern.

Aber mit zwei-, dreimalhunderttausend Mark in der Hand, ja mit einem Bruchteil davon, kann man andre Menschen wieder eine Zeitlang glauben machen, man habe Geld...

Und Zeit und solcher Glaube, klug geweckt und genährt, ist alles . . . Zeit . . . Zeit gewinnen... Dem Mittellosen gibt kein Mensch Mittel. Dem Vermögenden strömen Gelder zu . . .

Alveston fühlte: auch für die Probe auf diesen uralten Wahrsatz muß man sich die rechte Umwelt suchen.

Die Familie seiner Frau, die Verbindungen, die er sonst noch in Deutschland anzuknüpfen gesucht, hatten sich als solche Umwelt nicht erwiesen.

Er wollte wieder nach Amerika zurückkehren. Die durch falsche Berechnung verlorene Zeit einholen, so rasch als möglich.

Er wollte zurückkehren — aber nicht mit ganz leeren Händen. Sein Schwiegervater mußte, würde ihm dennoch einiges Kapital anvertrauen.

‚Ich werde mit ihm sprechen,‘ beschloß Alveston.

Ein Lächeln ging ihm um die Lippen. Er kannte seine Beredsamkeit, er vertraute ihr. In Kontoren und vor scharf nachfragenden Geschäftsleuten kann man nur mit nüchternen Zahlen und mit geschriebenen Beweisen überreden. Phantasie und Feuer werden draußen in der Garderobe abgelegt.

Aber zu einem Mann, mit dessen Tochter man vermählt war, konnte man anders sprechen, selbst wenn alle Mitteilungen klug umgrenzt werden mußten . . .

Durch die geschlossenen Lider fühlte Alveston eine Verdunkelung des Lichts, zugleich spektakelte der Zug stark, vom Widerhall seiner Geräusche unter der Bahnhofshalle umprasselt.

Er fuhr empor. Die beiden breiten neuen Wintermäntel stiegen aus. Die zwei Damen warfen einen unwillkürlichen Abschiedsblick auf ihre Mitreisenden, der beinahe vorwurfsvoll war.

Alveston stieg rasch aus, lief nervös vor seinem Wagen hin und her, die ganzen Aufenthaltsminuten lang, und mußte erst vom Schaffner ermahnt werden, wieder einzusteigen.

Nun fror ihn. Er spielte mit den Fingern der rechten Hand ein paar Sekunden Klavier auf dem Tischchen vor ihm.

Die jungen englischen Eheleute saßen sich stumm gegenüber.

Der Zug glitt vorwärts. Die Landschaftsbilder der weiten Ebene huschten vorbei.

Alveston griff nach einer Zeitung und begann zu lesen. Er nahm nichts von dem auf, was seine Augen verfolgten. Er las wie ein Korrektor: er sah nur Worte, aus Buchstaben gebildet, und suchte keinen Sinn.

Bis sein Blick auf einen Namen fiel.

Er las im Feuilleton, unter „Kunst und Wissenschaft“, daß Andrew Carnegie Millionen für einen Universitätszweck gestiftet habe.

Er wurde rot. Ganz jäh und dunkel flammte das über sein Gesicht hin.

Wieder — schon wieder . . .

Immer und überall diese großen Namen. Immer diese großen Summen, die wie goldene Ströme ins Volk hinausflossen.

Und wie funkelnder Glanz ging es von diesen Namen aus, der hineinleuchtet in die fernste Nachwelt.

‚Sie werden Unsterbliche sein . . . wie Lincoln und Franklin es sind . . . auf andre Art, aber dennoch Unsterbliche.

‚Man kann nicht mehr emporsteigen wie sie. Nicht mehr auf dem Wege reich werden wie sie.

‚Die Zeiten haben sich schon geändert.

‚Wir sind, von einem gewissen Zeitraum der amerikanischen Geschichte an gerechnet — er hob an mit der Herrschaft der Technik —, schon die zweite Generation.

‚Es bedarf dreier Generationen, um einen Gentleman zu züchten. Auch um ein ganzes Volk von Gentlemen zu züchten — wenn man das sagen darf . . .

‚Wir sind die zweite Generation. Wir können nicht mehr vom Stiefelputzer an zum Milliardär emporsteigen.

‚Wer heute in die Höhe will, zu den ganz, ganz großen Summen, der bedarf schon einer Basis. Er muß Wissen, Bildung, Verbindungen haben.

‚Wir können aber noch nicht damit vornehm und geduldig operieren wie in alten Kulturländern... wie es die dritte Generation darf...

‚Das Menschenmaterial ist noch nicht durchgesiebt, noch nicht gleichwertig genug . . .

‚Wer es versteht, mit dem Geist der ersten Generation, den Hilfsmitteln der zweiten und den Allüren der dritten Generation zu arbeiten, der muß siegen — muß . . .

‚Ich will siegen — ich —‘

Er warf das Blatt, das er mechanisch unter seinen eindringlichen, rastlosen Grübeleien ganz klein und hart zusammengefaltet hatte, auf das Tischchen.

Er schloß wieder die Augen.

‚Groß sein, groß durch ein ungeheures Vermögen — herrschen —, es sind die wahren Fürsten heute, die des Geldes . . . Einen Namen haben, der in den Ohren der ganzen Welt mit hellem Goldklang widerhallt . . .

‚Welche Daseinswonne... höher als alle andern. Alle umschließend.‘

So blieb er mit geschlossenen Augen und träumte gewaltige Bilder. Er sah Prunkpaläste und sich darin als Herrn. Er sah köstliche, ihm gehörende Kunstsammlungen und führte neidvolle Gäste in ihnen herum. Er fuhr über Ozeane in eigner Jacht. Er gab Feste, von deren Glanz die Spalten aller Zeitungen erfüllt waren. Er machte Stiftungen, die seinen Namen der Nachwelt aufbewahrten.

Und sein ganzes Wesen weitete sich. Es war für große Daseinsformen vorbestimmt, gedieh in ihnen.

Der Reichtum war seinen Fähigkeiten die Treibhausluft, und sie wuchsen in ihm und er wieder wuchs durch sie . . .

Er fühlte: wenn sein Weg auf goldener Straße bergan steige, würde er die Schwungkraft eines Genies gewinnen. War er verdammt, zwischen Sorgen sich mühsam das Dasein zu erkämpfen, würde ihn das verwirren und zerpeitschen.

Der stechend weiße Himmel ward langsam sanfter und nahm den milden Glanz der grauen Perle an. Ein zarter Dunst begann sich da und dort über Wiesenflächen zu verdichten und war vor Waldhintergründen schon sichtbar, gleich stehendem weißem Dampf. Und dann mit einemmal war's, als käme die Stadt dem Zuge entgegen oder als fange er an, sich in sie hineinzubohren. Und dann wölbte sich die hohe Halle des Hauptbahnhofs über ihm, greller Lichtglanz umbadete ihn, und mit jähem Ruck stand er.

Alveston stieg mit der Menge treppan, von den tiefliegenden Bahnsteigen empor zur großen, quer liegenden Vorhalle. Im Hinundhergetriebe der Menschen, die sich dort ergingen, bemerkte er den Doktor Hartwig Mallinger.

Es kann ja keinen harmloseren und aller Welt zugänglicheren Platz geben als eine Bahnhofshalle.

Dennoch hatte Alveston auf der Stelle das Gefühl: der steht hier, um meine Ankunft zu umlauern. Durch eine zufällige Aeußerung der Frauen oder auch durch eine geradezu getane Frage konnte er erfahren haben, daß Margritts Mann heute zurückerwartet wurde.

Alveston fand, daß er seit einiger Zeit diesem Doktor Mallinger auffallend oft begegnete. Er hatte ihn zweimal fast umgerannt, als er abends aus dem Hansatheater kam. Mehrfach traf er ihn im nächtlichen Halblicht unter den Bäumen der Kirchenallee. Einmal sogar vor der Tür eines kleinen, stillen Bankiers, mit dem man nicht gerade offenkundige Beziehungen suchte, tief drinnen in der Altstadt. Diese Begegnung war ihm eigentlich die erstaunlichste gewesen.

Hatte sich Mallinger wie eine Art Detektiv an seine Fersen geheftet?

Diese Vorstellung erweckte Alvestons Spott im außerordentlichsten Maße. Der „putzige Pedant“ machte ihm Spaß. Er begriff: der kam sich romantisch vor, indem er einen Feind umlauerte.

Er grüßte auch jetzt mit lachendem Blick, und indem er, die Reisemütze besonders höflich lüftend, an ihm nahe vorbeischritt, sagte er laut:

„Guten Tag, Mr. Toggenburg."

Und schritt wohlgelaunt weiter, wie es Große sind, wenn sie die Kleinen mit einem neckischen Wort aufgespießt haben.

Mallinger folgte ihm mit einem blassen, bösen Gesicht.

‚Ich will ihn fordern,' dachte er. Aber zugleich fühlte er: nein, das ist Unsinn. Das ist es nicht, was zu geschehen hat. Alveston war imstande, eine Forderung mit schallendem Auflachen zu beantworten, diese Neckerei als Beweis naher Freundschaft zu bewerten. Oder: wenn man sich mit dem Mann duellieren konnte, schoß er einen voll kalter Besonnenheit und totaler Gleichgültigkeit nieder. Und Margritt war der treuesten Seele beraubt, ganz schutzlos . . .

Mr. Toggenburg! Er würgte den Schimpf hinunter . . .

‚Aber du wirst ihn mir bezahlen,' dachte er.

Alveston schritt aus der Bahnhofshalle schräg hinüber den Glockengießerwall hinauf. Die blaue Dämmerung füllte die Luft, und in den Straßentiefen verschwamm das Leben. Rötliche und gelbliche Lichtflecke standen um nebligen Dunst. Alle Häuser schienen höher, alle Dimensionen größer.

‚Wie gut die Dämmerstunde alle großen Städte kleidet,' dachte Alveston.

Er suchte in seinem Hotel sein Zimmer auf, um sich auf das sorgsamste umzukleiden, bevor er seine Frau und Tante Hanna begrüßte.

Da lagen auch ein paar Briefe. Er nahm sie auf, noch ehe er seinen hängenden, weiten braungrauen Paletot und seine Mütze ablegte.

Er durchflog sie. Und warf sie ärgerlich hin.

Der Bankier Pokorny, derselbe, vor dessen Tür Mallinger ihm neulich begegnet war, schrieb ihm:

„Sehr geehrter Herr!

Antwortlich Ihres Geehrten, d. d. 7. Oktober aus Berlin, worin Sie auf Entscheidung dringen, teile ich ergebenst mit, daß ich das proponierte Geschäft mit Ihnen nur unter der Bedingung machen kann, daß Ihre Frau, geborene Engelbert, ihre Unterschrift der Ihren beifügt. Das Darlehen von fünfzigtausend Mark zu fünfzehn Prozent steht zu Ihrer Verfügung, sobald Ihre Frau als spätere Erbin ihres Vaters, des Herrn D. F. Engelbert, sich als Schuldnerin verpflichtet. Ihrer baldgefälligen Entscheidung entgegensehend,

hochachtungsvoll

L. Pokorny & Cie."

Was sollte ihm das! Margritt würde fragen: Du brauchst Geld? Und zu solchen Zinsen? Und wer ist L. Pokorny & Cie.?

Und zärtlich und nüchtern zugleich würde sie dann sagen:

„Lieber Mark, wenn du Geld brauchst, so nimm doch meine Mitgift, sie liegt ja noch da, sie ist dein. Aber zu törichten Zinsen von einem dunkeln Mann nimmt man doch kein Geld auf."

Der zweite Brief war vom Konsul Oskar Gräfenhain.

„Hochverehrter Herr Vetter!

Ihre vertraulichen Zeilen, in denen Sie mir nochmals die glänzenden Aussichten Ihrer Oil Company darlegen, haben mich unendlich interessiert. Ich danke Ihnen für die besonderen Sympathien, die Sie dadurch für mich ausdrücken, daß Sie von der ganzen Familie in erster Linie mir das Verständnis für Ihr großzügiges Unternehmen zutrauen und ebenso in erster Linie mir den Vermögenszuwachs gönnen wollen, der aus der Teilnahme an gedachtem Unternehmen sich ergeben muß. Allein meine Frau verwaltet ihr Vermögen selbst und nimmt auch regelmäßig Rechenschaft entgegen über den Teil desselben, den sie mir zum Betriebe meines Geschäftes anvertraute. Eignes Vermögen besitze ich nur erst in kaum nennenswertem Maße. Und da nun meine Frau eine große Abneigung speziell gegen alle Oelgründungen hat, so muß ich mir zu meinem größten Bedauern das Vergnügen und den Vorteil versagen, an der Alveston Oil Company mich durch Uebernahme eines Postens Aktien zu beteiligen.

Mit wiederholtem Danke für Ihr überaus loyales Anerbieten bin ich, verehrter Herr Vetter,

Ihr hochachtungsvoll ergebener

O. Gräfenhain."

Alveston lachte den Brief aus und den Mann, der ihn geschrieben.

„Sieh mal an. Der imposante Herr Konsul! Und die demütig verliebte Frau mit ihrem monotonen ‚oh yes' — ‚oh indeed' . . . unter vier Augen hält sie die Hand auf den Beutel. So kommt man dazu, den Leuten hinter die Kulissen zu gucken."

‚Albernes Krämervolk,' dachte er voll zorniger Verachtung.

Alveston warf seine Mütze hin und traf vorbei. Anstatt auf den Tisch flog sie auf den Teppich. Der Paletot folgte. Aergerlich bückte er sich nach den Sachen und fing nun an, sich mit bedachteren, wenn auch sehr raschen Bewegungen umzukleiden.

Er nahm den Revolver, den er gewohnheitsmäßig immer bei sich trug, aus der Brusttasche und legte ihn sorglich auf die Platte des Nachtschränkchens.

‚Ich muß mit dem Alten sprechen,' dachte er entschlossen.

Der Zorn über die Briefe legte sich, den Spott vergaß er. Eine gallenbittere Enttäuschung folgte der ersten temperamentvollen Aufwallung. Und sie war so stark in ihm, daß sein Gesicht ganz erblaßte.

Seine rasende Begier nach Größe, die vorerst sich nur das Ziel stecken durfte, den Schein der Größe mit allen Mitteln aufrechtzuerhalten, fühlte sich gefoltert. Der Gedanke, alle seine Karten aufdecken zu müssen, empörte ihn . . .

Nein, das sollte nicht geschehen. Nein! Der zähe alte Mann würde mit sich reden lassen. Man mußte ihn betäuben — mit großen Worten, brillanten Zukunftsbildern — man mußte seinen Stolz zu nutzen wissen — seinen Geiz — ja gerade diese seine beiden Eigenheiten ... das ist die beste Kunst bei der Behandlung von Charakteren, ihren Fehlern Vorteile abgewinnen ...

Nun war er fertig. Er besah sich im Spiegel, der seine vornehme und durch den sorgfältigen Abendanzug noch gehobene Erscheinung mit angenehmer Deutlichkeit widerspiegelte.

Ein Schein von Zufriedenheit flog über sein blasses Gesicht und löste die scharfe Spannung der Züge.

Ein paar Minuten später trat er bei Tante Hanna ein. Sie war allein. Ihr Zimmer mild durchleuchtet. Trotz der Friedlichkeit darin und der guten alten Möbel hatte man nicht den Eindruck, in ein altjüngferliches Heim zu kommen. Es war doch ein bißchen Weltdamenatmosphäre da. Und das Fräulein kleidete sich auch immer so hübsch, als es ihre Mittel nur irgend erlaubten. Der einzige körperliche Vorzug, den ihr die Natur gegeben hatte, die stattliche Gestalt, wurde sorgsam zur Geltung gebracht.

Sie erhob sich gleich freud'g von ihrem Schreibtisch, daran sie gerade mit Nachrechnen ihres Haushaltungsbuches beschäftigt gewesen war.

Alveston küßte nach seiner Gewohnheit ihre beiden Hände, mit Gesten, als vollzöge er eine heiter-feierliche Zeremonie.

Das gefiel ihr immer wohl.

„Sie treffen mich allein. Margritt war in großem Zwiespalt. Sie wollte Sie hier erwarten, wäre am liebsten an die Bahn gekommen, obgleich Sie ihr das ein für allemal verboten haben ..."

„Margritt hat Talent zur Sklavin. Sklaven machen aus ihren Herren Unfreie. Was war denn wieder?" fragte er.

„Daniela telephonierte, ob Margritt nicht zum Mittagessen hinauskommen könne, ihr Vater scheine es zu wünschen."

„Margritt kann doch tun, was sie will."

„Ja, und ich redete ihr noch besonders zu, weil ..."

Nun besah sie etwas verlegen die Fingernägel ihrer Linken und strich mit der Rechten darüber hin. Sie hatte ja immerhin Gedächtnis ...

„Weil? ..."

„Die Mädchen" — Tante Hanna nannte Margritt mit Daniela zusammen immer noch so — „die Mädchen wollten heut ihren Vater überreden, daß er am Mittwoch zum Abendessen zu mir kommt. Es ist mein Geburtstag. Es wäre die Gelegenheit ..."

Alveston lächelte. Als Tante Hanna immer wieder schwor, ihrem Bruder nie verzeihen und nie wieder mit ihm verkehren zu können, hatte er sich gedacht, daß man sich eines Tages ohne viel Federlesen wieder vertragen werde.

Er fand es drollig, wie diese Menschen hier sich voneinander abhängig machten und nicht ohne einander fertig werden zu können schienen.

„Es ist mir sehr lieb, meine teure Gönnerin," sagte er, „daß ich Sie ein wenig für mich allein haben darf."

Er geleitete sie förmlich zärtlich in ihre gewohnte Sofaecke und setzte sich auf einen Stuhl an den Tisch, so nah zu ihr, daß sie fast Knie an Knie saßen. Den Ellbogen auf die Tischplatte neben sich gestützt, das Gesicht ganz dem alten Fräulein zugewendet, das Licht halb im Rücken — so sprach er lebhaft zu ihr.

Sie sah in seinen ganz verschatteten Zügen eigentlich deutlich nur die Augen. Und in diese war sie — sie erzählte es Margritt jeden Tag — total verliebt.

Und aus diesen ausdrucksvollen Augen sprühte nun ein ganz ungewöhnliches Feuer und machte es ihr ein bißchen schwer, sich zu behaupten.

„Es freut mich, daß Aussicht ist, Sie und meinen Schwiegerpapa wieder versöhnt zu sehen. Er ist ein sehr vorzüglicher Mann. In der Tat. Aber zurück hinter seiner Zeit. Es war mir an jenem Abend eine große Genugtuung, Sie von modernerem, unternehmendem Geist erfüllt zu sehen. Wie Sie ja auch ohne Zweifel Ihrem Bruder an Intelligenz und Weite des Blicks sehr überlegen sind."

„O ..." machte Tante Hanna mit einem Anlauf, das Lob abzuwehren.

„Man findet oft bei Frauen die größere Elastizität. Sie sind rascher im Erfassen und im Sichanpassen. Sie, teuerste Tante Hanna, sind geboren zu herrschen, zu disponieren. Wären Sie der Chef des Hauses Engelbert geworden, blühte es heute noch. Das ist meine Ueberzeugung."

„Das hab' ich auch manchmal gedacht," entfuhr es ihr. Sie fühlte sich ihrem Bruder durchaus überlegen. Unter Geschwistern fühlt sich jeder dem andern überlegen. Und der Lebhafte dem Langsamen erst recht.

„Und dann, wenn es bei Ihnen gewesen wäre, die Geschicke des Hauses Engelbert zu leiten, dann lebten Sie jetzt in den großen Verhältnissen, für die Sie geboren sind. Brauchten nicht als Kleinrentnerin ..."

Das alte Fräulein machte eine hochfahrende Bewegung.

„Pardon. Aber für meinen Maßstab sind Sie es. Ist es denn nicht wahr, daß Sie sich manches versagen, das zum Schmuck und zu den selbstverständlichen Bedürfnissen Ihrer Persönlichkeit gehört?"

Nun mußte sie doch sehr zustimmend und ausdrucksvoll nicken.

Und sie seufzte hart. All ihr bißchen Zufriedenheit kam ihr unversehens abhanden.

Er erhob sie so, machte viel aus ihr, schien ihr Ansprüche zuzuerkennen. Ja, das tat doch wohl. Und zugleich weh, weil man dadurch erst so recht begriff, wie man an allen Ecken und Enden beengt war, rechnen mußte.

Es war förmlich, als werde das Leben grauer, schiele sie von der Seite mit einem mißvergnügten Gesicht an.

„Ach ja," sagte sie mit einer deutlichen Märtyrerempfindung, „für mich heißt es immer sich einrichten: mit Gefühlen und mit Finanzen."

Seine Augen leuchteten sie an. Auch in seiner Stimme war eine förmliche feurige Entschlossenheit.

„Das Einrichten mit den Finanzen soll, ich hoffe so, bald nicht mehr im bisherigen Maß nötig sein," sprach er. „Die Obligation zu hunderttausend Mark, die Sie auf die Liegenschaften der Alveston Oil Company haben, verzinst sich freilich nur mit acht Prozent. Obligationen sind wechselnder Gewinnmöglichkeit ja stets entzogen. Aber die fünfzigtausend Mark, von denen Sie neulich abends sprachen und für die Sie sich Aktien kaufen wollen, können in ein, in zwei Jahren zu hundertfünfzig geworden sein."

„Wie schade, wie schade, daß ich bis zum ersten April nächsten Jahres damit warten muß," klagte sie.

„Aber liebe Tante Hanna! Das ist doch keineswegs nötig. Auch sind die Aktien im April nächsten Jahres nicht mehr zu Pari erhältlich. Sie, die Sie so erfahren sind in allen geschäftlichen Dingen, Sie wissen doch, daß eine Hypothek stets liquid ist. Sie können jede Stunde mindestens bis zu drei Vierteln ihres Wertes Geld darauf bekommen, bei jeder Bank. Ich will Ihnen gern dabei behilflich sein. Und in wenigen Tagen können Sie Aktionärin der Alveston Oil Company sein."

„Ich soll ... ich soll meine Hypothek verpfänden?" fragte sie langsam, sehr verdutzt.

„Nichts einfacher als das. Der Eigensinn Ihres Bruders braucht Sie nicht in Ihren Wünschen zu binden."

Sie schwieg. Zur großen Ueberraschung Alvestons schwieg sie vollkommen. Er hatte auf ein naiv jubelndes „Ja — ja!" gerechnet. Gedacht, daß ihr die Aussicht auf den Gewinn noch gewürzt werde durch das Gefühl, dem Bruder getrotzt zu haben.

Er hatte dies „Ja!" mit lächelndem Ausdruck erwartet. Nun versiegte dies Lächeln in seinem Gesicht. Jeder Zug darin spannte sich. Seine Augen ruhten groß und durchdringend auf ihrem Gesicht.

Tante Hanna hatte beinahe einen etwas dummen Ausdruck.

Beklemmt und zweifelnd dachte sie nach. Eine Hypothek zu verpfänden, das hatte für sie einen Beigeschmack. Es erweckte in ihr ganz allgemeine Vorstellungen von Unsolidität. Sie dachte, das sei so etwas wie eine Staatsaktion. Das tut man, wenn man in großer Geldnot ist. Wenn der Ruin vor der Tür steht. In ihrer Erinnerung saß ein unklarer Niederschlag von allerlei kaufmännischen Gesprächen, die sie gehört. Sie konnte nicht auseinanderhalten, „was man tut" und „was man nicht tut", nicht, was hundertfach geübte Praxis war und was auch in tatsächlichen Verlegenheiten vorkommt. Sie hatte das unsichere, aber dennoch starke Gefühl, daß da das freibeherrschte Geschäft aufhöre und die Spekulation beginne. Oskar Gräfenhains Vater fiel ihr ein: als es mit ihm bergab ging, verpfändete er eine Hypothek, die seine Frau ihm als Mitgift zugebracht gehabt. Das war damals in der Familie bekannt geworden und sehr abfällig besprochen worden. Die Umstände bei jener Handlungsweise waren natürlich andre gewesen. Aber dennoch ... Nein, sie konnte nicht ... war zu feig dazu. Sie dachte auch, es könne bekannt werden und dann würde man in der Familie mokant lächeln und sagen: Alveston hat ihr gewiß die Cour gemacht, und dem widersteht sie nicht ... Nein, es ging nicht.

Sie seufzte aus Herzensgrund, Sie schämte sich vor Alveston, daß sie nein sagen wollte. Aber alles, was sie zu dem Nein trieb, war doch noch stärker als dieses Schamgefühl.

„Ach, lieber Mark — das sagen Sie so ... Aber das kann ich nicht — nein, die Hypothek verpfände ich nicht. Unter keinen Umständen. Nie!"

Sie sah kummervoll vor sich nieder.

Er starrte sie an. Der feurige Ausdruck in seinen Augen erlosch. Sie wurden beinah tot und leer. Er erblaßte.

Und immerfort starrte er sie an. Schwer und wie gelähmt von einem blinden Zorn.

Sein vollkommenes Schweigen kam ihr endlich zum Bewußtsein. Ein blitzschnelles Erstaunen, daß er kein abschließendes, einlenkendes Wort sage, huschte durch ihre Gedanken.

Sie sah ihn an.

Und sah in ein ganz fremdes, furchtbares Gesicht ...

In Augen, die weiß schienen vor unbeherrschtem Zorn.

In Züge, vor deren leidenschaftlichem Ausdruck sie erschrak.

Sie machte eine Bewegung — vielleicht der entsetzten Ueberraschung.

Und darüber erwachte er. Und nahm sich mit rascher Kraft sehr zusammen.

Er lächelte.

„Mit Frauen muß man nicht über Geschäfte sprechen," sagte er.

Er stand auf und ging ein paarmal im Zimmer hin und her.

Sie sah ihm zu. Ihr Herz klopfte immer noch. Daß ein Menschenantlitz, das ihr so wohlbekannt gewesen war, sich derart im Ausdruck ändern könne, erschien ihr wie eine Unmöglichkeit. Sie wünschte es sich abstreiten zu können. Sie wollte sich zwingen zu glauben, sie habe so etwas wie eine Vision gehabt.

Aber sie fühlte es zu deutlich: das Gesicht blieb vor ihrem Gedächtnis wie die Erinnerung an eine Schreckensmaske ...

„Sie sind mir böse, lieber Mark?" fragte sie schüchtern.

Er blieb stehen, irgendwo in der Zimmertiefe. Die Hände in den Hosentaschen. Das Haupt stolz erhoben. Das Gesicht im Glanz der ihr so bekannten strahlenden Liebenswürdigkeit.

„Freilich böse — Ihretwegen! Daß irgendwelche Vorurteile Sie hindern, nach Ihrem Vorteil zu greifen. Aber das ist Ihre Sache."

In diesem Augenblick hörte man draußen Margritt. Sie kam Tante Hanna sehr willkommen. Sie fühlte sich so unsicher, hielt sich für blamiert vor Alveston und kämpfte mit einer merkwürdigen Empfindung von Angst, die sie selbst albern, töricht, verrückt schalt und die doch da war.

Vielleicht war die junge Frau auch ihrem Gatten willkommen. Als sie eintrat, mit einer gewissen befangenen Freude ihn anlächelte, zog er sie an sich und küßte sie. In seiner Art war sehr viel milde Zärtlichkeit und Großmut.

„War deine Reise angenehm?" fragte sie.

„Sehr. Ich habe vorzügliche Verbindungen angeknüpft."

„Im Interesse deiner Gründung?" fragte sie schnell und erfreut.

„Sieh an — was verstehen denn wir von Geschäften?" sagte er neckend. „Also ja: im Interesse meiner Gründung. Es ist so gut wie gewiß, daß zwei sehr bedeutende Bankhäuser als Hauptaktionäre große Posten meiner Aktien übernehmen."

„Wie schön! wie schön!" sagte Margritt aus Herzensgrund erfreut.

Sie dachte: ‚Wenn diese große Angelegenheit erst in Ordnung ist, kommt gewiß das Glück wieder ... kehrt die sichere Freudigkeit des Lebens zurück ...‘

Auch Tante Hanna sagte: „Gottlob!"

Und dachte: ‚Ich habe mich vorhin gewiß geirrt — es war die Beleuchtung — ich hab's mir nur eingebildet, daß er steif vor Wut dasaß — ihm kann ja doch gar nichts an meinen lumpigen fünfzigtausend Mark liegen — einem Mann mit soviel Verbindungen und solchem Vermögen — meine armseligen Fünfzigtausend! — ich hab' mich geirrt — gottlob!‘

Margritt kam zu ihr, umarmte sie, küßte sie auf die große Wange und sagte ihr ins Ohr:

„Papa kommt Mittwoch abend."

Da brach das alte Fräulein in Tränen aus. Es kam so über sie. Nun merkte sie erst, wie nah ihr der Streit mit dem Bruder gegangen war. Und sie hatte ein Gefühl, als habe sie geradezu gegen ihn anständig gehandelt, weil sie ihre Hypothek nicht verpfändete.

Margritt streichelte sie und tröstete sie mit Zärtlichkeiten und Flüsterworten.

Das Schauspiel kam Alveston einfach kindisch vor. Er nahm mühsam seine Ungeduld in beide Hände und bezwang sie, daß sie sich nicht muckse.

„Wir werden eine große Festivität zu Ehren Ihres Geburtstags haben?" fragte er.

Tante Hanna trocknete sich die Tränen.

„Außer uns nur Wallrode und Doktor Mallinger," sagte sie, während sich das Gewölk ihrer unklaren Gemütsbewegungen nun rasch verzog.

„So, so," meinte Alveston voll Spott, „ohne den getreuen Verehrer meiner Frau geht es nicht."

„Mark!" sagte die junge Frau bittend. Seine Bemerkung tat ihr weh. Ihre Seele war von herzlichem Mitleid erfüllt für Hartwig und von einer schönen Dankbarkeit.

Er machte eine Handbewegung.

„Ich bin nicht eifersüchtig," sprach er.

„Dazu haben Sie auch nicht von fern Ursache," schwor Tante Hanna eifrig, „sonst lüde ich ihn wahrhaft nicht so viel ein."

Margritt sah still vor sich hin. Sie hatte die vollkommene Gleichgültigkeit herausgehört aus seinem Ton, die gänzliche Nichtachtung.

Und das tat ihr irgendwie sehr weh.

Es klang, als sei er gar nicht imstande, ihretwegen zu leiden.

Diese Gleichgültigkeit hätte sich so mannigfaltig ausdeuten lassen. Das versuchte die junge Frau gar nicht. Sie fühlte nur: es ist ihm nicht der Mühe wert ...

Es war am andern Tag. Die durchsonnten Herbstnebel lösten sich gegen Mittag auf, und unter lachendem Himmel stand die Welt im Oktoberglanz. An den Ufern der weiten Alsterbecken bleiben die Konturen der Häusermassen weich und ihre Flächen blaugrau. Als prunkende Farbenflecken wirkten davor aus Gärten und Anlagen noch rote Blumenbeete und kränzten den Wassersaum wie mit Sommerschmuck.

Das Geschenk der warmen, hellen Stunden belebte alle Menschen. Der Verkehr schien rascher und fröhlicher aufzubrausen, und in der rastlosen alten Hansestadt sah es aus, als eilten die Menschen nicht zu Geschäften, sondern zu Vergnügungen.

Der Alsterpavillon, als Pfahlbau an das Ufer des Jungfernstiegs stoßend, war wie von einem dichten Kranz von Menschen umgeben, die unter Lorbeerbäumen an winzigen Tischen teils auf dem Straßenpflaster, teils auf den den Pavillon umgebenden Altanen saßen.

Alveston, allein an einem Tischchen an der Wasserseite, starrte auf die Flut. Die flinken Boote liefen da unaufhörlich hinaus und krochen unter dem engen Bogen der Lombardsbrücke in die freiere Wasserwelt der Außenalster oder kamen von da herein, um als emsige Träger ihre Menschenlasten an der Landungsstelle des Jungfernstiegs abzusetzen. Schwäne, etwas angegraut vom unreinen Wasser, zogen mit allerlei Getue nahe am Altan entlang und ruderten mit ihren orangefarbenen Schwimmfüßen, sich auf einer Stelle, in Front des Pavillons haltend. Sie wanden die Hälse und plusterten ihr Gefieder auf, um Brocken bettelnd, die ihnen von Kinderhänden auch oft hinabgeworfen wurden.

Von all dem munteren Leben nahm Alveston nichts wahr.

Er überdachte den Vormittag, der hinter ihm lag. Von vergeblichen Bemühungen waren die Stunden angefüllt gewesen.

Dann hatte er mit Herrn L. Pokorny gefrühstückt. In einem Kellerlokal hatten sie gesessen, wo Alveston sicher zu sein glaubte, daß keine Bekannte ihm dort begegnen konnten. Sie saßen an einem breiten Fenster, und unter diesem zog sich das ockerfarbene Wasser eines Flets dahin. Drüben erhoben sich groß und nüchtern Speicher in eng aneinander gedrängten Fronten, das Fundament im trüben Wasser badend. Aus ihren Obergeschossen kamen von den Winden gleich langen Schlangen Riesentaue herab und pickten mit dem eisernen Hakenmaul die dicken Warenballen auf aus den in Flet ankernden Leichtern. Leise schwingend schwebten sie empor und wurden vom Munde irgendeiner Luke in der Front verschluckt.

Diesem Spiel sah Alveston zu, während Herr Pokorny mit ungemeiner Gelassenheit und schlechten Manieren dem üppigen Frühstück zusprach. Er saß hier als Gast. Sein Gastgeber aß fast nichts. Alveston kam um seinen Appetit, wenn er mit Menschen am Tisch saß, die plump aßen. Vielleicht war er auch zu nervös.

Zum Schluß erklärte Herr Pokorny, sein Gegenüber ganz unerschütterlich anguckend, daß er mit Vergnügen dies Geschäft machen werde. Aber nur, wenn Frau Alveston, geborene Engelbert, als Erbin des nicht reichen, aber solid wohlhabenden alten Engelbert durch ihre Unterschrift sich mit verbürge.

Und von den widerwärtigen und erbitternden Erinnerungen an die Unwürde dieses Frühstücks ganz erfüllt, saß nun Alveston hier und starrte auf das bewegliche Bild der vom Straßenverkehr quadratisch umgebenen Wasserfläche hinaus.

Er wußte es nun, es blieb kein andrer Weg, als den alten Herrn zur Herausgabe von Kapital zu bewegen.

‚Merkwürdig,‘ dachte der Mann, ‚wie sich mir die Hindernisse in den Weg werfen. Andern gelingt so etwas spielend. Was will ich denn? Nichts, was so kühn oder so originell ist, daß ich mich verrenne, weil unbekannte, noch nie betretene Wege mich in die Irre leiteten. Ich will nur ein Geschäft machen, wie es schon hundertmal gemacht worden ist. Mit wie viel fiktiven Kapitalisationen sind schon ungeheure Vermögen erworben. Niemand von all diesen, die mir so ängstlich ihre Kassen verschlossen halten, würde einen Pfennig verlieren. Alle sogar wahrscheinlich bedeutend gewinnen. Warum sollte mir nicht gelingen, was schon zahllose Male bei uns gelungen ist: die Aktien hoch, hoch über Pari auf den Markt zu bringen.

‚Was geht es mich noch an, in was für Händen sie sind, wenn eines Tags die Alveston Oil Company liquidiert. Zahllose Papiere von Scheinwert werden gehandelt.

‚Die sie schufen, waren die Intellekten. Und sie allein haben das Recht auf Geld. Denn in ihren Händen hebt es die Größe des Landes. Ihnen tributär zu werden ist die Bestimmung, die Pflicht der Herde.‘

Er fuhr zusammen. Sehr nah an seinem Tisch drängte sich jemand vorüber und hob zu kühlem Gruß den Hut.

Es war Doktor Hartwig Mallinger.

Alveston sah ihm starr nach, bis er um die Ecke des Gebäudes verschwand, die Sonne suchend, die dort noch voll auf die Reihe der Tischchen schien.

Es fiel ihm gar nicht ein, daß dies in der Tat eine zufällige Begegnung sein, daß Mallinger die Gewohnheit haben könne, hier allnachmittäglich seinen Tee zu nehmen.

Er fühlte wieder: ich werde beobachtet, verfolgt ... Sein rasender Hochmut flammte auf. Zugleich hatte er diesmal doch eine peinliche, nervöse Empfindung. Er trotzte dagegen: meinetwegen, spioniert mich aus, soviel ihr wollt ...

Er stand auf, ging fort. Auf dem Jungfernstieg nahm er sich einen Taxameter und sagte dem Kutscher: „Ausschlägerelbdeich.“

Nun rollte der Wagen in schlanker Fahrt dahin. An der Alster entlang, durch das gewaltige, lachend überstrahlte Straßenbild des Glockengießerwalls. Rechts an ihm, in vornehmer Stille aus dem letzten Ueberrest der Wallanlagen wie aus einem Gartenidyll grüßend, stand der Renaissancepalast der Kunsthalle. Nur durch eine, die Gleisschlucht überschlagende Brücke von ihm getrennt, erhob sich der Palast des Verkehrs — der Bahnhofsbau. Zwei Welten schienen hier aneinander zu stoßen: die der höchsten Innerlichkeit und die der größten Unruhe.

Weiter lief der Wagen, hin in die endlose, von emsigem Gewerbeleben erfüllte Blankstraße, zwischen den hohen Häuserzeilen und schon entblätterten Bäumen des Billhörner Röhrendammes.

Alveston hatte immer ein geradezu seelisches Behagen am Fahren. Das hohle Klappen der Pferdehufe, rastlos und gleichmäßig vom Straßenpflaster widerhallend, tat seinen Nerven wohl. In einer fast primitiven Empfindung genoß er es, durch den Sitz im Wagen, ruhend und doch fortbewegt, von den Fußgängern auf dem Bürgersteig geschieden zu sein.

‚Von meinem Stall und meinem Wagenpark soll in ein paar Jahren New York sprechen,' dachte er.

Was war das: in Berlin, in Wien, in Paris eine Rolle spielen! Besonders in Paris schien es kinderleicht. Es war nichts!

Aber in New York, dem Paris der Amerikaner, bemerkt werden — unter den ersten Namen zu stehen... ja das bedeutete in Wahrheit Ansehen.

Ein großer Amerikaner ist für die ganze Welt ein großer Mann...

‚Unsre Zahlen hallen über die Ozeane...'

Alveston lächelte vor sich hin.

Niemals konnte er beschwingter, zuversichtlicher nachdenken als bei rascher Fahrt.

Und nun war ihm, als führe er zu einem Siege. All die peinvollen Erregungen der letzten Monate hörten auf. Sie war zu Ende, diese mit kaum beherrschter Ungeduld, unter immer erneutem Aufbäumen des Hochmuts ertragene Bettelei.

Ja, Bettelei schienen ihm zuletzt seine Versuche, Kapital aufzutreiben. Weil sie ohne Erfolg geblieben waren. Erfolg hätte ihnen den Charakter des „Geschäftes" gegeben und seinen Stolz beflügelt.

Deutlicher als jemals fühlte er: er war ein Mann, veranlagt in großen Dimensionen zu leben und zu wirken.

Er wollte, er würde, er mußte erreichen, was ihm vorschwebte!

Jetzt, in dieser Daseinskrisis nur eine Handvoll Kapital!... eine Bagatelle!... Es würde genügen, um nach Amerika zurückzukehren und den Schein von Größe aufrechtzuerhalten; es würde Frist bedeuten...

Was hier nicht gelungen war, konnte nun doch noch drüben gelingen.

Auf dem Grundstück, das er erworben und über dessen flüchtig zusammengezimmertem Zaun das stolze Schild mit der Firma „Alveston Oil Company" prangte, mußte eine gewisse Tätigkeit entwickelt werden. Man mußte anfangen zu bauen, zu bohren. Es würde sich natürlich Naphtha zeigen. Dies müßte in die Presse hinausposaunt werden. Das kleine Areal lag ja in unmittelbarer Nähe des Spindle-Top-Distriktes. Da gab es überall Erdschichten, die noch Oel enthielten.

Die winzigste Produktion genügte, um in der Presse den größten Lärm davon zu machen. Aber so ein Lärm kostet Geld... Mehr als die Anlage eines Bohrloches.

Ja... jetzt nur eine Handvoll Kapital! Um die Sache in Betrieb zu bringen und die Reklame arbeiten zu lassen.

Und dann würde die Angelegenheit wie von selbst vorwärtsgehen. Für zwei Millionen Dollar Aktien ließen sich in Amerika spielend verkaufen, wenn nur erst die Aufmerksamkeit auf die Alveston Oil Company gelenkt werden konnte. Und all die Käufer dieser Aktien, wenigstens die meisten, würden so gut wie er selbst wissen, daß es sich um ein Geschäft mit Scheinwerten handle. Und dadurch wurden sie seine Helfer, hatten auch ihrerseits ein Interesse daran, den Kurs der Aktien zum Steigen zu bringen. Das griff alles ineinander ein.

Auch das Geld, auf einen Zweck versammelt, arbeitet wie eine Maschine. Die tausend großen und kleinen Interessen, die es in Bewegung setzen, gleichen den Rädern. Mit ihren Zähnen haken sie hart ineinander ein und zwingen sich gegenseitig zur Umdrehung. Mit langem Treibriemen sind die fern voneinander liegenden verbunden, und er jagt sie in gleichem Umschwung herum. Die Kolben stampfen auf und ab, glatt von Oel, zähe und stumpfsinnige Arbeiter, die den Gang der Maschine fördern. Kleine blanke Räder, scheinbar ohne Zusammenhang mit der Hauptbewegung, kreisen unaufhörlich um ihre Achsen. Und das alles plappert breitmäulig und erzählt mit klappernden Geräuschen von der Arbeit, die es vollbringt.

Der eine aber, der dem so arbeitenden Geld den Zweck gibt, dem kommt der Hauptgewinn zu...

Reich sein! Wirklich sein, was ihm seit ein paar Jahren mit großer Kunst gelungen war zu scheinen...

Endlich angekommen...

O, diese Jahre des Scheinens waren nicht verloren. Sie waren ein kluges Vorspiel gewesen. Hatten ihm doch da und dort gute Vorurteile Ansehen und Kredit erweckt.

Jetzt nur eine Handvoll Kapital! Damit von einer Europareise zurückkehrend — und er war gewiß, ganz gewiß imstande, den zuvor drüben gewonnenen Kredit nun tatsächlich auszunutzen.

Wie genoß er schon das Ansehen, das er sich bis jetzt zu schaffen gewußt! Eine Ahnung und Vorgeschmack dessen war es, was erst der wirkliche, grandiose Reichtum gewähren mußte...

Er rechnete weiter: wenn ihm von dem Unternehmen der Alveston Oil Company nur eine Million Dollar in der eignen Hand bleiben würde, hatte er den Fuß auf der ersten Sprosse der Leiter. Und dann war das weitere Aufklimmen gesichert. Die erste Million ist die schwerste. Das stand in der Fibel aller Großkapitalisten.

Das Sonnenlicht erlosch aus den Straßen hinweg. Feiner blauer Dunst füllte sie, und durch

seinen feuchten Nebel glänzten milder alle Straßenlaternen, die gerade entzündet wurden.

An der Ecke der Vierländerstraße, wo der Wagen umbog und wie ein Panorama sich der Blick auf den von Dämmerung schon verschleierten Strom öffnete, sah Alveston Daniela.

Er ließ den Wagen sie ein paar Schritt überholen, dann halten und stieg aus.

Daniela wurde zu ihrem eignen Aerger wieder rot. Das kam: seit damals, wo sie wirklich unter Alvestons feurig-zudringlichem Blick errötet war und Wallrode es gesehen hatte — gerade er! als ob man mehr Pech haben könne — ängstigte sie sich jedesmal davor, rot zu werden, und wurde es deshalb mit Sicherheit.

„In der Dämmerung und allein auf der Straße?" fragte er.

Sie schritten nebeneinander auf dem Deich entlang.

„Es ist ja noch fast taghell. Ich hatte eine kleine häusliche Besorgung."

„Ich liebe nicht, schöne Frauen zu Fuß auf der Straße zu sehen."

„Ja — wir können uns nun mal keinen Wagen halten," sagte Daniela gleichmütig. Aber schon wurde sie auch verwirrt. Sie fühlte, sie habe die „schöne Frau" ganz einfach eingesteckt, als käme ihr das zu.

„Was nur an den Dispositionen Ihres Vaters liegt."

„Wenn ich 'n Mann wäre, wär's mir zu langweilig, bloß so still auf meinen paar Staatspapieren zu sitzen. Aber ich versteh' wohl nichts davon."

„Sehr viel verstehen Sie davon," sprach er lebhaft. „Oder nein: Sie verstehen nicht, aber Sie haben die gesunde, moderne Empfindung. Helfen Sie mir, Ihren Papa zu überreden, daß er sich an meiner Unternehmung beteiligt. Es wäre zu Ihrem Besten, zu seinem, ein Vorteil für Margritt und ihre Knaben."

Daniela wurde verlegen. Sie mochte ihrem Schwager nicht sagen, daß sie Papa schon reichlich oft die Ohren mit Bitten, Fragen, Vorstellungen in dieser Sache gefüllt, daß er es sich schroff verbeten habe.

In ihrer Verlegenheit stand sie still und sah vor sich nieder.

Er verstand nicht, was ihr war. Er nahm ganz zart ihre Hand.

Das war ihr beängstigend. Sie entzog sie ihm schnell. Sie fühlte: er ist doch Margritts Mann ...

„Papa ist alt. Man muß ihn in Ruhe lassen. Er könnte ja mein Großpapa sein. Das denk' ich oft — seinen Jahren nach. Man darf keinen feurigen Unternehmungsgeist mehr von ihm verlangen. Ich, ja, wenn ich zu bestimmen hätte... dann ..."

„Sie hätten an meine Seite gehört — eine Frau wie Sie mußte meine Mitkämpferin werden. Margritt ist zufrieden. Immer. Wie ist das eng. Sie bereitet mir eine Häuslichkeit so recht zum Ausruhen für erschöpfte Nerven — das brauch' ich ja auch, zuzeiten, gewiß. Aber Sie, Daniela, Sie verstehen meine großen Pläne."

Sie war ein wenig benommen von so viel feuriger Anerkennung. Sie dachte: ‚er weiß es ja gar nicht, kennt mich so wenig.' Und dennoch tat es ihr recht wohl, hoch eintaxiert zu werden. Sie sah ihn an. Und doch auch nicht so eigentlich ihn. Vor ihren Gedanken stand das Bild, das sie sich vom Mann und vom Leben machte... Es hatte große Linien und bedeutenden Inhalt... Ungewöhnlich war es — vor allen Dingen ungewöhnlich ... Darauf kam es hauptsächlich an.

Sie seufzte.

„Liebe Daniela," flüsterte er.

Sie erwachte aus ihrer Benommenheit.

„Was stehen wir hier," lachte sie erzwungen und mit heißem Kopf.

Und sie gingen ins Haus.

Ein paar Augenblicke später saß Mark Alveston im Zimmer seines Schwiegervaters, dem steifen, aufrechten alten Herrn gegenüber. Daniela kam mit dem Tee und setzte sich zu den Männern. Ein etwas massiver und zu dunkler Schirm umfing das Licht der Lampe, so daß es nur als helle Scheibe auf dem Tisch lag, dem Raum aber kaum mehr als Dämmerung gönnte. In diesem Licht stickte Daniela Rosenbäumchen auf eine weiße, im Biedermeiergeschmack bezeichnete Decke.

Der alte Herr rauchte um diese Tageszeit nicht. Und das gab ihm etwas Kahles, so als habe man seinem Bilde die Nuance der Gemütlichkeit, die einzige, genommen. Er trank zuweilen einen Schluck Tee und sah, ehe er ihn nahm, immer erst einen Moment in die Tasse.

Alveston, die schlanken Hände um sein übergeschlagenes Knie gefaltet, saß in einem Klubstuhl, vorgebeugt, ganz dem wortkargen Mann zugewandt.

„Papa," begann er, „um die Wahrheit zu sagen, komme ich heute nicht nur, um Sie nach meiner kurzen Berliner Reise zu begrüßen und hier ein Teestündchen mit Ihnen zu verplaudern. Ich suche eine geschäftliche Unterredung mit Ihnen — o bitte, Daniela — Sie sollen nicht gleich davonlaufen — ich hoffe, es wird Sie nicht langweilen."

„Ich habe mich von allen Geschäften zurückgezogen," bemerkte der alte Herr.

„Leider. Zu früh. Ehe diese Zeit begann, wo für den Tatkräftigen und Weitblickenden das Geld fast auf der Straße liegt."

Er besann sich einen Augenblick. Der andre Mann schwieg vollkommen.

Er hatte noch niemals in seinem Leben Neugier gezeigt oder gehabt. Er fühlte auch jetzt

nicht die mindeste auf das, was Alveston ihm erzählen wollte. Daß der noch einmal auf den Hausverkauf oder die Oil Company zurückkommen werde, erwartete er nicht. Denn er, Engelbert, kam nie auf Sachen zurück, die mit einem „nein" schon erledigt waren.

„Ich aber, lieber Papa, fühle Kräfte in mir und die Bestimmung, mir im geschäftlichen Leben Amerikas einen ganz prominenten Platz zu erobern. Alles, was ich bis jetzt leistete, war sozusagen nur Vorarbeit. Die Zeit der Taten, der wirklichen, großen Taten hebt für mich erst mit meiner Oil Company an."

„Taten? Sie meinen mit Taten: Geld?" fragte Engelbert trocken.

„Ja, Geld. Geld in der rechten Hand ist identisch mit Taten. Ich werde die eines Sämanns vollbringen: Gold ausstreuen auf die richtigen Fruchtböden, wo es sich verhundertfacht. Sie wissen es: Amerika ist das Land der riesenhaften Dimensionen. Unternehmungen, die dort wirklich in den Vordergrund der Beachtung treten sollen, müssen Konturen von beinahe phantastischer Größe haben. Diese Erkenntnis lähmt den Geist der kleinen und mittleren Kräfte. Sie beflügelt den der wahrhaft Intellekten und Berufenen. Sie macht erfinderisch, kühn, ehrgeizig. Ich fühle all die Fähigkeiten in mir, die Mischung all jener Eigenschaften, deren man drüben bedarf, um in die Front zu kommen, beim ungeheuern Kampf um große Geltung."

Daniela hielt die Hände über ihre Stickerei zusammengelegt und hörte sehr begeistert zu.

‚Ach, die glückliche Margritt,' dachte sie. ‚Solche Männer sind doch wie Helden. Mit Schwertern gegen Drachen kann kein Mann mehr ausziehen. Heut setzt man andre Kräfte ein. Ja, das ist auch was: Wagemut und Adlerblick auf geschäftlichem Gebiet.'

Und die mühsame Kleinarbeit eines andern fiel ihr ein ... ‚Die Art seiner Arbeit bildet gewiß den Mann,' dachte sie. ‚Wer sich seine Mühen nach kleinen Tarifen berechnen und bezahlen lassen muß, wird allmählich ein Spießbürger.'

Und mit wie fürstlichem Selbstbewußtsein sprach dieser.

„Sie haben mich vor einigen Jahren ungern als Sohn angenommen, lieber Papa, aber ich hoffe, daß Sie noch stolz darauf sein werden, sehr stolz, Ihre Tochter an Mark Alveston verheiratet zu haben."

„O ich — ich bin zufrieden, daß meine Tochter glücklich scheint, und danke Ihnen dafür," sagte Engelbert und guckte angelegentlich in den goldbräunlichen klaren Tee in seiner Tasse, die er am Henkel hielt, um sie gleich zum Mund zu führen.

Diese Reden machten ihn etwas hilflos. Er verstand nicht, wie ein Mann so groß von sich sprechen könne. Er dachte zu langsam und zu schwunglos, um dadurch sich fortreißen zu lassen.

„Die Angelegenheit meiner Oil Company geht vortrefflich voran. Interessiert es Sie, einige Details darüber zu hören?"

Der alte Herr machte eine Kopfbewegung von unbestimmbarer Bedeutung.

Und nun hielt Alveston einen sehr langen Vortrag über die Qualität des Petroleums, das auf seinem Gelände erbohrt werden würde. Er setzte auseinander, daß es nicht von der Güte des Pennsylvaniaöls sein werde und nur einen weit geringeren Prozentsatz von Leuchtöl hergeben könne, trotz der Vorzüglichkeit des neuen Raffinierungsverfahrens, das er denke anwenden zu lassen. Aber er schilderte die außerordentlich vorteilhafte Verwertbarkeit des zu erzeugenden Schmieröls und des Asphaltes. Auf dreiundvierzig Prozent Schmieröl in verschiedenen Qualitäten sei für gewiß zu rechnen. Ein Artikel, der in einem Maschinenlande, als welches man Amerika doch bezeichnen dürfe, einer nie zu genügenden Nachfrage begegne.

Indem er so nüchtern die künftige Produktion nicht zu überschätzen schien, erweckte er zugleich ein gesteigertes Vertrauen in ihre Zuverlässigkeit.

‚Es scheint ja ... es scheint ja,' dachte der alte Herr zufrieden. Aber als Mark Alveston nach seinen sehr ausführlichen Darlegungen eine Pause machte, schwieg er doch in diese Pause hinein.

Und diese Stummheit erregte Alveston. Sie war ihm wie ein Signal. Unheimlich beredt war sie ihm.

„Nachdem ich nun so Ihnen, lieber Papa, die ganzen Verhältnisse klargelegt, biete ich Ihnen noch einmal im Ernst an, was ich Ihnen schon oft gesprächsweise und halb im Scherz bot: Beteiligung an meiner Company," sagte Alveston voll Haltung.

Daniela hielt fast den Atem an und sah zu ihrem Vater hinüber.

Der saß ruhevoll, mit unbewegtem Gesicht, und sagte höflich:

„Ich danke Ihnen. Aber ich habe mich, wie Sie wissen, von allen Geschäften zurückgezogen."

„Es handelt sich nur um eine veränderte Kapitalanlage für Sie, die Sie in keiner Weise wieder in Geschäfte hineinzieht."

„Ich wünsche meine Kapitalanlagen nicht zu verändern."

„Sie sind doch stolz auf Ihren Namen, das Ansehen Ihrer Familie. Es wird sich, es kann sich nur heben durch Anwachsen Ihres Vermögens."

„Ich bin zufrieden mit dem Ansehen, wie ich's habe."

„Aber Sie haben auch Pflichten. Der Wert des Geldes hat sich geändert. Ihr Vermögen, das in Ihrer Jugend noch etwas bedeutete, stellt

Schwestern

Nach einem Gemälde von Alexander Bertrand


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

heut bescheidenen Wohlstand dar. Vermehren Sie ihn."

„Ich habe keine Bedürfnisse," sagte der alte Herr und griff wieder nach seiner Teetasse.

Alvestons feuriges Auge verschleierte sich. Sein volles Organ, das immer bezwingend, fast liebkosend klang, wurde schärfer.

„Ihre Töchter werden aber andre Ansprüche an das Leben haben. Und an die Zukunft Ihrer Enkel denken Sie nicht? Sie wollen Töchtern und Enkeln nicht den Vorteil zuwenden, den eine Verdoppelung Ihres Vermögens für sie doch bedeuten würde?"

„Ich hoffe, Daniela bekommt einen vernünftigen und soliden Mann, auch ist immerhin auskömmliches Vermögen da. Und Ihre Frau und Ihre Knaben brauchen ja auf kein Großvatererbe Gewicht zu legen bei dem Reichtum, den Sie schon so gut wie in der Hand haben," sprach der alte Herr in unerschütterlicher Logik. Und er trank mit einer abschließenden Geste einen Schluck Tee. Seine ganze Haltung drückte förmlich lesbar aus: „So! Schluß!"

Alveston schwieg ein paar Sekunden. Er hatte einen Faustschlag vor die Stirn bekommen. Er war wie betäubt. Das hielt den Lauf seiner Gedanken auf.

Das ganze Zimmer schien von einem tumultuarischen, hellen Lärm erfüllt. Tausend Hohnstimmen schrien gellend: „nein, nein, nein! . . ."

Alveston sah vor sich nieder. Ihm war, als müßte sonst die Wut aus seinen Augen springen und sich auf den hartnäckigen alten Mann stürzen.

Er konnte es, er wollte es nicht mehr sehen, wie der so bedächtig den Inhalt seiner Tasse anguckte und sie dann zum Munde führte, als sei's ein Entschluß.

Diese unschuldige Gewohnheit reizte ihn — machte ihn schäumen — aus der Hand hätte er ihm die Tasse schlagen mögen . . .

Wie saß der alte Mann da . . . verstockt, unberührbar, unbewegbar, zäh . . .

Wie ein Hindernis . . .

Was war er denn seinen Kindern? Wozu lebte er? Was hatte er selbst vom Leben?

Wie ein unnützer Stein lag er auf ihren Wegen.

Sie liebten ihn. Ach — schwächliche Gewohnheit. Fixe Idee. Eingebildete Gefühle. Gezüchtet durch den überkommenen Begriff „Familie". Eine von den mutlosen Lügen der Gesellschaft . . .

Ein Mensch, der ein Hemmnis ist für eine stärkere Kraft und einen lebendigeren Willen, hat seine Rechte verwirkt . . .

Für Alveston verkörperte sich plötzlich alles, was er in den letzten Monaten an Demütigungen, Enttäuschungen, Aengsten hatte hinunterwürgen müssen, in diesem einen Menschen . . .

Er bezwang sich. Er sah, mit fast erloschenen Blicken, bleich, starr den alten Herrn an.

„Lieber Papa," sagte er, „Sie haben recht. Ihre Tochter Margritt und Ihre Enkel bedürfen keinerlei Fürsorge Ihrerseits. Ich respektiere als Gründer der Alveston Oil Company Ihre Abneigung, Ihr Vermögen in mein Unternehmen zu stecken. Es ist so groß und glänzend, daß es nicht um Kapital betteln zu gehen braucht."

Er atmete tief auf. Wie zu einem letzten Anlauf.

Daniela sah von einem zum andern. Sie litt, weil ihr Papa so eigensinnig war. Sie begriff es nicht. Wie konnte er . . . Es schien ihr kränkend für Mark — wie Mißtrauen sah es aus . . .

„Aber als Schwiegersohn habe ich eine Bitte. Ich hoffe, Daniela wird mir helfen und diese meine Bitte bei Ihnen befürworten."

Bei der Nennung ihres Namens, auf den Ton hin, der sich liebenswürdig an sie zu wenden schien, machte Daniela eine unwillkürliche Bewegung. Eine ablehnende . . . ach nein, ach nein, sie wollte sich nicht zwischen die Männer stellen! Wenn sie Papas Haltung auch nicht billigte — sich gegen ihn wenden? Ihn nochmals, ihn immer wieder quälen? Nein, nein. Papa wollte seine Ruhe. Und das ging doch schließlich allem vor.

Auf diese unwillkürliche, ablehnende Bewegung hin blitzte in Alvestons Auge etwas auf, ein Zug zorniger Ungeduld huschte um seinen Mund.

Er fuhr fort, mit leidenschaftlicher Eindringlichkeit sprechend:

„Ich bitte Sie, Papa, an den Eindruck zu denken, den moralischen Eindruck, den das macht, wenn ich sagen muß: Mein Schwiegerpapa? Herr Engelbert? Ja, der — der hat sich in gar keiner Weise beteiligt an dem Unternehmen. Sähe das — wenn ich das sagen muß — sähe das nicht aus wie . . . wie Mangel an Glauben . . . Mißtrauen in meine Kapazität . . . säh' es nicht so aus? Und deshalb — um des Ansehens willen, um mir die Freude zu machen . . . als Wohltat für mein Gemüt, als Ausgleich gewissermaßen für die Ablehnung, die ich einst erfuhr . . . deshalb bitte ich: Beteiligen Sie sich gleichsam wie zur Unterhaltung — um den Spaß zu haben — doch mit einer Bagatelle an der Sache. Vielleicht haben Sie Pläsier daran, Aufsichtsrat zu werden . . . Nehmen Sie's nicht als Geschäft; als Familienangelegenheit nehmen Sie's, auf die Sie stolz sind — ich hoffe so, daß Sie es sind —, bringen Sie mich nicht in die seltsame Lage, daß ich erklären muß: Mein Schwiegervater ist gar nicht — aber gar nicht an der Sache beteiligt. Nehmen Sie für Margritts künftiges Erbteil Aktien. Oder nur für die Hälfte davon."

Er schwieg. Erschöpft von dem ungeheuern Zorn, der in ihm gärte, während er so bat — und sein ganzes Wesen war dem Bitten feind . . . er litt und haßte den, der ihm dieses Leiden aufzwang . . .

Engelbert hatte sehr aufmerksam zugehört und besann sich ein paar Augenblicke. Dann sagte er:

„Wir in Hamburg wissen ganz genau in Amerika Bescheid. Das ist ja für uns nebenan. Und da will ich Ihnen was sagen: Drüben kräht kein Hund noch Hahn danach, ob Ihr Schwiegervater sich beteiligt hat oder nicht. Wenn Sie bloß Kapital haben. Na und das haben Sie ja. Sie brauchen meins gewiß nicht. Brauchten Sie es aber, dann wäre es schlimm. Und dann gäbe ich es Ihnen erst recht nicht. Aber Sie sagen ja: Sie haben es. Schön. Ich glaub' es. Ich bin weit entfernt, nicht an Ihre Sache zu glauben. Nee — das nicht. Aber wegen des moralischen Eindrucks von meiner Nichtbeteiligung können Sie ganz ruhig sein. Da kräht kein Hund noch Hahn nach."

Und er griff wieder nach seiner Tasse.

Diese abermalige Gebärde spannte Alvestons Nerven zum Zerreißen. Kalte Schauer rieselten mit tausend Ameisenfüßen über ihn hin.

Ihm war, als müsse er den alten Mann auf der Stelle erschießen — wegen eben dieser unerträglichen Gebärde ...

„Ich bin ein Mann," schloß der alte Engelbert langsam wie immer, in einer gewissen trockenen Selbstzufriedenheit, „der bei seinem Wort bleibt. Und dies war: nein!"

Er besah seinen Tee und hob mit hartem Ruck die Tasse zum Munde.

Alveston sah weg. Er stand auf.

Daniela blickte ihn traurig an. Er tat ihr leid. Immer wieder ein „Nein" zu hören, das war kränkend. Er war bleich. Aber was in ihm vorging, konnte sie nicht erraten. Sein Gesicht war so sehr im Schatten.

Er schien sich zu besinnen.

In Wahrheit besann er sich nicht — wußte nichts — dachte nichts klar ... Er fühlte nur: wenn der Alte noch einmal nach seiner Tasse greift, schlag' ich zu ...

Und um diese unerträgliche, steife, törichte, pedantische Gewohnheitsbewegung nicht noch einmal zu erleben — ja, in Wahrheit schien es ihm, als flöhe er vor ihr, nur vor ihr — als sei sie allein es, die sein Leben zerstöre —, ging er mit kurzem Gruß davon.

VI

Ueber Hamburg stand kein Himmel, sondern eine dicke weiße Filzdecke war über alle Dächer hingespannt. Die Kirchtürme waren weggeschnitten. Die Spitzen des Mastenwaldes im Hafen stachen in die Filzdecke hinein. Die Straßen und die Fernsichten auf dem Storm waren mit Milchglasscheiben verstellt.

Kein Blick konnte all dies stumpfe Weiß über eine kurze Entfernung hinaus durchdringen. Keine Brust einen wirklich freien Atemzug tun. Es schien, als suche man mit weniger Luft auszukommen als sonst, damit von diesem dicken, förmlich körnigen Nebel nicht zu viel bis in die Lungen hinunterkäme.

Als Doktor Wallinger bei Tante Hanna zum Gratulieren antrat, sagte sie, daß sie schelten würde, wenn sie sich nicht dabei beruhige: er käme nur von nebenan und habe hoffentlich sein Taschentuch vor den Mund gehalten.

Mit vielem Dank nahm sie den Maiblumenstrauß und zeigte sich begeistert über ein silbernes altes Rokokodöschen für Nadeln oder Schmuck, das Hartwig ihr brachte.

Margritt, die als Verwalterin des Geburtstagstisches wirkte, ordnete die Blumen und die Gabe dem Aufbau ein, während Tante Hanna die Erlebnisse des Tags bis hierher erzählte. Da es erst gegen zwölf Uhr war, konnten es noch nicht viele sein. Onkel Geo war dagewesen — er kam immer zu früh und wenn man gerade beim Frisieren war. Tante Minna hatte ein Tuch gehäkelt — sie, Hanna, trüge nie solche Tücher und wisse recht gut, Form und Farbe des Tuches solle eine zarte Hindeutung auf ihr Alter sein. Oskar und Emilia würden wohl wieder diesen Tag vergessen. Sie wären groß darin, alles zu vergessen, was von ihr als angenehm empfunden werden könne. Aber das war ja alles egal.

Schade nur, unaussprechlich schade, daß Mark nicht habe kommen können und auch heute abend nicht hier sein werde.

Hartwig kam es vor, als sähe die teure Frau gedrückt aus. Als stehe noch deutlicher wie sonst ein Zug von Leid um ihren Mund. Er fragte nach.

„Ja," sagte sie mit ergebenem Lächeln, „darin muß man sich eben finden. Männer mit weitverzweigten und wichtigen Geschäften haben selten Zeit für die Familie."

Das Dienstmädchen kam herein, es trug einen sehr prunkvollen Rosenstrauß und eine Depesche. Tante Hanna sah eilig nach der Karte am Strauß.

„Von Oskar und Emilia," sagte sie befriedigt, fügte aber gleich eifrig hinzu:

„Das verdank' ich nur euch: es fällt von Mark zurzeit ein bißchen Glanz auf mich und macht mich für Gräfenhains beachtenswerter."

„Aber Tante ..."

Die Depesche war von Wallrode. Das Fräulein reichte sie zum Lesen herum. Er wünschte allen Lebensbildern seiner hochverehrten Gönnerin nur lichte Farben und sprach seine Freude aus, heute abend mit ihr und den lieben Ihren fröhlich zusammen sein zu dürfen.

Diese Depesche war natürlich der Anlaß für Tanta Hanna, den Absender in allen Superlativen zu preisen.

Jetzt kam die junge zierliche Lulu Engelbert mit einem sehr unternehmenden Hut auf dem Wuschelkopf, wodurch ihre Backenknochen noch gröber und ihr Stumpfnäschen noch kecker aus-

sahen. Eine junge Frau, Tochter einer Freundin Hannas, kam und brachte gleich ihre beiden Kinder mit, die vor großen Stücken Torte festgesetzt wurden. Aus dem zweiten Stock erschien Fräulein Puttfarken mit den raschen, wichtigen, drehenden Bewegungen der Buckligen. In all das frauenzimmerliche Küssen, Lachen, Bewundern hinein trat der Hausarzt, zugleich ein Jugendfreund und einstiger Tänzer Hannas und mit ihr auf dreistem Neckfuß stehend. Er spielte sich als Weiberfeind auf und mochte doch nichts lieber haben, als wenn nette Damen ihm recht um den Bart gingen, und fühlte sich auch jetzt als Baßsolo im Chor der hellen weiblichen Lach- und Plauderstimmen ausnehmend wohl.

Hartwig blieb ganz Nebenperson. Er stand am Geschenktisch und wartete die Gelegenheit ab, mit der jungen Frau ein paar Worte noch zu wechseln, ehe er ging. Endlich konnte er anbringen, was ihn beschäftigte.

„Wodurch ist Ihr Mann heut abend verhindert? Oder darf ich nicht fragen?"

„Warum nicht fragen? Mark ist in eiligen Geschäften wieder nach Berlin. Er konnte nicht einmal herkommen, uns Adieu zu sagen, schickte nur Blumen und Glückwunsch. Er habe eine Depesche bekommen, sagte er uns am Telephon, und werde nur bei äußerster Eile noch den Zug erreichen. Das geht ja so bei Geschäftsleuten. Aber wegen Tante Hanna tat es mir gerade heute leid. Sie hat solche rührende Freude daran, an ihrem Geburtstag der Mittelpunkt zu sein."

‚Nach Berlin?' dachte Hartwig, ‚von dort kam er doch erst vor drei Tagen ... Aber warum nicht? Wenn wichtige Geschäftsabschlüsse in der Schwebe sind ... es ist ja keine Entfernung.'

Er verabschiedete sich. Und dabei wurde Doktor Voß erst recht auf seine Anwesenheit aufmerksam, hielt ihn noch fest, indem er ihm schnell einen Vortrag über die Verwandtschaft des Londoner Nebels mit dem Hamburger Nebel hielt, und entließ ihn dann heiter und weise mit der Mahnung, sich für Nebeltage an die Freuden des häuslichen Lebens zu halten und hiervon höchstens zugunsten seiner Nachbarin und Gönnerin Hanna Engelbert abzugehen. Es dauerte ziemlich lange, bis er mit diesem allem zu Ende war, denn Doktor Voß wurde immer breit, besonders wenn ein halbdutzend Damen an seinem Munde hing und auf die humoristische Schlußwendung wartete, ihr schon auf Kredit entgegenlächelnd.

Hartwig folgte dem Rat aber nicht. Er ging geradeswegs nach dem Hotel, wo Mark Alveston wohnte. Er fragte den Portier:

„Ich möchte Herrn Alveston sprechen. Oder ist er schon nach Berlin abgereist?"

Er dachte gar nicht darüber nach, wie sich seine Lage gestalten würde und welche Ausreden er erfinden solle, wenn jetzt eben Alveston die Treppe herabkäme oder aus dem Lesezimmer träte.

Er folgte nur seinem instinktiven Gefühl. Und das sagte ihm mit merkwürdiger Bestimmtheit, es sei nicht wahr, daß Alveston so früh und so eilig nach Berlin habe müssen.

Er war ja von einem vollkommenen Mißtrauen gegen Alveston besessen. Auch die harmlosesten Handlungen dieses Mannes umkreisten seine Gedanken sofort mit vielen Fragen nach ihrem geheimen Sinn, ihrer wahren Bedeutung.

„Herr Alveston?" sagte der Portier in jenem Ton, der ein Verhör am eignen Gedächtnis ist, „Herr Alveston ist schon ausgegangen." Er warf einen sehr eiligen Blick auf die Tafel, auf deren schwarzem Grund allerlei nur für ihn sprechende Zahlen mit weißer Kreide groß angeschrieben standen. „Herr Alveston reisen sechs Uhr achtzehn nachmittag."

Und er machte, in der mimischen Gewohnheit seines Berufs, sein allerabgehetztestes Portiergesicht und sah schon angelegentlichst nach dem Hauseingang, wo gerade ein Koffer auf einer Dienstmannsschulter und ein dicker Mann mit einem winzigen Reisemützchen erschienen.

‚Ich habe es gewußt — ich habe es gefühlt,' dachte Hartwig fast triumphierend.

Er stand ganz lange draußen auf der Kante des Bürgersteigs. Im stumpfen Nebelweiß rollte und ging das Leben der Straße an ihm vorbei, einem Bruchstück gleich; man sah nicht, woher es kam, wohin es ging. Nur ein kurzes Stück zwischen den Milchglasscheiben vor den Straßenfernen war übersehbar.

Er fühlte: er war ohnmächtig. Es wäre vergebliche Tollheit gewesen, in dieser Riesenstadt, die sich in hundert undurchdringliche Chiffonschleier gewickelt hatte, einen Menschen zu suchen.

Er dachte einen Augenblick daran, in die Kirchenallee zu gehen und ebenso dreist, wie er im Hotel nach Alveston gefragt hatte, im Hause, wo diese Estelle Bosson wohnte, sich zu erkundigen, ob die Sängerin noch in Hamburg sei. Daß sie seit dem ersten Oktober nicht mehr auftrat, wußte er.

Er verbot sich diesen Gang, schritt den Glockengießerwall hinab, um zu seiner Wohnung zu kommen, und ging dann doch plötzlich hinüber nach der jenseits des Hauptbahnhofes gelegenen Kirchenallee. In dem Hause, wo die Sängerin wohnte, befand sich unten ein kleiner Blumenladen. Hartwig dachte: ‚Dort wird man es wissen ...' Er trat ein, kaufte ein paar Veilchensträußchen und fragte, ob Fräulein Estelle Bosson Hamburg schon verlassen habe. „Nein, noch nicht," sagte die ältliche Frau, die ihn bediente. Und ein junges Mädchen, das hinterm Ladentisch mit raschen Bewegungen an einem Grabkranz flocht, setzte, offenbar voll Interesse an der Sängerin und ihrem Leben, hinzu: „Fräulein Bosson ist

nach Petersburg engagiert, sie reist, glaub' ich, morgen oder schon heut." Sie fragte auch, ob die Veilchen hinaufgeschickt werden sollten. Und lächelte ...

„Danke," murmelte Hartwig, „danke ... nein."

Er kehrte in seine Wohnung zurück. Ihn fror. Das Herumstehen im Nebel, die große, spannende Aufregung, die ihn erfaßt hatte, nahm seine Nerven mit. Auch war ihm, als steche die dicke, feuchte Luft förmlich bis in seine Lungen hinein.

Er legte sich auf seine Chaiselongue und deckte sich mit seinem Guanakofell zu.

‚Sechs Uhr achtzehn,' dachte er. Immerfort diese eine Zahl. Sie brannte in seinem Bewußtsein. Machte seinen Geist zu jeder ablenkenden Beschäftigung unfähig.

Eine bestimmte Idee nahm von ihm Besitz.

Er dachte: ‚Sechs Uhr achtzehn wird Alveston mit dieser Person zusammen nach Berlin fahren.' Er nahm sich vor: ich werde am Wagen sein und ihn ersuchen, hier zu bleiben ...

Dieser Vorsatz erquickte ihn fast. Sättigte seinen Haß.

Er überdachte auch alle Gründe seines tödlichen Hasses. Das ist ein unerhörtes Genießen für den Hassenden ...

Ja, er haßte ihn, weil er Margritts Mann war. Er haßte ihn, weil er von ihm ausgelacht worden war.

Weil er die holde Frau verriet. Weil auf seiner harten, kalten Stirn das Wort zu funkeln schien: Mir geht nichts über mich. Weil er alles das verneinte, was ihm, Hartwig, heilig war ...

Und mit der Kraft seines Hasses hatte er es sich als sein Lebensziel erkoren, die geliebte Frau von dem Mann zu befreien, der ihrer nicht würdig sein konnte.

Aber der Haß ist unlogisch wie die Liebe. Hartwig wollte, daß Margritt frei von ihrem Gatten werden möge, innerlich und äußerlich. Er wollte aber nicht, daß Alveston seinerseits sich diese Freiheit nähme.

Er wurde sich des Widerspruchs gar nicht bewußt. Er dachte nur immer an den Augenblick, der heute nachmittag kommen mußte ...

Die Stunden bis dahin dehnten sich. Der Tag draußen blieb undurchdringlich dick und weiß.

Bei Tisch, wo er sonst mit den neun andern Pensionären der Frau Schustermann erholend alltägliche Gespräche führte und mit unerschöpflicher Geduld falsches Deutsch verbesserte und über Hamburg und über Deutschland so viel Antworten gab, als den jungen Ausländern und Ausländerinnen nur zu erfragen beliebte — bei Tisch hielt er es nicht aus. Er sagte, daß er sich nicht wohl fühle und sich ruhig zu halten denke. Frau Schustermann kam mit der Fürsorge, die als ungeschriebener Paragraph in ihren Pensionsmuttergesetzen stand, und bot allerlei an: Tee und Pulver und Umschläge. Und weil Hartwig alles ablehnte, zog sie wenigstens die Tischdecke gerade und nestelte ein bißchen an den Gardinen herum, wie um Hausfraueneifer zu markieren. Dann blieb er allein.

Früh ward der weiße Brodem draußen vom Grau der Dämmerung durchwirkt. Als phantastische glanzlose Silberflecke schwebten hoch an ihren Eisenträgern die großen Glasbomben der elektrischen Beleuchtung. Alle Lichter um den Bahnhof herum und auf der Straße waren von weißen Schleiern umhüllt und hatten die Gestalt von kleinen Monden.

Der Nebel legte auch dem Lärm der Straße seine bleichen Geisterhände auf den Mund und dämpfte seine Kraft.

Sehr früh, viel zu früh, ging Hartwig treppab. Es war ihm angenehm, daß niemand ihn fortgehen sah.

Er hatte sich in seinen Lodenmantel gewickelt und die Kapuze über den Kopf gezogen, als sei er auf See und müsse sich gegen Wind und Wasserspritzer schützen.

Der stechende Nebel, gesättigt von den tausend Atomen des Großstadtlebens, war sein Feind. Das wußte er. Er suchte ihn abzuwehren, die böse Luft zu filtrieren, indem er sie nur hinter dem Stoff der Kapuze einatmete, die er vor dem Munde noch zusammenhielt.

Er betrat die große Empfangshalle. Vom taghellen Licht durchflutet, von Menschen sehr belebt, war sie ein freundlicher Aufenthalt. Links, in der Reihe von allerlei Auslagen, gab eine Blumenhandlung eine farbenfreudige, poesievolle Note, aus der so allerlei von Wiedersehensfreude und Abschiedswehmut klang.

Rechts standen, quer zum Raum, zwischen den Eingängen zu den in die Bahnsteighalle hinabführenden Treppen, die Fahrpläne. Sie waren auf monumentale Holzwände gemalt und geklebt und gaben gewissermaßen Kulissen oder Versatzstücke ab.

Hartwig dachte, daß er sich vor einem solchen Fahrplan aufstellen und dabei den Eingang zum Berliner Bahnsteig im Auge behalten könne.

Er hielt es aber nur kurze Zeit aus. Die ihm so wohlbekannte, hohe, schlanke, vornehme Gestalt mit den stolz-nachlässigen Bewegungen tauchte nicht auf. Zehnmal glaubte er den braungrauen, diskret karierten Paletot zu erkennen, der durch seine hängende und unten sehr weite Form dennoch auffallend war.

Die Möglichkeit, daß der Gehaßte auf allerlei andern Wegen den Berliner Bahnsteig erreichen, vielleicht mit Absicht einen andern Eingang und die Verbindungsgalerien oben in der Geleisehalle benutzen könne, ward ihm mit einem Schreck bewußt.

Er beschloß, eine Bahnsteigkarte zu lösen und einige Minuten vor Abgang des Zuges hinunterzugehen und ganz einfach in jeden Abteil zu sehen.

Es war aber noch sehr früh, noch ein Viertel vor sechs. Von Ungeduld verzehrt, ging er auf und ab. Dabei wurde ihm warm. Plötzlich ward ihm bewußt: ich habe ja noch immer die Kapuze um. Unnötige Vorsicht hier drinnen. Er hob schon die Hände empor, um sie zu lüften. Sie lag so schwer auf der Mütze, die er darunter trug.

Gerade da betrat Alveston die Halle.

Hartwig sah ihn gleich und dachte: ‚Er hat einen dunkeln Paletot an . . .‘

Dann wunderte er sich über diese nebensächliche Beobachtung. Seltsam, gerade wenn man sehr aufgeregt ist, sieht man die gleichgültigsten Dinge und behält sie für immer, im Zusammenhang eben mit der Aufregung.

Er vergaß, daß er seine Kapuze hatte abheben wollen, daß sie ihm lästig, hier drinnen zu warm war.

Die Hände sanken ihm herab.

Er hatte das Fieber eines Jägers. Er atmete kaum.

Die ganze unruhevolle Umwelt war nicht mehr vorhanden.

Er war ganz allein auf der Welt mit diesem Mann, den er nach ein paar Minuten zu stellen dachte — tödlich zu beschämen hoffte . . .

Er ließ keinen Blick von ihm . . .

Alveston ging zunächst nach rechts, um sich an den dort befindlichen Schaltern eine Fahrkarte zu lösen, während der Hausdiener des Hotels, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, mit dem Koffer auf der Schulter und der Handtasche in der hängenden Rechten, sich an die Schranke begab, die den Raum für Gepäckannahme umfaßt.

Hartwig stellte sich an eben dieser Schranke mit zitternden Knien auf.

Er starrte den Koffer an; es war einer jener sehr auffallend gezeichneten, mäßig großen Ueberseekoffer. Weiße und rote Oelfarbenstriche kreuzten sich in schrägen Linien je einmal auf jeder Seite. Und quer dadurch marschierten oben auf dem Deckel das Dutzend schwarze Buchstaben des Namens Mark Alveston. Außerdem war der Koffer reichlich mit Hoteladressen beklebt.

Hartwig hörte, wie der Gepäckträger, der den Koffer auf die mit Eisenblech gedeckte Gepäckbank zog, mit dem Hoteldiener ein paar spaßhafte Worte über den „weitgereisten“ Koffer wechselte.

„De is wiet in de Welt 'rumkamen.“

„Je, de is so bunt as 'n Landkort.“

‚Hier,‘ dachte Hartwig, ‚hier muß ich es hören, ob er wirklich nach Berlin fährt — nur nach Berlin.‘

Und die abscheuliche Frau, mit der Alveston nach Hartwigs fixer Idee abreisen wollte, mußte doch auch Gepäck haben, mußte also auch hierher kommen . . .

Er drückte sich fest an die Wand neben dem Schalter, wo bezahlt wird . . . mit dem Rücken gegen die Personen, die dort einander ablösten.

Brausende Geräusche erfüllten seinen Kopf, so rasch ging sein Puls. Die ganze Welt schien sich in Lärm und kreisende Bewegungen aufzulösen. Dahinein klangen gleichgültige Laute. Kofferträger meldeten von der Wage her mit vollen, gelassenen, fetten Stimmen: Berlin — 27 Kilo, Wittenberge — 31 Kilo . . . und einige Augenblicke nachher kam es dann wie ein verspätetes Echo aus dem Schalter heraus von einer eiligen, spröden Beamtenstimme fragend: „Berlin — 27 Kilo, Wittenberge — 31 Kilo?“ und immer weiter so — immer weiter . . .

Und dann hörte er die eine Stimme. Er erinnerte sich plötzlich merkwürdig klar, wie er sich schon auf dem Dampfer nach dem Vollklang dieses schönen Organs erstaunt umgesehen habe . . .

Alveston drückte dem Hausdiener das Trinkgeld in die Hand, nahm ihm die Tasche ab und sagte: „Gehen Sie nur!“

Und dann, offenbar auf eine Frage des Hausdieners hin: „Briefe? Nein, brauchen nicht erst nachgeschickt zu werden.“

Das Echo aus dem Schalter fragte: „Berlin — 40 Kilo?“

Und Alveston meldete sich zu diesem Echo, indem er bezahlte. Das alles spürte der abgewandte Beobachter. Er konnte das verfolgen, als sähe er . . .

Und dann wagte er sich umzuwenden. Alveston mußte ja nun, nach Hartwigs Berechnung, entweder zum Bahnsteig hinabgehen oder die Frau, mit der er reisen wollte, hier oben treffen. Aber es schien Hartwig wahrscheinlicher, daß „man“ sich erst im Zuge träfe.

Im Umwenden zog er seine Kapuze noch fester über seinen Mund zusammen, denn gerade stieg ein Hustenreiz in ihm auf, den er unterdrücken wollte. Ein Hustenklang ist so persönlich gefärbt wie eine Sprache... das konnte ihn verraten...

Aber indem er sich umwandte, sah er auch zu seinem Erstaunen, daß Alveston keineswegs die Richtung zum Berliner Bahnsteig einschlug, sondern ein paar Schritte weiterhin einem Gepäckträger die Tasche gab.

Er sprach mit dem Mann, Hartwig verstand nicht was. Der Mann deutete auf die Nummer an seinem Schilde, und Alveston gab ihm Geld.

Die kleine Szene, für den Beobachter stumm, weil der Laut der Stimmen nicht zu ihm drang, war klar: Alveston gab seine Handtasche zu kurzer Aufbewahrung ab — vielleicht bis zu einem nächsten Zuge?

Und dann verließ er die Halle wieder, durch den gleichen Eingang, durch den er sie betreten hatte — vom Glockengießerwall aus.

Ein Schatten folgte ihm.

Tumultuarische Gedanken gingen durch Hartwigs Kopf:

„Ich hab' ihm unrecht getan? Geht er nun zu seiner Frau, unverhoffte Muße benutzend, ihr

alles zu erklären? Geschäfte können ihn festgehalten haben. Jetzt ist er abreisefertig — fährt aber erst acht Uhr achtzehn, um Margritt und Tante Hanna die unerwartet gewonnenen Stunden zu schenken ..."

Draußen auf der Bordschwelle des Bürgersteigs stand Alveston ein paar Sekunden still...

Fast hinter ihm noch ein andrer ...

Und dann ging Alveston den Glockengießerwall hinab; die Anlagen, die die Kunsthalle umgaben, traten an den Bürgersteig. Alveston schlug den ersten Weg ein, der zwischen kahlen Gebüschen und mit welken Blättern überworfenen Rasen zur erhöht liegenden Kunsthalle führte.

Vollkommene Stille, vom Nebel gefüllt, umhüllte den Bau. Im Dunkeln lag er, fast einem riesigen Mausoleum gleich, von der merkwürdig geheimnisvollen Stimmung umwittert, die in der Nacht von unbewohnten Gebäuden hinauswirkt.

Alveston ging an der Rückseite hin ... leise hallte sein Schritt aus dem Boden wider ... nun schwieg der Ton ...

Der andre Mann, der ihm folgte, so nah, als es irgend möglich war, so nah, daß im bleichen Nebel die Gestalt immer erkennbar, wenn auch ein wenig überschleiert vor ihm blieb — der erschrak.

Eine fast verzweifelte Furcht kam ihm, jetzt, hier, in dieser dem brausenden Verkehr so naheliegenden Stille und Einsamkeit den Feind aus den Augen zu verlieren. Es war so leicht gewesen in dem Menschengewühl der Straße, ihm auf den Hacken zu bleiben ... Hier konnte ein Schritt vorwärts den Verfolger verraten ...

Mit allen Nerven horchend stand Hartwig, sich an den Stamm einer alten Ulme lehnend, in ein Gebüsch hineingedrückt.

Nun klang der Schritt wieder — kam zurück — kam nah an Hartwig vorbei.

Er raffte sich auf und folgte wieder der Gestalt, die Alveston sein mußte. Mußte! Denn das Nebelschweigen um den feierlichen Bau war doch von niemand gestört worden ... Passanten kamen hier nicht vorbei ...

Diese Gestalt ging nun den ganz schmalen Treppenweg hinab, der aus den Anlagen zwischen Gebüschwänden auf die Straße führte.

Nein, das war doch nicht Alveston?

‚Ich habe ihn verloren,' dachte Hartwig entsetzt. Und blieb dennoch dem vor ihm Schreitenden fast auf den Hacken.

‚Er ist es nicht. Er ist es doch ...' dachte er verwirrt. Und der Gaumen wurde ihm trocken vor Aufregung. Er fühlte: ‚ich träume — ich phantasiere — dieser Mensch da vor mir hat ja weiße Haare, man sieht sie deutlich zwischen dem hochgeklappten Paletotkragen und der großen Schirmmütze, die auf seinem Kopfe sitzt — aber es ist doch Alveston ... er ist mir ja nicht vor meinen Augen in die Erde versunken ... er ist es, ganz gewiß ... Er!'

Immerfort war er hinter ihm her. Er ging scheinbar auf den nächsten Wagenstand zu ... Im Nebel, der die Welt ausfüllte und jede Handvoll Menschen, soweit sie einander sahen, auf eine kleine Insel zusammengesperrt zu haben schien — im Nebel, der Milchglaswände um sie aufstellte, war es, als sei er ganz allein auf diesem Streckchen Straße mit dem hohen, schlanken, jugendlichen Mann, der weiße Haare unter einer plumpen Mütze trug ...

Nun tauchten im Nebel die Wagen auf, die sich hintereinander am Bürgersteig hinzogen, im trübseligen Aufmarsch. Vom feuchten Dunst verklammt standen die Pferde mit hängenden Köpfen. Auf dem Bock hatten sich die Kutscher klein und dick gemacht in ihren Mänteln. Das aufgeschlagene Halbdeck der Wagen schien von Lackleder, so naß war es.

Der Mann, der Alveston war oder nicht war — nicht sein konnte und doch sein mußte —, dieser unheimliche Mann setzte seinen Fuß auf den Tritt des ersten Wagens und sagte dem Kutscher ein Wort.

Hartwig hörte es nicht, so unmittelbar hinter diesem er nun auch den zweiten Wagen bestieg.

Und im Augenblick, wo der erste Wagen sich in Bewegung setzte, sagte Hartwig rasch, heiser zu seinem Kutscher:

„Ich gebe Ihnen zwanzig Mark. Fahren Sie hinter Ihrem Kollegen da her. Verlieren Sie ihn unter keinen Umständen aus den Augen. Halten Sie, wenn er hält."

Die beiden Wagen fuhren hintereinander her in den dichten weißen Brodem hinein. Durch ihn nicht getrennt, sondern verbunden. Denn fast unbeirrt von dem unruhevollen Straßenleben und von jedem Blick in Straßenfernen, konnte der Kutscher des zweiten Wagens eigentlich nur einen Gegenstand ganz klar im Auge haben: den Wagen, der vor ihm einherrollte.

Und in diesem Wagen saß Hartwig und horchte fast stumpf vor Spannung auf das starke Klopfen seines Herzens und auf den gleichmäßigen hohlen Klang der klappernden Pferdehufe, als könne ihm das monotone Geräusch des Trabens verraten, zu welchem Ziel denn diese Fahrt gehe.

Etwa zwei Stunden später betrat Wallrode die Pension Schustermann. Er war in der allerbesten Laune. Von Humor und Zuversicht ganz und gar erfüllt. Er hatte schon gestern ein Briefchen an Hartwig geschrieben:

„Ich komme bei Dir vor und hole Dich ab; warte also auf mich. Dies nicht etwa, damit Du meiner Schüchternheit Halt verleihest und damit ich unter Deinem Schutz auf Fräulein Hannas

Geburtstagsfete erscheinen kann. Sondern weil es der einzige Augenblick ist, den ich finde um Dir Deine Abrechnung zu bringen. Seit dem Ersten war ich damit im Rückstande. Als der rührende Idealist, der Du bist, ist es Dir gar nicht eingefallen, mich darüber zur Rede zu stellen oder mit der Furcht zu liebäugeln, daß ich mit Deinem Vermögen durchgebrannt sei. (Stell Dir doch nur vor, was in solchem Fall mein Steckbrief für eine Lektüre geboten hätte! Nase gewöhnlich, Gesicht gewöhnlich, Gestalt gewöhnlich — und eine gewisse junge Dame hätte gesagt: ‚Na — ja . . . ganz und gar gewöhnlich . . .‘)

Also Deiner Ruhe zur Beruhigung: es ist natürlich alles in Ordnung, und ich bringe Dir die Bankquittung mit. Ich hatte so rasend viel zu tun. Wieder mal. Fluch der Arbeit. Heil der Arbeit. Ihre Wirkung ist paradox: sie hindert mich, mich recht dem schwierigen Vorspiel der Bewerbung hinzugeben, und setzt mich doch gerade in den Stand, mich zu bewerben. — Gestern habe ich einen Prozeß bekommen — einen Prozeß, sag' ich Dir! Meine Söhne werden von seinem Ertrag studieren, dienen, freien. Söhne? Enkel! Denn es ist ein Prozeß, der Generationen überdauern kann: es geht um das Besitzrecht an ein Gut; eine sehr ausdeutbare Urkunde aus dem vorvorigen Jahrhundert wird von den beiden Anspruchsrhebenden je zu ihren Gunsten ausgelegt.

Wie umsichtig, daß die eine Partei sich einen jungen Anwalt von bester Gesundheit nahm, der mit dem Prozeß alt zu werden hofft!

Segen auch über den unklaren Kopf, der im zopfigsten Juristenlatein jene Urkunde verfaßte...

Ob wohl eine gewisse junge Dame sich von diesem Prozeß, den mir alle Kollegen beneiden — denke! zum erstenmal im Beruf so recht beneidet zu werden! welches Vergnügen —, also: ob wohl eine gewisse junge Dame sich ein wenig über den Prozeß freut? Mit dieser Frage, die selbst Dein psychologischer Scharfsinn nicht wird beantworten können und auch gar nicht beantworten soll, schließe ich! Dein Max."

Die Pension Schustermann hatte in dem schmalen Haus das erste und zweite Stockwerk inne. Als Wallrode, zwischen den Lippen lautlos vor sich hin pfeifend, voll Munterkeit die Treppe emporgestiegen war, fand er die Pensionsinhaberin auf dem Flur. Sie trug in erhobener Hand eine brennende Lampe und ein weißes faltenreiches Tuch über dem Arm. So wandelte sie dahin, einer klugen Jungfrau nicht unähnlich, mit ihrem von Gewohnheitsgüte und pflichtgemäßer Prüderie geprägten Gesicht. Sie blieb auch gleich, von liebevoller Freude wie verklärt, stehen und sagte:

„Guten Abend, Herr Rechtsanwalt. Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie Ihren unpäßlichen Freund besuchen."

„Unpäßlich?" sagte Wallrode, „krank? Wieso denn? Er hat heut morgen im besten Befinden mit mir telephoniert. Sich sogar erboten, für mich eine alte Tasse zu kaufen, die ich Fräulein Engelbert schenken soll. Aber ich dachte: ‚oho! selbst ist der Mann‘ und ging, von Tisch kommend, irgendwo hinein und kaufte selbst eine. Verehrte Frau Schustermann, wenn Sie mal ‚oho‘ denken, seien Sie immer mißtrauisch gegen sich, denn ‚oho‘ ist ein größenwahnsinniger Gedanke. Ich glaub', ich bin gräßlich angeschmiert worden. Zu so was muß man Verstand und Zeit haben."

Frau Schustermann lächelte erst, wie es sich gehörte, und ganz ohne Uebergang bekam ihr Gesicht dann einen sehr mitleidsvollen Ausdruck. Sie sagte, daß Doktor Mallinger aber doch unpäßlich sei. Er habe den Mittagstisch vor abgegessenem Menü verlassen — dergleichen beeindruckte sie immer als ein sehr ernstes Symptom — und nachher sich totale Ruhe ausgebeten. Später habe sie noch einmal geklopft, um den afternoon tea zu bringen — Frau Schustermann sagte immer „afternoon tea" —, allein, da keine Antwort gekommen sei, habe sie gedacht, daß Doktor Mallinger schlafe und daß es besser sei, zu warten, bis er klingle. Er habe aber gar nicht geklingelt.

„Woll'n mal sehen," meinte Wallrode, keineswegs beunruhigt. Er kannte ja seinen Freund. Der konnte sich ebensogut in einer Gemütsbewegung in die Stille verkrochen haben als aus körperlichen Gründen.

Er klopfte stark an Hartwigs Tür. Er glaubte irgendeinen unbestimmbaren Ton zu hören. Das nahm er für „Herein" und öffnete die Tür.

Im Zimmer war es nur so weit hell, als von der Straße herauf der durch den starken Nebel gedämpfte Schein kam, und der gab eine mystische Beleuchtung. Die weiße dicke Luft draußen hinter den Fensterscheiben erweckte die Täuschung, als seien diese befroren.

Wallrode sah aber doch gleich, daß auf dem Bette ein Mensch lag.

Er drehte das Licht auf.

„Was ist dies? Frau Schustermann gibt ungünstige Bulletins über dein Befinden aus, und du liegst in Kleidern auf dem Bett . . . was seh' ich — mit deinem Lodenmantel . . .?"

Hartwig, der beim Aufglanz des Lichtes die Augen geschlossen hatte, wandte den Kopf ab. Er legte ihn in den Kissen herum, der Wand zu, wie ein Schwerkranker, der nichts sehen und hören will.

Nun war Wallrode ganz und gar von plötzlicher Sorge erfüllt.

Er beugte sich über den Freund und griff nach dessen schlaffliegender Hand. Sie war kalt und schwer.

Er betastete den Körper des Liegenden. Wie feucht die Kleider! Der Mantel vor allem! Als käme er eben erst aus dieser Luft, die einem in alle Poren drang wie ein Dampfbad, nur schneidend und kalt ...

„Sag doch ... was fehlt dir? ... Mensch ... Hartwig ... alter Junge ..." Er drückte ihm die eiskalte Rechte mit seinen beiden warmen festen Händen.

Hartwig bewegte die Linke. Es schien, als wolle er auf seine Brust zeigen.

„Aber doch mal erst aus diesem nassen Mantel — überhaupt aus den Kleidern 'raus ... was hast du denn gemacht, daß du so feuchtes Zeug an dir hast ... bist ausgewesen?"

Hartwig schien sich zu besinnen.

„Feucht?" fragte er nach. Und setzte dann mühsam hinzu:

„Hab' das Fenster offen gehabt — ja, das Fenster ..."

„Na, verrückter konntest du ja nicht handeln," schalt Wallrode und fing nun an, Hartwig, als sei der ein unmündiges Kind, einfach auszukleiden. Es war recht mühsam, ihn unter die Decken zu bringen, denn schlaff und schwer war der Körper, das Herumhantieren mit ihm ging nicht leicht vonstatten. Mit sorgendem Mitleid hörte er dabei auf den mühsamen Atem. Wenn der arme Kerl sich bei dem Nebel eine Lungenentzündung weggeholt hätte ...

Wallrode fing an, ein bißchen vor sich hin zu summen ...

„So," sagte er nach einigen Minuten, „nachdem ich nun als Kinderfrau gewirkt habe, werde ich dir Voß 'rantelephonieren ..."

Er ging hinaus und hatte unter der Lampe im Flur ein längeres Gespräch mit Frau Schustermann über die Notwendigkeit, Doktor Voß heranzutelephonieren, und über die Maßnahmen, die zu ergreifen seien, wenn etwa Hartwig ernstlich erkranke.

Da erlosch alle liebevolle Weiblichkeit, die in Frau Schustermanns Gesicht stand wie die Firma über einem Geschäftslokal. In höchster Erregung sagte sie gleich, daß ihre Pension Schaden leide, wenn ein Schwerkranker ... Und daß dann doch das Krankenhaus ...

„Schön," sagte Wallrode, „selbstverständlich. Auch wenn ein Transport ihm Gift wäre. Inzwischen unter uns: er kann gut bezahlen, er hat mehr Geld, als man so denkt."

„Gott — Herr Rechtsanwalt!" wehrte Frau Schustermann sich, denn ihr war, als sage und meine er etwas sehr Kränkendes.

Aber mit einem ganz trockenen Ton beruhigte er sie:

„Das ist ja ganz legitim, was Sie so fühlen."

„Nicht wahr?" sagte sie befriedigt aufseufzend, „man ist sich doch selbst der Nächste."

„Ist man — ist man ..." gab er zu.

Dann stand er wieder vor Hartwigs Bett.

„Hör mal, du ... nun kommt gleich Voß, und so lange wird das Stubenmädchen hier sitzen ... ich muß doch erst mal bei Fräulein Hanna für dich absagen ... Und ich selbst bleib' auch nicht lange dort ... bloß ein Stündchen, dann komm' ich zurück, hör', was Voß gesagt hat, und wenn du willst, bleib' ich die Nacht da auf der Chaiselongue und schlaf' dir was vor."

Er neigte sich tief über den Schweigsamen, hielt seine Hand wieder fest.

„Nimm mir das eine Stündchen nicht als Egoismus auf," bat er weich und halblaut, „ich kann dir im Moment nichts nutzen, scheint mir ... und ... na — du weißt ja ... sieh mal: gerade heut hab' ich das Herz voll Sonne ... Und ich denke, wenn ich den imposanten Prozeß so vor ‚ihr' funkeln lasse, kriegt sie Hochachtung und guckt mich näher an ... und ich kann mit einem Male die ewige Ungewißheit nicht mehr ertragen ... An Tante Hannas Festtafel könnten sich heut noch wichtige Dinge entscheiden ... also — was? ich komm' nachher wieder ..."

Ihm deuchte, als antworte Hartwig mit ganz leisem Druck der Hand.

Er stand zweifelnd. Die vollkommene und, wie es schien, kraftlose Stille, in die der Freund versunken war, gab ihm doch zu denken, und er fragte sich: ‚Kann ich ihn überhaupt verlassen?'

Vielleicht erriet Hartwig dies Zögern und Zweifeln ...

„Geh nur — bitte — geh —" sagte er, ohne die Augen zu öffnen.

So dringlich klang dies „Geh", beinahe heiß. Wallrode deutete das auf seine Weise aus. Hartwig sehnte sich vielleicht danach, daß die Frauen von ihm erfahren sollten ... hoffte vielleicht, die eifrige Freundschaft des alten Fräuleins solle sie hierherführen — wünschte, daß Frau Margritt voll Teilnahme an ihn denke ... sie war ja doch sein Leben ...

„Also ich gehe erst einmal. Und komme unter allen Umständen nachher wieder ..."

Er betonte das stark. Was er dachte, klang heraus: ‚auch wenn ich mich heute noch mit der Lieben, Einen verlobe ...'

„Unter allen Umständen ..." sagte Hartwig mit schwerem Atem.

Und dann noch einmal, laut und sonderbar sprach er es vor sich hin: „Unter allen Umständen ..."

„Verlaß dich drauf," gelobte Wallrode, schon an der Tür.

Eine Minute später ging er die Treppe im Hause nebenan hinauf.

Beinahe außer Atem vor Eile kam er oben an, und im Augenblick, als er auf die Tür zuging, hinter der er schon lebhafte Stimmen hörte, öffnete sich diese.

Zu seinem grenzenlosen Erstaunen kamen Fräulein Hanna und Frau Margritt heraus, in Mäntel und Hüten, hastig, verstört.

Wie alle Menschen, die in unerwarteter Situation aufeinander prallen, starrten sie sich einen Herzschlag lang an, und schon sagte das alte Fräulein:

„Ach Gott . . . was für ein Schreck . . .“

„Ja, was ist denn los? Ich komme, für Hartwig abzusagen. Er, scheint's, will krank werden. Und Sie . . . Bin ich denn nicht bei Ihnen eingeladen? . . .“

„Mein Vater ist plötzlich sehr schwer erkrankt,“ sagte Margritt mit zitternder Stimme.

„Ich fass' es nicht. Er ist doch gar nicht apoplektisch,“ rief Fräulein Hanna.

„Darf ich mit hinaus?“ fragte Wallrode rasch. Er dachte gleich: ‚Sie hat Schreck und Kummer . . . da gehör' ich in ihre Nähe . . .‘

Sie eilten treppab, durch den Nebel dem nächsten Droschkenstand zu.

Margritt war ganz still. Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht zu weinen. Sie dachte immerfort:

‚Lieber Papa — lieber Papa . . .‘ Und dann: ‚Was fehlt ihm? Was kann es sein?‘ Oder: ‚Gott sei Dank, daß ich hier bin . . .‘ Und ganz undeutlich zog durch ihre Seele eine Vorstellung: ‚Wenn einer von den Meinen krank würde, stürbe, und ich wäre fern, fern . . .‘ Ihr war, als säße sie einsam in dem ungeheuern Menschenozean der amerikanischen Stadt und ihr Herz bräche vor Sehnsucht nach der Heimat . . .

Tante Hanna sprach unaufhörlich.

Nun tauchten im Nebel Wagen auf, die hintereinander sich am Bürgerstieg hinzogen, in trübseligem Aufmarsch. Von feuchtem Dunst verklammt, standen die Pferde mit hängenden Köpfen. Auf dem Bock hatten sich die Kutscher klein und dick gemacht in ihren Mänteln. Das aufgeschlagene Halbdeck der Wagen schien von Lackleder, so naß war es.

Sie fanden in der Reihe ein geschlossenes Coupé. Wallrode brachte sich, so gut es ging, auf dem kleinen Klappsitze den Damen gegenüber unter.

Und Tante Hanna sprach immerfort. Wie sie voll Ungeduld auf ihre Gäste gewartet habe; nach dem Streit mit ihrem Bruder, der sie ein paar Wochen voneinander entfremdet gehalten, sah sie voll begreiflicher Erregung dem Moment seines Eintritts entgegen. Um ein Viertel nach sieben Uhr habe er kommen wollen. Er sei ja die Pünktlichkeit selbst. Noch Viertel vor habe sie zu Margritt gesagt: „In diesem Moment verläßt er das Haus.“ Aber es sei zwanzig Minuten nach geworden, es habe halb acht geschlagen . . . Wenn er eine Elektrische verpaßt habe, würde er doch die nächste haben nehmen müssen.

Wie es so gehe: in der Ungeduld hätten sie förmlich seine Schritte und die Entfernungen nachgerechnet, seien in der Phantasie ihm nachgegangen, hätten sich in Vorstellungen erschöpft, durch was für eine Art von Verhinderung er zurückgehalten sei. Und nach halb acht habe sie immerfort gedacht: ‚Nun findet diese erste Begegnung zwischen uns nach Wochen der Feindschaft vor Mallinger und Wallrode statt,‘ was ihr nicht störend, aber ihrem Bruder gewiß genierlich gewesen sein würde.

Aber es wurde acht. Und weder ihr Bruder mit Daniela noch Mallinger noch Wallrode zeigten sich . . .

„Ist er sehr krank?“ fragte hier Margritt herzlich dazwischen.

„Ich weiß noch nicht. Er schien sehr matt. Hatte seit Mittag offenbar stillgelegen. Und in unbegreiflicher Torheit, wie es scheint, teilweise bei offenem Fenster.“

„Vielleicht aus Atemnot,“ meinte Tante Hanna. Fuhr dann aber fort, ihre Nervosität zu schildern, die sich bis zur verzehrenden Ungeduld gesteigert habe, als alle ihre Gäste ausblieben.

Wallrode fragte, wo denn Herr Alveston sei. „Nach Berlin, schon heute morgen,“ sagte Margritt.

Nun, da könne Fräulein Hanna sich also mit Recht als um alle Festfreuden betrogen ansehen. Von fünf Geladenen einer plötzlich abgereist und zwei plötzlich krank.

Sie erzählte weiter.

Sie hätten natürlich die Geduld verloren und mal antelephoniert. Aber vergebens. Keine Antwort — woraus sie dann geschlossen hätten, daß ihr Bruder und Daniela schon fort seien, und das Mädchen natürlich passe nie auf . . .

Da, mit einem Male, gegen halb neun, habe es scharf und lang geklingelt . . .

Sie, Hanna, sei gerade auf dem Flur gewesen und förmlich zusammengefahren.

Sie habe auf der Stelle das Gefühl gehabt: das bedeutet Unheil.

Und ihre Hände hätten gezittert, als sie den Hörer aufnahm.

Daniela sei am Telephon gewesen. Mit einer ganz fremden Stimme, kaum verständlich, habe sie gesagt: „Bist du es, Tante Hanna? Kommt sofort — kommt sofort — Papa — Papa —“

„Sie können sich denken, was für einen Schreck ich bekam. Ich fragte, was ist denn mit ihm, sprich doch. Ich hörte, daß sie schluchzte — ich verstand kaum . . . ‚Krank,‘ sagte sie, ‚sehr krank — kommt doch, kommt . . .‘ Und dann hörte ich nichts mehr,“ schloß das alte Fräulein. Sie war außer sich. Anstatt sich durch das lange und breite Aussprechen zu befreien, hatte sie sich nur noch mehr erregt.

Sie fing an vor Nervosität zu weinen.

„Wenn man nur erst weiß, worum es sich handelt, werden Sie ruhiger werden,“ tröstete Wallrode.

Aber er dachte: ‚Da muß schon was verteufelt Ernstes vorliegen.‘ Denn er hatte das gute

Zutrauen zu Daniela, daß sie in schweren Augenblicken des Lebens sich klar und gefaßt betragen werde, ja, daß sie eigentlich nur solcher noch bedürfe, um aus ihren jugendlichen Unfertigkeiten ganz herauszukommen.

‚Gottlob,‘ dachte er, ‚daß ich sie sehen werde.‘ Er konnte vielleicht den Frauen nützen. Und er konnte dem geliebten Mädchen vielleicht zeigen: ‚Du bist nicht verwaist, nicht hilflos; ich gehöre dir, immer — immer . . .‘

Er hatte ein Vorgefühl: der alte Mann ist tot. Daß er kein apoplektisches Aussehen gehabt hatte, sagte ja nichts. Das waren veraltete Laienansichten, die nur kurzhalsigen, dickbäuchigen Menschen zutrauten, sie könnten einen Schlag bekommen.

Sie schwiegen nun. Der Wagen rollte rasch durch das abendliche Straßenleben.

Einmal sagte das alte Fräulein aufseufzend: „Wir sind gleich da,“ und trocknete ihre Tränen.

Noch ein paar Minuten und sie hielten vor dem Hause.

In seiner Nähe auf dem Bürgerstieg im Nebel lungerten wohl ein oder zwei Dutzend Menschen herum. Neben ihnen waren zwei Schutzleute. Auf den Spitzen ihrer Helme und ihren Knöpfen blinkten Reflexe der Gaslaterne, unter der sie standen.

Aus der offenen Haustür kam eine wahre Flut von Licht. Alle Zimmer des ganzen Hauses waren erhellt.

Die beiden Frauen bemerkten nichts von der kleinen Menschenansammlung oder sahen darüber hin. Sie empfanden nur diese verschwenderische Helle, die ihnen aus der ganzen Front des Hauses entgegenglänzte, als etwas Drohendes, weil es so ungewöhnlich war . . .

Sie eilten hinein.

Wallrode bezahlte die Droschke.

Als er auf dem Bürgerstieg stand und das Geld herausnahm, dachte er flüchtig: ‚Was ist hier denn los?‘ Aber er dachte auch zugleich: ‚Schlägerei — ein Betrunkener — Gott weiß was . . .‘

Und folgte den Frauen.

Er betrat gerade das Wohnzimmer, als Daniela ihrer Schwester um den Hals fiel.

Sie weinte nicht. Sie zitterte — war stumm — umklammerte Margritt und schien ganz unfähig, irgendeine Auskunft zu geben.

Das alte Fräulein flehte:

„Was ist ihm denn — wie ist es — sprich doch . . .“

Margritt, gefaßt und zärtlich, brachte ihre Schwester in den nächsten Lehnstuhl.

Sie beugte sich über sie und streichelte ihr die Wangen.

„Wir sind ja nun bei dir — fasse dich doch — sprich doch . . .“

Sie schien ihre eigne Angst vergessen zu haben, weil sie trösten mußte . . .

Dies konnte Wallrode nicht ansehen. So bleich war das Mädchen, so außer sich, nicht einmal Herrin ihrer Glieder, die flogen wie in Frostschauern . . .

Er nahm fest die Hand, als gehöre sie ihm schon.

„Liebe Daniela,“ sagte er milde und bestimmt, „liebes Kind — Haltung — hier sind wir — sprechen Sie — ist Papa sehr krank?“

Sie sah zu ihm auf, mit dem Blick einer Verfolgten, die plötzlich Rettung sieht . . .

Und dann brach sie in Tränen aus.

Tante Hanna, die erschöpft irgendwo auf einer Stuhlkante saß, weinte mit.

„Ja,“ sagte Daniela unter heißem Schluchzen, „Papa ist plötzlich sehr krank geworden — sehr . . . sehr . . .“

„Wir wollen zu ihm,“ rief das alte Fräulein.

Aber Margritt, mit raschen, entsetzten Gedanken, aus ihrer Frauenempfindung heraus, wußte schon mehr . . .

Einen so Schwerkranken verläßt man nicht — nicht eine Minute lang.

„Es ist — keine — Hoffnung,“ brachte Daniela heraus und hielt die Hand des Mannes fest. Vielleicht ohne es zu wissen. Vielleicht aus dem unklaren Gefühl heraus, daß es der einzige Trost sei, den es noch auf Erden gäbe, sich an dieser Hand zu halten.

„Er ist tot!“ sagte Margritt leise.

Das alte Fräulein schrie auf.

„Ja — ja — tot . . .“ weinte Daniela.

Wallrode war sehr erschüttert. Oder vielmehr seine Liebe war erschüttert in innigstem Mitgefühl für die Geliebte.

Den Mann hatte er wohl geachtet. Aber schließlich aus Achtung weint man nicht. Warm machte der alte Engelbert das Herz wohl keinem. Nur die, die zu ihm gehörten durch das gleiche Blut, die hingen an ihm. Und sie weinten nun, weinten, wie nur Frauen können, die ahnungslos und unvorbereitet erleben, wie die Faust des Todes in ihrem Familienkreise einen Menschen niederschlägt, mit dem sie ihr eignes Dasein unlösbar verbunden fühlten.

Er ließ sie weinen und streichelte immer sacht und andächtig die liebe Hand.

Das alte Fräulein klagte nicht nur mit Tränen, auch mit allerlei Worten klagte sie vor sich hin.

Sie jammerte dem alten Bruder nach. In ihm verlor sie noch einmal alles: Jugend, Eltern, Hoffnungen, ein ganzes Leben.‘

Und war die letzten Wochen in Feindschaft von ihm getrennt gewesen, zum allerersten mal in ihrem gemeinsamen Dasein erzürnt mit ihm . . . Und konnte ihm nun nie mehr — nie die Hand geben und sagen: „Verzeih mir meinen kleinlichen Zorn . . .“ das überwand sich nie — nie . . .

So weinte und sprach sie vor sich hin — in dem halb kindischen und doch herzergreifenden Monolog des ersten Jammers . . .

„Wir wollen zu ihm," sagte Margritt und trocknete sich die Tränen — in jener unbewußten Vorbereitung —, um den heiligsten Schlaf nicht durch Klagen zu stören — —

Tante Hanna stand auf.

„Erzähl doch — sprich doch — wie kam es denn?" bat sie leidenschaftlich, „wir wollen ihn sehen . . ."

Auch Daniela erhob sich, etwas mühsam, fast schwankend. Sie hielt sich an dem Mann fest. Sie sah immer nur ihn an — mit einem entsetzten Blick —

„Wir waren — es war — Papa fiel plötzlich um — zwanzig Schritt vom Haus vielleicht —"

„Auf der Straße!" schrie Tante Hanna auf.

„Auf der Straße," wiederholte Margritt sehr schmerzlich.

Das schien alles auf eine ganz merkwürdige Weise zu verschärfen — gab dem jähen Ereignis eine Art von Brutalität — als mähe des Todes Sichel mit milderem Schnitt, wenn er sie im Haus, in seiner Stille und in seinem Frieden ansetze . . .

Sie schwiegen alle — wohl ein paar Sekunden lang, in der ersten Betroffenheit . . .

Daniela sah Wallrode an — beredt, verzweifelt, als wolle sie ihm Geheimnisse anvertrauen, im voraus seinen starken Schutz erbitten...

„Liebes Kind," sagte er tröstend, und in allem Mitleid doch von einem wundervollen Gefühl beglückt, als sei es nun klar: sie gehörten zueinander.

Hart klopfte jemand an die Tür.

Und dann sah Wallrode zu seinem unaussprechlichen Erstaunen einen Mann auf der Schwelle erscheinen, dessen behagliche Erscheinung ihm sehr genau bekannt war, dessen kluges und wohlwollendes Lebemannsgesicht in einem sehr merkwürdigen Kontrast zu seinem Beruf zu stehen schien . . . Er sah den Kriminalkommissar Hübener eintreten. Und sah zugleich auf dem Flur Polizisten . . .

Da schrie Daniela es heraus:

„Man hat ihn erschossen . . ."

Und sank halb ohnmächtig zurück in den Stuhl.

VII

Wallrode war es ja von Berufs wegen gewöhnt, seinen eignen Menschen sozusagen an den Nagel zu hängen wie ein Gewand, das man erst nach getaner Arbeit wieder anziehen darf. Er hatte die vollkommene Fähigkeit, sich ganz und gar auf die Angelegenheit des Augenblicks zu konzentrieren.

Aber an diesem Tage wurde es ihm doch schwer, sich zu sammeln. Er diktierte seinem Stenographen den Schriftsatz für den Prozeß der Lauritzschen Erben gegen pp. Henkel, und wies im Interesse der von ihm vertretenen Intestaterben der seligen Bäckermeisterswitwe Lauritz nach, daß ein den pp. Henkel bevorzugendes Kodizill nur auf dem Wege der Erbschleicherei zustandegekommen und daß die zur Zärtlichkeit geneigte Madame Lauritz nicht mehr ganz klaren Sinnes gewesen sei, als sie dies Kodizill verfaßte. Zu andern Zeiten machte ihm so etwas Spaß. Sein Humor wurde immer genährt und unterhalten durch all diese Einblicke in die grotesken Sprünge menschlicher Schwächen. Heute geschah es ein paarmal, daß er stockte und den Weg seiner Worte zurückging, um nachzusehen: war der auch richtig geführt? In einem wahrhaft erstaunlichen Redefluß vermochte er sonst die verwickeltsten Sätze in die Luft zu schreiben, mit einem kritischen Begleitgefühl voll ironischen Vergnügens an dem, was man „Juristendeutsch" nennt.

Immer wieder sah er ein Bild vor sich, das durchaus nicht hierher gehörte in sein nüchternes Bureau.

Er sah das liebe, geliebte Mädchen weinend im Stuhl sitzend. Und fühlte immer wieder, wie sie seine Hand umklammerte . . .

Wie gut es gewesen war, das zu fühlen. Es löschte alles aus, was an Widerspenstigkeit und Abwehr gegen ihn sonst wohl aus ihrem Wesen heraus gesprüht war.

Ihm kam es so vor, als sei nun alles klar zwischen ihnen. Als bedürfe es kaum noch eines bewerbenden Wortes. Im schweren Ernst der Stunde hatten sie einander wie von selbst gefunden.

Die armen Frauen. Das ließ sich ohne weiteres begreifen, daß der plötzliche Tod ihres Bruders und Vaters ihnen schreckhafter, ja geradezu grauenhaft scheinen mußte, weil er durch einen geheimnisvollen Unfall erfolgt war.

Wallrode stellte seine Betrachtungen an: wirklich, auch der Tod hat tausend Gesichter. Ein bürgerliches, wenn er seine Auserwählten in den Kissen ihres Bettes sucht; ein erhabenes, wenn er sie auf dem Schlachtfeld niederstreckt, ein furchtbares, wenn er sie auf den Straßen überfällt . . . und so fort, in unendlichen Verschiedenheiten. Wie abhängig sind wir mit unsern Empfindungen! Tod ist Tod. Und dennoch: er wirkt auf uns je nach der Szene, in der er auftritt . . .

Die unerhörten Aufregungen, die das Ereignis gestern abend nach sich gezogen hatten, gaben ihm, dem einzigen gegenwärtigen Mann, die Frauen gleichsam in die Hand. Er war wie von selbst der Schutz, der Berater, ja der Befehlshaber.

Mark Alveston, der Schwiegersohn des Hauses, war verreist. Es stellte sich heraus, daß Margritt nicht einmal sagen konnte, in welchem Hotel in Berlin ihr Mann abzusteigen pflege. Er wechselte, wohnte einmal da, einmal dort. Er hatte aber am Telephon gesagt, daß er nach achtundvierzig Stunden oder noch rascher, je nach

Abwicklung seiner Geschäfte, zurückzukehren denke. Es blieb also nichts andres übrig, als seine Rückkehr abzuwarten, da man ihm nicht zu depeschieren vermochte.

Und bis dahin warf sich eben Wallrode zum Herrn der Situation auf. Er hatte vorgeschlagen, Onkel Geo oder den Konsul Oskar Gräfenhain zu benachrichtigen. Allein es schien wirklich, als hätten die Frauen ein starkes Gefühl von Zutrauen und Nähe zu ihm.

Ja, das tat wohl . . .

Gestern abend war ja nicht viel mehr zu machen gewesen. Der Kriminalkommissar Hübener und seine Leute waren, ebenso wie Wallrode und die Frauen, übereinstimmend der Ansicht, daß der alte Herr Engelbert das Opfer eines Irrtums geworden sei. Eine andre Erklärung des Ereignisses schien ganz unmöglich.

Daniela hatte immer wieder nur erzählen können: sie seien pünktlich ein Viertel vor sieben aus dem Hause, den Deich entlang, zur Straßenbahn gegangen. Niemand sei sichtbar gewesen. Wie immer um diese Abendzeit, schien der Deich fast unbelebt. Das Arbeitsleben ruhte. In sehr seltenen Zwischenräumen fuhr einmal ein Wagen den Fahrdamm entlang, meist ländliche Fuhrwerke, die nach Moorfleth zurückwollten. Ab und an klang ein Schritt. Oder aus dem kleinen Schifferwirtshaus Stimmen. Oder vom Wasser her kam der kurze, hohle Aufschrei einer Pfeife, und man hörte das Pusten eines kleinen Dampfers und das leise Aufrauschen der Flut.

Geradeso war es auch an diesem Abend gewesen, nur alles noch stiller, weil der dicke weiße Nebel stand und die Laute dämpfte und jeden Menschen, der kam und ging, ganz rasch fortwischte für das Auge.

Da auf einmal kam aus dem Nebel ein Schuß; das heißt, Daniela hatte in der gleichen Sekunde, wo er fiel, kaum gewußt, es sei ein Schuß. Wie ein Peitschenknall sei es gewesen. Und fast zugleich habe ihr Vater eine sonderbare Bewegung gemacht — wie im Schreck. Und in einem Klang und Atem habe sie gleichzeitig auch ein Rauschen gehört, eine Art Poltern. Als gleite jemand die Deichböschung hinab.

Plötzlich sei es ihr gewesen, als drehe ihr Vater sich oder wolle sich um sich selbst drehen.

Sie könne das Nacheinander oder das Gleichzeitige all dieser Erscheinungen gar nicht recht beschreiben. — Aber ihr armer, lieber Papa sei vornübergestürzt — stumm —

Zuerst habe sie gar nichts begriffen — nur aufgeschrien . . . Dann seien Leute gekommen — auch ihr Dienstmädchen sei herangestürzt —, man habe von einem Schuß gesprochen — die Schiffer auf den Oberländerkähnen hatten es gehört — auch einen Schatten im Nebel hatte man am Fuß des Deiches gesehen — das war alles.

Während man den mit ausgebreiteten Armen auf dem Gesicht Liegenden aufhob und ins Haus trug, habe sie eigentlich immer nur gedacht: Voß müsse kommen, retten, Papa sei gewiß nicht tot.

Und in dieser ersten Stunde habe sie sich förmlich dagegen gewehrt, Tante Hanna und Margritt zu rufen — erst als Voß in ganz ungewöhnlicher Schnelligkeit erschienen sei und bestätigte, was auch schon ein fremder, aus der Nähe gerufener Arzt gesagt habe, daß Papa sofort, aber auch sofort tot gewesen sei, als er hinfiel — erst da konnte sie sich entschließen, Margritt zu rufen.

Die Polizei suchte noch mit ihren elektrischen Lampen die Deichböschung ab und stellte fest, daß in der Tat dort ein Mensch das Gras zertreten und zerlegen habe und am Deich herabgeglitten sei.

Am Deichfluß hörten aber die Spuren auf. Inzwischen war die Ebbe zu Ende gegangen. Und am Fuß des Deiches gurgelte das dunkelblanke, vom Schein der Laternen unsicher überfunkelte Wasser in jenem geheimnisvollen Leben der steigenden Flut. Und über dem Wasser trug die Luft die Last des weißen, dicken, schweigsamen Nebels . . .

Auch eine Art Beleuchtungs- und Szenenprobe nahm Hübener mit seinen Leuten vor, und es wurde dabei klar: ein Mensch, der an der Deichböschung etwa auf der Lauer lag, konnte im Nebel die Gestalten, die den Deich entlang schritten, als dunkelgraue Silhouetten auf weißem Grund erkennen, so zwar, daß ein sicheres Treffen durchaus möglich, aber ein sicheres Erkennen von Gesichtszügen durchaus unmöglich war. Die Gestalten im Nebel glichen Schattenrissen.

Dies war alles, was sich noch hatte tun lassen.

Die Nacht kam. Man konnte nichts wie wachen und warten.

Der Kriminalkommissar stellte den Tatort unter Bewachung, und im Hause selbst ließ er auch einen seiner Leute.

Der stille Schläfer lag in dem düsteren Gartensaal, gegen dessen Fenster die Nebel drückten. Eine Lampe, fern vom Winkel her, beschien mehr schaurig als friedvoll die starre, harte Stirn des steil und steif Ausgestreckten.

Tante Hanna und Margritt wollten und mußten natürlich bei Daniela bleiben. Wallrode geleitete sie in die oberen Räume und bat sie, wenigstens den Versuch zur Ruhe zu machen.

Er verhieß seine Wiederkehr für den nächsten Morgen in aller Frühe. Und ging dann stadtwärts, die endlosen, schlafenden, vom weißen Dunst gefüllten Straßen entlang, bis er einen Wagen fand.

„Unter allen Umständen" hatte er noch zu Hartwig zurückkehren wollen . . . Und hatte dabei

das Sonnigste gedacht, was nur ein Mann denken kann, der vor den Feierzeiten seines Lebens zu stehen glaubt . . .

Es war so spät. Aber er kannte Hartwig. Der lag und wachte und wartete . . .

Was er ihm zu bringen hatte — wenn er überhaupt ins Haus kam —, war ja keine Nachricht, die man einem Kranken als Gedankenkost zu Nacht verabreicht . . .

Aber — wenn er nicht gerade sehr schwer erkranken sollte — aber morgen früh kamen ja auch für ihn die Zeitungen — ließen sich ihm nicht vorenthalten . . .

Er stieg vor der Pension Schustermann aus dem Wagen und warf einen Blick über die Front des Hauses. Richtig: hinter Hartwigs Fenstern hingen die Stores wie Transparente, die von innen her durchleuchtet sind.

Wallrode war's förmlich, als sähe er eine Inschrift darauf. Die: ich warte!

Er zog die Nachtglocke. Und alsbald kam ein Wesen mit Haube und Schürze und ließ ihn ein.

„Herr Doktor Mallinger hat mich gebeten, aufzubleiben, bis Sie kämen," sagte das Stubenmädchen der Pension Schustermann und verstand durch ihr ermüdetes Lächeln anzudeuten, daß es ihr ein Vergnügen sei, einem so netten Herrn gefällig sein zu können.

Auf der Treppe erfuhr Wallrode dann, daß Doktor Voß erst sehr spät gekommen sei. ‚Natürlich,' dachte Wallrode, ‚er war ja schon nach draußen berufen . . . wo er von einem Toten hatte feststellen müssen, daß er tot sei . . .'

Und eine ausgesprochene Krankheit habe Herr Doktor Mallinger nicht, wenigstens bis jetzt noch nicht. Es sei eine vollkommene nervöse Zerschlagenheit. Und möglicherweise stecke ihm auch eine starke Erkältung in den Gliedern. Jedenfalls solle er erst einmal einige Tage ganz still im Bett liegen.

Ja, das alles fuhr ihm nun immer wieder durch sein Gedächtnis und machte es diesem schwer, sich rasch und genau auf die Angelegenheit der Lauritzschen Erben gegen pp. Henkel zu versammeln.

Der Stenograph hielt wartend inne.

Wallrode fuhr mechanisch fort:

„In Ansehung des auch von Gegenpartei nicht bestrittenen Zustandes vorgeschrittener Paralyse der Erblasserin . . ."

Hartwigs nervöse Depression mußte in der Tat ungemein sein.

Diese ungeheure Nachricht berührte ihn scheinbar kaum . . . Freilich, aus Schonung erzählte er sie fast im Berichterstätterton — so, als würde alle Tage aus Versehen ein Friedlicher erschossen von einem Unfriedlichen, der einen Feind zu treffen dachte.

Förmlich teilnahmlos lag Hartwig. Schloß die Augen und sagte dreimal:

„Tot — also tot — tot . . ."

Wallrode hatte den Eindruck, daß sein Freund, da er sich schwach und elend fühlte, ganz und gar von dem verzeihlichen Egoismus der Kranken besessen sei und nichts empfände im Moment als sich selbst und keine andre Aufregung in sich aufnehmen konnte als die Furcht vielleicht vor eigner Krankheit, eignem Tod . . .

So hatte er ihn verlassen. Fast beruhigt, daß diese Unpäßlichkeit sich zwischen Hartwig und das Ereignis stellte wie eine Schutzwehr. Sonst würde der immer allzu tief empfindende Grübler zu stark im Mitleid für seine angebetete Freundin gelitten haben.

Er dachte gewissermaßen: ‚Der ist besorgt und aufgehoben — der steckt im Bett — den können diese Geschichten nicht so in Mitleidenschaft ziehen.'

Er selbst hatte kaum Schlaf gefunden in der Nacht. Erst in seinem Bett kam er recht zur Besinnung und dachte hin und her. Das war ja keine Kleinigkeit: ein unbekümmert seines Weges gehender Mann wird aus dem Hinterhalt so einfach niedergeknallt . . .

Und fast genau an derselben Stelle, wo vor ein paar Wochen ein eifersüchtiger Schiffersknecht den Rivalen ermordet hatte. Aber das war fast typisch in der Statistik der Verbrechen — das unbewußte Nachahmen, das Angeregtwerden durch das Werk eines Vorläufers — wie in der Kunst. Es gibt Auchkünstler und Auchverbrecher.

Wahrscheinlich war's abermals ein Eifersüchtiger gewesen.

Und hatte ein Opfer zur Strecke gebracht, dessen ganzes Leben nicht auf einen Leidenschaftstod hinlief . . .

Ironie war in dem Schuß aus dem Nebel. Ja, Ironie, die zeigte: blind ist das Schicksal.

Dieser vortreffliche, aber so trockene alte Mann . . . bürgerlich still wie wenige . . . und nun solch ein Tod . . .

Wallrode merkte, daß sein Stenograph wieder wartend saß, und brachte nun mit einer gewissen zornigen Konzentration den Schriftsatz in Sachen der Lauritzschen Intestaterben zu Ende.

Er wunderte sich nicht wenig, als er bald darauf den Kriminalkommissar Hübener bei sich eintreten sah, der mit seinem harmlosen Bonvivantgesicht immer die angenehmsten Nachrichten zu bringen schien.

Und Hübener tat denn auch zunächst, als komme er nur, um ein bißchen gemütlich über den neuesten Vorfall zu plaudern. Er nahm eine Zigarre an und fragte, ob Wallrode die Morgenzeitung gelesen habe.

Natürlich. Es standen erst kurze Notizen darin. Mehr war ja auch noch nicht möglich. Fast nur die knappe Tatsache. Und dazu die Bemerkung, daß der alte Herr Engelbert zweifellos das Opfer einer Verwechslung geworden sei.

„Zweifellos, zweifellos," wiederholte Hübener wie ein Echo.

Auch die ganze Vetternschaft der Engelbert sei der Ansicht. Als Wallrode heute zwischen acht und neun draußen gewesen sei, habe er schon Herrn Geo Engelbert und Frau Minna Lorenz geborene Engelbert und noch viele andre Personen mehr dort gefunden. Alle seien sich einig gewesen: ein unerhörter Irrtum läge vor.

Plötzlich fragte Hübener:

„Wo hält sich denn der Mann der ältesten Tochter zurzeit auf?"

„Ich denke, darüber haben Sie mich gestern abend mit den Damen sprechen hören. Alveston ist in Berlin. Soviel ich weiß, kann er schon heut oder längstens doch morgen zurückkehren."

„Ach — ja — sie sprach davon, die junge Frau — eine besonders sympathische Dame, diese Frau Alveston. So 'n leisen Zug von was Märtyrerhaftem — war wohl der Gram —"

Er schwieg einen kurzen Augenblick. Dann begann er sehr entschlossen:

„Herr Rechtsanwalt, ich hab's gestern abend gesehen: Sie stehen der Familie freundschaftlich nahe."

Wallrode errötete. Und dachte ärgerlich: ‚Wie kann man so albern sein . . .' Ja, er errötete, denn er dachte: ‚Hübener sagt: „der Familie freundschaftlich nahe" und meint „in Daniela verliebt".'

Er lächelte sehr glücklich.

„Ja," sagte er kurz.

„Darum komm' ich. Ich will Ihnen erzählen, was ich bisher herausgebracht habe. Da gibt's so überraschende Momente, daß nur äußerste Vorsicht und Diskretion weiterhelfen kann. Ich muß allerlei fragen. Einen Mann, der eventuell für immer und total unser Gespräch zwischen uns begräbt — wenn's auf toten Strang führt."

„Na, das fängt ja wunderlich an," meinte Wallrode und setzte sich gemütlich zurecht wie einer, der sich vortrefflich zu unterhalten hofft.

„Ich will keine Sätze aufstellen," sagte Hübener, „vielleicht ist es nur meine persönliche Zufallserfahrung. Aber wenn man bei so 'ner Sache überhaupt Spuren finden soll, findet man sie in den ersten zwölf Stunden. Wie oft hat sich nach Monaten, nach Jahren noch nachträglich das als richtig herausgestellt, was sich zuerst aufdrängte und fallen gelassen wurde als zu unwahrscheinlich oder unbeweisbar."

„Sie haben also schon so etwas wie 'ne Spur?" fragte Wallrode.

„Schon? Es ist Mittag. Ich bin seit Tagesanbruch wegen der Geschichte auf den Beinen. Auf allen Oberländerkähnen, die Bord an Bord dem Deichufer gegenüberliegen, bin ich gewesen. In allen kleinen Kutscher- und Schifferkneipen der Gegend. Es ist immer dasselbe: die, die gar nichts auszusagen wissen, schwadronieren einem die Ohren voll, die, die was sagen könnten, schweigen unbeholfen oder böswillig."

Er besann sich noch ein wenig. Er wollte nur den knappen Extrakt seiner Bemühungen geben.

„Der Schiffer Breitenweg, der schon seit vielen Jahren einen Kahn der Magdeburger Elbkahnreederei Albia fährt und von Hamburg Edelhölzer elbaufwärts bringt, pflegt immer dem Engelbertschen Hause gegenüber zu ankern. Er hat schon diese selben Frachten gefahren zur Zeit, als Engelbert noch seinen Mahagoniholzhandel hatte, und kennt den alten Herrn daher genau und hat auch die Tochter und die näheren Familienmitglieder des Hauses stets voll Interesse beobachtet. Nun, dieser Breitenweg kam gestern abend wenige Minuten vor sieben aus der Stadt zurück. Er pflegt seine Jolle, mit der er sich an Bord seines Kahns zurückrudert, unten an einen der Stege zu binden, die am Fuß der Treppen liegen, die von den verschiedenen Landungsbrücken zum Wasser hinunterführen. Gestern abend hatte er sie unten an die Brücke gekettet, die eine Strecke von der Mordstelle elbabwärts liegt und die letzte vor dem Wasserwerk ist. Als er diese schmale Holztreppe an dem luftigen Gerüstbau der Brücke hinabsteigt, sich bei dem Nebel nur mit dem Fuß vorwärts tastend, hört er plötzlich ein Geräusch. Na, denkt er, da kommt jemand 'rauf und wir stoßen uns hier noch gegenseitig ins Wasser bei der verfluchten Dickte in der Luft. Und zieht mit dem Gedanken auch zugleich schon seine elektrische Taschenlampe und läßt sie aufblitzen. In ihrem Schein kann er sich dann auch auf der sehr schmalen, frei über dem Wasser sich hinabsenkenden Treppe vorsichtig an dem Menschen vorbeibringen, der wie besessen hinaufeilt. Breitenweg blieb dabei, ohne seine ‚lüttje Lamp' wär' er ins Wasser gestoßen, denn der Mensch war wie blind und taub und rasend."

„Er hat den Mann erkannt," sprach Wallrode, nicht einmal mehr fragend.

„Ja, das sah ich ihm an, als er dies vortrug. Aber ich habe ihn erst in seine Koje nötigen und unter den außerordentlichsten Ueberredungskünsten weiter bringen müssen. Er blieb immer dabei: ‚Ne, ne, ne, dat is mi to prekär.' Aber endlich gestand er: er meine für gewiß, es sei der amerikanische Schwiegersohn des alten Engelbert gewesen und habe noch gedacht: ‚Wat makt denn de hier unnern Diek anstatts baben upp de Straat.' Und er habe einen gräßlich schmutzigen Paletot angehabt und sei barhäuptig gewesen. Die elektrische kleine Lampe habe ihn nur zwei, drei Sekunden, aber sehr grell beleuchtet. Was sagen Sie?"

„Donnerwetter," sagte Wallrode, „hören Sie mal — diese Täuschung von dem Breitenweg ist

ja gräßlich — die darf gar nicht erst weiter über seine Lippen . . ."

„Nein, er schwor mir zu, mir allein habe er's gesagt und werde es niemand sagen," fuhr Hübener fort. „Ich redete ihm auch gleich ein, daß der Schwiegersohn des alten Engelbert gestern morgen nach Berlin gefahren sei und sich auch heute noch dort befinde. Ich hatte dies ja gestern abend aus Ihrem Gespräch mit der jungen Frau Alveston erfahren. Der alte Breitenweg wurde darauf noch verdutzter, als er schon war, und meinte: ‚Na, denn hett he 'n kumpleten Dubbelgänger — dat mut ja denn sien.'"

„Merkwürdig. Sehr fatal. Ja, Alveston ist gestern morgen nach Berlin gefahren. Aber auch ohne das — welche wahnwitzige Idee . . ."

„Aber bitte, Herr Rechtsanwalt! Es gibt keine Ideen. Nur Feststellungen. Wie würd' ich denken . . . wie würde auch der alte Breitenweg denken . . . Er wundert sich bloß."

„Und das ist Ihre ‚Spur'?" fragte Wallrode etwas mokant.

Hübener sprach in seinem wohlwollenden Ton weiter:

„Heute morgen fand einer meiner Beamten, als bei Ebbe am Fuß des Deiches entlang geforscht wurde, eine Schirmmütze, die auf einer weißen Perücke befestigt war. Das Wasser hatte mit ihr gespielt, vielleicht in der Flutbewegung, sie hatte sich an dem Weidengeäst der Faschinen verfangen, die den kleinen Ufersaum am Deichfluß befestigen. Die Firma des Mützenmachers oder -ladens war herausgeschnitten."

Er machte eine Pause. Wallrode saß und hörte sehr aufmerksam.

„Es haben sich zwei Kutscher gemeldet. Der eine hatte einen schlanken Fahrgast mit bartlosem, jungem Gesicht, großer Schirmmütze und weißen Haaren zu fahren, und zwar bis zur Ecke des Billhörnerröhrendamms und der Vierländerstraße. Der andre einen sehr verhüllten Mann in Mantel und Kapuze, der eine Brille trug. Dieser zweite versprach und gab dem Kutscher zwanzig Mark, wenn er dem ersten dicht auf den Rädern bliebe. Dies geschah. Der zweite Fahrende stieg in der Tat aus, als der vorangefahrene Wagen hielt. Die beiden Kutscher, die sich kennen und ihren gemeinsamen Stand gestern abend an der Ecke des Glockengießerwalles und an der Alster hatten, trafen nun alsbald aufeinander. Das heißt, der zweite rief den ersten an, der keine Ahnung davon hatte, daß man ihm gefolgt war. Sie genehmigten sich auf die zwanzig Mark hin in einer Wirtschaft einen steifen Grog und waren sich einig, die Helden eines Liebesromanes gefahren zu haben."

„Ah — sehr interessant. Mit ein bißchen Phantasie haben wir alles: der Kapuzenmann hat den Mützenmann erschießen wollen und anstatt dessen den harmlosen alten Herrn getroffen, während der Mützenmann, vielleicht erkennend, daß man ihm auflauerte, sich am Deich entlang rettete."

„Gewiß. So kann es wohl sein," gab Hübener sehr ruhig zu. „Es kann aber auch ganz anders sein."

„Ich weiß noch immer nicht, warum Sie mir . . ."

„Die Beschreibung, die der Kutscher von dem Mützenmann gab, paßt bis auf das weiße Haar, das wir ja schon als falsch kennen, auf Herrn Alveston."

Nun wurde Wallrode doch erregt. Er stand auf und ging hin und her, die Hände in den Hosentaschen, fast böse, die gefährliche Kombinationslust eines Kriminalbeamten mit raschen Worten bekämpfend.

Das war ja Unsinn! Bloß den Namen zu denken. Den eines Gentlemans! Eines Mannes von Ansehen und Vermögen, der mit einer lieben, holden Frau glücklich verheiratet war. Der seinem Schwiegervater Respekt gezeigt hatte. Der vor einer vielleicht riesengroßen Zukunft stand.

Aber solche Phantasie bilde sich bei den Herren aus: sie ging aufs Tolle, aufs Sensationellste, aufs Unglaubliche — um zu verblüffen — ja, eine Art Schachaufgabe sei's ihnen. Ein Zug so . . . daraus folgt der Zug — dann der . . .

Vielleicht habe die ganze Aehnlichkeit, die den alten Breitenweg so verdutzt gemacht, in der Bartlosigkeit bestanden . . . Ja wahrscheinlich . . . man solle nur die Bartlosigkeit in den Abendblättern recht betonen, und man werde erleben, daß morgen schon zwanzig Bartlose als Täter bei der Polizei denunziert würden.

„Ich lasse Sie schimpfen. Bon. Und frage: stand Alveston sich wirklich gut mit seinem Schwiegervater? War er wirklich glücklich mit seiner Frau? Ist er wirklich ein Mann von Vermögen?"

„Also dreimal: Ja! Und er ist gestern morgen nach Berlin abgereist. Und damit basta."

„Pardon," sagte Hübener und sah Wallrode durchdringend an, „haben Sie ihn zur Bahn gebracht?"

Wallrode stand perplex.

„Ich? Wie sollte ich dazu kommen? Ich kenne ihn nicht so intim."

„Na, dann kann ich Ihnen also erzählen, daß er gar nicht gestern morgen, sondern erst gestern nachmittag gefahren ist."

„Da irren Sie gründlich," sagte Wallrode schroff.

„I wo. Ich irre mich nicht. Ich bin mal so 'rangegangen an sein Hotel. Der Portier kennt mich nicht. Ich sagte, daß ich ein geschäftliches Anliegen bei Herrn Alveston vorbringen möchte. Und der Mann antwortet prompt aus

seinem Portiersgedächtnis 'raus: ‚Mr. Alveston? Gestern nachmittag sechs Uhr achtzehn nach Berlin abgereist.‘“

„Auch ein Portiersgedächtnis kann die verschiedenen Abreisetermine der Kundschaft durcheinanderwürfeln.“

„Ich heuchelte Unglauben, tat, als sei ich von Alveston bestellt. Und mit der Großherrngeste der Portiers wurde der Mann hochfahrend und ungeduldig. Der Hausdiener, der dabeistand, vielleicht sah, daß ich nach der Westentasche griff und eine zu hinterlassende Bestellung mit Trinkgeldvorstellungen kombinierte, mischte sich ein: er habe Herrn Alveston selbst den Koffer und die Handtasche hinübergetragen. Was sagen Sie?“

„Ich sage, daß Herr Alveston noch unerwartet, nachdem er sich schon am Telephon von seinen Damen verabschiedet hatte, durch Geschäfte aufgehalten worden sein kann. Daß aber auch eine Abreise sechs Uhr achtzehn ihn aus Ihren Kombinationen ausschaltet. Herr Engelbert ist ein Viertel vor sieben durch den Schuß aus dem Nebel getötet. Es sollte mir leid tun, wenn Sie sich durch einen so wahnwitzigen Verdacht, der vollkommen, aber auch vollkommen in der Luft schwebt, von der rechten Spur ableiten ließen. Das naive Gefühl der beiden Kutscher dürfte das Richtige geraten haben: irgendeine Liebes- und Eifersuchtsgeschichte. Der Mützenmann war das Wild, der Kapuzenmann der Jäger.“

Hübener stand auf. Er sprach sehr ernst:

„Ich bin nicht, wie Sie anzunehmen scheinen, Herr Rechtsanwalt, in einen tollen Verdacht verliebt. Ich halte es aber für meine Pflicht, dem alten Breitenweg, der denn doch mal ein Wort über seine Wahrnehmung fallen lassen könnte, sozusagen amtlich mitteilen zu können: Herr Alveston war wirklich in Berlin, und also kann's nur eine Aehnlichkeit gewesen sein. Erst als ich vom Portier erfuhr, daß Alveston nicht abgereist ist, wie seine Frau annahm, erst da kam mir eine merkwürdige Empfindung.“

„Dieser merkwürdigen Empfindung mußte doch die Bekundung des Hausdieners sofort ein Ende machen.“

„Man kann Gepäck zum Bahnhof schaffen lassen, braucht aber nicht abzufahren.“

Wallrode fühlte einen immer wachsenden Zorn gegen diesen Mann in sich aufsteigen.

„Ich sehe: Sie sind doch in einen tollen Verdacht verliebt. Irren ist menschlich. Wenn aber die Polizei irrt, kann es unmenschlich werden.“

„Um das zu verhüten, komm' ich zu Ihnen,“ sagte Hübener, „ich wiederhole: der alte Breitenweg kann dennoch ein Wort von seiner Wahrnehmung verraten und wir haben in Windeseile ein Gerücht. Ein Gerücht verdichtet sich im Umsehen zur öffentlichen Meinung. Man muß in der Lage sein, sofort und mit unanfechtbaren Tatsachen solches Gerücht totzumachen versuchen. Verschaffen Sie mir ein gutes Bild von Herrn Alveston. Der Verkäufer der Mütze, jener der Perücke werden sich, wenn diese Dinge in Hamburg gekauft sein sollten, unbedingt melden, sobald die Abendblätter die entsprechenden Aufforderungen brachten. Ich werde ihnen das Bild vorlegen, und ich hoffe, sie werden sagen: Das ist nicht der Käufer. Ich werde auch feststellen, ob Alveston tatsächlich gestern abend sechs Uhr achtzehn fortfuhr und elf Uhr sechsundzwanzig in Berlin ankam. Bestätigt sich das, so will ich selbst erleichtert aufatmen.“

Wallrode war auf das peinlichste berührt.

„Wie soll ich Ihnen ein Bild Alvestons verschaffen? Unauffällig ist es mir unmöglich. Ich müßte es geradeswegs aus dem Zimmer des alten Fräuleins Engelbert — entlehnen ... Nein, ich muß es verweigern, einer befreundeten Familie gegenüber gewissermaßen den Detektiv zu spielen ...“

„Sie verweigern, einer befreundeten Familie einen Dienst zu leisten.“

„Ich hätte gewünscht, Sie wären nicht zu mir gekommen.“

„Mich des Beistandes eines diskreten Mannes zu versichern schien mir Pflicht. Ich wünsche nichts, als den vagen Verdacht — Gott, das Wort Verdacht ist ja schon zu deutlich —, ja, das Fatale, was aus Breitenwegs Beobachtung entstehen kann, will ich zerstreuen — im Keime ersticken.“

„Tun Sie das, indem Sie nach dem Kapuzenmann suchen,“ sagte Wallrode. „Ich kann Ihnen nicht zu Alvestons Bild verhelfen.“

Hübener stand auf. Er ärgerte sich ebensosehr über Wallrode wie dieser über ihn. Doch sagte er ganz gelassen:

„Der Kapuzenmann ist wie vom Erdboden verschluckt. Außer dem Kutscher, der ihn fuhr, wußte bisher niemand von einer solchen Persönlichkeit etwas auszusagen.“

„Schuld, die sich klug verbarg.“

„Vielleicht.“

Sie schieden.

Wallrode war nun doch sehr erregt. Er sah ja: aus der Aussage des alten Schiffers und der Beschreibung des Kutschers ließ sich allerlei höchst Gefährliches zusammentüfteln. ‚Daß um Gottes willen nur die armen Frauen nichts von diesen Dingen erfahren,‘ dachte er.

Sie waren sowieso von dem geheimnisvollen Ereignis verwirrt, verschüchtert, entsetzt.

Er war ja gewiß, binnen vierundzwanzig Stunden war diese unheimliche kleine Wolke verscheucht. Alveston kehrte zurück, ganz wie von selbst ergab sich der Beweis, daß er trocken und behaglich im Zug gegessen hatte, während der Schuß aus dem Nebel fiel.

In vierundzwanzig Stunden freilich kann sich in einer solchen Sache sehr viel Unerwünschtes begeben. Teuflische Zufälle können sich häufen ...



Mühle im Reichenbachtal

Nach einer Naturaufnahme von Philipp Sporrer, Stuttgart


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Die Unterredung mit Hübener hatte ihm vollends die Sammlung geraubt, und als er zu Tisch ging, stellte er fest: auch den Appetit.

Ihm fiel dann ein: er mußte nach dem Freunde sehen, der, wenn auch nicht krank, so doch unpäßlich lag und der gewiß in seinem Bette vor Begierde nach weiteren Nachrichten verging.

Wallrode pries in seinen Gedanken abermals des Freundes Unpäßlichkeit. Ohne sie wäre auch er gestern abend mit im Trauerhause anwesend gewesen. Und Hübener hätte vielleicht herausgefunden, daß Mallinger der jungen Frau Alveston und dem alten Fräulein Engelbert besonders nahe stand, und sich mit seinem Anliegen an diesen gewandt.

Das hätte den lieben, guten Kerl in furchtbare Konflikte gestürzt. Wallrode hatte ganz genau das Gefühl: er haßt den Mann Margritts. Aber es ist natürlich eine andre Geschichte, jemand aus Eifersucht in der Theorie die Luft, die er atmet, zu mißgönnen, als in Praxis zu seinem Verderben behilflich zu sein ... Das heißt, Hübener meinte ja, es sei ein Dienst ... Aber wer konnte das wissen. In eine Photographie kann man Aehnlichkeiten hineinsehen ... war schon oft genug vorgekommen ... Eine verfluchte Geschichte.

Mallinger lag, wie ihm befohlen war, noch im Bett. Er wurde rot und blieb sichtlich erregt, solange der Freund neben ihm saß.

„Hör mal, du hast Fieber."

„Nein ... Erzähl mir: wie tragen sie — wie trägt sie es?"

Er sah den andern förmlich hungrig an.

Und Wallrode sprach sehr ausführlich, beschrieb den Kummer der Frauen und wie sie sich in Zärtlichkeit aneinander angeklammert hätten und beisammengeblieben seien. Er schaltete aus dem Ereignis aus, was daran schreckhaft gewesen war, und wenn man ihn so reden hörte, hätte man meinen können, der alte Herr sei in sanfter Auflösung, das Lager von weisen Aerzten umstanden, endlich, wie lange erwartet, entschlafen.

„Und du hast noch nichts gehört? ..." fragte Hartwig förmlich lauernd ... „ist keine Spur ... nichts ..."

„Keine Ahnung, man muß mal zusehen, ob in den Abendblättern was steht," sagte Wallrode.

„Bring sie mir, bring sie alle," bat sein Freund heiser.

„Komisch ist der Mensch. Er mag das Schreckliche auch noch gern im Blättchen lesen."

„Du kommst heut abend wieder?"

„Wenn ich irgend kann."

‚Tragische Zwischenfälle haben in meiner Tagesordnung keinen Platz,' dachte Wallrode. Er kam sich heute reichlich gehetzt vor. Zu den Frauen konnte er erst gegen Abend hinausgehen.

Die Welt bewegte sich heute unter Schirmen. Der echte Hamburger Regen troff herab, der in der düstern, graugelben Luft all die Kohlenatome und Miasmen, welche die arbeitende Weltstadt sonst emporhaucht, hinunterschlug. Wer atmete, bekam bei jedem Zug den Mund voll von dieser schleimigen, übelschmeckenden Luft.

Man wußte nicht recht, ob es unter den Füßen oder über dem Kopf nasser war. Vom schreitenden Fuß liefen die Wasserbänder. Auf den gespannten Stoffen der Schirme prickelten stetig, mit kleinen, krachenden Geräuschen, die Tropfen.

Wallrode saß in der Elektrischen und hielt einen Packen Zeitungen unter dem Arm.

Er fühlte sich in unerhört schlechter Laune und sagte sich, das sei keine Stimmung für einen Mann, der gestern abend hatte erraten dürfen: das Glück kommt! Das Wetter? Unsinn. Mallingers Befinden? Hm — sehr gefallen hatte der ihm nicht — war hektisch, hatte dunkle, förmlich brennende Augen gehabt — na, regte sich natürlich um Margritts Kummer auf. — Nein, alles wohl betrachtet: das Gespräch mit Hübener hatte ihm den Tag und die Stimmung verdorben, und er wurde seitdem die Furcht nicht los: wenn die armen Frauen von dieser tollen Geschichte hören ...

Daniela hatte gestern abend, nachdem Hübener und seine Polizisten gegangen waren und die Qual der Beschreibung des Ereignisses hinter ihr lag — ja, da hatte Daniela etwas sehr Einfaches, aber sehr Feines und Tiefes gesagt.

„Das ist so laut," hatte sie vor sich hingeklagt. „Sein bißchen Schmerz will man still für sich ausweinen können."

Als ob es nicht jeder Mensch, der wahrhaft traurig ist, den Trauerpomp und alle Formen, die den Tod umgeben, schon als plumpe Störung empfindet! Aber die Gesellschaft ist mal so: sie läßt uns nicht allein weinen und nicht allein jauchzen.

Das hatte ihn tief beglückt, als er das liebe Mädchen so vor sich hinklagen hörte.

Man störte ihr die Keuschheit des Schmerzes. Er war nicht ihr Eigentum.

Es war ein Ereignis. Fragen und Neugier tasteten daran herum.

Sie hatten ihren Toten noch weniger für sich, als es andre Trauernde haben.

Die armen Frauen.

Wenn nun aber gar die entsetzliche Aussage des alten Breitenweg zu ihren Ohren käme ...

Ihn benahm das Gefühl: hätt' ich Hübener doch das Bild von Alveston verschaffen sollen?

Es gibt Fragen, die man gar nicht entscheiden kann, ohne daß einem jede Entscheidung als die verkehrte vorkommt. Dies war so eine ... Er fühlte weiter: ‚Hätt's ich ihm gegeben, möchte ich doch jetzt nicht die Frauen gerade ansehen ... Und weil ich's ihm nicht verschaffte, drückt mich das wie 'ne Unterlassungssünde ...'

Von Rechts wegen war noch Tag. Aber alle Straßenlaternen brannten, an ihrem Glasgehäuse

lief unaufhörlich Wasser herab. Aus allen Läden kam schon Licht und überhellte die nassen Bürgersteige. Die Ungemütlichkeit der Stimmung war nicht zu überbieten.

Jetzt ging Wallrode unter seinem Schirm auf dem Deich dahin. Drunten lag der Strom, wie zusammengekrochen in der Ebbe. Die Regenschleier sanken auf ihn herab und wurden von ihm aufgesogen.

Aus den Kajüten der Oberländerkähne glomm da und dort schon ein warm glänzender Lichtpunkt. Ja, da saß nun vielleicht der alte Breitenweg Ellbogen an Ellbogen im engen Raum um den Tisch, darauf die Groggläser dampften, und sprach geheimnisvoll von seiner Wahrnehmung, die er nicht verraten dürfe, und ließ dabei, von Wichtigkeit fast platzend, viel mehr erraten, als er wirklich hätte sagen können ...

Im Trauerhause herrschte vollkommene Stille. Die Familienschar hatte sich verlaufen. Erschöpft saßen die Frauen allein und versuchten sich mit nächsten Fragen zu beschäftigen.

Als Wallrode eintrat, wurde ihm das Herz weich. So schwarz und düster war dies anzusehen: drei Frauen in tiefster Trauer.

Er spürte aber gleich: sein Kommen war wie ein bißchen Freude und Trost, und das wirkte wieder wohltätig auf ihn zurück.

Daniela gab ihm fest und gut die Hand und sah ihn so gerade an, als wolle sie sagen: nun wissen wir es, wir gehören zusammen.

Und sein Händedruck sagte ihr zurück: das tun wir, ganz und gar ...

Tante Hanna griff mit raschen Händen nach den Zeitungen. Wenn es etwas gab, das sie unterhalten und ablenken konnte, so war es dies, daß sie von ihrer Familie allerlei Rühmliches las. Es war in dem einen Bericht erwähnt, daß die alte, hochangesehene Firma D. F. Engelbert, im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts gegründet, bis vor wenig Jahren noch einer gewissen Blüte sich erfreut habe. Daß viele Träger des Namens der Stadt im bürgerlichen Leben wichtige Dienste geleistet. Als sie bei Aufzählung der Nächsten, die den so tragisch Dahingerafften beweinten, auch sich, die einzige Schwester, erwähnt sah, flossen ihre Tränen in einem Mischgefühl von heißer Trauer und Genugtuung.

Die beiden Nichten hörten schweigend zu, wenn sie Bruchstücke aus den Berichten vorlas.

Daniele fragte einmal dazwischen:

„Und keine Aufklärung? Keine Spur?"

Dabei sah sie Wallrode an, der nur wie ein ganz Unwissender die Achseln zuckte.

Aber Tante Hanna als Beherrscherin des vor ihr liegenden Zeitungsmaterials, in den knitternden und rauschenden großen Druckbogen eifrig umblätternd, konnte schon alles erzählen: sie las halb vor, sprach halb frei; die Zeitungen brachten alles, was Hübener heute vormittag an Wallrode erzählt. Nur der Name des alten Breitenweg kam noch nicht vor: es war nur mitgeteilt, daß ein bartloser, jüngerer Mann, der identisch mit dem weißhaarigen Mützenmann schien, den der eine Kutscher beschrieben, auf einer vom Deichfuß zu einer Landungsbrücke emporführenden Treppe beobachtet sei.

Wallrode fühlte: von dem alten Breitenweg sollten die ausfragenden Reporter noch ferngehalten werden.

Im ganzen neigten sich die Zeitungen auch der Auffassung zu, daß in einem Eifersuchtsdrama eine Personenverwechslung vorgekommen und der geheimnisvoll verhüllte Kapuzenmann der Mörder sei.

Nun überwog in dem alten Fräulein die leidenschaftliche Erregung über all diese dunkeln Vorgänge fast den Kummer. Sie erging sich in Ausmalungen aller nur denkbaren Möglichkeiten.

Und dabei fiel's ihr ein: was Wallrode dazu sage, der Kriminalkommissär Hübener und der Mitarbeiter eines illustrierten Lokalblattes seien in ihrer Wohnung gewesen, und der eine habe die Bilder aller Familienmitglieder erbeten und der andre das Bild des Toten. Dies letztere habe ja Sinn: das Bild solle, wie es nun heute einmal gang und gäbe sei, reproduziert werden, denn ganz Hamburg wolle wissen, wie der alte Herr Engelbert ausgesehen habe. Aber was Hübener mit all ihren Bildern wolle ...

Wallrode fragte, ob sie sie denn hergegeben habe.

„Was sollte ich machen! Wenn die Polizei was fordert! Er sagte, es sei nötig, warum, das werde er mir später erklären. Es war noch ein Glück, daß ich gerade in meiner Wohnung mich befand — war für eine Stunde nach Tisch hineingefahren — wegen der Trauersachen ..."

„Ach," sagte Margritt, die unruhevoll im Zimmer hin und her ging, „daß wir dies alles ohne Mark durchmachen müssen ... und auch Mallinger fehlt — man spürt recht, wie seine Ergebenheit einen verwöhnt hat. Wie geht es ihm?"

„Er scheint nervös erregt, vielleicht besonders durch den Umstand, Ihnen und Fräulein Hanna, seiner treuen Freundin, fernbleiben zu müssen. Er hofft, in zwei, drei Tagen aufstehen zu dürfen und daß Voß die Gefahr einer Lungenentzündung nur an die Wand malt, um ihn zur Schonung zu zwingen. Und Ihren Gatten werden Sie doch noch heut abend oder morgen hier haben?" schloß er fragend.

„Nein. Das ist ein Verhängnis. Sehen Sie die Depesche. Nicht einmal benachrichtigen kann ich ihn. Wenn er nicht zufällig in diesen Tagen eine Zeitung in die Hand nimmt."

Sie gab ihm eine Depesche, die auf dem Tisch im Lampenschein gelegen hatte.

Wallrode las. Die Depesche war aus Berlin.

„Reise Nachmittag weiter, habe geschäftlich Stockholm zu tun, hoffe in drei oder vier Tagen von dort Hamburg zurückzukehren. Mark."

Er war sehr betroffen.

Welch fatales Zusammentreffen. Die junge Frau litt nur im Gemüt, weil sie in so ernsten Tagen den Gatten entbehrte. Daß seine Gegenwart auch aus andern Gründen sehr erwünscht sei, ahnte sie ja nicht.

Aber gleich dachte er auch:

‚Die Depesche ist aus Berlin! Heut früh acht Uhr aufgegeben! Er ist also tatsächlich gestern abend spät in Berlin angekommen. Das will ich Hübener sofort mitteilen.‘

Der Wunsch, das so rasch als möglich zu tun, erfüllte ihn derart, daß er ganz zerstreut schien. Er hörte kaum zu, als die Frauen ihm erzählten, dies eine sei wenigstens Wohltat: der Bestattung stehe nichts im Wege, das Gericht habe nach eingehender Feststellung der Schußwunde und nochmaliger Vernehmung Danielas ihnen den teuren Toten freigegeben.

Sie erwogen, ob man nicht auf Mark warten müsse. Sie wollten Rat, ob es nicht dennoch Mittel und Wege gebe, ihn zu benachrichtigen.

„Nein," sagte Wallrode, „wie soll man einen harmlosen Reisenden, dessen Routen und Absteigequartiere man nicht kennt, benachrichtigen? Einem Verbrecher kann man Polizei nachhetzen. Der friedliche Bürger verliert sich in der Menge. Man muß auf den Zufall hoffen."

„Wir warten," beschloß Tante Hanna.

„Nein," sprach die junge Frau. Sie war sehr blaß und stand und sah auf ihre Finger herab, mit denen sie spielte. Sie kannte die Gewohnheiten ihres Mannes. Sie wollte es nicht sagen: Tag und Tage ließ er mich allein, und ich wußte nichts von seinen Wegen, die er immer mit dem Paßwort „Geschäft" antrat. „Nein, das wäre zu schwer ... warten ... mit so einer heiligen Pflicht ... wir wollen Papa nur begraben ..."

Sie fing auf einmal an zu weinen. Heiß und leidenschaftlich. Und eilte hinaus.

Die Zurückbleibenden sahen ihr still nach. Bis Daniela leise sagte:

„Ich glaube, die Tränen galten nicht Papa ..."

Tante Hanna fuhr auf.

„Was willst du damit sagen? Doch nicht etwa, daß sie nicht glücklich mit Mark ist? Sie beten einander an — ich sage dir: er ist bezaubernd. So ritterlich ..."

Die hingebendste Bewunderung flammte beinahe neidvoll aus ihrem Ton auf.

Wallrode ging. Er trat in das nächste Restaurant ein und schrieb an Hübener einen Eilpostbrief.

„Ein Zeugnis, daß Alveston in Berlin ist, liegt vor. Depesche an seine Frau heute früh acht Uhr aufgegeben. Inhalt: er reist in Geschäften nach Stockholm weiter. Also alles in Ordnung. Besten Gruß Wallrode."

‚Gottlob,‘ dachte er dann, ‚damit ist der alte Breitenweg mundtot gemacht. Dies muß ihn davon überzeugen, daß es ihm „bloß so vorkam", als habe der Mann auf der Treppe Aehnlichkeit mit Alveston.‘

Er fühlte sich außerstande, noch zu Hartwig zu gehen. Da hieß es doch ein wenig Krankenpflegerstille in sich haben. Wo soll man die hernehmen, wenn man das Leben gerade besonders bunt um sich herumwirbeln fühlt.

Er schickte ihm ein paar Zeilen, in denen er doch Bedacht nahm, ihm wohlzutun.

„Ich muß Dich treulos im Stich lassen, mein alter Junge. Zuviel zu tun. Kannst ja auch alles in den Zeitungen lesen, davon Dir mein Bureaudiener anbei einen Haufen bringt. An Persönlichem wäre noch hinzuzufügen, daß die Damen natürlich im Gemüt sehr erschüttert sind. Trotz ihres Grams fand Frau Margritt noch Gedanken für Dich und Dein Befinden. Ihr Mann ist verreist und für Benachrichtigungen unerreichbar. Man will nicht auf ihn warten mit der Beerdigung. Sie findet übermorgen um zehn Uhr in Ohlsdorf statt. Habe natürlich justament um zehn Uhr einen Termin am Gericht. Werde aber alles in Bewegung setzen, daß die Sache verlegt wird. Dein Max."

Die beiden nächsten Tage verflossen in einer vollkommenen Stille.

Dies brachte sogar für Wallrode die Täuschung herauf: warum haben wir uns eigentlich so bodenlos aufgeregt?

Ein alter Mann ist gestorben. Das ist traurig. Aber es ist nicht tragisch.

Nur zuweilen huschte der Gedanke durch ihn hin: ‚Grotesk! — Ist an einer Todesursache gestorben, die ihn nichts anging — ja grotesk — von wildem Humor ist das ...‘

Die Frauen, vielleicht aus einem sehr reinen Bedürfnis nach heiliger Schmerzensstille, schienen wirklich all die Begleitumstände wie einen schweren Traum zu empfinden, der nun hinter ihnen lag.

Man ließ sie zufrieden. Sie konnten sich ganz den weihevollen Geschäften widmen, die der Tod eines Familienmitgliedes nach sich zieht.

Und dann folgte am Morgen des vierten Tages die düstere Stunde, wo man den alten Engelbert zu Grabe trug. Die Familiengruft der Engelberts hatte am Steintor, unter den dunkelgrünen Linden und dem Efeugewucher des alten Petrikirchhofs gelegen. Der stand nur noch als wehmütiges Erinnerungsbild im Gedächtnis derer, die in dem Gedanken gelebt hatten, dort einst zu ruhen. Ueber die stillste Stätte ging jetzt das lauteste Leben, und die alten Bäume in den Anlagen am Bahnhof sahen nun anstatt auf gemessen schreitende Trauergefolge, auf den brausenden Eillauf der Eisenbahnzüge.

Es war ein neues Grab in dem weiten Parkgelände des Ohlsdorfer Friedhofs angekauft worden.

Ueber seine feierliche Waldesstille war der bunte Herbst gekommen und hatte sie zerrissen und lichter gemacht. Die Natur steckte gleichsam nur noch in den verschossenen Lumpen ihres früheren reichen Kleides. An den langen Alleen, die durch das ausgedehnte und tiefe Dickicht führten, war das milde Grün der Lindenwipfel in grelles Gelb umgewandelt, das dürftig das Geäst nur noch halb verbarg. Spreu von goldenen Blättern hing überall in den dichten Taxusgruppen neben den Wegen; fast versteckt lagen die Ruhestätten unter dem herben, unverwelklichen Nadelwerk.

Ein frischer Wind strich durch die sonnige Luft, blähte die schweren Kreppschleier der Frauen und blies gelbe Blätter herum, so daß sie mit ihm oft viele Meter weit reisten, ehe sie sich irgendwo verfingen. Ein Gedränge von schwarzen Röcken und entblößten, gebeugten Männerköpfen war um eine von gehäuftem Erdrand umgebene Gruft, in deren Tiefe ein Blumenhügel sich zu erheben schien. Eine getragene Stimme schwoll feierlich und in schmerzlich betonten Worten über die geneigten Scheitel und die Kreppschleier hin. Dann zitterten von fern her metallisch und wehmütig die Klänge eines Chorals heran. Und als sie verschwebten, war die Feier zu Ende.

Die Trauergesellschaft dachte zum Teil mit der Eisenbahn, zum Teil mit der Elektrischen nach Hamburg zurückzukehren. Tante Hanna, die sich in all ihrem Kummer doch ein wenig als Haupt der Familie und als Mutter ihrer beiden Nichten empfand, nahm den Arm ihres alten Vetters Geo. Konsul Oskar Gräfenhain führte Margritt Alveston.

Wallrode hatte das Gefühl: er allein dürfe Daniela von dieser ernsten Stätte weggeleiten. Aber als er sich bis zu ihr, die sehr von Kondolierenden umgeben gewesen war, herandrängte, schritt sie schon mit dem jungen Fred Engelbert davon.

‚Ist der wieder da!‘ dachte Wallrode ärgerlich und ging einsam hinter den beiden drein.

Seine Phantasie war immer flink und ihm selbst feindselig, wenn Daniela sich mit irgendeinem Mann beschäftigte. Nun dachte er gleich: ‚Will etwa dieser Vetter sich an sie heranmachen? Lockt ihn ihr bißchen Geld, das durch den Tod des Vaters ihr in die Hände kommt? Hm — es ist immerhin genug, einem betriebsamen jungen Kaufmann zur Selbständigkeit zu verhelfen.‘

Wie beflissen sich dieser Fred zu ihr herabneigte!

Plötzlich stellte er diese seine ärgerlichen Empfindungen mit der scharfen Frage: ‚Bin ich wieder mal eifersüchtig? Na ja ... man möchte den Verliebten sehen, der's nicht ist. Aber auf den Fred? Unsinn — Unsinn ...‘

Im Zuge fanden sich die Nächsten dann in zwei zusammenhängenden Abteilungen beieinander.

Onkel Geo, der als alter Mann niemand beerdigen helfen konnte, ohne sich aller Daseinssicherheiten beraubt zu fühlen, sprach wehmutsvoll mit Tante Hanna von Jugenderinnerungen. Margritt saß sehr erschöpft und schweigend mit geschlossenen Lidern angelehnt in einer Ecke. Daniela erzählte an Oskar Gräfenhain, daß gestern abend Alveston aus Stockholm depeschiert habe, seine dortigen Geschäfte seien beendet, er denke auf einem kurzen Umweg zurückzukehren. Er habe offenbar noch keine Ahnung von dem Ereignis, und sie möge gar nicht an die Erregungen des Wiedersehens denken. Ihre Stimme bebte. Es war wohl natürlich.

Wallrode hörte es. Er sagte sich ausdrücklich: ‚Es ist natürlich!‘ Aber eben: er mußte es sich doch sagen ...

Fred Engelbert begann ein raunendes Gespräch mit ihm.

Gestern morgen war er mit einem Lloyddampfer von Galveston in Bremerhaven angekommen. Er habe ein paar Hamburger Zeitungen gekauft. Sie seien schon zwei Tage alt gewesen. „Aber das ist einem ja egal, wenn man von See kommt." Seinen Schreck könne sich kein Mensch vorstellen, als er dann las, daß Onkel Engelbert erschossen worden sei. So 'n friedfertiger, stiller, alter Mann. Wie gierig er dann in Bremen auf dem Bahnhof nach den neuen Zeitungen gegriffen habe. Aber nichts hätte drin gestanden — rein nichts. Und nun auf einmal heut morgen diese Notiz ...

„Was für 'ne Notiz?" Wallrode war wieder einmal vor lauter Hetzerei nicht dazu gekommen, seine Morgenzeitung zu lesen.

„Nun, daß der Kriminalkommissar, der mit der Verfolgung der Sache betraut war, eine wie es scheint sichere Spur fand und daß eine sensationelle Verhaftung bevorstehen dürfte."

Er flüsterte es, damit die Töchter, die auf der Polsterbank an derselben Seite saßen, es nicht hören sollten.

Aber Daniela hatte doch irgend etwas verstanden.

„O mein Gott," sagte sie leidenschaftlich, „fände man doch den Täter nie! Papa gibt uns kein Richter wieder. Aber ich möchte, daß es still wäre an seinem Grab — still ..."

Und sie weinte auf.

Das ging Wallrode sehr nahe. Er konnte sie nicht weinen sehen. Er konnte sich hier aber nicht einfach zu ihr setzen und sie tröstlich in seine Arme nehmen. Er dachte: ‚Dies muß ein Ende haben, Trauer hin und her, ich fahre heut nachmittag hinaus und frag' sie, ob sie mich denn will ... Gerade an dem frischen Grab eines Vaters ist die Stunde, der verwaisten Tochter zu sagen: Du stehst nicht allein.‘

Zugleich aber regte ihn auf, was in der Zeitung gestanden haben sollte.

Nun, dieser Hübener mit seinem allzu kühnen Kombinationsvermögen tappt hoffentlich nicht fürchterlich vorbei ...

Das Wort „sensationell", das die bevorstehende

Verhaftung bezeichnet, fuhr ihm merkwürdig in die Nerven . . .

Sein Unbehagen setzte sich in erneuten Groll auf Hübener um.

Aber nein — so etwas Unerhörtes konnte selbst der rasendste Ehrgeiz eines Kriminalisten nicht wagen . . .

‚Gottlob, daß ich ihm sofort von dem Telegramm Nachricht gab,' dachte er zufrieden. Das mußte ja Hübeners Verdacht — und Verdacht war's, ob er es gleich leugnete — die Hand auf den Mund gelegt haben.

Unterdes sauste der flinke Zug auf blinkenden Gleisen durch den sonnig-windigen Herbsttag. In weiten hellen Massen breiteten sich Vorstadtteile, drängten sich an die Bahn, schienen wieder aufzuhören, tauchten hinter Gärten auf. Rechts, auf erhöhtem Gelände, von feinem Ferneduft zart getönt, erhoben sich die Paläste der Fuhlsbütteler Zuchthäuser.

Am großen Himmel, vor seiner blassen Bläue, kugelten ein paar unförmliche weiße Wolkenklumpen vom Winde geschoben dahin.

Fred Engelbert fing wieder ein halblautes Gespräch an. Er schien eine gewisse Diskretion des Tones auch bei den nebensächlichsten Dingen für der Stunde angemessen zu halten.

Er fragte, warum man Herrn Doktor Mallinger denn nicht bei der Feier gesehen habe.

„Unpäßlich. Sehr schonungsbedürftig. Ist ja 'n brüchiger Mann," sagte Wallrode.

„Ich möchte ihn sprechen. Ich hatte in Amerika eine Angelegenheit für ihn zu betreiben," sagte Fred Engelbert wichtig, „wann störte ich ihn wohl am wenigsten?"

Niemand wunderte sich. Hartwig Mallinger hatte zwei Jahre in Los Angelos gelebt, weshalb sollte er nicht drüben noch Geschäfte haben. Nur Wallrode dachte verwundert:

‚Was hat denn Hartwig durch den . . .?' Er sagte:

„Warten Sie ein paar Tage, bis er außer Bett ist. Er ist so stumm mir vis-à-vis, daß ich's sehe, das Sprechen greift ihn an, er will's aber nicht gestehen."

„So? . . . zwar — ich hätt' gern gleich . . . aber am Ende . . ."

Man war es gewohnt, daß Vetter Fred sich und alles, was er zu tun und zu lassen hatte, sehr wichtig nahm und dies durch eine geheimnisvolle Miene anzudeuten verstand.

Jetzt war niemand in der Stimmung, seine Schwäche zu belächeln, und das Mienenspiel seines starken Nachdenkens hatte kein Publikum.

Auf dem Hauptbahnhof angekommen, trennten sich die Trauernden. Hinter den Männern der Familie ging das Ereignis wie in einer Versenkung unter, und sie dachten an nichts als an das Einholen versäumter Kontorstunden. Von diesem Bestreben fühlte auch Wallrode sich gejagt, aber dennoch konnte er die starke Unruhe nicht ganz niederzwingen, die Fred Engelberts Erwähnung einer Zeitungsnotiz in ihm wachgerufen. Er suchte nach. Richtig. Da stand:

„Der Mord auf dem Ausschlägerelbdeich. In dieses rätselhafte und die Phantasie unsrer Stadt noch immer stark beschäftigende Geschehnis dürfte nunmehr Licht fallen. Der Kriminalkommissar Hübener, dessen Spürsinn die Aufhellung so manchen Verbrechens gelang, hat dem Vernehmen nach eine sichere Fährte gefunden. Sie leitet vielleicht weit ab von der ursprünglichen Annahme, daß unser würdiger Mitbürger Herr D. F. Engelbert das Opfer einer Verwechslung etwa in einem Eifersuchtsdrama geworden. Wie man hört, steht eine sensationelle Verhaftung bevor."

‚Dem Vernehmen nach . . . wie man hört . . .' dachte Wallrode ingrimmig, ‚das heißt aus dem Reporterdeutsch ins Wahrhaftige übersetzt: Herr Hübener hat die Notiz selbst inspiriert, redigiert, lanciert — zum Ruhm seines Spürsinns.'

Aber nein, nein, nein — so weit konnte eilfertiger Ehrgeiz einen erfahrenen Kriminalbeamten nicht fortreißen . . . Wallrode verwies seiner unbestimmten Unruhe den weiteren Zutritt zu seinem Gemüt und stellte bei sich fest:

‚Hübener hat den mysteriösen Kapuzenmann aufgegabelt! Basta!'

‚Man muß nur vor sich selbst ganz bestimmt was behaupten. Dann wird man ruhig. Jawohl — Er hat den Kapuzenmann gefunden.'

Aber dennoch: zum Henker auch mit dem Kapuzenmann! Möge auch er in der Finsternis der Unentdecktheit bleiben. Soviel Verbrechen werden nicht aufgehellt. Wozu dann dieses! Die armen Frauen sind nicht rachsüchtig, haben kein Begehr, die Gerechtigkeit triumphieren zu sehen. Nur ein bißchen Stille wollen sie für die Wehmut um ihren teuern Toten.

Und er hörte wieder Daniela leidenschaftlich aufweinen:

„Ich möchte, daß es still wäre an seinem Grabe."

Es gelang ihm, sich in seine Arbeit hineinzubohren, und ein paar Stunden liefen ihm förmlich so unter den Händen davon, aber nicht leer, sondern gut vollgepackt von einer Fülle von Dingen, die aufzuarbeiten gewesen waren. Seine Laune hellte sich immer mehr auf. Ihm war es geradezu, als werde sein Schreibtisch sauberer. Und allmählich kam ein herrlicher Gedanke auf und stand wie ein Licht von weitem: man guckt gerade nicht hin, spürt aber doch, daß es da ist.

Er dachte ganz einfach: ‚Heut nachmittag!' und lächelte glückselig und friedfertig auf das Papier hinab, das er mit Worten beschrieb, die vom Zank und Streit andrer Menschen handelten.

Da er vollkommenes Ungestörtbleiben befohlen hatte, fuhr er unwillig auf, als man ihm dennoch einen Besuch meldete. Sein Bureaudiener stand mit schuldbewußtem Gesicht, sagte aber, die Damen hätten es so dringlich gemacht und wären

in so sichtbarer Aufregung — zwei Damen in tiefster Trauer...

Wallrode sprang auf und war schon bei der Tür.

Ja, im Vorzimmer waren sie. Eine ging mit eiligen Schritten auf und ab, hin und her, die andre stand, mit der Hand eine Stuhllehne umklammernd, um sich zu halten.

Hinter dem niederen Gitter, das den Raum in zwei Hälften teilte, arbeiteten emsige Schreiber an ihren Pulten. In die großen Fenster sah das Gegenüber der Straße hinein: eine graue mit Firmenschildern bedeckte Hausfront.

„Hier herein — bitte," sagte Wallrode atemlos vor Staunen — beklemmt — in einem Schreck, der halb freudig, halb unruhig war.

Rasch, mit allen Anzeichen leidenschaftlicher Aufregung, ging Daniela in sein Zimmer. Sehr mühsam, einer Schwindligen gleich, folgte ihr Margritt.

Sie sank auch gleich in einen Stuhl. Da blieb sie, saß schwer atmend und sah immer nur mit entsetzten Blicken hilfesuchend den Mann an.

Daniela fuhr fort, auch hier wie rasend auf und ab zu gehen.

„Was hat sich begeben?" fragte er.

„Unerhörtes! Man hat Mark als des Mordes verdächtig in Stockholm in Haft genommen," sagte Daniela laut und schroff.

Die junge Frau schloß einen Augenblick die Lider.

„Helfen Sie uns," bat sie.

Daniela reichte ihm ein Telegramm hin, das sie in ihrem Täschchen hergebracht. Er las es. Es war von Alveston:

„Man beschuldigt mich, Euern Vater ermordet zu haben. Hatte von entsetzlichem Unglück, das Euch getroffen, noch keine Ahnung, wäre sonst direkt von Berlin zurückgekehrt. Dortiger Aufenthalt wird mich zum Glück alsbald von unbegreiflichem Verdacht reinigen. Beratet Euch mit Rechtsanwalt. Wählt erste Kraft."

Wallrode war sehr bleich.

„Ganz gewiß wird sich das unselige Mißverständnis rasch aufklären. Ich fürchte, der Ehrgeiz eines Kriminalbeamten hat sich aus einigen wertlosen Aussagen und unseligen Zufällen einen allzu kühnen und sicher zerbrechlichen Phantasiebau aufgeführt. Aber es bleibt ja immer sehr, sehr peinvoll."

„Wir haben das Telegramm aus Berlin," sagte Margritt, zu fieberhaftem Eifer erwachend, und kramte es heraus.

„Von diesem habe ich Hübener schon Kenntnis gegeben vor drei Tagen."

Eine kurze Pause entstand. Dann fragte Margritt, mit weitgeöffneten Augen ihn anstarrend:

„Warum? — Wie kamen Sie dazu?"

„Weil — weil ich da schon wußte, daß Hübener daran lag, den Aufenthalt Ihres Mannes um die fragliche Zeit festgestellt zu sehen."

„Ah!" sagte Daniela empört, „ah — schändlich!"

„Sie konnten doch einfach erzählen, daß Mark schon am Morgen nach Berlin fuhr, trotzdem Tante Hannas Geburtstag war," brachte Margritt fast bittend vor. Eine, die sich mit nichts verteidigen und die Ihren mit nichts schützen kann als mit Bitten und Klagen.

„Ich tat es. Leider konnte Hübener nachweisen, daß Herr Alveston erst nachmittags abgereist sei," sprach Wallrode, vor Mitleid und Unbehagen finster.

Margritt wurde noch bleicher. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen. Man sah, daß zwei Tränen über ihre Wangen liefen — so still, so leidvoll sah sie aus.

Sie dachte: ‚Jene Sängerin ... gewiß ... dieser wegen ... wenn nur niemand, niemand das erfährt ...‘

Und sie bebte in dem Gedanken, daß die geheimen Schmerzen ihrer Ehe laut auf dem Markt besprochen werden könnten . . .

„Das wird sich aufklären. Er hat sicher geschäftliche Abhaltungen gehabt. Aber auch die tatsächlich sechs Uhr achtzehn erfolgte Abreise schaltet ihn aus jedem Verdacht aus," sagte Wallrode beruhigend.

„Helfen Sie uns," flehte Margritt, nehmen Sie sich seiner Sache, unsrer an . . ."

Wallrode stand mitten im Zimmer. Er sah noch einmal in die Depesche hinein. Ein sonderbares Lächeln schwebte um seinen Mund. Ein ganz leises, feines . . .

„Ihr Mann verlangt eine erste Kraft. Ich bin keiner von den Großen. Hab' keinen Modenamen . . . bin bloß ein stiller, emsiger Mann . . . gelte vielleicht nur als Durchschnitt — vielleicht gar als ein Mittelmäßiger — bei einigen . . ."

Er sah Daniela an — fest und frei.

Sie wurde rot und guckte fort. Wie schuldbewußt.

‚Ja, du liebe Süße,‘ dachte er zärtlich, ‚das war nur ein kleiner Vorwurf — menschlich, daß er mir auf die Lippen kam . . .‘

Margritt stand auf und umfaßte seine Rechte.

„Aber Sie wissen, daß Mark unschuldig ist. Sie sind unser Freund. Sie werden alles, alles tun . . ."

Ihr Blick, ihr flehender Ton war so ganz in hingebendes Vertrauen getaucht, daß es ihn rührte.

„Also mein Manneswort," sagte er feierlich und fest, „ich werde alles tun, die Unschuld Ihres Mannes zu beweisen."

Er war ganz getragen von dem heißen Vorsatz, diesen armen Frauen Glück und Lebensstille zurückzuerobern.

Und dennoch flutete wie ein Unterstrom auch zugleich eine Art Genugtuung durch sein Empfinden: hier war nun endlich der große „Fall", der seinen Namen mit einem Schlage sehr bekannt machen mußte.

Er ärgerte sich, daß das in ihm aufkam, daß der Berufsmensch sich vordrängen konnte.

Aber er dachte: ‚Gott, das ist am Ende verzeihlich.‘ Und dann: ‚Sie soll ihre Wahl nicht bereuen, diese arme Frau.‘ (Schluß folgt)



Eine Erinnerung an Coopers Lederstrumpf: Zeltewohnung am Mississippi

Wie ich zu einem Sommerhäuschen kam

Von

Georg Asmussen

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer Zeichnung)

Vor reichlich zwei Jahren war es, als ich an einem sonnigen, herbstklaren Sonntag auf einem Mississippidampfer von St. Louis nach Alton fuhr.

Die Türme und Wolkenkratzer St. Louis' verschwinden am Horizont, die Ufer werden höher, Maisfelder und Wald wechseln miteinander ab. Aber es ist kein deutscher Wald, den man sieht, die ehrwürdigen Waldriesen fehlen, sie fielen der Axt zum Opfer. Hier und da liegt ein morscher Stumpf im grünen Jungholz, üppige Schlinggewächse umspinnen die kräftigeren Stämme, dichtes Weidengebüsch drängt sich bis an das Ufer heran, laut und grell klingt das Zirpen der Heuschrecken daraus hervor. Wir fahren im kurzen Bogen um die Biegung des Flusses, der Strom ist hier stark, er drückt uns dicht heran an das waldige Ufer, so nahe, daß die überhängenden Zweige den Schornstein streifen. — Was ist denn aber das, da unter den Bäumen? Erinnerungen an Lederstrumpf steigen urplötzlich auf. Auf diesen Uferpfaden ist einst Falkenauge, der Häuptling der tapferen Schwarzfußindianer, dahingeschritten mit seinen Getreuen, als er das Kriegsbeil ausgegraben hatte und sich die Skalpe der Irokesen holte. Sollten die Letzten seines Stammes sich hier etabliert haben?

Mehrere kleine braune Zelte sind nämlich aufgebaut auf dem gelbgrünen Waldgrunde, dazwischen flackert ein lustiges Feuer, es umzüngelt eine Bratpfanne, die auf geschwärzten Steinen steht. Aber keine roten Männer sind zu erblicken; ein junger weißer Mann gibt acht auf den Inhalt. Er winkt flüchtig mit der Hand zu uns herüber, dann rührt er stetig weiter. — Auf einem verwitterten Baumstamme, der über den Fluß hinausragt, sitzt sein älterer Genosse, die nackten Beine hochgezogen, in der Hand eine lange Angelrute. Er schaut unentwegt auf den Korken, der auf den Wellen tanzt. Die Bugwelle unsers Dampfers brandet empor am lehmigen Ufer und rauscht schäumend wieder zurück. Langsam zieht er die Angel hoch. — Da schiebt sich an der nächsten Biegung die grüne Wand vor das Stilleben im Mississippiwalde. Der Dampfer keucht weiter gen Alton gegen die widerstrebenden Fluten. — „Camping“, so nennt der Amerikaner ein solches Sommerlagerleben. Fern vom business, vom Lärm

der Börse, vom Rauch und Rasseln der Eisenstädte verbringt er hier seine Ferienzeit. Der Mann, dessen höchstes Streben monatelang war, to make money, lebt nun von dem, was er mit Büchse und Angelhaken erbeutet und was er im Rucksack mitbrachte. Abends sitzt er am Lagerfeuer; zwischen den dunkeln Stämmen spielt die aufleuchtende Glut, er hört nur das Flüstern der Blätter, wenn der Nachthauch durch den Wald streicht, das Murmeln des eilenden Stromes, das Knistern und Knattern des glimmenden Holzes, und dazwischen vereinzelt die Stimme eines Nachtvogels.

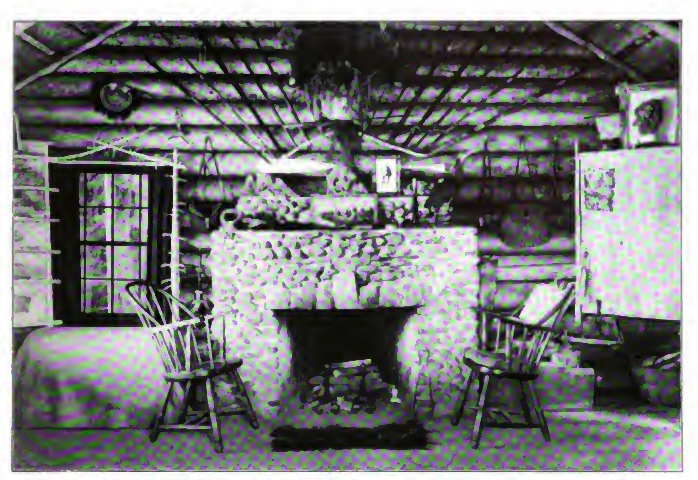
Als dies Bild an mir vorübergezogen war, stiegen allerlei Gedanken in mir auf. Ich dachte an meine letzte Sommerfrische in Dorschheim am Ostseestrand. Das Kurhotel war gefüllt vom Keller an bis zu den Dachkammern. Neben mir, nur durch eine dünne Wand getrennt, wohnte der alte Major a. D., der so andauernd und kräftig zu schlafen verstand. Unter mir hauste die kinderreiche Familie des Baurat Weiß; er selbst hatte es vorgezogen, als Strohwitwer in Hamburg zu bleiben. Seine Gattin gab sich alle Mühe, die fünf Rangen in Rand und Band zu halten. Das ging ohne viel Geschrei nicht ab. Noch mehr Lärm gab's aber, wenn die Geschwister sich gegenseitig in die Haare gerieten. Ueber mir mußten wahrscheinlich die Kellner ihren Wohnsitz haben, denn dort trampelte man auf dem Fußboden und knallte mit den Türen erst nach Mitternacht. So etwas gibt's nicht, wenn man „campen" geht, dachte ich. Und wie ich so an den Mais- und Melonenfeldern, an den Wäldern und Kalkfelsen des Mississippiufers entlang fuhr, setzte sich in meinem Kopf der Gedanke fest: Man muß „campen"! —

Als ich wieder heimgekehrt war, entwickelte ich meiner Frau diese Idee. Ich kann sagen, ich fand wohl einiges Verständnis, aber es schien ihr doch nicht recht geheuer zu sein, nachts in der Waldeinsamkeit der schleswig-holsteinischen Buchenwälder oder in einer abgelegenen Schlucht am Ufer der Ostsee unter einem Zeltdach zu schlafen. Auch hatte sie kein rechtes Zutrauen zu meiner Fertigkeit im Fischfangen. Auf die Jungens sei auch kein Verlaß, meinte sie. Also die Magenfrage mußte auf eine bessere Grundlage gestellt werden.



Zweistöckiges „Camping-Haus"

Wir einigten uns nun bald dahin, daß für unsre häuslichen und Landesverhältnisse es am praktischsten sei, ein kleines Häuschen mit Garten in hübscher Gegend zu kaufen. Wir fingen auch sogleich an, uns nach einem geeigneten „Sommerhäuschen" umzuhören. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Bald hatten wir ein Strohdachhaus herausgefunden, das passend schien. Es lag in etwas abgelegener Gegend an der Flensburger Föhrde, aber schön war's dort, und so still, so wunderbar schön still! Es stand leer und gehörte drei Erben. Ungefähr 2500 Mark forderte man; für Brandkassenwert — 2000 Mark — würde es losgeschlagen, sagte mir ein Nachbar. Leider forderte der eine der Erben dennoch 3000 Mark, aber man riet mir, mit dem zweiten, einem Hamburger Kaufmann, zu verhandeln. Ich ging zu diesem hin in der Hoffnung, daß er auf ein



Interieur aus einem amerikanischen „Camping-Haus“



Ein New-Yorker „business-man“ mit Familie in der Sommerfrische

baufälliges Katenhaus in abgelegener Gegend keinen Wert legen würde, und mit der Absicht, ihm 2500 Mark zu bieten. Nach einiger Ueberlegung sagten wir uns nämlich selbst, daß Haus und Gegend doch manches zu wünschen übrigließen. Mir machte das Dach des Hauses Sorge; alt sollte es ja sein, aber dies war doch etwas reichlich alt und verwahrlost. Die Reparatur würde manches Bund Stroh und manchen Taler kosten! Meine Frau hatte auch noch allerlei Wünsche betreffs des Aus- und Umbaues, die mir Kopfzerbrechen machten. Von all diesen Sorgen wurde ich bald erlöst.



Mein Sommerhäuschen

„Sie verlangen dreitausend Mark für das Haus," sagte ich dem Kaufmann, nachdem ich mich vorgestellt hatte, ich wollte ihm, anschließend hieran, ein Angebot von 2500 Mark machen. Ich glaubte, wir würden uns dann auf mittlerer Linie einigen können. Er fuhr mir aber gleich in die Rede.

„Dreitausend?" sagte er mit strenger Miene. „Keine Idee! Unter viertausend kommt es auf keinen Fall weg."

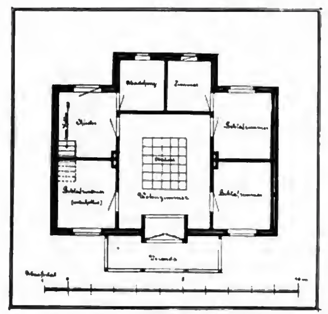


Aussicht von der Veranda meines Sommerhäuschens

Ich wagte etwas zu sagen von dem schlechten Dach und von Reparaturen, aber er parierte prompt mit der „herrlichen Lage" und der „großen Zukunft", die der Ort habe. — „Auf keinen Fall unter viertausend." Er ließ sich auf gar kein Handeln ein. Ich ging.

„Laß ihn seine alte Ruine behalten!" sagte meine Frau, als ich mit ärgerlicher Miene heimkam. „Wir suchen was andres." —

Im vorigen Winter wurde der Handel perfekt. Ich kaufte ein am südlichen Ufer der Flensburger Außenföhrde gelegenes Stück Land, es liegt direkt am Strande, ist von hohen Buchen und Eichen besäumt, hat den besten Boden für Obstbäume und bietet einen herrlichen Ausblick auf die See, auf die Höhen von Düppel und auf die fruchtbaren Felder und grünen Wiesen diesseits und jenseits der Föhrde. Der Plan für das Häuschen war schon fertig, als der Kauf abgeschlossen wurde, und ein Baumeister wurde bald gefunden. Eile



Grundriß meines Sommerhäuschens

tat not, denn Mitte Juli wollten wir schon mit Kind und Kegel in den Bau einziehen. Und alles ging aufs beste! Nun will ich zu Nutz und Frommen aller derer, die gern die Sommerfrische in einem eignen bescheidenen Heim verleben möchten, die Erfahrungen mitteilen, die wir gemacht haben. Wer aber mit bescheidenen Mitteln sich ein Sommerheim zu gründen wünscht, das ein bißchen abseits vom großen Trubel und von den modernen Modebädern liegt, dem kann geholfen werden.

Ein solches Haus muß einen größeren Wohnraum und mehrere kleinere Schlafzimmer, auch ein Mädchenzimmer, Küche und Keller haben. Ich nehme nämlich an, daß die ganze Familie mit in die Sommerfrische zieht, die Stadtwohnung verschlossen und in der Regel zu Hause gekocht wird.

Zur näheren Erklärung gebe ich den Grundriß eines Hauses mit einem Wohnzimmer, drei Schlafzimmern und einem kleinen Raum, der als Arbeitszimmer für den Hausherrn, als Boudoir für die Herrin, als Kinderspielzimmer (bei Regenwetter),



Vom Mobiliar des Sommerhäuschens

als Schrankzimmer oder als besonderes Fremdenzimmer dienen kann. Das Haus enthält außerdem Mädchenzimmer, Küche und Keller. Eine günstige Ausnutzung des Platzes und des Lichtes erzielt man, wenn man für das Wohnzimmer Oberlicht wählt.

Auf dem Lande pflegt man durchweg billiger zu bauen als in den Städten, jedenfalls viel billiger als in Hamburg, Berlin u. s. w. Dies Häuschen kostet fix und fertig 3000 Mark. Nun kommt aber noch allerlei andres hinzu, woran mancher vorher nicht denkt. Zuerst muß nämlich für einen Brunnen gesorgt werden; den besten Ort für einen solchen kann man ja mit der Wünschelrute bestimmen oder man kann auf gut Glück bohren oder graben lassen. Manchmal ist das nicht so kostspielig. Mich hat die ganze Brunnenanlage nebst Pumpe 150 Mark gekostet. Zuweilen ist das



Weiteres vom Mobiliar

Wasser aber nicht so billig zu haben und auch nicht so reichlich, um Badezimmer einzurichten, jedenfalls muß man sich über diese Frage klar sein, bevor man das Grundstück kauft, das Haus baut oder das Badezimmer einrichtet.

Einen Abort im Hause zu haben, hat in den für ein Sommerhaus in Frage kommenden Gegenden seine Unannehmlichkeiten. Abflußleitung existiert nicht. Wasserspülung gibt's also nicht. Für andre „geruchlose" Aborte danke ich bestens; man wird in der Regel gut tun, ein entsprechendes Häuschen etwas abseits vom Hause in einer stillen und verborgenen Ecke zu placieren.



In der Umgebung des Sommerhäuschens

Diese Fragen sind aber wichtig und vor Herstellung des Bauplanes zu erledigen. Fürs Haus empfehle ich Ziegelmauerwerk. Wo gute Steine billig zu haben sind: Rohbau, gefugt; einen Stein stark, oder besser zweimal einen halben Stein, mit Luftschicht gemauert. Sind die Steine unansehnlich, so muß man außen Zementputz nehmen. Ein flaches Dach mit Holzschalung und doppelter Papplage ist am billigsten und jedenfalls dicht, was man von den modernen Ziegeldächern nicht immer sagen kann, namentlich wenn sich das Holzwerk zieht und wirft. Dichtigkeit ist die Hauptsache, denn wenn im Winter der Staubschnee durch die Fugen und Ritzen des Daches treibt, gibt's nachher eine nasse Wohnung. Wenn sie unbewohnt ist, kann dann recht Schlimmes sich ereignen. Nun sieht ein schwarzes Pappdach nicht hübsch aus, wenn es aber recht flach ist, fällt es wenig ins Auge; wer aber lebhaftere und freundliche Farben liebt, der kann das Dach mit Dachleinen oder Ruberoid eindecken lassen. Dieses kann man mit beliebiger Oelfarbe streichen. Man kann auch Ruberoid in roter Farbe geliefert bekommen. Fensterläden sind angenehm, meist auch notwendig.

Nun zum Innern. Ich gebe einer einfachen „ländlichen" Einrichtung den Vorzug. Im Wohnzimmer haben wir einen großen Tisch, ein „Sofa" — man kann's auch eine Bank nennen! — zwei Lehnstühle, sechs Stühle, ein Büfett, eine Truhe, einen Schreibtisch und an der Wand ein paar Borde. Alles ist aus Buchenholz, grün gebeizt. Bank und Stühle haben Sitze, die aus Binsen geflochten sind. Sie sind bequem und sehen nett aus. Eine alte Frau aus der Nachbarschaft, die uns besuchte, sah die Sitzgelegenheit voller Verwunderung an und sagte dann: „O nee doch, is dat nu werrer Mod? Ackerat sonne Stöhl hett mien Grosmudder hatt!" Auf dem nebenstehenden Bilde ist die Form dieser Möbel und der Binsengeflechte ersichtlich. Das andre Bild zeigt das Büfett und daneben einen Lehnstuhl. Alle Möbel sind auf dem Lande gemacht.

Neben der Haustür sind seitlich zwei Nischen, eine für einen Schreibtisch nebst Stuhl, eine für eine Truhe mit einem Tischchen davor. Es sind das ein paar sehr gemütliche Eckchen, die man aber auch nur dann erhält, wenn man für das Zimmer Oberlicht wählt. Vor dem Hause, nach der See zu, ist eine hölzerne gedeckte Veranda mit Freitreppe und Podest. Den Ausblick von hier auf den Strand und die Föhrde zeigt das nebenstehende Bild. Die Schlafzimmer sind nicht sehr groß. Die eisernen Bettstellen der Söhne und die der Töchter stehen zu je zweien übereinander. Bei uns geht das gerade so auf, wer in seiner Familie anders disponiert hat, mag sich nun selbst darüber den Kopf zerbrechen, wie er die Schlafzimmer einrichten soll. Im „Elternschlafzimmer" stehen die Betten nebeneinander, weil meine Frau das Schlafen „wie in der Kaserne" nicht liebt. Wer häufiger und längere Seereisen machte, der findet darin nichts Ungewöhnliches und Unbequemes, muß man doch auch in

den meisten Kabinen erster Klasse der Amerikadampfer „übereinander" schlafen, und sind es doch durchweg an gute Betten und sonstigen Komfort gewöhnte Leute, die solche Reisen machen. Aber in unserm Sommerhäuschen geht's auch so. Ich schlafe also nicht oben, sondern auch parterre; außerdem haben wir uns das vorher angeführte disponible Zimmer als Vorzimmer angeeignet. Es hat einen direkten Ausgang. Eines der Schlafzimmer ist unterkellert. Der Keller hat von der Küche aus seinen verschließbaren Zugang. In der Küche wird Holz gebrannt, das liefern uns vorläufig noch unsre Bäume und die Knicks.

Nun zu einer Hauptfrage, der Rentabilität. Ich behaupte nämlich, ein solches Sommerhäuschen rentiert sich für eine größere Familie, wenn diese gewohnt ist, alljährlich eine Zeit von zirka vier Wochen in der Sommerfrische zu verleben. Für meine Behauptung werde ich den Beweis erbringen.

Ich habe vier Kinder von vierzehn bis neunzehn Jahren. Für diese muß ich in den Badeorten an der See den „vollen Pensionspreis" zahlen. Ich will durchschnittlich nur 4 Mark pro Person rechnen, macht für sechs Personen und 28 Tage 672 Mark. Dazu kommen Trinkgelder und noch einiges, so daß rund 700 Mark herauskommen. Es hat sich herausgestellt, und die Buchführung meiner Frau beweist das, daß sich die Familie im eignen Heim und auf dem Lande für 1,20 Mark pro Person gut beköstigen läßt; das macht für vier Wochen 201,60 Mark. Allerdings muß man sich einen Ort für das Heim wählen, wo ländliche Produkte: Milch, Butter, Eier, Fleisch und so weiter, preiswert und bequem zu haben sind. Wir hatten außerdem dort gute und billige Fische. Das oder die Dienstmädchen rechne ich in beiden Fällen nicht mit; es dürfte aber durchweg billiger zu stehen kommen, sie mitzunehmen, als sie allein zu lassen oder anderweitig zu beköstigen. Es ergibt sich somit eine Differenz von 498,60 Mark oder von rund 500 Mark. Das würde einem Kapital von 10000 Mark zu 5 Prozent entsprechen. Wenn man aber für Zinsen und Amortisation 10 Prozent rechnen will, so würde man für den Erwerb der Sommerwohnung 5000 Mark aufwenden dürfen. Der Grunderwerb dürfte also 1200 bis 1500 Mark betragen, denn für Einfriedigung, einen kleinen Holzschuppen (für Feuerung und sonst allerlei), Gartenanlagen und so weiter sind auch noch einige hundert Mark zu rechnen. Da man nun aber in vielen Fällen mit steigendem Grundwert, eventuell auch mit dem späteren Verkauf des Häuschens rechnen kann, denn das Bedürfnis nach Ferienhäusern wird steigen, so wird man mit einem geringeren Prozentsatz für Amortisation rechnen dürfen.

Es gibt aber noch ein andres Mittel, diesen Prozentsatz herunterzuschrauben: man muß das Grundstück rentabler machen. Das kann einmal dadurch geschehen, daß zwei Familien das Haus nacheinander beziehen; diese Lösung hat freilich ihre Schattenseiten, manchmal läßt sich das aber doch ohne Schwierigkeiten machen.

Man kann auch einen andern Weg einschlagen, so habe ich es im Sinne. An der Flensburger Föhrde ist durchweg ein guter, an manchen Stellen ein ganz vorzüglicher Boden für Obstbau. Wer dort einen Garten mit tragfähigen und guten Obstbäumen kaufen will, muß ihn sehr teuer bezahlen. Das Obst bringt etwas ein! Die Nachfrage nach gutem Obst wird auch in Deutschland immer größer. Das ist ein gutes Zeichen. Wir Deutsche sind aber nicht imstande, unsern Bedarf im Lande selbst zu decken, daher muß mehr Obst angebaut werden. Wer Obstbäume pflanzt, darf nicht gleich auf Ertrag rechnen, nach fünf oder zehn Jahren kann er aber schon seine Freude daran erleben, jedenfalls hat dann der Obstgarten einen entsprechend höheren Wert als heute.

Nun könnte vielleicht dieser oder jener der freundlichen Leser beiderlei Geschlechts auf die Vermutung kommen, dies geschilderte Stückchen „Eigenland" mit seinem von hohen Buchen überragten Sommerhäuschen, das vom Hügel aus auf die blaue See und auf fruchtbares Ackerland schaut, sei nur in meiner Phantasie vorhanden, sei ein Luftschloß, im Lande der Träume erbaut. — Ich muß daher auch hierfür den Beweis der Wahrheit antreten. Hierzu mögen die nebenstehenden beiden photographischen Aufnahmen dienen, die ich im letzten Sommer machte. Ich schließe mit der Versicherung, daß ich mit meiner Familie noch nie eine so schöne, ungezwungene und gemütliche Ferienzeit verlebt habe, wie in diesem meinem Sommerhäuschen. Daher möchte ich auch andern zu einem solchen Unternehmen Mut machen. Es geht, auch mit bescheidenen Mitteln.

Nachtgewitter

Von

Gustav Falke

Das erste Frühlingswetter zog
Mit fliegenden Standarten
Nachts über meinen Garten
Und lärmte in den Lüften hoch.

Ihm aber stürmte gleich aus Nord
Ein anderes entgegen.
Hei, blitzten da die Degen!.
Und alle Mörser brüllten Mord.

Vernichtend war, doch kurz die Schlacht,
Rings flohn zerstreute Scharen,
Verhallende Fanfaren
Zum Sammeln klangen durch die Nacht.

Noch einmal ein versprengter Rest,
Ein Grollen in der Ferne,
Dann feierten die Sterne
Ein wundervolles Friedensfest.



Der Rosennarr

Von

Ilse Frapan-Akunian, Genf

Wenn der Mai zu Ende ging und der Juni mit den langen himmelblauen Tagen kam, dann begann für ihn das eigentliche Leben. Früh weckte ihn durch die weitoffenen Fenster das Flötensolo des Edelfinks und der feurige, in freien Rhythmen jauchzende Amselschlag. Und mit dem Vogelliede kommt der Duft geflossen, der süße Duft, der reiche Duft, der Duft, den er über alle andern liebt und der gleich und verschieden ist wie eines Baumes tausend aufgeblühte Blumen, der Atem des Sommers, der Rosenduft.

„Heut ist der Tag, heut muß Ihre Majestät aufblühen! Leuchtend rosa ist die und groß! Eine Schale, tiefgefüllt mit silbrigem Morgenrot. Und meine weiße Königin, die Königin des Schnees, mit Marmorbechern, die in Duft zerfließen. Und Soleil d'or, ganz Sonnenuntergang nach dem Gewitter, kupferrote Scheibe, mit schwefelfarbenen Rändern. Und dann der rote Kobold, der Funken auf die weißen Wände streut, der Crimson Rambler. Und was da duftet, das ist Malmaison, mit schmachtend blassen Mädchenwangen. Und Caroline Testout, ganz rot vom Tanz, und jener braune Kaiser von Marokko, mit samtener Haut, der zwischen beiden steht und düster mit der schweren Stirn den weißen besonnten Boden streift."

So sangen ihm die Lüfte am frühen Morgen, ehe er aufstand. Und vor den Augen waren ihm, ehe er sie sah, die Lieblinge in Knospenpracht — bald mit großen und mit kleinen überschüttet, verschwenderisch, so, wie nur Rosen blühen —, dann andre, die ganze Kraft gesammelt, um eine einzige von unerhörter Vollkommenheit und Größe zu erzeugen. Und alle schön, und alle Schwestern, alle nach glühender Sonne gierig, Schatten fürchtend, mit Blättern, bronzefarben, lichtem Grün und zärtlich rotgehauchten Sprossen. Wehrhaft in Schönheit, und doch der liebevollen Hand bedürftig, die tränkt und schützt. Ein Schwarm dankbarer Elfen, die zart mit Duft und Augenweide lohnen.

Und der glückliche Mensch erschien auf dem weißen Gartenwege, und seine Lieblinge glühten, lächelten, schmachteten, jauchzten, trotzten ihm von weitem entgegen.

Er liebte sie alle.

Er liebte die rosenroten, weil sie rosenrot sind, er liebte die samtdunkeln, weil sie samtdunkel sind, er liebte die honiggelben, weil sie honiggelb sind, er liebte die perlenweißen, weil sie perlenweiß sind.

Wenn sie blühten, dann war der glückliche Mann glücklich über das, was sie ihm schenkten, und wenn Winter war, träumte er von dem, was sie ihm versprachen, und er war nicht weniger glücklich.

Im Frühling, wenn die ersten rotgeschlafenen Sprossen sich zeigten, ging ein Frohlocken durch ihn hin, und im Herbst, wenn die letzte Knospe, kränkelnd vom Morgenreif, in einem kühlen Mittagsstrahl sich mühsam entfaltete, bewegte sich sein Herz. Sein Herz war ein Rosenherz. Was andre Menschen erstreben, ging ihn nicht an; es schien ihm verfehlt, so einfältig, daß es ihn lachen machte oder lächeln. Und was verschlug es ihm, daß über ihn die andern lachten! Er sah, ihr Streben machte sie nicht froh; was einer auch erreichte, es freute ihn nicht sichtbar. Seine Schwärmerei allein beglückte ihn — wenn dies Manie war, wie sie sagten, dann war es wenigstens eine, die ihm tausendmal mehr wert schien als ihre Vernunft.

Und um ihn blühte und duftete es reicher von Jahr zu Jahr. Die Bäumchen wurden Bäume, die Sträucher hohe Pyramiden, die schlanken Gerten wandelten sich in Kaskaden aus lauter Rosen. Lange schon hatte er die Kunst des Okulierens erlernt, und reiche Nahrung gab dem Denken die geheimnisvolle Arbeit zwischen dem Edelauge und dem wilden Stamm, der sich so gern und willig hingibt, um das Vollkommenere zu tragen und mit seinen feinsten Säften zu speisen. Nun war es seine Freude, die schönsten Farbenschwestern auf einem Stamme zu vermählen, daß die runden Kronen zwei- und dreifarbige Sträuße bildeten, in gleicher Pracht und gar in gleicher Stunde aufgeblüht.

Und dann der Wunsch nach neuen Mischungen. Wie der Maler auf der Palette die Töne ineinander mengt, vorsichtig, mit leichtem Pinsel, damit sie die Frische und Reinheit nicht verlieren, so vermischte mit dem Pinsel er in den vollen Rosenkelchen den seltenen, kargen Blütenstaub, das

Lebende, das Zeugende, das zart behandelt werden will, um nicht zu unfruchtbarem Staube zu zerfallen. Die ganze Nacht träumt er von neuen Rosen, die so den alleredelsten entsprossen, von ihrer letzten Wurzelspitze adlig sind. Ob wohl der Blütenstaub gelebt hat und befruchtet? Ob wohl der Fruchtknoten sich rundet, anschwillt? Dazu braucht es Zeit, sehr lange muß er warten, drei, vier Monate, bis dunkelrot die Hagebutte glüht, und dann, ob auch die Samen, die sie einschließt, keimfähig sind? Und wirklich echte Kinder ihrer schönen Eltern? In nichts dem wilden, dornigen Urahn ähnlich, auf dem die schönen Eltern, schönen Parasiten gleich, gewurzelt?

Die Hagebutte ist gereift, die Samen, größer als jene wilden, sind so glatt und glänzend wie aus dem feinsten Porzellan. Sorgsam in kalkreich gutem Boden ausgesät — vier sind es nur — was wird daraus entstehen? Die Füßchen muß man wärmen, denn es ist Winter worden und die Sonne matt, und all die großen Rosenbäume schlafen mit eingekrümmten Armen. Aber hier im winzig kleinen Samenkästchen wacht das neue Leben auf. An jedem Morgen — er kennt die Stellen, wo die Samen stecken — eilt er zuerst zum Kasten hinterm Ofen, ob sich was rührt. Ein Monat geht vorbei, da, eines Morgens, als die Hand das Kästchen vorzieht, weht ein wunderzarter, ein unverkennbar lieber Duft empor; er kennt ihn gleich, doch ist es nicht ein Wunder? Der Rosenkeimling duftet schon wie Rosen! Da stehn zwei feuchte Blättchen auf der Erde, saftgrün, auf rotem Stengel, und ihr Rand trägt silberhelle Wimpern. Eine Rose! Ein Edelstamm wird dieser kleine Stengel werden, und die saftiggrünen Keimblättchen schließen zwischen sich das Herz, aus dem der ganze Wunderbau entspringt. Sie wächst, und zwei der andern. Aber ein Rosenbaum braucht Zeit, sich zu entfalten, das ist kein schnell aufsprießend Kraut. Im Frühling erst ein fingerhohes Zwerglein, doch schon so rosenmäßig. Dann, im Herbst darauf, ein armlang kräftiger Sproß. Dann Winterruhe. Und noch ein Frühling; mächtig strebt nach oben und in die Breite bronzefarbenes sattes, in Sonnenschein wie Seide blankes Laub. Wann wird er blühen? Im künftigen Jahr vielleicht? Daß nur kein Rosenkäfer, grünlich schillernd, in seine weichen Triebe, durstig nach dem Safte, Bohrlöcher schlägt! Das macht sie welken! Aber aus den Achseln des toten Triebes wachsen schnell zwei neue, es hat nur wie ein scharfer Schnitt gewirkt.

Der dritte Frühling! Und in jedem Sproß ein überreiches Knospen! Doch zugleich kehrt wieder Furcht zurück. Wird sie nicht doch nur wilde Rosen tragen? Groß, doch einfach, wie sie in jeder Hecke stehen? Der Frühling ist kalt, die Knospen wachsen kaum; dann Hagelschlag, einmal des Nachts, und eh er drunten ist, die armen Rosen mit dem Tuch zu decken, sind alle schon zerstört. Das ist ein Schlag! Die abgerissenen Zweige, halbzerfetzt die jungen Knospen, liegen auf dem Boden. Und keine Farbe zu erkennen, keine Form. Doch Rosen sind ein wundervolles Volk. Was sie ertöten wollte, regt sie nur zu neuem Treiben an. Und eine Knospe ist wieder da, und jeden Morgen sieht er, wie die Knospe sich streckt und dehnt. Herzklopfen macht's, die Knospe anzusehen. Es schimmert schon ein wenig Farbe durch, ein zartes Braun, ein gelblich Rot — was wird das endlich geben, wenn sie aufblüht?

Die schöne Nachbarin sieht oftmals zu, wie er um seine stumme Liebe wirbt. Es ward ihr klar, schad ist es um den Mann, denn er ist stattlich und reich und einsam, viel zu einsam. Und das bringt Schrullen. Hätt' er eine Frau, ein Mädchen würde zu beneiden sein, das dieses Haus und diesen Mann besitzt. Die schöne Nachbarin hat eine Nichte, auch schön und elegant. Die läßt sie kommen, die soll den armen Narren heilen, denkt sie, der gar nicht weiß, warum er so die stummen und dummen Blumen hätschelt. Und sie lacht ihr zu.

„Rosetta, sieh, der dort ist noch zu haben, ein schöner Mann, doch schöner ist das Haus, und alles wie verödet. Du bist klug, du sollst ihn dir erobern. Einen Vorwand wird man leicht finden, um dort einzudringen; du irrst dich im Gartentor, nichts weiter; hüpfst singend ihm übern Weg, als wärest du zu Haus, und hat der Einsame dich erst gesehen, da kommt's schon wie von selber. Und mach dich nur recht elegant. Das Kleidchen mit den grünen Flittern gefällt mir sehr. Ganz Pariserin bist du darin, mit deinen feinen Gliedern — sei keck, denn er ist scheu, und wenn du nicht den Anfang machst, so kommt ihr doch zu nichts."

Rosetta lachte — der Plan gefiel ihr wohl. Komödie spielen belebt den Aufenthalt im Dorf. Sich schmücken ist immer angenehm, noch angenehmer, wenn es um einen hohen Zweck geht.

Und eines Morgens, in dem prächtigen Kleide mit den grünen Flittern, stand die dunkeläugige Rosetta in dem Rosengarten, und wie sie ihn bei seinen Rosen sah, liebäugelnd mit der neuen Wunderknospe, auf deren Aufblühen er so lang gewartet, da fing sie an zu trällern wie zu Hause und tat, als sähe sie ihn nicht, und spiegelte ihr Köpfchen in der weißen Marmorschale und sah sich da in einem Kranz von Rosen, und sie die reizendste im Kranz.

Er hörte, sah sie. Aber schüchtern hielt er den Atem an, um sie nicht zu verscheuchen. Denn er hatte hier niemals eine Dame noch gesehen. Und es gefiel ihm, wie sie an dem Becken aus weißem Marmor sich bespiegelte, als sei sie hier zu Hans. Wie wenn ein Vogel mit goldenem Gefieder sich in seinen Garten verflogen, und der kleinste Laut könnt' ihn verscheuchen . . .

Und an dem Marmorbecken stand sie, wartend, bemerkt zu werden.

Langweilig war es, so zu warten. Lächelnd eingedenk der Mahnungsworte, wendet sie den Kopf nach seiner Richtung . . . Schnell trat er rückwärts, aus Furcht, daß sie entfliehen werde . . . Zierlich schrie sie auf, doch ging sie nicht. Sie machte zwei, drei Schritte, doch ihm entgegen . . . Eh er selber wußte, wie ihm geschehen, stand sie neben ihm, verwirrend, glänzend, und in ihren Flittern tanzte die Sonne. Sie fing zu reden an, er horchte nur, denn hübsch klang, was der goldene Vogel zwitscherte. Ein freudiges Erschrecken überfiel ihn, daß sie die Nachbarin sei. Welcher Zufall! Wie freundlich, daß der Zufall sie gerade hier hereingeführt! Und hat wohl auch die Rosen gern?

„Gewiß!"

Sie lächelte verstohlen. Gleich die Rosen! So ist es Wahrheit, was die Leute von ihm sagen. Ein Narr. Ein Rosennarr. Nun, das ist schade. Das bringt zum Gähnen. Sonst ein feiner Mann, nur leider närrisch! Wenn er Pferde hielte, Jagdhunde! Wenn er im Auto führe oder im Ballon! Doch Rosen? Unbegreiflich! Aber reich auf jeden Fall, und wird man hier die Herrin, dann schaltet man nach eignem Gutdünken und läßt dem Narren sein unschädlich Spielzeug.

„Ah so! Sehr schön! Gewiß! Entzückend! Herrlich! Ganz wundervoll!"

Rosetta war mit heimlich verstecktem Gähnen so liebenswürdig, wie es sich nur schickte, und er war halbberauscht.

„Und heut gerade ist der große Tag, wo meine neue eigne Schöpfung aufblüht."

„Was für 'ne Schöpfung? Auch 'ne Rose? Die da? O, die ist nett! Die sollten Sie mir schenken!"

Es war heraus. So leicht und spielend hingesagt wie eines Kindes Bitte um den Mond. Wohl tausend Rosenblumen blühen im Garten, sie aber will die einzige, die neue, die er so lange schon umworben und ersehnt. Sie ist noch fast geschlossen; wie die Rose, die vollerblühte, sein wird, weiß er nicht. Die längliche, wunderseltsam bunte Knospe ist nur Verheißung. Heut die ganze Nacht träumte er von ihrem Aufblühen. Und er sah der Sonne Aufgang mit Bangen zu: viel goldenrote Wölkchen umringten sie, und violette Streifen, die zu einem Vorhang zusammenschossen, löschten fast sie aus. Er aber wünschte vollen Sonnenschein für seine stumme Liebe, daß sie sich in aller Pracht entfalte.

Und nun? Sie wird sich nicht entfalten, dieser goldene Vogel begehrt sie, dessen Zwitschern ihn berauscht, ihm ganz den Willen lähmt. Kaum wissend, was er tut, mit einem Blick, der um Vergebung bittet, faßt er nach der Knospe, und das scharfe Rosenmesser trennt sie von dem Strauch.

„Ah, danke! Ganz besonders nett! Die seh' ich zum erstenmal."

Sie steckt sie in den Gürtel, die Augen funkelnd vor Vergnügen über den leichten Sieg. Ja, wenn ein schönes Mädchen kommt, sind alle Rosen der Welt nur duftend Heu, und höchstens schöner Putz für eine Schönere. Der Anfang ist gemacht. Sehr schnell ging alles. Wer weiß, was man noch heut erreicht. Sie heuchelt plötzlich Eile, und sein Wort, ein einziges „Schon jetzt?", hält sie zurück. Sie fühlt sein Auge nicht auf ihrem Gürtel brennen, sie spricht von sich, von ihren Wünschen, Hoffnungen fürs Leben, und lacht unschuldig:

„Ach, ich bin ja noch so jung." Und mit kokettem Blick gerade in die Augen: „Und nun bekennen Sie, was wünschen Sie sich?"

Was soll er reden? Was soll er ihr sagen? Seit sie die Knospe im Gürtel trägt, besitzt sie einen Talisman, der ihn unwiderstehlich zu ihr zieht. Sehr still ist er geworden, der zuvor auch nicht beredsam war. Gefesselt und berückt geht er da neben ihr. Der Sonnenaufgang hat doch gelogen, als er Gewitter kündete. Es ist wohl schwül, doch wolkenlos. Die großen bunten Falter schwirren um ihre Köpfe. Niedrig segeln, fast mit den Flügeln ihre Schultern streifend, die Schwalben durch den Garten. Und ein Pfirsich fällt hörbar in das Gras ...

Sein glühendes Schweigen bleibt ihr unzugänglich, sie denkt an Worte, die er sagen soll, verbindlich dankbar, daß sie ihm die Freude ihres Hierseins noch länger gönnen möchte, daß sie oft, recht oft sich in der Gartenpforte irren und ihren Weg — hierher — in diesen Garten — finden möchte — bis — eines Tags — sie vielleicht hier bleiben — für immer bleiben —

Ihr eignes Deuteln regt sie auf; je stiller er wird, um so gefährlicher ist ihr zumute, der Atem will das Atlasmieder sprengen, die vollen Lippen zucken vor naher Hoffnung, heißer Spannung. Die schlanken Finger spielen an dem Gürtel, und ganz benommen von dem heftigen Triebe nach Handlung, Tat, nach jener bunten Zukunft, die greifbar, lockenschüttelnd ihr voranschwebt, reißt sie die Rosenknospe aus dem Gürtel und rupft sie Blatt für Blättchen auseinander.

Mit einem Schlage ist er aufgewacht.

Sprachlos, die Blicke auf den dünnen Fingern, die seine Wunderknospe kalt zerfleischen, sieht er ihr zu ...

„Nun?" drängt sie schmeichelnd, eifrig, „nun? Sie sind so stumm geworden! So sagen Sie doch, wünschen Sie sich nichts? Nichts — nichts — von — mir?"

„Nein. Nichts, mein Fräulein, danke."

Und er verbeugt sich, wendet sich und geht.

‚Nun ist der Rosenkäfer doch gekommen, der grüne blanke Schädling!' fliegt es ihm durch den Kopf ...

„Ah! Aber das! Das mir? Solche Beleidigung?" Rosetta bebt vor Zorn. „Was ist ihm auf einmal eingefallen? Dieser Ton? Und dieses verwandelte Gesicht?" Sie blickt ihm nach. „Ah, er ist wirklich fort! Mein Himmel! Man hat sich weggeworfen! Und an wen? An einen Narren!"

Und wie sie kochend, Tränen in den Augen, absichtsvoll lässig und absichtsvoll trällernd, den Steig hinabgeht, sieht sie ihn, die Arme um einen grünen leeren Strauch gelegt ...

Um einen Strauch, statt um Rosetta! Narr!

Was murmelt er da drüben? Und sie horcht. „Er bittet um Verzeihung! Ah, zu spät! Nein, mein Herr, ich verzeihe nicht!" Ein wenig trotziger reckt sie den Kopf empor und trällert lauter, bis sie draußen ist.

Sie weiß nicht, daß die Bitte um Verzeihung nicht ihr gilt, daß sie seiner Rose galt, die er beraubt und die verzeihen wird, wie nur Rosen verzeihen, hold und lächelnd, mit immer neuen Sprossen, neuer Blüte.





Lautenspielerin
Nach einem Gemälde von K. A. Schlegel


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Ziemssenbrunnen. Entworfen von August Pausenberger

Münchner Brunnen

Von

H. E. Kromer

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Rehse & Comp. und Stuffler)

Heute, wo die Städte sich ihren Bedarf an Wasser durch kostspielige, oft von sehr weit hergeführte Leitungen gesichert haben und das unentbehrliche Element bis in die Küche und jeden beliebigen Raum des Hauses leiten, besitzt naturgemäß der öffentliche Brunnen nicht mehr die Bedeutung wie in früherer Zeit, wo er den Bewohnern eines Platzes oder einer Straße das Wasser gesammelt lieferte, daß es dort Frauen und Dienstmägde zum Einzelbedarf abholten oder der Durstige von der Röhre trank. Dieser ehemals fast alleinige Zweck des Brunnens ist heute weggefallen; früher galt dieser wohl nebenher auch noch der Platz- oder Straßenzier: eine Bestimmung, welcher der Brunnen meist in vollendet künstlerischer Weise gerecht wurde; heute ist er so ziemlich ausschließlich Schmuckzwecken gewidmet, man müßte denn die Belebung eines Platzes durch Wassergeräusch oder dessen Luftkühlung an heißen Tagen als ersten Zweck eines Brunnens rechnen wollen. Seine ästhetische oder seine rein dekorative Bestimmung zu erfüllen fällt heute aber insofern nicht leicht, als wir in unsern Großstädten mit ganz andern Raumfragen zu rechnen haben als das eigentlich keine Großstädte kennende Mittelalter, wo zudem noch eine gefestigte Stilrichtung und eine architektonische Ueberlieferung ästhetisch große Sicherheit boten. Die kleinen Plätze waren durch einen Röhrenbrunnen meist hinreichend geziert und durch das Plätschern des Wassers stimmungsvoll belebt, auch war in dem erfüllten Zwecke der Wasserzuleitung an sich schon eine befriedigende Lösung erreicht, insofern als das Zweckentsprechende einen großen Teil des Aesthetischen ausmacht. Heute aber geben veränderte Raumverhältnisse und Mangel an Tradition der öffentlichen Brunnenkunst entschieden etwas Tastendes und Unsicheres. Indes darf Bildhauern und Architekten zugestanden werden, daß sie in den letzten zehn Jahren wieder eine sicherere ästhetische Grundlage für öffentliche Brunnenkunst geschaffen haben. Kein kleines Verdienst gebührt in dieser Hinsicht München; wegen mancher schönen Wasserwerke beginnt man es bereits die Stadt der schönen Brunnen zu nennen, wie man es mit guten Gründen die Stadt der schönen Brücken heißt.

Einen ersten bemerkenswerten Anfang zur Schaffung neuer guter Brunnenkunst machte die Stadt, indem sie Adolf Hildebrand in den neunziger Jahren den Auftrag gab, das Südende der Maximiliansanlagen durch einen Monumentalbrunnen dekorativ würdig abzuschließen. Der Künstler — nicht ganz unabhängig von einem römischen Vorbilde — trachtete, dem weiten Maximiliansplatz (heute Lenbachplatz) durch eine räumlich entsprechende architektonische Anlage, die durch eine hochragende doppelte Brunnenschale und zwei sie flankierende Monumentalplastiken gegliedert wurde, einen festen Abschluß zu geben, der sich gegen den Baumhintergrund der Maximiliansanlagen in guter Silhouette abhöbe. Als Skulpturen schuf Hildebrand die über-

lebensgroßen Allegorien des zerstörenden und des segenbringenden Wassers, jene dargestellt durch einen auf einem Seeroß gegen die Brunnenschale anreitenden Mann, der diese mit dem Wurf eines Steinblocks zu zertrümmern droht; diese dagegen durch eine auf dem Wasserstier herreitende freundliche Frauengestalt, die eine Trinkschale darbietet. Die beiden skulptural prachtvollen Marmorgebilde halten in ihrer Aufstellung wie in der Silhouette die wagerechte Tendenz der Hauptbeckenbasis fest, auf der sie ruhen, während die doppelt geschichtete Brunnenschale in der Mitte die Dreiteilung des Aufbaus prächtig pyramidisch abschließt und durch das schleierartig herabfallende Wasser ein lyrisches Moment zu dem dramatisch belebten Vorgang auf dem Hauptbrunnenbecken gibt, der noch erhöht erscheint durch die schief nach vorn spritzenden Wasserstrahlen von den ins Becken springenden Tieren. Aus dem ziemlich hochgelegenen Hauptbecken fließt in ein davorgelagertes ovales, zu ebener Erde liegendes das Wasser durch zwei Haupt- und sieben Nebensprudel ab, die doppelt aus den die Brunnenwand gliedernden Nischen springen. Der Fuß der Brunnenschale ist mit grotesken Masken geschmückt; Frösche und Fische speien die Doppelsprudel ins tiefer gelegene Becken. Mit dieser Brunnenanlage ist die Abschließung des Platzes monumental und harmonisch gelöst, und der Künstler hat damit ein Vorbild geschaffen, wie es wenige Großstädte aus unsern Tagen aufzuweisen haben.

Vielleicht war es weniger glücklich (wie hernach begründet werden wird), in geringer Entfernung von diesem ein zweites ziemlich großes Wasserwerk



Rotkäppchenbrunnen von Düll und Petzold

zu errichten, nämlich den ursprünglich vor das Prinzregententheater bestimmten Nornenbrunnen von Hubert Netzer. Dieses Werk ging aus einem Wettbewerb hervor und wurde vergangenen September enthüllt. Der durch drei vortretende Sockel dreifach gegliederte runde Unterbau trägt eine große, halbkugelige Steinschale (wie die übrigen Teile des Brunnens aus Muschelkalk), die in ihrer Mitte einen stark rauschenden Doppelsprudel emporwirft und ihr Wasser dann durch drei maulförmige Oeffnungen in drei ebenerdig vorgelagerte runde Schalen wasserfallartig abfließen läßt. Die Brunnenschale selbst ist durch drei sie in halber Körperlänge überragende Gestalten flankiert: durch die Nornen, die nordischen Parzen Verdandi, Skuld und Urdh. Verdandi (die Gegenwart) blickt nicht ohne sinnige Beziehung nach dem lauten und belebten Karlsplatz, während Urdh (die Zukunft) in gebeugter Haltung und mit düsterster Miene sich dem Justizpalast zuwendet. Man mag an diesem Werke tadeln, daß die an sich einfach-schönen und groß gedachten Gestalten zu sehr sich gleichsam wie Henkel der Brunnenschale ausnehmen; mir scheint, die Aufgabe wäre künstlerisch besser gelöst gewesen, wenn die Nornen an einer bedeutend weiteren und höher gelagerten Schale gerade haupthoch emporgereicht hätten, während jetzt ein Wirkungskonflikt zwischen beiden Teilen zu herrschen scheint, der sich nie entscheiden wird. Auch möchte das gefällige Wasserspiel in einem stillen Parke freundlicher und wirklich belebend gewirkt haben; jetzt nämlich übertönt das laute Tosen des verkehrsreichen Karlsplatzes das Rauschen des Wassers, dem man an einem stillen Orte gern gelauscht hätte.



Gasteigerbrunnen am Karlsplatz

Während die erwähnten Brunnen sowohl durch ihre Maße wie in Hinsicht auf ihre Umgebung auf eine gewisse monumentale Wirkung abzielen, sind

an einigen kleineren Plätzen bescheidenere Wasserspiele erstellt: der Germanenbrunnen am Botanischen Garten, Hubert Netzers Schlangenbrunnen und der Weizäckerbrunnen am Thierschplatze, die raumeshalber hier im Bilde nicht vorgeführt sind. Am bekanntesten ist wohl das sogenannte „Brunnenbuberl“ geworden, ein Geschenk des Bildhauers J. Gasteiger an die Stadt, durch das vor Jahren einige prüde Sittlichkeitsfanatiker sich bewogen sahen, nach der Polizei zu rufen. Die nackte, aber durchaus keusch wirkende Gestalt eines Knaben (in Bronze) steht an der Marmorherme eines weinbekränzten Fauns, beschäftigt, die Brunnenröhre der Herme mit dem Daumen zu verschließen, worauf der Faun mit gespitzten Lippen ihm das Wasser ins Gesicht pustet. Der Brunnensockel steht in einer runden Schale, und das leise Plätschern seines Wassers belebt und erfrischt das Gebüsch, das dort die Sonnenstraßenanlagen gegen den Karlsplatz hin abgrenzt. Der Winthirbrunnen in Neuhausen¹, der auf einer romanischen Muschelkalksäule den heiligen Winthir mit seinem Pferde zeigt, und der Rotkäppchenbrunnen beim Hofbräuhaus, bei dem auf einer gotischen Säule die bekannte Märchenfigur mit dem Wolfe steht, während am Sockel vier (ebenfalls bronzene) Wolfsköpfe das Wasser in die einfache Brunnenschale speien, sind anspruchslosere, aber künstlerisch gut bewältigte Monumente, die auch ihren schmückenden Zweck an ihren Plätzen schön erfüllen. Dem Gedächtnis des berühmten Münchner Arztes dient der nach ihm benannte Ziemssenbrunnen in den Anlagen des Krankenhauses. Eine marmorne Bankanlage im Halbrund mit der Bronzebüste des Genannten und zwei Löwenköpfen (je einer am Ende des Halbrunds Wasser speiend) vervollständigen hier den Eindruck einer etwas herkömmlichen Anordnung. Gefälliger, obzwar nicht viel origineller ist der bereits erwähnte Weizäckerbrunnen, auf dessen Sockel eine garbenbindende weibliche Gestalt auf den Namen des Stifters hinweist. Durch rein formale Momente wirkt zweckentsprechend und auch ästhetisch befriedigend der romanische Sonnenbrunnen mit dem schmiedeeisernen Schmuck und der flammenden Sonnenscheibe. Als füllendes und zierendes Einschiebsel in ein bedeutendes architektonisches Ganzes erweist sich der durch Reinheit des Stils und Klarheit der Proportionen ausgezeichnete St. Anna-Brunnen in der Umfassungsmauer der schönen, wuchtigen Annakirche (im Lehel). Aus einem tiefliegenden Brunnenbecken erhebt sich auf gemauertem Halbrund der mit strengstem romanischem Zierat versehene Sockel, auf dem sich auf acht runden Säulchen acht Becken gleichsam zur unteren größeren Schale zusammentun, die von der oberen kreisrunden aus Löwenköpfen gespeist wird. Aus dieser oberen erhebt sich dann der hindurch emporsteigende Sockel, gegliedert durch vier kniende Gestalten, die Wasser aus Krügen gießen und in einem gleicharmigen romanischen Kreuz die Brunnenkrönung tragen. In die Gebäudeanlage, ein



Hubertustempel vor dem Nationalmuseum in München. Entworfen von Adolf Hildebrand

Werk des Professors Seidl, fügt sich dieser Brunnen zu wundervoller Stimmungseinheit ein und trägt nicht wenig dazu bei, diese Kirche als ein echtes Bauwerk aus romanischer Zeit selber erscheinen zu lassen.

Als selbständiges, von der Umgebung nicht abhängiges architektonisches Monument ist der Zierbrunnen am Rederplatz in München-Au zu betrachten; seine äußere Form ist zunächst die einer Laube, die den Brunnen gleichsam schützend einhegt. Vier vierkantige Steinsäulen in deutscher Renaissance, oben zusammengeschlossen durch Kreuzbogen, deren knaufartige Vereinigung durch einen schildhaltenden Knaben gekrönt ist, umgeben den eigentlichen Brunnen, dessen Sockel sich in eine kelchförmige Brunnentrommel ausweitet. Ihren Rand schmücken groteske Masken von Seewesen, die in ansteigendem Strahl das Wasser ausspeien. Auf ihr stehen Bronzeputten, welche die geschweifte Hauptschale stützen. Den aus ihr emporsteigenden Brunnenknauf schließt mit gespreiteten Schwingen ein Vogel ab mit einer sich emporwindenden Schlange im Schnabel, die in zwei Strahlen das Wasser emporspeit. Das feine, gefällige Zierwasserwerk erscheint an diesem entlegenen Vorstadtplatze nur etwas zu sehr dem allgemeinen Blicke entzogen.



Sonnenbrunnen von Fr. Drexler

Zierbrunnen am Rederplatz von Jos. Floßmann und Th. Fischer

Vom Nornenbrunnen abgesehen, sind die zwei zuletzt enthüllten Wasserwerke K. Killers Fortunabrunnen am Isartorplatz und Ad. Hildebrands unvergleichlicher Hubertustempel vor dem Nationalmuseum. Ausschließlich als Platzschmuck war von Anfang an der Fortunabrunnen gedacht; er hätte aber ursprünglich auf den weiten Isartorplatz selber kommen sollen, wurde indes seinem älteren Stilcharakter entsprechend etwas weiter zurückgestellt, um an einem kleineren Platze einen guten Hintergrund an barocken Häusern zu finden. Auf einem zweistufigen Oktogon ruht die achteckige, ziemlich hochrandige Brunnenschale aus rotem Adneter Marmor, deren Wände in starken Hochreliefs Allegorien des Wassers und seiner mannigfachen Verwendung geben, beispielsweise die Erquickung durch das Bad, den Segen des Fischfangs, die Stillung des Durstes bei Mensch und Tier. Sind zwar die Figuren technisch dem Material und dem gegebenen Raum tüchtig angepaßt, so wirken sie doch etwas bewußt archaistisch und etwas zu abhängig von alten Bildwerken. Auf viereckigem niedrigem Marmorsockel erhebt sich dann der runde, korbartig gestaltete Brunnenstock aus Bronze, an dem vier Männermasken aus je einer Röhre einen dreifachen Strahl emportreiben. Ueber ihnen erheben sich vier bronzene Fischweibchen, in deren gegeneinander ausgestreckten Händen die Muscheln ihre Wasserstrahlen aufwerfen. Auf einem durch einen Früchtenkorb gekrönten Knauf erhebt sich endlich die



Nornenbrunnen. Entworfen von Hubert Netzer

nackte volle Gestalt der Fortuna, die in einem mächtigen Füllhorn Früchte darbietet. Die ganze Anlage wirkt zwar an sich ästhetisch befriedigend, und doch erscheint der von mittelalterlicher Kunst allzusehr abhängige Brunnen, da er gar keinem praktischen Zweck dient, mit seinen zahllosen Wasserröhren heute als ein Anachronismus. Man durfte für eine neue Zeit einen mehr entsprechenden künstlerischen Ausdruck verlangen, der nur in originellerer Fassung der Grundidee zu erreichen war. Wie unter andern der Nornenbrunnen, so ging auch der Fortunabrunnen aus Mitteln der Matthias-Pschorr-Stiftung hervor, die der Verschönerung Münchens durch öffentliche Kunstwerke gewidmet ist; ein Wettbewerb entschied für den noch sehr jungen Künstler, dem für vierjährige Arbeit 40000 Mark zur Verfügung standen.

Während die bisher erwähnten Wasserspiele vorwiegend dekorativen Zwecken dienen und so als Kunstwerke durch ihre Lage im Aufbau gebunden und im Sujet auch ziemlich eingeschränkt waren, blieb für den Hubertustempel dem Künstler in der Ausgestaltung des Stoffes der freieste Spielraum. Die Lösung der künstlerischen Aufgabe ist hier in hervorragender Weise geglückt und sollte vorbildlich werden für die Auffassung des Wesentlichen an einem Kunstwerke beziehungsweise seinem Stoffe. Wie schwer zum Beispiel war es gerade bei diesem Thema, der „Novelle", dem interessanten Vorgang auszuweichen, der in der Bekehrung des Jägers beim Anblick des kreuztragenden Hirsches liegt! Hildebrand hat das Bekehrungsmotiv innerlich wie äußerlich vom Thema abgelöst, in dem er den Hauptwert der Sage in der Heiligkeit der Waldesstille, in ihrer tieffriedlichen Stimmung und in der Liebe zu den Tieren des Waldes sah. Mit dieser hatte der Jäger in erster Linie nichts zu tun; er war sogar störend. Hildebrand entfernte ihn darum und sah sich nun ausschließlich vor dem Thema: Waldesfrieden, dessen Ausdruck er seine ganze Kraft widmete.



Details vom Nornenbrunnen



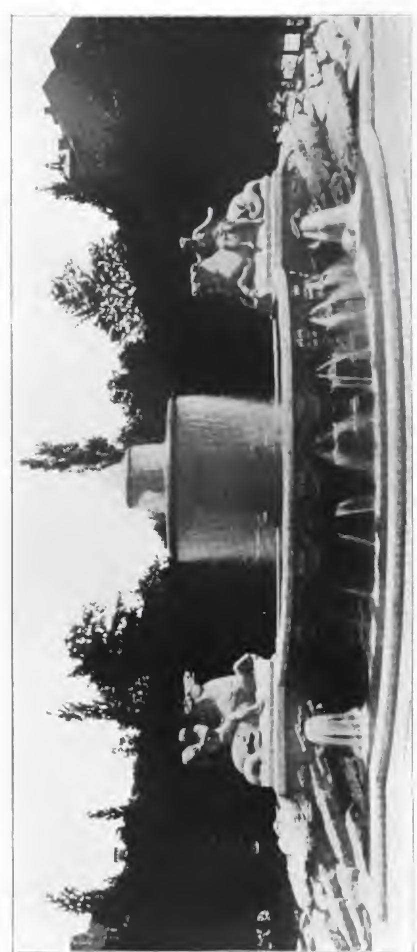
St. Anna-Brunnen. Entworfen von Gabriel Seidl

Fortunabrunnen auf dem Isartorplatz. Entworfen von K. Killer

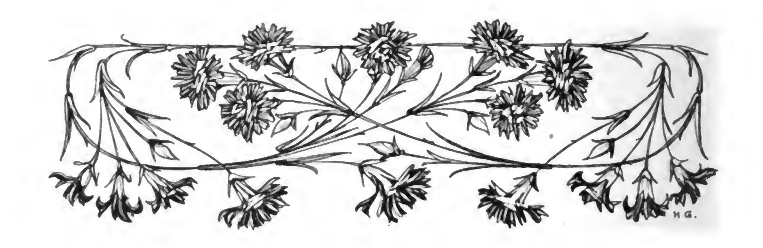
Im lauten Getriebe des Tages und seiner alles gleichmachenden Helle war dieser Ausdruck kaum hinreichend wiederzugeben. So schloß der Künstler denn das Tier von der tosenden Außenwelt ab; er stellte es in ein Tempelchen, dessen hochgewölbtes Dach den Eindruck eines hohen Walddoms hervorzauberte. Aber selbst in dem geschlossenen Raum schützte er das Tier noch weiter, indem er es in die Mitte eines andern Brunnenbeckens stellte, dessen klares, von keiner geringsten Welle gekräuseltes Wasser einen Waldteich vorstellen mag, über dem sich auf roten Syenitsäulen wie auf Baumstämmen die Kuppel gleichsam als Waldesdach wölbt. Mit stilisiertem Zweigmuster vergitterte Kuppelfenster täuschen das ins Waldesdunkel einfallende Himmelslicht vor.

Der Bronzehirsch, der zwischen den Geweihstangen das vergoldete, strahlende Kreuz trägt und aus glänzendtiefen Augen blickt, ist eine Tierplastik von edelster Einfachheit und Größe. Frei von jeder aufdringlichen Realistik offenbart sich Hildebrands Stilgefühl in dieser Figur wiederum mit zwingender Monumentalität. In dem kühlen Tempelchen, dessen Teich durch keinen wahrnehmbaren Quell gespeist wird, ist der Eindruck des geheimnisvollen Waldesschweigens überwältigend. Da erst merkt man, welche theatralische Störung der kniende Hubertus in diese Stille hineintragen müßte. Hildebrand hat ihn daher, um die Beziehung zur Legende nicht völlig abzureißen, als Abschluß des Tempeldaches angebracht, den Speer in der Rechten, in der Linken ein Geweih; die kniende Gestalt gibt dem Eintretenden gleichsam von weitem die Mahnung, Ehrfurcht vor dem Walde, seinem Getier und seinem Frieden zu haben.

Der Hubertustempel ist ein Geschenk der Stadt an den weidfrohen Prinzregenten und ist vor dem Nationalmuseum auf der etwas erhöhten Terrasse in schöner, aber einfacher Architektur errichtet. Wie mancher geht an dem unauffälligen Tempelchen vorüber, nicht ahnend, daß er hier die Waldesstille mit all ihrem Zauber mitten in der Großstadt haben könnte und ein unvergleichliches Kunstwerk zu genießen verabsäumt.



Wittelsbacherbrunnen am Maximiliansplatz. Entworfen von Adolf Hildebrand



Die deutschen Großbanken

Von

Rudolf Taeuber, Leipzig

Wer bei der Reichsbank akkreditiert ist, genießt mit Recht den Ruf höchster Kreditfähigkeit. Die deutschen Notenbanken, deren es mit den beiden Kolonialbanken insgesamt sieben gibt, sind vermöge ihrer privilegierten Stellung in der angenehmen Lage, auch durch ihre Verfassung gezwungen, nur ganz sichere Geschäfte mit ganz sicheren Kunden zu machen. Ihr Wesen ist jedoch solcher Art, daß sich der Kaufmann zwar gern bei einer von ihnen ein Konto eröffnen läßt, aber seine regelmäßigen Geld- und Kreditgeschäfte zumeist mit einer der zahlreichen Privatbanken erledigt, bei solcher nicht nur ein offenes, sondern auch ein laufendes Konto unterhält, das eine regelmäßige, meist recht bedeutende Geldzirkulation in Ein- und Ausgang aufweist. Diese Banken, durch strenge Bestimmungen in ihrer Aktionsfähigkeit nicht beschränkt wie die Notenbanken, können dem Kreditbedürfnis in Handel und Industrie volle Rechnung tragen, beschränkt nur durch die äußeren Umstände, die Lage des Geldmarktes, die Grenzen ihres eignen Kredites, die Rücksicht auf die eigne Sicherheit und das jeweilige Risiko. Diesem Charakter entsprechend bezeichnet man sie als Kreditbanken und rechnet füglich auch noch die Kommunal- und Hypothekenbanken hinzu, die in der Hauptsache nur das eine besondere Merkmal haben, daß sie zur Ausgabe von Pfandbriefen privilegiert sind. Die Baubanken nebst Terrain- und Immobiliengesellschaften, auch die Versicherungsbanken sind nicht mehr reine Geldinstitute, dienen nicht mehr ausschließlich der Vermittlung des Geldverkehrs, sondern nähern sich in ihrem Charakter den industriellen Unternehmungen.

Ist die Zahl der Notenbanken sehr gering — die Gründung des Deutschen Reiches hat sie dezimiert —, so sind dafür die Kredit- und Hypothekenbanken um so zahlreicher und dominieren im Verein mit den Privatbankiers durch ihre Menge und durch die Höhe der investierten Kapitalien dermaßen, daß man schlechtweg nur eine Kreditbank meint, wenn von einer Bank die Rede ist. Bestehen doch im Deutschen Reiche allein in der Form von Aktiengesellschaften — alle andern Gesellschaftsformen und die Einzelfirmen nicht gerechnet — rund 440 Kreditbanken sowie 40 Hypotheken- und Kommunalbanken mit einem eingezahlten Aktienkapital von rund 2729 respektive 726 Millionen, insgesamt 3455 Millionen Mark. Nominell ist ihr Aktienkapital noch bedeutend höher, denn viele von ihnen haben das bei der Gründung ursprünglich vorgesehene Kapital oder die nachträglich beschlossene Erhöhung desselben noch nicht erfüllt, zurzeit 145 von den 480 Gesellschaften. Diese reichliche und vorsichtige Bemessung der Betriebsmittel und ferner der Umstand, daß keine fünf von ihnen ihre Aktien in Stamm- und Vorzugsaktien gegliedert haben, zeigt, daß sie sich nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrem innersten Wesen von den Industrieaktiengesellschaften unterscheiden.

Bemerkenswert ist ferner, daß die Aktienkapitalien der Kreditbanken so verschieden abgestuft sind wie wohl in keinem andern Erwerbszweige. Ihre Skala dürfte nach oben wie nach unten über alle andern weit hinausreichen. Denn es besteht in Deutschland wohl keine zweite Aktiengesellschaft, die wie die Deutsche Bank mit dem Riesenaktienkapital von 200 Millionen arbeitet, darin die Reichsbank überbietend, deren Grundkapital nur 180 Millionen beträgt. Und im Gegensatz hierzu besteht wohl auch keine, die der Spar- und Leihkasse A.-G. in Kellinghusen nahekommt, die von einem nominierten Aktienkapital von 1000 Mark nur 250 Mark eingefordert hat, damit seit 1899 auskommt und im letzten Rechnungsjahre mit 4 Millionen bilanzierte. Um also bedeutende Kredit- und Geldgeschäfte machen zu können, sind nicht immer große eigne Barmittel nötig. Man gewährt Kredit, indem man den eignen Kredit fruchtbringend ausnutzt. Wie bedeutend dieser sein kann, ist an dem angeführten Beispiel recht ersichtlich, denn eine Gesellschaft, der man für 4 Millionen Werte anvertraut, muß wohl außer dem Aktienkapital von 1000 Mark noch weitaus größere und wertvollere Garantien bieten können, Garantien, die vielleicht nur in der Person der Leiter zu suchen, also rein ideell sind.

Hierin liegt nun zwar auch eine Größe, aber nicht die, welche gemeint ist, wenn man von einer Großbank spricht. Damit ist einfach eine von denen gemeint, die über das größte eigne Betriebskapital verfügen. Die Rothschild, Bleichröder, Hansemann, Mendelssohn und alle andern Privatbankiers zählen hierbei nicht mit, denn jedermann weiß zwar, daß sie mit großen Kapitalien arbeiten, aber niemand hat den geringsten sicheren Anhalt dafür, wie groß dieselben sind. Selbst die Steuerbehörde dürfte davon nur mangelhafte Kenntnis haben.

Somit bleibt die Bezeichnung Großbank den größten Aktiengesellschaften dieser Branche vorbehalten, wobei nur noch dem persönlichen Ermessen überlassen bleibt, zu bestimmen, ob dafür nur die Zentesimal- oder auch die Dezimalwage heranzuziehen ist. Entscheiden wir uns für die bloße Zentesimalteilung, so gibt es außer der Reichsbank, die wegen ihrer Sonderstellung hier außer Betracht bleibt, sechs deutsche Großbanken, nämlich sechs, die ein eingezahltes Aktienkapital von 100 bis 200 Millionen besitzen. Drei von ihnen haben ihren Sitz in Berlin, die andern sind im Reiche zerstreut.

Ein sonderbares Spiel des Zufalls hat es gefügt, daß wiederum die größten von ihnen ihren Namen mit einem „D" einleiten. Voran steht die schon genannte Deutsche Bank in Berlin mit ihrem Aktienkapital von 200 Millionen. Sie hat damit die andern „D"-Banken, wie sie auch genannt werden, weit überholt, denn die nächste ist dann die Diskontogesellschaft in Berlin mit 170 Millionen. Danach folgen die Dresdner Bank (168 Millionen), in enger Interessengemeinschaft mit dem A. Schaaffhausenschen Bankverein in Köln (133⅓ Millionen), die Darmstädter Bank mit 154 Millionen. Und diesen „D"-Banken schließt sich als sechste Großbank noch die Berliner Handelsgesellschaft mit 100 Millionen an. Dieses halbe Dutzend verfügt zusammen über ein eingezahltes Aktienkapital von 925½ Millionen Mark, das ist mehr als ein Drittel von der Summe, mit der die sämtlichen 440 Kreditbanken fundiert sind.

Um solche Riesenkapitalien mit ihren Riesenreserven nicht nur zu bewegen, sondern auch so oft umzusetzen, daß nicht allein die Unkosten gedeckt sind, sondern daß auch für Vorstand und Beamte reichliche Gratifikationen, für den Aufsichtsrat schöne Tantiemen und für jeden Aktionär möglichst hohe Dividenden übrigbleiben, dazu gehört ein gewaltiger Apparat und fleißiges Bemühen. Jedermann weiß, daß die „D"-Banken über das ganze Reich ein Netz von Filialen gebreitet haben und daß sie nicht nur im Inlande Geld- und Kreditgeschäfte machen, sondern überall und in aller Welt, wo es nur immer mit möglichst geringem Risiko möglichst viel zu verdienen gibt. Sie sind der Kern des deutschen Teiles der wirtschaftlichen, der „goldenen" Internationale. So ist zum Beispiel die Deutsche Bank Zahlstelle für die Anatolische, die Makedonische, die Bagdadbahn, die Baltimore- und Ohiobahn, für spanische und russische Elektrizitätsgesellschaften, für italienische Eisenbahnen und Versicherungsgesellschaften, für die rumänische Petroleumgesellschaft und viele andre ausländische Unternehmen, an denen sie interessiert ist. Dieselbe Internationalität bekunden natürlich auch die andern Großbanken, je nach Maßgabe ihrer Mittel und ihrer Verbindungen.

Wie groß der Apparat ist, den diese Banken in Bewegung setzen, davon gibt uns die Zahl ihrer Angestellten einen Begriff. Die Deutsche Bank beschäftigte im Vorjahre 4096, die Dresdner Bank 2514 Beamte, und wenn wir uns für die andern Großbanken ähnliche Zahlen vorstellen, so ergibt sich für dieses halbe Dutzend ein Beamtenheer, das weit über 10000 Personen zählt. Daß alle diese Menschen auch ihr vollgerüttelt Maß von Arbeit zu bewältigen haben, ist kaum zu glauben, wird aber sofort ersichtlich, wenn man die Umsatzziffern nachliest. Das letzte Geschäftsjahr brachte folgende Umsätze in Markmillionen:

85590, 58601, 51262, 30634, 10438.

Vom Schaaffhausenschen Bankverein ist der Umsatz und auch andres von Interesse leider nicht ersichtlich. Die Reihenfolge der Umsätze entspricht ziemlich genau derjenigen der Grundkapitalien. Vergegenwärtigen wir uns nun, daß jedermann sein Vermögen bequem und ohne Risiko, auch ohne die geringsten Unkosten so anlegen kann, daß es ihm mindestens 4 Prozent Zinsen trägt, so haben wir sofort einen Maßstab für die Riesensummen, die den Banken von ihren Umsätzen als Reingewinn und zur Verteilung als Dividende übrigbleiben müssen. 925 Millionen zu 4 Prozent ergeben 37 Millionen Zinsen. Aber da die große Mehrheit der Inhaber von Bankaktien diese Papiere nicht al pari, sondern zu einem Kurse erworben haben, der ein bedeutendes Aufgeld in sich schließt, so muß viel mehr verdient werden, damit nur eine einigermaßen annehmbare Verzinsung der Papiere erzielt wird, die einen Kurs bis zu annähernd 250 Prozent haben.

Die Gewinne zeigen denn auch folgende Zahlen:

	Bruttogewinn Mill. Mark	Reingewinn Mill. Mark
Deutsche Bank	48,912	29,148
Dresdner Bank	32,000	21,940
Diskontogesellschaft	26,033	18,845
Darmstädter Bank	21,521	13,072
Schaaffh. Bankverein	18,301	14,786
Berliner Handelsges.	14,712	12,848
	161,479	110,639

Interessant ist, hierbei festzustellen, wie sich Umsätze und Gewinne zueinander verhalten, und sich zu vergegenwärtigen, wieviel denn solche Bank verdient hat, wenn sie eine Million umsetzt, das heißt, wenn eine Million Mark in ihre Kassen hinein- und auch wieder herausgeflossen ist.

Auf die Umsatzmillion gerechnet, verdienten:

	brutto zirka	netto zirka
Deutsche Bank	571½ M.	340 M.
Dresdner Bank	546 „	374 „
Diskontogesellschaft	507½ „	367½ „
Darmstädter Bank	700 „	400 „
Berliner Handelsges.	1410 „	1230 „
Schaaffh. Bankverein	?	?

Dabei ist allerdings zu beachten, daß die reinen Geldein- und -auszahlungen sehr geringen Gewinn abwerfen und den eigentlichen Verdienst erst diejenigen Geschäfte bringen, die durch geschickte Ablenkung und Nutzbarmachung des immerwährend

durch die Kassen fließenden Goldstromes möglich sind. Daß dabei auch das Risiko vorhanden ist, den Goldstrom irregeleitet und in unfruchtbaren Gefilden verschwinden zu sehen, zeigte der Konkurs der Leipziger Bank.

Zum Glück kommen solche Katastrophen nur äußerst selten vor, denn gerade die Aktienkreditbanken bieten durch die Oeffentlichkeit ihres stets kontrollierten Geschäftsgebarens dem Publikum die denkbar größte Sicherheit. Es laufen neben den bestehenden 480 Kredit- und Hypothekenbanken denn auch zurzeit nur neun Konkurse in dieser Branche, deren Beginn (wie der der Leipziger Bank) zumeist schon recht weit zurückliegt. Wenn nicht alle Stränge auf einmal reißen, liquidiert man lieber. Es sind doch stets an der Leitung Personen von Ruf und Vermögen beteiligt, die lieber große Opfer bringen und noch tief in ihr Privatvermögen greifen, als daß sie in Verruf und Mißkredit geraten möchten. Die Zahl der laufenden Liquidationen beträgt zurzeit 18.

Der unmittelbare Anlaß hierzu ist, wenn mehrere Jahre hintereinander mit Verlust gearbeitet wurde. Solcher gibt es unter den Aktienbanken nur sehr wenige, dagegen ist der Gewinn auch bei den kleinen Banken meist recht erheblich. Ja, gerade bei diesen erreicht der Jahresreingewinn eine Höhe bis zu 50 Prozent des Aktienkapitals, was freilich nicht viel besagen will, wenn dieses etwa 10000 Mark und noch weniger beträgt. Einzelne dieser kleinen Gesellschaften, zumeist Leih- und Sparbanken, verteilen prinzipiell keine Dividende, sondern verwenden ihren Reingewinn für gemeinnützige Zwecke.

Sind die Großbanken durch ihre den Handel und die Industrie befruchtende Tätigkeit ein mächtiger Faktor im sozialen Leben, so darf man von ihnen auch mit Recht erwarten, daß sie sich nicht minder ihrer sozialen Pflichten bewußt sind. Was Gesetz und Recht von ihnen fordern, steht außer Betracht. Sehen wir vielmehr, wie weit darüber hinaus sie sich noch freiwillig betätigen, um ihr Beamtenheer gegen die unausgesetzte Versuchung, aus dem gleißenden, verführerischen Goldstrom eigenmächtig zu schöpfen, möglichst immun zu halten und ferner langjährige Treue im Dienste zu belohnen.

Zunächst können die Beamten, die einen verantwortlichen Posten bekleiden, außer ihrem auskömmlich bemessenen Gehalte einen Gewinnanteil in Form einer jährlichen Gratifikation erwarten. Häufig ist dieselbe vertraglich fixiert, niemals unbedeutend. Verteilten doch vier von diesen sechs Banken im letzten Rechnungsjahre an ihre Angestellten die Summe von 5,142 Millionen Mark. Selbstverständlich sind für die diebessichere Unterbringung so kolossaler Werte ebenfalls alle modernen Vorkehrungen getroffen, und dem Publikum stehen prachtvolle Hallen zur Abwicklung des Geschäfts und jegliche Annehmlichkeit modernen Komforts zur Verfügung.

Sodann sind Pensionskassen, Sparkassen und Stiftungen vorhanden. Diese sind allein bei diesen sechs Großbanken insgesamt mit rund 18 Millionen dotiert, das ist mehr, als sämtliche Handlungsgehilfen- und Privatbeamtenvereine Deutschlands insgesamt in ihren gleichartigen Kassen haben. Und daß jene Fonds nicht nur als ein Pflänzchen „Rührmichnichtan" zum Staatmachen da sind, beweist der Umstand, daß die eine Bank im letzten Rechnungsjahre allein mindestens 220000 Mark daraus verausgabt hat.



Fernsprechamt Erfurt, Abteilung für den Ortsverkehr



Fernsprechzentrale Leipzig, Orts- und Fernverkehr

Neue Fernsprechzentralen

Von

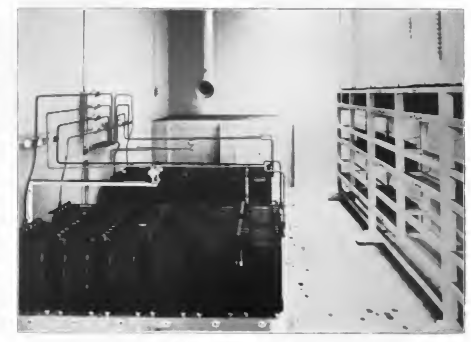
Otto Jentsch

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

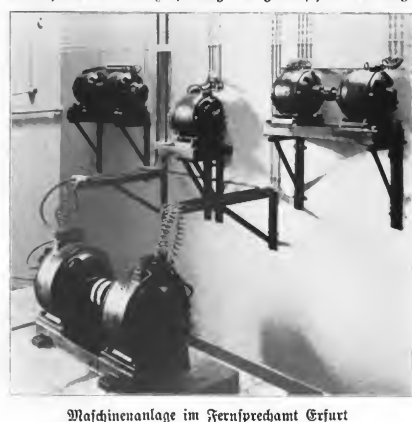
Drei Millionen Verbindungen werden jetzt täglich im Ortsverkehr der Fernsprechzentralen des deutschen Reichstelegraphengebiets ausgeführt, und die Zahl der Ferngespräche von Ort zu Ort beträgt täglich etwa eine halbe Million. Gegen 4100 Fernsprechzentralen mit rund 540000 Sprechstellen nehmen an diesem gewaltigen Verkehr teil. Die Zahl der an die einzelnen Fernsprechzentralen oder Vermittlungsämter angeschlossenen Sprechstellen schwankt naturgemäß den örtlichen Verhältnissen entsprechend recht beträchtlich. Es gibt Fernsprechzentralen mit nur fünf und anderseits solche mit vielen Tausenden von Anschlüssen. An der Spitze stehen Berlin mit 80000 und Hamburg mit 35000 Sprechstellen.

Um die in eine Vermittlungsanstalt eingeführten Sprechleitungen miteinander zum Gespräch verbinden zu können, bedient man sich verschiedener Umschalteeinrichtungen, die für kleinere Zentralen verhältnismäßig einfach konstruiert sind, für größere dagegen staunenswerte Kunstwerke der Feinmechanik darstellen. Zur Ausführung von Gesprächsverbindungen erhalten die Umschalter für jede Leitung eine oder mehrere Klinken. Die Verbindung zweier solcher Klinken und damit der auf sie geschalteten Leitungen erfolgt in der Regel mit Hilfe einer Leitungsschnur mit zwei Stöpseln, die in die Klinken eingesetzt werden; bei kleinen Anstalten wohl auch mittels zweier Stöpsel ohne Schnur. Außer diesen Vorrichtungen muß der Umschalter für jede Leitung einen Weckapparat zur Anzeige der eingehenden Anrufe enthalten, ferner sind Apparate zur Angabe des Schlußzeichens nach Beendigung eines Gesprächs nötig. Endlich muß sich die Telephonistin selbst zum Sprechen und Wecken in jede Leitung einschalten können. Sie braucht dazu einen Abfrageapparat, der gewöhnlich aus einem leichten Kopffernhörer und einem Brustmikrophon besteht. Zum Anzeigen der Anrufe kamen bisher in Deutschland allgemein Elektromagnete mit Fallklappen und als Schlußzeichen Galvanoskope zur Verwendung. Neuerdings sind bei den großen Zentralen für die Anruf- und die Schlußzeichen kleine Glühlampen zur Einführung gekommen. Kleinere Vermittlungsanstalten bis zu 100 und 150 Leitungen erhalten sogenannte Einfachumschalter; in ihnen erhält jede Leitung nur einen Platz. Die Telephonistin kann hier von ihrem Arbeitsplatz aus jede einzelne Verbindungsklinke

gerade noch erreichen. Das ist nicht mehr möglich, wenn eine größere Anzahl von Leitungen in die Zentrale eingeführt ist. Es müssen dann, wenn von jedem Arbeitsplatze aus Verbindungen mit sämtlichen Teilnehmern der Zentrale ausgeführt werden sollen, Umschalter besonderer Bauart — Vielfachumschalter genannt — aufgestellt werden. Bei diesen ist jede Anschlußleitung an sämtlichen Arbeitsplätzen entlang und in jeder Umschaltetafel an eine Klinke geführt. Zum Unterschiede von den gewöhnlichen Umschaltern hat also eine Vielfachumschaltetafel nicht nur für jedes ihrer Anrufzeichen eine Klinke, sondern es ist in der Tafel auch für jede andre Anschlußleitung des Amtes eine Verbindungsklinke vorhanden. Eine Zentrale für 10000 Anschlüsse besitzt also in jeder Klinkentafel auch 10000 Klinken, die auf einen solchen Raum zusammengedrängt sein müssen, daß die Telephonistin jede bequem von ihrem Arbeitsplatze aus mit der Hand erreichen kann. Die Verbindungsklinken sind daher sehr klein. Das kreisrunde Stöpselloch einer Klinke hat einen Durchmesser von nur 5 Millimetern. Die starke Zunahme der Fernsprechanschlüsse namentlich bei den größeren Zentralen in den letzten Jahren hat die Reichstelegraphenverwaltung veranlaßt, diese Aemter nach und nach mit neuen Umschaltesystemen auszurüsten, welche die bisherige Mitwirkung des Teilnehmers bei der Herstellung der gewünschten Verbindung auf das geringste Maß beschränken und die eine schnellere und sicherere Abwicklung des Sprechverkehrs als bisher ermöglichen. An Stelle der Anrufklappen und der Schlußzeichengalvanoskope treten bei den neuen Systemen kleine Glühlampen; man bezeichnet deshalb solche Aemter als Zentralen mit Glühlampensignalisierung. Die Glühlampen bilden ein sicheres und geräuschloses Erkennungszeichen für den Anruf des Teilnehmers und für den Schluß des Gesprächs. Weiterhin erfolgt bei dem neuen System die Speisung der Mikrophone in den Sprechstellen von dem Vermittlungsamte aus. Die früher bei den Sprechstellen aufgestellten Mikrophonbatterien, die meist aus zwei guten Trockenelementen bestanden, sind damit in Wegfall gekommen. Diese örtlichen Mikrophonbatterien stellten sich in der Unterhaltung recht kostspielig und bildeten recht oft eine Störungsquelle, indem sie namentlich bei stark benutzten Sprechstellen leicht versagten. Das Mikrophon war tot, lautete oft der Bericht des Störungssuchers, und der Grund war, daß die Mikrophonbatterie sich erschöpft hatte. Jetzt versorgt eine einzige große, in der Zentrale selbst aufgestellte Batterie, die unter dauernder Bewachung steht, sämtliche Sprechstellen gemeinsam mit dem erforderlichen Strom. Bei einem Netz von 10000 Anschlüssen muß also diese Zentralbatterie so viel Strom abgeben können wie 20000 Trockenelemente. Demnach sollte man annehmen, daß hierzu Batterien von gewaltiger Größe gehören müßten. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, da Akkumulatorenbatterien zur Verwendung kommen, die beträchtlich mehr Strom aufspeichern und abgeben können als die Trockenelemente. Unsre Abbildung



Akkumulatorenbatterie



Maschinenanlage im Fernsprechamt Erfurt

veranschaulicht die gesamte Akkumulatorenanlage für ein Fernsprechamt mit einer Aufnahmefähigkeit bis zu 10000 Anschlüssen und gleichzeitig für ein größeres Telegraphenamt in einem Zwölftel Größe. Die Akkumulatoren für den Fernsprechbetrieb stehen links unten; sie sind zu zwei Batterien von je zwölf Zellen vereinigt. Eine Batterie dient zur Reserve; sie wird in Betrieb genommen, wenn die andre bis zu einem gewissen Punkte erschöpft und wieder aufgeladen, das heißt mit neuer elektrischer Energie versehen werden muß. Die in dem Gestell rechts stehenden kleineren Akkumulatoren oder Sammlerzellen dienen dem Telegraphenbetrieb; sie können über 100 Leitungen, darunter solche von 300 Kilometern Länge, speisen. Es ist erstaunlich, daß eine solche Betriebskraft in so wenigen und kleinen Sammlerzellen aufgespeichert werden kann; anderseits lernt man daraus, daß es für den Telegraphenbetrieb nur recht geringer Kräfte bedarf. Der Verbrauch von elektrischer Energie in einer Morsetelegraphenleitung ist im allgemeinen gleichwertig noch nicht 1/1000000 Pferdekraft. Auch die Maschinenanlage zur Aufladung der Sammler ist nur klein, sie wird durch die Abbildung in etwa einem Zehntel Größe dargestellt. Die Maschinen bestehen aus sogenannten Umformern, die von dem elektrischen Strom eines öffentlichen Elektrizitätswerkes getrieben werden und dann Strom in den für die Fernsprech- und Telegraphenleitungen gewünschten Spannungen liefern. Die Spannung des Werkstromes selbst ist zu hoch. Eine solche Umformermaschine besteht demnach aus einem Motor, der durch den Werkstrom angetrieben wird, und einer mit ihm direkt gekuppelten Dynamomaschine, die elektrischen Strom von der erforderlichen Spannung zur Ladung der Sammlerzellen liefert. Der unten am Boden stehende große Umformer dient zur Aufladung der Fernsprechsammler, der rechts oben an der Wand auf einem Konsol aufgestellte kleine Umformer für die Ladung der Telegraphensammler.



Fernsprechamt Erfurt, Abteilung für den Fernverkehr

Die beiden andern auf Konsolen an der Wand aufgestellten Umformer, von denen der eine als Reserve dient, sind Rufstrommaschinen. Man hat bei dem neuen System dem Teilnehmer auch die Mühe des Anrufens abgenommen und damit die von ihm zur Herstellung einer Gesprächsverbindung auszuführenden Handgriffe auf das Abnehmen des Fernhörers vom Haken des Sprechstellenapparates und das Wiederanhängen des Fernhörers beschränkt. Das Abnehmen des Fernhörers in einer Sprechstelle betätigt das Anrufzeichen: es läßt die Anruflampe der betreffenden Leitung aufleuchten. Das Anhängen des Fernhörers bewirkt dagegen das Aufleuchten der Schlußzeichenlampe. Der Anruf des verlangten Teilnehmers erfolgt vom Amte aus, und hierzu dienen die soeben erwähnten Rufstrommaschinen. Bei den Sprechstellenapparaten ist also auch der Kurbelinduktor für den Rufstrom in Wegfall gekommen; sie bestehen jetzt im wesentlichen nur noch aus Mikrophon, Fernhörer, Blitzschutz und Starkstromschutz und Weckerklingel.

Der Betrieb bei einem Vermittlungsamte mit Glühlampensignalisierung — auch Vermittlungsamt mit Zentralbatteriebetrieb genannt — wickelt sich in den denkbar einfachsten Formen ab. Sobald ein Teilnehmer eine Verbindung wünscht und zu diesem Zwecke seinen Fernhörer vom Haken nimmt, wird der Stromkreis der Anruflampe seiner Leitung durch ein in diese eingeschaltetes Relais geschlossen. Sie leuchtet auf. Das Anrufrelais ist ein äußerst emp-

findlicher Elektromagnet mit zwei entgegengesetzten Wicklungen und einem Kippanker. Beim Anruf überwiegt der Strom in der einen Wicklung und legt den Kipphebel nach vorn, wodurch die Anruflampe und gleichzeitig noch eine besondere Lampe am Arbeitsplatz der Telephonistin aufleuchtet. Die Beamtin schaltet sich hierauf mit ihrer Abfragegarnitur in die Abfrageklinke der betreffenden Leitung ein und fragt nach der gewünschten Teilnehmernummer. Durch diese Einschaltung erhält die andre Wicklung des Anrufrelais einen Stromüberschuß, so daß sie jetzt in ihrer Wirkung auf den Relaisanker überwiegt und diesen in die Ruhelage umlegt. Die Lampen erlöschen infolgedessen wieder. Hat die Beamtin geprüft, daß die gewünschte Leitung frei ist, so antwortet sie dem Teilnehmer: „Ich werde rufen," setzt den zum Abfragestöpsel gehörigen Verbindungsstöpsel in die Verbindungsklinke dieser Leitung ein und legt den Umschalter für ihre Abfragegarnitur in die Rufstellung. Hierdurch wird die Rufstrommaschine an die betreffende Leitung gelegt und sendet einen kräftigen Weckstrom hinein, der den Wecker in der verlangten Sprechstelle laut ertönen läßt. Der zweite Teilnehmer meldet sich hierauf und tritt mit dem ersten Teilnehmer in Sprechverkehr. Während der Verbindung sind auf dem Amte in jede Leitung zwei Schlußzeichenrelais eingeschaltet, von denen das eine Relais eine gelb leuchtende, das andre eine rot leuchtende Schlußzeichenglühlampe betätigt. Hängen beide Teilnehmer nach Vorschrift sofort nach der Beendigung des Gesprächs ihren Fernhörer an den Haken, so leuchten beide Schlußlampen auf, und die Beamtin trennt die Verbindung durch Herausnahme der Stöpselschnüre aus den Klinken, ohne wie bisher oft genötigt zu sein, in die Leitung hinein zu fragen: „Sind Sie fertig?" Die Relais sind die empfindlichsten Teile des ganzen Systems; um sie vor Verstaubung zu schützen, sind sie in Blechbüchsen untergebracht und an besonderen Gestellen (vgl. die Abbildung) hinter den Umschaltern unwandelbar befestigt. Bei den ganz großen Vermittlungsanstalten sind die Relaisgestelle nicht mit im Apparatsaale, sondern in besonderen Räumen untergebracht. Jeder Vielfachumschalter für den Ortsverkehr erhält drei Arbeitsplätze (vgl. die Abbildungen des Ortsamtes Erfurt und der Zentrale Leipzig), und auf jedem Arbeitsplatz sind 120 Anschlüsse für Pauschgebühr oder 300 Anschlüsse für Einzelgebühr, das heißt für sogenannte Fünfpfenniggespräche geschaltet.

Zur Abwicklung der Ferngespräche dienen besondere Umschaltetafeln, die ebenfalls mit Glühlampen für den Anruf und das Schlußzeichen ausgerüstet sind. Jeder dieser Umschalter (vgl. die Abbildung des Fernamtes Erfurt) ist mit zwei Arbeitsplätzen versehen, von denen aus bis zu vier Fernleitungen bedient werden.

Ueber das Zentralbatteriesystem und die Glühlampensignalisierung ist in den letzten Monaten von den Berliner Zeitungen recht abfällig geurteilt worden. In Berlin sind nämlich einige Vermittlungsämter mit diesem System neu eingerichtet worden, und für die übrigen Berliner Aemter ist das System ebenfalls vorgesehen. Die Berliner Zeitungen nennen das System das „Berliner System", sie schreiben, daß es eine Telephonmisere sondergleichen hervorgerufen habe und warnen eindringlich vor einer weiteren Verbreitung. Sie haben durchaus unrecht. Von einer Bezeichnung als Berliner System kann keine Rede sein; denn diesmal hat die Reichshauptstadt nicht den Reigen eröffnet, vielmehr ist die Glühlampensignalisierung und der Zentralbatteriebetrieb bereits in Bremen, Stettin, Braunschweig, Krefeld, Mannheim, Breslau, Plauen im Vogtland, Erfurt, Wiesbaden und Leipzig durchgeführt. Der Betrieb wickelt sich jetzt bei diesen Aemtern glatt und zur vollständigen Zufriedenheit des Publikums ab. Allseitig wird anerkannt, daß jetzt die Anrufe seitens des Amtes schneller beantwortet werden und daß die Schlußzeichen vollkommen sicher wirken, so daß das früher so oft beklagte Bestehenbleiben der Verbindung nach Schluß des Gespräches jetzt zu den Seltenheiten gehört. Tritt einmal der Fall ein, daß ein Anruf nicht gleich beantwortet oder eine Verbindung nicht getrennt wird, so ist das ein sicheres Zeichen, daß ein Fehler vorliegt. Dann ist es am ratsamsten, zum Nachbar zu gehen und durch dessen Telephon dem Amte hiervon Mitteilung zu machen. Es wird dann gewiß schnellste Abhilfe erfolgen.



Relaisgestell des Fernsprechamts Erfurt



Tatsachen über die Rückseite des Mondes

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Nur ein einziger Weltkörper ist uns außer unsrer alten Mutter Erde noch zu wirklich genauer Betrachtung ausgeliefert: der Mond. Unser Mond ist ein entzückendes Objekt. Der Fachforschung gewährt er unerschöpflichen Stoff. Was aber wirklich wie eine Art himmlischer Perfidie wirkt, ist die Zutat, daß uns dieser so glücklich eingefangene Fremdling hartnäckig immer eine und dieselbe Seite zukehrt. Bekanntlich kommt es gerade dadurch zustande, daß er nicht etwa auf eigne Umdrehungen nach sonstigem Weltkörperbrauch verzichtet, sondern in einem Ritt um die Erde, wo wir Zuschauer sitzen, auch einmal den Kopf herumwirft, also uns keinen Moment aus den Augen läßt wie ein kluger Tierbändiger, der zu seiner Bestie stets Front hält, wo er auch stehe. Erfolg ist auf alle Fälle: wir haben noch nie hinter ihn geschaut. Was wir von Sonne, Mars, Jupiter wissen, wissen wir bei ihm nicht: wie er rückwärtig aussieht, bei ihm, der uns so unvergleichlich viel näher steht als die andern alle. Ich glaube, es gibt keinen Menschen, der nicht vor dem Mondfernrohr schon einmal spintisiert hat, ob sich denn gar kein Mittel Himmels und der Erden, kein technisches und kein phantastisches erfinnen lasse, um diese kleine Korrektur vorzunehmen: uns hier einmal um die Ecke sehen zu lassen.

An sich ist es ja gar nicht so schwer, wie der Laie wohl denkt: um die Ecke zu sehen. Zeiß liefert zu seinen Fernrohren einen kleinen Apparat, ein sogenanntes Zenitprisma, das es ermöglicht, innerhalb des langen Fernrohrs im vollen rechten Winkel „um die Ecke“ zu beobachten. Es hat das in diesem Falle den guten Zweck, daß man bei einem Objekt, das hoch am Himmel über einem steht, nicht mit ziemlicher Halsverrenkung das Auge senkrecht unter das Rohr zu bringen braucht, sondern ruhig seitwärts, ja wie in ein Mikroskop hinein abwärts beobachten kann, indem man das unterste Rohrstück einfach rechtwinklig abbiegt und doch dank dem Prisma das ganze Bild um die Ecke herum präsentiert bekommt, aus geknickten Lichtstrahlen neu zusammengesetzt. Aber um solchergestalt die Mondecke zu umsegeln, müßte man mit dem Prisma über den wirklichen Mondrand langen können, und wenn wir das könnten, brauchten wir überhaupt kein Prisma und kein Fernrohr mehr.

Es war noch in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, als der treffliche Gothaer Astronom Peter Andreas Hansen, ein Uhrmacher, der es bis zum Meister wissenschaftlicher Rechnung gebracht, der Welt verkündete, er habe wenigstens mit dem Apparat des Mathematikers theoretisch um die Ecke des Mondes gesehen, und im Zauberspiegel dieser Rechnung habe er das wunderbarste Bild geschaut. Der Schwerpunkt des Mondes, so wollte er errechnet haben, falle so wenig mit seinem Mittelpunkt zusammen, daß die ganze uns zugekehrte Seite bloß als eine Art vorgeschwollener, blasenähnlicher Hochebene aufzufassen sei, während die geheimnisvolle Rückseite den Schwerpunkt unvergleichlich viel näher unter den Füßen liegen habe. Nichts stehe bei solcher Sachlage im Wege, sich zu denken, daß Wasser und Luft sich einseitig bloß über jenem dem Anziehungszentrum so viel näheren Tiefland angesammelt hätten, also auf der abgekehrten Seite. Wo aber Luft und Wasser: warum nicht Leben? Jenseits der Ecke grünten die Mondwälder, lebten die Mondmenschen... Die Tücke des Geschicks schien ihren höchsten Trumpf auszuspielen: gerade dort, wo wir nichts sehen konnten, sollte sich das in jeder Hinsicht Sehenswerteste angesiedelt haben. Indessen, ein so vorzüglicher Rechner Meister Hansen auch war: in diesem Falle scheint er doch unrecht gehabt zu haben. Die neuere Astronomie hat die kolossale Schwerpunktverschiebung nicht bestätigt. Es gibt eben bei so diffizilen Dingen auch für den Besten leicht irgendein winzigstes Zifferchen, das, als Fehlerquelle summiert, zuletzt die ganze Rechnung umwirft. Wenn es auf unsrer Seite keine Mondbewohner gibt, die Wasser und Luft nach irdischen Maßen zur Verfügung haben, so besteht auch kein

Anhaltspunkt für die Geheimseite — ein Satz, den man je nach subjektivem Befinden jetzt auch umdrehen kann. Wenn es nämlich Lebewesen auf dem Monde geben sollte, die das Anpassungskunststück fertiggebracht haben, mit so wenig Luft auszukommen, wie sie dort im Höchstmaße nur zur Verfügung sein kann, so steht nichts im Wege, sie auf beiden Seiten zu denken.

Aus der ganzen Geschichte läßt sich aber, auch wenn sie nicht stimmt, doch ein Schluß ziehen, und jetzt umgekehrt ein für uns günstiger. Sie zeigt uns, wieviel in solchem Himmelsuhrwerk, das ein solcher freischwebend bewegter schwerer Körper von Mondgröße darstellt, doch im einzelnen von der strengen mathematischen Vollkommenheit abweichen kann, ohne daß die Uhrfeder deswegen zu platzen braucht. Der Mond ist in seinem Uhrwerk, das im ganzen uns so hartnäckig immer nur mit dem halben Zifferblatt narrt, auch in Wirklichkeit voll von kleinen Absonderlichkeiten, kleinen Fehlern, wenn man so will, die nicht in unsrer mangelhaften Rechnung stecken, sondern tatsächlich in ihm selbst. Er läuft um die Erde nicht im reinen Kreis, er steht nicht absolut senkrecht auf dieser seiner engeren Bahn, diese Bahn fällt nicht genau zusammen mit der Ebene der Erdbahn, auf der er doch im ganzen von der Erde auch mitgewirbelt wird, er hat keine absolut reine Kugelform — kurz, eine kleine Paradoxie neben der andern. Eben das aber muß für unsre Frage nun gerade in gutem Sinne wirksam werden. Denn was uns ärgert, ist ja eben die strenge Regelmäßigkeit, mit der seine Uhr uns immer das halbe Zifferblatt entziehen soll. Jedes kleine bißchen Nach- oder Vorgehen der Uhr auf Grund jener kleinen Extravaganzen könnte uns von diesem zu präzisen Regelverlauf in etwa entlasten. Und eine notwendige Folge aller jener genannten Unregelmäßigkeiten und noch einiger mehr muß nun wirklich sein, daß der Mond etwas hin und her schaukelt bei seinen Umläufen. Nur wer mathematisch absolut straff stände, bei dem wäre vorn immer vorn, hinten immer hinten, und wenn er uns stets nur Front zeigen wollte, so erhielten wir eben nie etwas mehr. Wer bei solchem Bestreben aber auch nur in etwa schwankt, in etwa einmal lässig ist, der muß etwas zugeben, und das ist bei dem Monde nun gerade, was wir wünschen. Infolge seines leichten Torkelns, leichten Schwankens im Einhalten der genauen Termine muß es geschehen, daß ab und zu immer einmal wieder unser Späherblick, der mit wahrem Heißhunger auf jedes Zipfelchen „jenseits" lauert, ein solches Zipfelchen, das die Torkelei zu weit bog, wirklich erhascht. In solchem glücklichen Moment sieht man dann plötzlich ein Streifchen Mond zuviel, ein Randstreifchen von drüben, das einen Moment ganz ruhig mit zu uns herüberschaut, als gehöre es zu der richtigen Front. Die Astronomen haben sich aber die Augenblicke genau gemerkt, wo solche Lässigkeit des großen Uhrwerks da oben selber etwas an der Ecke herumschiebt, und es ist durch sorgsames Ausnutzen und Summieren einer längeren Reihe solcher Eckenschwankungen schließlich gelungen, unsre Mondkarte noch ein ganzes Stück über die eigentlich verbotene Kante hinauszutreiben, um so viel zuletzt, daß wir, die ganze Mondoberfläche hinten wie vorn zusammen einmal auf Siebtel gerechnet, faktisch vier Siebtel jetzt kennen und nur drei Siebtel noch im Unbekannten bleiben. Dabei ist aber wohlverstanden das überzählige halbe Siebtel wirklich schon ein Stück von drüben, ein Pionierstück ins weiße Feld hinein, mit dem wir bereits „auf der Rückseite" sind. Was auf diesem glücklich erstrittenen Bruchteil mehr von uns gesehen wird, das gibt, eben weil es schon zum Mondjenseits gehört, zum erstenmal das Recht zu echten Wahrscheinlichkeitsschlüssen vor dieser Rückseite selbst. Wenn zum Beispiel auf diesem Siebtel etwas anfängt, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß es drüben im Unsichtbaren weitergehe; und wenn ebenso etwas hier endigt, so muß es wohl jenseits seinen Anfang haben. Am interessantesten würde naturgemäß der letztere Fall sein. Gerade zu ihm ist nun in neuerer Zeit durch den Direktor der Breslauer Universitätssternwarte, Julius Franz, ein höchst bedeutsames Beispiel wirklich erbracht worden.

Es gibt auf der uns bekannten vorderen Mondfläche eine höchst seltsame Reihe von Gebilden, die man als „helle Strahlensysteme" bezeichnet. Bekanntlich zeigt die Mondkarte eine ungeheure Menge tiefer Höhlungen, die man Krater zu nennen pflegt und die (obwohl im einzelnen lange nicht alles stimmen will) immerhin eine gewisse Aehnlichkeit mit ungeheuern Vulkankratern zeigen. Wenn das Sonnenlicht diese Krater bei Vollmond am leuchtendsten umstrahlt, merkt man aber, daß bei einer ganzen Anzahl, mindestens hundert, helle Streifen meist sternartig nach den verschiedensten Richtungen auslaufen, Streifen, auf denen das Licht stärker reflektiert wird als sonst ringsum, so daß ein Geleuchte entsteht, das sich noch einmal besonders aus der doch schon im ganzen so hellen Vollmondfläche hervorhebt. Besonders von dem großen Krater Tycho auf der Südhälfte des Mondes geht ein solches Strahlensystem aus, das man schon mit einem gewöhnlichen Operngucker erkennen kann. In diesem Falle laufen einzelne der Strahlenarme fast über die ganze Vorderseite des Mondes hinweg wie vom Pol, dem der Tycho ja nahe ist, ausstrahlende Längengrade. Es spricht für die Fremdartigkeit unsers Begleiters, daß bisher kein Mensch eine klare Ahnung hat, was diese Lichtstreifen eigentlich sein könnten. Der Krater, meint man, habe etwas ausgeworfen, das strichweise liegen geblieben sei. Echte Lava kann es aber nicht sein. Die Strahlen gehen unbekümmert über hohe Berge weg, und wenn die Sonne schräg steht, so daß jede Lavaauflage seitlich einen Schatten werfen müßte, ist keinerlei Schatten da, ja der Streif selbst reflektiert nicht, glänzt nicht mehr. Nur von der scheitelrechten Sonne hebt er an zu flimmern, wie eine hellbestrahlte Fensterscheibe im übrigens schon sonnenhellen Landschaftsbilde noch einmal als Lichtfleck herausgleißt. Eher möchte man meinen, eine gelegentliche Explosion in dem Krater habe einen Stoff bloß ganz oberflächlich und fein in bestimmten Richtungen herumgepulvert, daß er an Berg und Tal viele Meilen weit jetzt haftet wie ein glitzernder Reif. Freilich ein Reif — gerade zu der Zeit, da die ungehemmt aufprallende Sonne die Aequatorgegenden dieser Mondfläche bis auf hundert und mehr Grad erhitzen muß? Die Streifen sehen tat-



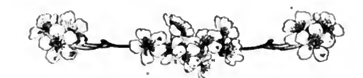
Der Blumen Rache

Nach einem Gemälde von Hans Koberstein



sächlich doch viel mehr aus wie ein allerdings ganz, ganz dünner Glasfluß. Man hat daran gedacht, es seien vom Krater kristallisierbare Flüssigkeiten weithin verspritzt worden, die als weißblinkende Kristallblüte (etwa wie Salzblüte) in der Richtung, wo der Regen niedergegangen, Berg und Ebene jetzt dauernd überzögen. In einer Welt mit so dünner Luft und schwacher Feuchtigkeit würde das bei uns vergänglichste Salzkristall ja eine wahre Unsterblichkeit besitzen. Aber auch das ist nur lose Vermutung, die im Grunde ein Bild heraufbeschwört, für das wir von der Erde aus eben keinerlei Vergleichungspunkt haben. Eine Welt mit Salzvulkanen von solcher Wucht des Schleuderns könnte auch noch Gott weiß was für andre Wunder bieten, die aus allem Irdischen herausfallen. Wir müssen uns bescheiden, falls es nicht noch einmal der Physik gelingen sollte, auch aus reflektiertem Licht ganz neue Schlüsse über die Natur seines Zeugers und Zurückwerfers zu ziehen, wie es ihr einst mit der Spektralanalyse so ewig denkwürdig für das unmittelbar ausstrahlende Licht und seine Quelle geglückt ist.

Nun ist es aber schon früher Beobachtern aufgefallen, daß zum Beispiel jener Krater Tycho als Strahlenzentrum auf alle Fälle so nahe dem Südpol des Mondes liegt, daß bei ungefähr gleichmäßigem Strahlenverlauf nach allen Seiten der eine Teil seiner Strahlen notwendig über die Ecke fort auf die Terra incognita der Kehrseite übergreifen muß. Gehen seine sichtbaren Strahlen vorn fast bis zum Nordpol herauf über die eine ganze Halbkugel, so muß er die andern Streifen entsprechend über den Südpol hinaus drüben über mindestens einen großen Teil der unbekannten Fläche werfen. Und so erschlösse sich uns einfach als Folgerung ein Stück Karte von drüben. Franz aber gibt uns jetzt noch weit mehr. Nahe dem Nordostrande des Mondes auf der sichtbaren Seite liegt eine der an sich schon merkwürdigsten Gegenden der ganzen Mondoberfläche. Weithin dehnt sich dort die größte jener ebenenartigen Flächen, die man bisweilen für die hohlen Bodenbecken ehemaliger Meere gehalten hat. Sicher ist, daß sie das Sonnenlicht trüber, meist mehr grau reflektieren als die Berge, was auf einen andersartigen Stoff auf ihrer Oberfläche deutet. Man hat provisorisch den Namen „Nigrit" (Schwärzling) für das Mineral, das sie etwa überzieht, vorgeschlagen. Oft macht es durchaus den Eindruck, als handle es sich um eine zäh plastische Masse wie geronnenes Fett, die sich in manche Krater einschmiegend und ausfüllend ergossen zu haben scheint. Die betreffende Nordostfläche heißt der Ozean der Stürme (Oceanus Procellarum), natürlich ein altes Wort ohne modernen Sinn, das sich ursprünglich sogar auf Mondwirkungen bei uns hier unten (der Mond sollte auf unsre Stürme Einfluß haben) bezog. Nach der kritischen Randecke ragt in diesem grauen Ozean ohne Wasser der Kraterberg Aristarch, der hellste Fleck des ganzen Mondes, so grell weiß, als sei er aus Porzellan aufgebaut. Dicht wieder bei ihm reißt in die graue Grundfläche das wildeste, zackigste aller Mondtäler ein, der ungeheure Cañon der sogenannten Herodotrille, die ausschaut, als sei der Mondboden hier bis in schauerliche Tiefen hinein durch irgendeinen Gewaltakt zerspalten. Noch ein Stück östlich und schon an der Schaukelgrenze der Kehrseite dann liegt die umwallte riesige Sonderebene „Otto Struve". In dieser Gegend nun greifen um die Mondwölbung herum in den Ozean hinein unverkennbare Strahlen jener gekennzeichneten Art, und zwar kommen sie nach Franz' genauen Messungen wirklich von der Terra incognita der andern Seite als ihrem gemeinschaftlichen Ausgangspunkt, dem Stern ihrer Strahlenrichtung, her. Um Tycho oder einen andern Strahlenwerfer unsrer Seite kann es sich nicht dabei handeln. Vielmehr konnte Franz genau herausrechnen, daß und ungefähr wo es sich hier um einen bisher unbekannten und unbenannten Krater in dem noch nie gesehenen Teil der Rückseite handeln müsse, bei dem dieses Strahlenbündel sein Zentrum haben muß. Es gehen also nicht nur unsre sichtbaren Streifensysteme nach drüben weiter, sondern es bestehen auch neue, besondere Strahlpunkte solcher Systeme, also jedenfalls strahlenwerfende Krater nach Art unsers Tycho innerhalb der Rückseite. Und von einem ersten dieser Krater kennen wir so jetzt ziemlich sicher sogar seinen geographischen Ort auf der Karte der Mondkehrseite. Franz hat zugleich darauf hingewiesen, daß an dem schaukelnden Westrande des Mondes das Auftauchen zahlreicher Meeresränder, die wie Buchten einer einzigen großen jener grauen „Meerflächen" aussehen, fast gewiß macht, daß von dort aus in die Unbekanntseite drüben sich die deutliche, bei uns ringartig den Mond mitten umgreifende Zone der grauen Flächen fortsetzt und auch dort sogleich ein sehr weites „Meer" bildet, das wir zwar auch als solches noch nie gesehen haben, gleichwohl aber als „Fortsetzung folgt" erschließen. Umgekehrt scheint jener „Ozean der Stürme" in der nordöstlichen Gegend, wo jene geheimnisvollen Strahlen von drüben herübergreifen, aufzuhören; die Form der grauen Ebene setzt hier offenbar überhaupt aus und es beginnt die eines hellen, kraterreichen Hochlandes, das dann auch in die andre Seite hineingehen und dort auch jenen strahlenwerfenden Krater des Jenseits tragen muß. Man sieht: die Karte der Terra incognita hellt sich ganz langsam nun doch auf! Wie der Geolog ein fossiles Tier aus einem einzigen Knochen wieder aufzubauen sucht, wie der Mathematiker sein Dreieck schließt, wenn ihm nur die Basis und ihre Winkel gegeben sind, so löst die feinste astronomische Kunst endlich auch das höchste Mondproblem: um die Ecke zu schauen. Wenn wir die Mondbewohner nicht finden: immer heller finden wir den stolzen Erdbewohner Menschengeist.



Prinz Emil von Schoenaich-Carolath †

Von

Karl Ernst Knodt

*Keine Liebe sättigt bis zum Grunde ein Herz,
das Gott mit ewiger Sehnsucht schlug.*

Eins der eigenartigsten, stillsten, aber stärksten Dichtertalente unsrer Zeit war das des Prinzen von Schoenaich-Carolath, das sich — gleich einem steigenden Stern — langsam, aber stetig Bahn gebrochen und nunmehr solches Verständnis erworben hat, daß kurz vor seinem Tode eine einheitliche Gesamtausgabe seiner Werke (und eine besondere Schulausgabe) erschienen ist von der glanzvollen Novelle „Die Tauwasser“ an bis zu seinem letzten Liederbuche, das so ganz das letzte Stadium dieses für immer verstummten Poeten spiegelt. Es war ihm noch vergönnt, aus aller Schönheitsseligkeit und Farbentrunkenheit sich zu der einfachen Klarheit und klaren Einfachheit zu erheben, die allzeit die Höhe einer vollen Mannes- und Künstlerpersönlichkeit markiert.

Als ein reichbeglücktes und reichgeschmücktes Leben ist das unsers Dichterprinzen zu verzeichnen — bei allem Seelenschmerz, der den ersten Dichter der „Sphinx“, und trotz allem körperlichen Leid, das jahrelang den edeln Mann beschattete.

Geboren ist unser Dichter am 8. April 1852 zu Breslau. Aber bald vertauschte er diese erste Kindheitsstätte mit dem südlichen Deutschland, indem er mit seinen Eltern nach Wiesbaden übersiedelte, um später, nach dem frühen Tode derselben, als Offizier im neugewonnenen Straßburg einige Jahre zu verleben und alsdann zu — wandern.

Ja! Gott hat ihm „rechte Gunst“ erwiesen und ihn in die weite Welt geschickt: durch Südeuropa und Afrika und wieder in die schönen Buchenwälder dänischer Edelsitze, bis er auf seinem stolzen Fideikommiß Haseldorf in Holstein aufässig wurde, wo er am 30. April dieses Jahres nach schwerem Leiden wie ein Held gestorben ist. Ob er aber damit zugleich die rechte seelische Bodenständigkeit gewonnen? Klingt doch aus allen Versen und Novellen eine stetige Sehnsucht aus der Enge seiner Umwelt heraus und hin nach einem unbestimmten Land der Fernen voll Sonne und Schönheit, bis er dann endlich (im letzten Liede seines letzten Liederbuches) sich zu dem Gelöbnis durchringt:

„Wir wollen vom Haupt uns streifen
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den großen Griechentraum.
Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn von Nazareth, — — —
Der aus dem brausenden Leben,
Drin unser Gut verscholl,
Versunkene Tempel heben
Und neu durchgöttern soll.“

In seiner „Selbstbeschreibung“ äußert sich unser Dichter also: „Dort oben in Haseldorf im Holsteinschen bin ich seßhaft geworden, ohne das Heimweh nach der Sonne verloren zu haben. In der Einsamkeit wächst die Liebe, erstarkt der Haß. Und es gibt leider vieles, das zu hassen ist, von der Vergewaltigung unsrer Sprache durch die neue sogenannte Rechtschreibung an bis zum brutalen Materialismus, in dem breite Schichten unsers Volkes dahinsumpfen; von der Ueberbürdung der Jugend mit unnützem Lehrstoff, von der entsetzlichen Gleichgültigkeit weitester Kreise so manchen brennenden Fragen der Nächstenliebe gegenüber — bis zu den finsteren, unsauberen Gewalten der Selbstsucht, der Gesinnungslosigkeit, des Kastengeistes, die im deutschen



Prinz Emil von Schoenaich-Carolath mit seiner Mutter



Prinz Emil von Schoenaich-Carolath als Dragoneroffizier in Kolmar (1873)

Soll ich unsern Sänger und seine sondere Liederseele überhaupt registrieren und definieren, so würde ich ihn den „Dichter der deutschen Sehnsucht" taufen, dessen tiefstes Sehnen nach einer Wiedergeburt seines deutschen Volkes und Vaterlandes sich dehnt. Empfindet er doch sich selber nicht nur als einen Poeten, sondern als „Propheten" — und zwar einer „andauernden Aufwärtsbewegung zu Gott" ... Daß wieder ein „Atemholen in Ewigkeitsluft" über und in die deutsche Volksseele kommen möge: das möchte er letztlich mit all seinem Singen. Wer seine Dichterpersönlichkeit nicht in diesem Sinne zu deuten vermag, der weiß ihn überhaupt nicht richtig zu werten.

Und an diesem Werturteil ändern auch seine ersten Dichtungen nichts. Denn wenn diese geradezu genialen Werke auch in trunkener Schönheitsfreude den Schimmer einer glühenden Seele versprühen, so ist die Glut, die sie also durchsprüht, doch heilig erhaben über all der Irrlichterei und erhitzten Horcherleidenschaft und dem unreinen Rauchfeuer unsrer modernen Erotiker. Ja seine (formell vollendetste) Schöpfung „Don Juans Tod" ist geradezu ein modernes Hohelied davon, wie das Ewigweibliche noch immer hinanzieht:

„Wen Liebesmacht in feurigem Gefährt
Auf Flammenspeichen rettet vom Gemeinen,
Dem werden Sonnen der Vergebung scheinen
Im Heimatland, des Frühling ewig währt."

Vaterlande offene Tafel halten. Es ist ein gutes, wenngleich nicht immer kluges Werk, alle zu hassen, die, eine Grusonsche Panzerplatte vor dem Herzen und den Mund voll Hurrapatriotismus, einem in den Weg treten. Es gibt einen Haß, der das Herz läutert und es zur Liebe tüchtig macht."

Dieses Selbstbekenntnis läßt uns in die innerste Seele des Poeten und „Propheten" an sein deutsches Volk einen tiefen Blick tun. Und auch künstlerisch löst er sich damit von all den „Richtungen", in die man ihn, den einzelnen, bislang festzulegen versucht hat. Ein namhafter Literarhistoriker (Carl Busse) hat ihn unter die „Neuromantiker" eingereiht, als deren Führer er auch mit Recht gelten dürfte; dagegen hat ihn Adolf Bartels gar zu den „Dekadenten" geworfen, die Seele selbst seiner ersten Gesänge (wie „Sphinx", „Angelina", „Don Juans Tod") ganz und gar verkennend. Trennt ihn doch von der „Dekadenz" eine ganze Welt und Weltanschauung, wie sie sich klar und wahr in der Novelle „Bürgerlicher Tod" sowie in der weiteren: „Lichtlein sind wir" und ganz und gar in dem letzten Liederbuch spiegelt, wodurch er sich bewußt von jeder modern-literarischen Richtung gelöst und als einen ganz Eignen legitimiert hat. Ja schon sein erster Liederband bettet sich in das Gelübde:

„Ich will den Kranz aus Lenzestagen
In letzten Liedern heimwärts tragen,
Zu Gott empor!"



Prinz Emil von Schoenaich-Carolath als Jäger

Wird es auch von einseitig-ästhetischem Standpunkt aus beklagt, daß der Dichter der „Sphinx“ und der „Tauwasser“ mit seiner schon mehrfach erwähnten Novelle „Bürgerlicher Tod“ aus all seinem Geistreichtum und der flammenden Sprache sozusagen zu den Armen im Geist mit einer neuen Predigt des alten einfachen Evangeliums herabgestiegen sei, so wollen wir, die wir nicht nur von einem künstlerischen, sondern auch von einem ethischen Gewissen etwas wissen, uns vielmehr dieses Poeten freuen, der zugleich ein Prophet an sein deutsches Volk damit geworden ist.

„Der Blitz, der irdisch Glück zerstört,
Schlägt auch zum Ritter und zum Mann,
Was der an Ew'gem hat, gehört
Der weiten Welt, der Menschheit an!“

Als ein durchaus deutscher und in seiner tiefsten Sehnsucht religiöser Dichter und somit als das direkte Gegenteil eines „Dekadenten“ (der doch eine internationale und interkonfessionelle Figur ist) gilt uns der Edelmann Schoenaich-Carolath, der wirklich ein Edelmann nicht nur von Geburt, sondern auch ein Adliger von Seele ist. Wer seine soziale Novelle „Bürgerlicher Tod“ gelesen hat, der muß es erlebt haben, ein wie eigenartiger Prediger innerlichsten Deutschtums dieser Dichter an unser gegenwärtiges Geschlecht ist, wie er mit den reichsten und reinsten Lauten die vielfach gefangene Volksseele zu lösen sich bemüht aus den Umgarnungen falschen und fremden Geistes. Zum Erweis nur die eine Stelle:

„O mein deutsches Volk! Du Volk der Denker und Träumer! Erwache du zu allererst! Tue du als erstes unter allen Völkern einen gewaltigen Schritt aufwärts — zu Gott zurück, den gewaltigen Schritt, der aus dem Moder herausführt! Werde du unter allen Völkern ein führendes Volk, das auf den Weg des Friedens weise! Kehre ohne Blutströme, ohne Umsturzgreuel auf den Boden des reinen Evangeliums zurück! Gib Gott die Ehre, baue ihm in jeder Familie, in jedem Herzen einen neuen Altar! Wage eine große sittliche Anstrengung! Brich mit der übertriebenen Genußsucht! Kehre zurück zu einfacherem Leben, zu maßvollerem Gelderwerb, zu gesünderer Tätigkeit! Rüste dich zu einem tiefen Atemholen in der Luft der Nächstenliebe, damit in allen und jeden Verkehr mehr Herzlichkeit, mehr gegenseitiges Wohlwollen komme! Zweifle und zage nicht! Kein Aufschwung wird umsonst getan, keine Kraftäußerung der Menschheit, die sich nach oben richtet, ist vergeudet. Sei du der Träger des riesengroßen Gottesgedankens, der da lautet: ‚Aus einem Blute — in einem Elend — von einer Liebe getragen — zu einem Ziele!‘“, und so weiter.

Und also ist die ganze Sangesseele unsers Dichters urdeutsch, so daß von ihr sonders gilt, was



Auf der Terrasse des Schlosses Haseldorf

der Sänger von der deutschen Volksseele überhaupt singt:

„O Deutschland! Du bist groß und stark!
Und doch ist eigen deinen Söhnen
Ein weicher Kern, ein Sehnsuchtslos
Nach allem Fernen, allem Schönen ...“

Der Deutsche ist ein Sohn des Faust, sagt er, und als solcher lebt er über seinen Erdenwerken. Er sagt uns weiter, was Deutschland groß schuf und herrlich erhalten wird:

„O Deutschland, was dich herrlich macht,
Sind deines Herzens starke Triebe
In Dichtung, Frauen, Liederpracht.
Dein bestes Teil ist deine Liebe.
Und wie um trotziger Eichen Schaft
Sich wilde Rosen blühend ranken,
So schlägt um deutsche Reckenkraft
Die Schönheit ihre Lenzgedanken.“

Und wie ein Vermächtnis klingt in dem Gedicht

„Mondschein und Giebeldächer in einer deutschen Stadt —
Ich weiß nicht, wie der Anblick mich stets ergriffen hat“

der Schluß:

„Laß dir nur niemals rauben
Die alte Schwärmerei
Für Frauen, Freiheit, Glauben!
Bleib unentwegt dabei:
Daß du vom Born der Sage
Mögst schöpfen Frömmigkeit
Und Kraft zu wuchtigem Schlage,
Nun und in Ewigkeit!“

Und von der Tiefe seiner religiösen Sehnsucht singt uns in herzbewegender Weise seine allerletzte Novelle: „Lichtlein sind wir“, ein Hohelied der Sternensehnsucht in Prosa.

„Lichtlein sind wir, von Gott kommend, zu Gott gehend, und Ruhe findend in ihm allein ...

„Was die Sterne lenkt, was den Weltraum durchbraust, sind Kräfte des Lebens, Stimmen der Erbarmung, Offenbarungen ewiger Liebesziele ...

„Daß Wissenschaft und Glaube unversöhnlich sind, ist ein tödlicher Irrtum ... Wenn mich kein Glaube aufrechthielte, wie könnte ich dann hoffen und arbeiten? ... Wo Glaube fehlt, fehlt auch die Kraft ... Wahre Gelehrte, die keinen ‚Glauben‘ hatten, gibt es nicht ...

„Philosophie füllte noch niemals ein hungerndes Herz mit Gütern ... Wir sind Verbannte, müssen durch viel Schmerz uns nach Hause finden ...

„Und der Sünden Sold ist der Tod ... Doch schon im Tode liegt eine Tat, ein Geborenwerden ... Die Wissenschaft weiß, die Sterne verkünden, der heilige Geist ruft es im ärmsten Menschenherzen: Es gibt keinen ewigen Tod! ... Auch die Sterne sind kein wilder Urwald. Gott führt seine Kinder nicht in die Irre, sondern zur Heimat! ... Zwar wissen wir wenig von Gottes Allmachtsplänen. Aber das wissen wir, daß viele Wohnungen im Hause des Vaters sind ... Und ist das größte Wunder nicht dieses, daß ein vergängliches Menschenauge alle jene Welten umfassen, umschließen kann? Ein dunkles, brechendes Kinderauge soviel Heiligkeit? Solchen Glanz? ... Darin liegt Bürgschaft, Unterpfand! ... Nicht fürchten, nur glauben! Glaube ist Trost. Glaube spricht: Es gibt keine verlorene Liebe! Glaube spricht, daß Herzen, die einander geliebt, sich wiederfinden müssen, kraft ihrer Liebe, in Gottes Nähe ... Daß wir uns nach einer ewigen Heimat sehnen, ist Beweis ihres Daseins. Nur Heimat, die wahrhaftig besteht, kann Heimweh erwecken! ... Ich weiß ein Wort, das gewisser ist als Wissenschaft und zeitliches Leben: ‚Was gesät wird in Schwachheit und Schuld, wird auferstehn in Herrlichkeit!‘ ... Wem Gott ein Herrscherkleid geben will, den hüllt er hienieden in Sehnsucht und Hunger“ —: wahrlich, das sind lauter Lebensworte eines Poeten, der zugleich ein Prophet an sein Volk ist. Und mit dem versöhnten Akkord klingt die Novelle aus: „Den gelüstet es nicht, fröhlich noch sonderlich lange vom Lebensbrot zu essen, der sein Herz den Sternen vermählt hat, dem Zukunft und Heimat am Himmel flammen!“ Sapienti sat! Und damit wollen wir Abschied nehmen von dem Hügel, unter dem der Einsiedler von Haseldorf schläft.


Im Parke von Haseldorf (Holstein)


Prinz Emil von Schoenaich-Carolath (1906)



Waddah in Damaskus

Von

Karl Hans Strobl

Gegen Abend kam Waddah nach Damaskus.

Er hatte den halben Tag draußen in den Gärten verträumt und sich nicht entschließen können, die Stadt zu betreten, wo sein Schicksal sich entscheiden sollte. Er war über eine Gartenmauer geklettert und hatte einen schattigen Platz zu finden gewußt. Zwischen dichten Granatbüschen auf dem Rücken liegend, schaute er in die Kronen der Feigen- und Pfirsichbäume, die durch dicke Girlanden von Reben verbunden waren. Zu seinen Gedanken gab das leise rauschende Wasser, das vom Baradâ abgeleitet war, eine Begleitung, die wie helles Glas zu klingen schien. So lag er und versuchte seine Ruhe zu finden, denn es war ihm, als dürfte er nicht unstet und unbesonnen in diese Stadt eindringen. Er mußte den Dingen hier klar und im Besitz seiner Kräfte entgegentreten. Endlich, als es gegen Abend ging, als die Minaretts wie rosige Zuckerstangen in den Himmel ragten und der Dschebel Kasjûn wie ein rotglühendes Erz hinter der Stadt lag, raffte er sich auf und kam gerade noch zurecht, um zu sehen, wie die Torwache die schweren eichenen, außen mit Koransprüchen aus Eisen und Kupfer geschmückten Flügel schließen wollte.

Schnell schob er seinen Wanderstab in den schmalen Spalt und rief die Wache an, indem er sie im Namen Allahs bat, ihn noch in die Stadt einzulassen. Der Soldat steckte den Kopf heraus, sah den Fremden an, fand nichts Schlimmes an ihm und erweiterte den Spalt dadurch, daß er dem knarrenden Flügel ein paar kräftige Tritte versetzte.

„Zieh ein, mein Sohn," sagte er mit Gönnermiene, „und Allah gebe es, daß du die Stadt so glücklich wieder verläßt, wie du sie heute betrittst."

Waddah sah ihn mit dunkeln Augen an: „Und woher weißt du, Vater der nächtlichen Verschlossenheit, daß mein Herz vor Glück erstrahlt? Wer sagt dir, daß mir nicht vor Kummer die Blase der Galle birst, obzwar ich nichts von dem zeige, was mich verzehrt, wie der Knabe, der den Fuchs an der Brust trug und sich lieber die Leber abfressen ließ, als zu schreien."

„So bist du ein Eseltreiber des Glückes, du läufst ihm nach, und es haut mit den Hufen nach dir und rennt dir von der Straße in die Felder, wo es andre fangen ... Ich kann vor Verlangen nach deiner Geschichte nicht schlafen. Komm und erzähle mir ..." Und der Soldat packte Waddah am Aermel und wollte ihn in die Baracke ziehen, durch deren offene Tür man die andern Wächter um ein Herdfeuer kauern und ihre Pfeifen rauchen sah.

Aber Waddah machte sich von ihm los, dankte ihm für seine Freundlichkeit und verließ ihn raschen Schrittes, indem er vorgab, noch vor der Nacht bei Bekannten, die ihn erwarteten, eintreffen zu müssen. Als er aber um die nächste Straßenecke gekommen war, wurden seine Schritte sogleich viel langsamer, denn in Wahrheit erwartete ihn niemand, kannte er keinen Menschen in Damaskus und wußte er nicht, wo er sich heute zur Ruhe legen sollte. Als er so in der Dunkelheit der engen Straßen hinschritt, fühlte er plötzlich einen heftigen Stoß, wurde an die Wand gedrückt und spürte gleich darauf einen Schlag auf den Fuß. „Paß auf," rief jemand, „es wird dir auf den Fuß fallen." Und Waddah, der seine Aufmerksamkeit erst jetzt auf die Dinge der Straße vor sich lenkte, sah einen Esel mit einer großen Ladung von Brennholz auf dem Rücken, aus der ihm ein Scheit auf den Fuß gefallen war. Der Herr des Esels rief ihm die verspätete Warnung mit so wichtiger und ernster Miene zu, daß Waddah lachen mußte.

Da wandte sich der Mann um, sah das Scheit vor den Füßen des Fremden und verwunderte sich darüber, daß der Gestoßene, anstatt unwillig und zornig zu sein, so herzlich lachte: „Wahrhaftig," sagte er, indem er auf ihn zutrat, „ich sehe, es gibt noch Philosophen. Du bist gewiß einer von ihnen. Du bist ein Weiser, ein Gelehrter! Und welches ist deine besondere Wissenschaft? Ist es die Wissenschaft der Sprache, der Syntax, Grammatik und Lexikologie oder der Beredsamkeit, der Rhetorik und Logik? Betreibst du die Mathematik, Arithmetik oder Geometrie? Hast du die heilige Wissenschaft zu deinem Feld auserlesen, die Auslegung des Korans und die Traditionen des Propheten? Suchst du die Bahnen der Gestirne zu berechnen? Oder bist du" — der Mann senkte die Stimme — „einer von den Männern, die den Geheimnissen auf der Erde und im Himmel nachgehen, betreibst du die Astrologie, Alchimie, weiße Magie oder Astromantik?"

„Nichts davon," antwortete Waddah, den der eifrige Mann belustigte, „ich bin ein Dichter."

„Allah segne deinen Mund und mache deine Lieder süßer als Honig und berauschender als Scherbet. Und wie nennst du dich? Vielleicht ist eines deiner Lieder schon einmal die Freude meiner Nieren gewesen. Sag mir deinen Namen, damit ich dir danken kann."

„Ich heiße Waddah und bin aus Mekka."

Da pries der Mann den Tag und die Stunde, da ihn der Wille Allahs mit Waddah zusammengeführt hatte, denn er kannte den Namen des größten aller lebenden Dichter gar wohl, und er lud ihn ein, sein Gast zu sein und die Nacht in seinem Hause zu verbringen und so viel folgende Tage und Nächte, als es ihm gefallen würde. Er war ein Gemüsehändler, der auch Brennholz verkaufte, aber lieber noch, als er seinen Geschäften nachging, auf den Höfen der Moscheen nach gelehrten Männern oder bei den Bücherverkäufern nach den Werken der Dichter suchte. Denn das Beispiel des Hofes, aus dem der Kalif Welid einen Garten des Paradieses für Dichter und Männer der Wissenschaft gemacht hatte, verfehlte seine Wirkung auf das Volk nicht und ermunterte alle vorhandenen Neigungen, daß sie kräftig hervorbrachen und im kleinen das glanzvolle Vorbild nachzuahmen suchten.

Waddah konnte ganz wohl mit der gastlichen Aufnahme zufrieden sein, die er im Hause des Gemüsehändlers fand. Sein Wirt war kein reicher, aber ein recht wohlhabender Mann, und er brachte seine alte Haushälterin, die sich bei ihren Verrichtungen gern recht viel Zeit ließ, durch seine Ungeduld und Aufregung außer sich. Er trieb sie in der ganzen Nachbarschaft herum, und nach Verlauf einer Stunde vermochte er dem Gast ein überreichliches Mahl vorzusetzen. Ein Rebhuhn, das mit mariniertem Rogen garniert war, eine Omelette von Sandhühnern, Fische mit Teig und Backwerk, mit Ragout gefüllte gebackene Eier, Fleischpudding, junge Hühner mit einer Fülle von Zucker und Pistazienнüssen, mit Moschus und Rosenwasser angemacht, gepfefferten Reis, gebratene Kulkasawurzeln in Honig und zuletzt auf silbernen Schüsseln Dessert und eingemachte Früchte.

Nach der Mahlzeit ließ es sich der Gemüsehändler nicht nehmen, dem Dichter selbst das Becken zu halten, in dem er sich die Hände mit sieben Wassern wusch. Waddah aber, dem diese endlose Tafel fast eine Strafe war, brachte es nicht über sich, dem Mann, dem diese Bewirtung so viel Freude zu machen schien, sein Vergnügen zu schmälern. Er hielt also tapfer bis zu Ende aus, und als der Gemüsehändler bescheiden bat, ihn durch einige Verse*) zu erfreuen, weigerte er sich nicht lang, sondern sprach nach ein paar Augenblicken des Nachsinnens:

„Auf Sonn' und Mond wirf im Palast den Blick,
Genieß ihr Blütenantlitz, duftig licht:
Nie werden deine Augen schaun in Haar so schwarz,
Nie ein so ganz vollkommenes Gesicht:
Die rosige Wange ist voll Morgentau,
Ich weine, daß so schlank der Rumpf fast bricht:
Sie geht, ich lächle wieder ihrer schönen Hüften,
Doch wer sie ist? Ich weiß den Namen nicht."

Der Gemüsehändler wußte sich vor Entzücken nicht zu fassen, und als er seinen Gast in die Schlafkammer geleitete, dankte er ihm einmal über das andremal. „Du hast gewiß an deine Geliebte gedacht, o Erhabener," sagte er, „wie schön muß sie sein, die solche Verse verdient!" Waddah aber seufzte bloß und gab keine Antwort, so daß sein Wirt es aufgab, weiter in ihn zu dringen.

Der brave Mann war aber durch den Besuch so aufgeregt, daß er nicht schlafen konnte. Er mußte sich vorstellen, welchen Eindruck es morgen auf dem Basar machen würde, wenn er erzählen werde, daß er heute nacht den Dichter der schönsten Liebeslieder, Waddah aus Mekka, bei sich beherbergt habe. Und so erhob er sich und ging im Zimmer auf und ab und endlich auf den Hof hinaus, wo er von der frischen Nachtluft Beruhigung erhoffte. Der Mond schien in das große Wasserbecken gefallen zu sein, das in seiner Einfassung aus weißem und rotem Stein wie ein schwarzer Spiegel inmitten des Hofes lag. Während der Händler am Rand des Brunnens stand und seine Hand in das Wasser tauchte, um sich über die heiße Stirn zu fahren, war es ihm, als höre er ein Stöhnen aus der Kammer des Gastes. Er war sogleich an der Tür des Fremden, die durch einen schweren Teppich verschlossen war, und lauschte. Als er aber das Stöhnen wiederholt und zum drittenmal hörte, rief er den Namen des Gastfreundes mit immer ängstlicherem Ton. Es kam keine Antwort, und endlich hob der Gemüsehändler in seiner Besorgnis um das Befinden Waddahs den Teppich und trat ein.

Da saß Waddah auf der Erde, hielt den Kopf mit beiden Händen und stöhnte. „Herr," rief der Wirt, „was fehlt dir? Wie kann ich dir helfen? Bist du krank oder hat ein Schmerz deine Seele vergiftet? Sprich doch zu mir und sage mir, was mit dir ist, denn sieh, die Trauer um dich zerbricht meine Leber."

Und er hörte nicht auf, in den Dichter zu drängen, bis dieser den Kopf hob und ihn mit Tränen in den Augen ansah. „Es ist nichts," sagte er, „es kommt nachts nur manchmal über mich." Und er fügte hinzu, als ob er mit sich selber spräche:

„Ihr Lächeln entblößt zwei Reihen Perlen,
Kamillenknospen und reifigen Tau,
Ihr Haar hängt wie der Vorhang der Nacht,
Ihr Licht beschämt des Tages Blau."

„Ich merke," rief der Gemüsehändler, „es ist die Liebe, die dich klagen und seufzen macht. Wie weise ist, wer sich ihren Schmerzen entzieht. Aber diese Weisheit ist über die Kraft der Menschen. Wenn es dich befreit, o Waddah, Vater der geschliffenen Gedanken, so erzähle mir deine Geschichte."

„Komm hinaus," sagte Waddah, „wir wollen in den Hof gehen, und ich will dir meine Geschichte erzählen. Sie ist nicht sehr merkwürdig, aber ich will dir erzählen, damit die Nacht vergehe."

Und sie gingen in den Hof hinaus, in dem der Mond schon etwas gegen den Rand des dunkeln Spiegels geglitten war, setzten sich nebeneinander auf die aus roten und weißen Steinen gebildete

*) Die arabischen Verse sind — zum Teil stark verändert — der neuen zwölfbändigen Ausgabe der Märchen aus „Tausendundeine Nacht" des Insel-Verlags, Leipzig, entnommen.

Umfassung des Wasserbeckens, und Waddah begann zu erzählen, indem er unverwandt in den schwarzen Schatten starrte, der die eine Ecke des Hofes ausfüllte, als suche er durch diesen Schatten hindurch die Verbindung zwischen den Linien der Vergangenheit und denen der Zukunft.

„Ich weiß nicht mehr von ihr, als daß sie Dschemila heißt, gerade so wie die große Mekkaner Dichterin, und daß sie in Damaskus daheim ist. Sie hat leicht getrennte Zähne und zusammengewachsene Augenbrauen.

Vier Dinge sind ganz einzig bei ihr,
Mein Herzblut vergöss' ich für diese vier:
Glanz der Stirne und Locken glänzend schwarz,
Der Wangen Rot und ihrer Anmut Zier.

Ach, was sind alle Verse; ihre Schönheit macht die Zunge zum Bettler. Sie kam als Pilgerin nach Mekka und hörte mich auf dem Markte. Ich kam von meiner Geliebten und war voll von ihr, und da war mein Lied wohl heiß und glühend, so daß Dschemila mich unter den andern hörte und erwählte. Sie sandte mir ein altes Weib und ließ mich in das Haus holen, in dem sie Wohnung genommen hatte. Da es häufig geschah, daß wir Dichter in die Häuser der Vornehmen gerufen wurden, um sie durch unsre Lieder zu erfreuen, folgte ich ohne Ahnung, was mir Allah bestimmt hatte. Ich sah sie, und ihre Schönheit überfiel mich wie ein Feuer, das mich verzehrte. Ich vermochte kaum zu reden, stammelte, und die Stimme lag mir tot im Mund. Da sprach sie mir gütig zu, ermunterte mich und gab mir die Fassung wieder, so daß ich mit meinem Vortrag beginnen konnte. Als ich aber fertig war, fiel ich vor sie hin, küßte zwischen meinen Händen den Boden und bat sie, sie möchte mir ihren Namen nennen. Und als ich ihn erfahren hatte und die Stadt, aus der sie gekommen war, ging ich wie im Traume fort. Auf dem Kamelmarkt fühlte ich mich plötzlich am Mantel festgehalten und sah in die Augen einer Frau. ‚Was ist dir, o Vater der Verlorenheit?‘ flüsterte sie mir zu, ‚du gehst an mir vorüber und grüßt mich nicht?‘ Es war meine Geliebte, aber ich erkannte sie nicht, riß mich von ihr los und ging unwillig davon. Der Abend erschien, und ich war noch nicht zur Besinnung gekommen. Und als es dunkel wurde, fand ich mich vor dem Haus ein, in das man mich gestern geführt hatte, und ich stand in der Hoffnung, daß man mich wieder holen lassen könnte, hinter einem Pfeiler und wartete. Was soll ich dir von meiner Qual erzählen? Ich fand sie nicht mehr wieder, nicht an diesem und auch an keinem folgenden Tage, und als mir klar geworden war, daß sie Mekka verlassen haben müsse, machte ich mich auf den Weg nach Damaskus. Ich hatte den Schwur getan, daß ich zu Fuße pilgern werde wie der ärmste Hadschi, und ich habe meinen Schwur gehalten, indem ich mich den heimkehrenden Karawanen anschloß und mit ihnen zog. Sie erwiesen mir alle Ehren und boten mir das beste Kamel mit einem Sattel aus weichen Teppichen, aber ich weigerte mich zu reiten und ging zu Fuße weiter. Und nun bin ich in Damaskus. Aber wie soll ich in der ungeheuern Stadt die Frau finden, nach der ich ausgezogen bin? Wer wird mir den Weg zu ihr zeigen? Ich war voll Hoffnung, aber als ich den Umfang eurer Stadtmauern, die Zahl und Verworrenheit eurer Straßen sah, da entsank mir der Mut, und ich begann in der Stille der Nacht über mein Schicksal zu weinen.“

Der Gemüsehändler plätscherte mit der Hand in dem Wasserbecken, zog sie dann hervor, wischte sie an den Falten seines Nachtgewandes ab und legte sie Waddah auf die Schulter, indem er sagte: „Ich weiß nicht, was im Buche des Schicksals über dich und deine Liebe geschrieben steht, aber ich glaube, daß Allahs Barmherzigkeit so vielen Schmerzen und Qualen gnädig gesinnt sein muß.“ Und er hörte nicht auf, den Dichter zu trösten, bis der Morgen anbrach.

•

Der Kalif saß mit dem ersten seiner Baumeister an dem Marmortisch, über den die Baupläne der großen Moschee ausgebreitet waren, und besprach schon seit Stunden unermüdlich die Einzelheiten des ungeheuern Werkes. Der Baumeister und sein erster Gehilfe vermochten kaum die Augen offen zu halten, denn es war spät in der Nacht, und die Arbeit des Tages hatte sie erschöpft. Aber der Kalif dachte noch nicht daran, sie zu entlassen. Immer wieder wies er mit dem Finger bald auf diesen, bald auf jenen Punkt der großen Pergamentfläche, die auseinander gerollt und durch polierte Würfel aus Achat und Nephrit festgehalten war. Er wollte über alles unterrichtet sein und kein Stein sollte zum andern gefügt werden, ohne daß er davon wußte und seine Zustimmung gegeben hatte.

Die hohen erzenen Kandelaber, auf denen duftende Kerzen brannten, standen um den Tisch und erleuchteten diesen Teil des großen Saales hell genug, während die entfernteren Winkel in einer farbigen Dämmerung lagen, aus der nur hie und da ein heller Widerschein spiegelnder Marmorflächen hervorbrach.

Der Saal war siebeneckig und hatte sieben Türen, vor denen sieben Vorräume lagen, die in den sieben Farben des Regenbogens gehalten waren. Diesen Farben entsprachen die marmornen Türstöcke und die Vorhänge, die sie verschlossen.

Alle Arten von Marmor waren an den Wänden und dem Fußboden verwendet, und im Mittelpunkt des Saales stand eine Säule aus einem Stück, unter deren glasartiger Oberfläche der Namenszug des Kalifen Welid zu sehen war, ein Wunder, das von den Dichtern des Hofes als ein Zeichen Allahs ausgelegt wurde, daß der Kalif seine besondere Gunst und Gnade genoß. Die Decke war in Gold und Schmelzmosaik ausgeführt und rings um die Wände lief als Fries ein Streifen mit Koransprüchen, die in Lapislazuli und Elfenbein gearbeitet waren und deren kufische Buchstaben sich mannigfach verschlangen. In einem Bett aus Malachit lief ein kristallklarer Bach mitten durch den Saal, und wo er in den Raum trat und wo er ihn verließ, stand je ein Brunnen, dessen Speifiguren zwei Reiher bildeten. Sie standen in den Becken auf kleinen Felsen aus Smaragden, hielten die Köpfe zurückgelegt und die Schnäbel in die Höhe gestreckt und stießen Strahlen duftenden Wassers hervor, auf deren jedem eine nußgroße

Perle tanzte. Das funkelnde Gefieder der Vögel aber bestand aus Edelsteinen und unzähligen kleinen Perlen.

Als durch die offenen Gartenfenster schon der kühlere Hauch des Morgens kam, hob sich der Vorhang vor der siebten, der violetten Tür, und Mukbil trat an der zur Seite weichenden Wache vorbei herein, des Kalifen Kämmerer, der das Recht hatte, zu jeder Stunde unangemeldet vor seinem Herrn zu erscheinen. Er hatte dem Kalifen einmal das Leben gerettet, als ihn die Türken in einem Engpaß Afghanistans umzingelt hatten und die Säbel schon über seinem Turban kreisten. Damals hatte er sein Auge verloren, und man sagte im Volke, der Kalif könne dem Blick des übriggebliebenen Auges nicht widerstehen. Es war aber so viel gewiß, daß der Kalif keinem der Männer, die im grünen Palast aus und ein gingen, so großes Vertrauen schenkte wie Mukbil.

Mit auf der Brust gekreuzten Händen stand der Kämmerer da, vornübergeneigten Hauptes, und wartete, bis ihn sein Herr anreden werde. Der Kalif vollendete erst seine Angaben über die Art der Wandverkleidung in der Moschee und wandte sich dann dem Eingetretenen zu. „Was willst du?" fragte er, „warum störst du uns?"

„Herr, der Morgen ist da."

Da sah der Kalif um sich, bemerkte das Grau der Dämmerung und sagte lachend: „Wahrhaftig, der Morgen ist da, du hast recht, Mukbil. Wir haben wieder eine Nacht um das betrogen, was ihr gebührt. Und ihr habt den Schlaf in den Augen, ihr beiden! Geht und merkt euch, was ich euch gesagt habe."

Der Baumeister und sein Gehilfe verneigten sich tief und gingen, nachdem sie ihre Pläne sorgsam zusammengerollt hatten. Der Kalif stand noch eine Weile sinnend an dem Tisch, die Hand auf die Marmorplatte gestützt, und sah vor sich hin, als erstehe die große Moschee noch einmal vor seinem Auge, wie er sie heute im Fieber der Arbeit gesehen hatte. Dann trat er an die vergitterten Fenster und schaute auf die noch leblosen Gipfel der Bäume des Gartens hinaus. „Es wird Zeit," sagte er, indem er sich dem Kämmerer wieder zuwandte, „daß auch wir schlafen gehen."

„Verzeihe mir, o Herr," antwortete der Kämmerer, „es ist nicht Zeit zu schlafen, nicht für dich, wenn du nicht zum Gespött der Basare werden willst, und nicht für mich, wenn ich ein treuer Diener sein will, dem die Ehre seines Herrn mehr ist als seine eigne."

Da trat der Kalif dicht an seinen Diener heran und hob die beiden Fäuste in jähem Zorn gegen dessen Gesicht. Aber als er in das eine Auge Mukbils sah, da sanken ihm die Arme und er murmelte blaß und verstört: „Dein Kopf ist verloren, o Mukbil, ich habe es geschworen."

„Ich weiß es, Herr, und ich biete dir meinen Kopf an. Ich bin bereit, ihn unter das Beil zu legen, aber ich verlange, daß du vorher prüfest, ob ich nicht den Einsatz gewonnen habe."

Welid machte ein paar Schritte zu dem einen der beiden Springbrunnen hin, fing den plätschernden Regen auf und benetzte sich Stirn und Augen. „Höre," sagte er, „warum hassest du Waddah? Seit er an unserm Hofe ist, verfolgst du ihn; was hat er dir getan?"

„Er hat mir nichts getan, als was er dir getan hat."

„Ich bin glücklich darüber, ihn gefunden zu haben. Er ist die Zierde meines Hofes, unter den Sängern von Damaskus, was der Mond unter den Sternen ist. Als ich ihn sah und hörte und die Ergriffenheit der Menge, die um ihn gelagert war, erblickte, da wußte ich, er ist ein Gewaltiger und ein Fürst unter seinesgleichen. Und als er meiner Ladung folgte, da war ich froher wie über einen Sieg, wie über hundert Kamellasten voll Gold, und ich stand im vollen Schein des Glückes."

„Du hast dir den Feind und Verräter ins Haus gebracht, und Dschemila . . ."

„Schweig . . ."

„Ich werde schweigen, wenn diese Zunge tot im Munde liegt. Deine Gattin und der große Sänger . . ."

„Ich glaube nicht daran. Schweig."

„Schon oft habe ich dir angeboten, dich davon zu überzeugen, daß du betrogen wirst wie die kleinen Gewürzkrämer und Seidenhändler in ihren engen und schmutzigen Häusern. Du hast es mir bei Strafe meines Kopfes verboten, davon zu sprechen. Und ich wage es doch, davon zu sprechen, und habe meinen Kopf verloren, aber ich fordere bei deinem Leben, das ich durch die Gnade Allahs einmal gerettet habe, daß du dich vorher überzeugest. Seit dem Tage, da Waddah mit seinen süßen Liedern den ganzen Hof von Sinnen brachte, seit diesem Tage ist mir der Schlaf nicht mehr lieb gewesen und die Speise nicht mehr willkommen."

„Was verlangst du von mir?" sagte Welid und wich dem furchtbaren Blick des einen Auges aus.

„Daß du mir folgest. Ich will dich führen."

„Gut. Geh voran."

Der Kämmerer verneigte sich und schritt voran, und der Kalif folgte ihm. Leise klirrten die Edelsteine des Dolchgriffes gegen die Goldschuppen des Gürtels.

•

In dem kleinen Gartenpavillon, der in dem abgelegensten Teil des Parkes zwischen hohen Gebüschen liegt, gibt es ein ganz verschwiegenes Gemach, ein Nest aus rotem Samt und blaßblauer Seide, die durch Ornamente von goldenen Nägeln an der Wand gehalten werden. Das Stalaktitengewölbe tropft in langen, schmalen Zapfen aus Ebenholz und Elfenbein herab. Auf dem Lager aus Wacholderholz, das mit Gold und Silber eingelegt und mit Teppichen und Kissen überdeckt ist, ruht die Gattin des Kalifen. Ein Diadem aus Perlen und Juwelen hält ihr schwarzes Haar über der Stirn, ihr Antlitz ist mit künstlichen Malen aus Indigo getupft, die Augen von Kohlenstrichen eingerahmt.

Die Hand, die ebenso wie die nackten Füße von Henna rot überhaucht ist, liegt auf dem Kopf des Dichters, der, auf dem Boden sitzend und einen Arm um ihre Hüften geschlungen, vor sich hinsieht.

„Sind deine Gedanken wieder fort von mir," flüstert sie zärtlich, „welche der vielen Frauen besuchen sie, die du besessen hast? Welche ist schöner als ich?"

Aber Waddah schüttelt den Kopf. „Ich denke an keine andre Frau. Du hast alle Erinnerungen ausgelöscht. Aber ich weiß nicht, was es ist, daß ich in meiner Liebe nicht froh bin. Eine schwere Bangigkeit begleitet sie, wie der Schatten den Körpern folgt und sie nicht verläßt.“

Da drückt Dschemila den Kopf des Dichters in ihr Kleid: „Du bist schwermütig wie Leute, denen das Glück zu wohl will. Hänge nicht so trüben Gedanken nach, denk an andres, an den Tag, da du in Damaskus deine Dschemila fandest, da du erkanntest, daß du mich durch dein Lied errungen hast, denk an das Lied, das du damals sangst und von dem niemand als ich und du wußten, wie es gemeint war. Ich kenne es ... ich werde es dir singen.“

Und mit leiser, schwebender Stimme beginnt sie:

„Sie kommt einher wie der Vollmond in glücklicher Nacht —
Eine Kerze ihr Rumpf, die Gestalt von magischer Macht:
Ihre Hüften umhängt sie mit dem Dunkel des Haares —
Und vom Widerschein der Rubinen die Wange ihr lacht:
Ihre Flanken sind weich wie die Seide; doch was birgt sich dahinter?
Ein Herz so wild wie ein Roß in der Schlacht:
Von den Fransen der Augen entsendet sie Pfeile —
Sie treffen das Ziel trotz Abwehr und Wacht:
Ach, wie ihre Schönheit alles beschämt und ihre Gestalt
Den Zweig übertrifft, bewegen die Winde ihn sacht.“

Dschemila legt den Kopf zurück und lacht glückselig. Dann schlägt sie mit dem gebogenen Zeigefinger der Linken an ein erzenes Becken. Eine Negerin teilt den Vorhang, tritt ein und wirft auf einen Wink der Herrin in das Räuchergefäß in der Ecke auf die glimmenden Kohlen einige Körner des kostbaren Räucherwerkes, von dem sogleich eine weißliche, süß und stark duftende Wolke aufsteigt. Die Dienerin geht, und es ist wieder eine Weile ganz still im Zimmer. Waddah möchte gern den Kopf heben, aber er vermag es nicht. Das Räucherwerk macht ihn ganz schwach und kraftlos und regt ihn doch in allen Sinnen auf. Er weiß nur eins: daß er diesem Weibe mit seinem ganzen Wesen hingegeben ist, daß sie ihn aufgelöst hat, in Gluten und Feuer aufgelöst wie eine Säure ein edles Metall, das nun in der zerstörenden Flüssigkeit schwebend enthalten ist ... Es ist aber eine Angst ganz auf dem Grunde, eine Angst, die noch keinen Namen hat ... Und Waddah erhebt den Kopf, mit Anstrengung, als müsse er ihn unter einem Block hervorziehen, und sieht Dschemila an. Sie ist zart wie das Junge des Rehs, und ihre Augen haben die Kraft des Weines, sein Herz ist ihrer Lieblichkeit unterworfen und weiß nichts andres als sie. Und er lächelt, und seine Lippen teilen sich und er flüstert nahe an ihrem Ohr: „Höre, Geliebte, höre das Lied der Erfüllung ... So ist das Lied der Erfüllung:

Wie schön ist der Tag und wie glücklich sind wir,
Wenn der Neider schläft und die Bosheit schweigt:
Wenn der Liebe Entzückung den Kopf uns verwirrt,
Die Klugheit verstummt und der Wein sich als gütiger Spender zeigt:
Wenn der Morgen leuchtet aus wolkigem Schleier
Und der Zweig noch im Lichte des Mondes sich neigt:
Wenn die Liebe die sehnenden Augen öffnet
Und der Rose Rot in die Wangen dir steigt:
Wenn die Lust ihre lieblichen Lieder geigt,
Und die Freundschaft ihre Erfüllung zeigt.“

Dschemilas Mund liegt auf Waddahs Haar, und noch lauschen beide der zitternden letzten Zeile. „Wenn die Freundschaft ihre Erfüllung zeigt,“ flüstert Dschemila. Aber im gleichen Augenblick stößt sie Waddah von sich und fährt empor, die Schleier über der Brust zusammenraffend. Ein fremder Laut ist ganz nahe, ein Klirren eines Wehrgehenkes, und jetzt ein Schrei. Durch die Spalte des Vorhangs taumelt, von einem kräftigen Stoß geschleudert, die Negerin. Die Hände hat sie weit vorgestreckt ... die Augen sind im Uebermaß des Entsetzens aufgerissen, und die Lippen zittern, unfähig, noch einen zweiten Schrei zu formen. Und nun ächzt und kracht der Stoff des Vorhanges, die goldne Stange, auf der seine Ringe laufen, biegt sich unter einer wilden Kraft, und jetzt sinkt der Vorhang in Fetzen. Der Kalif steht im Licht der Ampel, die zwischen den Tropfsteingebilden der Decke hängt, er steht starr, in jeder der beiden Fäuste ein Stück des zerrissenen Stoffes. Dschemila ist bis an die Wand zurückgewichen und sieht ihn an. Aber Welid bemerkt sie nicht, sein Blick ist auf Waddah geheftet, klagend und traurig. Dann bewegt er sich, er ballt die Fetzen des Vorhangs zusammen und schleudert sie in einen Winkel.

Da stürzt Dschemila vor, schreiend, mit den Fäusten gegen die Stirn hämmernd, und wirft sich vor Welid zu Boden.

„Geh,“ sagt der Kalif, ohne sie anzusehen, denn sein Blick ist noch immer auf Waddah gerichtet, der ihm starr und aufrecht gegenübersteht. Und als das Weib seine Füße umklammern will, schüttelt er sie ab. „Geh,“ sagt er noch einmal. Und Mukbil, der hinter ihm steht, winkt den beiden Frauen, die sie mitgebracht haben. Sie umfassen die Weinende, Kraftlose und geleiten sie hinaus. Unter der Tür aber wendet sie sich um, und Waddah empfängt die Zärtlichkeit ihres letzten Blickes.

Mukbil öffnet den hölzernen Laden des Fensters, und der Morgen kommt fahl und grau dämmernd in das Gemach, daß sich das Licht der Ampel scheu verkriecht.

„Folge mir!“ sagt der Kalif zu Waddah und geht voran, und ohne zu zögern, gehorcht Waddah. Mißtrauisch lauernd geht Mukbil hinter ihm.

•

In dem schönsten Teil des Parkes, der zum grünen Palast gehört, bei einem kleinen Zedernwäldchen, in dem die Nachtigallen schlugen, waren seit zwei Tagen die Sklaven des Kalifen damit beschäftigt, den Grund zu einem Haus auszuwerfen. Es war schon ein breiter und tiefer Graben gezogen worden, denn da der Kalif die Arbeit zu beeilen befohlen hatte, rückte sie rasch vor.

Langsam und gesenkten Hauptes hatte der Kalif den Park durchschritten und näherte sich dieser Stelle. Als er am Rand des Grabens angekommen war, blieb er stehen und wartete, bis er Waddah neben sich fühlte. Die Morgensonne ging eben auf und warf beider Schatten über den Graben hinüber bis an den jenseitigen Rand. Ohne Waddah anzusehen, sagte der Kalif, indem er in die Tiefe deutete: „O Waddah, hier hätte ein Haus für dich gebaut werden sollen, wie es kein lieblicheres auf der Welt gegeben hätte. Und es hätte den Namen führen sollen: Haus der Freundschaft.“

Leise antwortete der Dichter: „Ich danke dir, o Herr, Allah erleuchte deine Pfade, gebe deinem

großen Werke Gelingen und nehme deinem Schwerte niemals die Schnelligkeit und Schärfe."

„Und ich danke dir, o Waddah, für alle Schönheit und allen Glanz, den deine Gegenwart über uns ergossen hat."

So standen sie nebeneinander und sprachen, ohne sich anzusehen, bis sie auf den Wegen des Parkes die Stimmen der Arbeiter hörten und das Klirren der Werkzeuge, die sie auf ihren Schultern trugen. Dann sprang Waddah von dem Wall der ausgeworfenen Erde in den Graben hinab, der für die Fundamente des Hauses der Freundschaft ausgehoben worden war.

Die Sklaven erschraken, als sie den Kalifen an der Stätte ihrer Arbeit erblickten, und sie glaubten, er wäre gekommen, um sie zu bestrafen oder wegen ihrer Saumseligkeit zu ermahnen. Ihr Anführer warf sich vor dem Herrn zu Boden und küßte die feuchte Erde zwischen seinen Händen. „Was befiehlst du, o Gebieter?" fragte er, „sollen wir beginnen?"

Welid nickte. „Ihr werdet beginnen, den Graben, den ihr gemacht habt, wieder zuzuwerfen."

„Du befiehlst, das Werk, das wir vor zwei Tagen erst . . ."

„Was fragst du? Habe ich nicht deutlich gesprochen? Der Graben ist wieder zuzuwerfen. Allah gebe dir Verstand, das zu begreifen."

Da gab der Aufseher seinen Leuten das Zeichen zum Beginn und trat an den Rand des Grabens. Als er aber hineingesehen hatte, wich er zurück. „Herr," rief er bestürzt, „es ist ein Mensch drinnen . . ."

Der Kalif hatte sich zur Seite gewandt und antwortete nicht.

„Ein Mensch," wiederholte der Anführer.

„Tu, was ich dir sagte," sprach Welid und schritt langsam hinweg.

Da ergriffen die Arbeiter die Schaufeln und Spaten und warfen die Erde in den Graben hinab. Sie arbeiteten mit rasender Eile, und dumpf hallte das Stürzen der Schollen aus der Grube. Der Kalif aber war nach einigen Schritten wieder stehengeblieben, denn ein Gesang kam aus der Grube, ein neues, ihm noch unbekanntes Lied Waddahs. Es begann:

„Wie schön ist der Tag, und wie glücklich sind wir,
Wenn der Neider schläft und die Bosheit schweigt . . ."

Und das Lied schwang sich aus der Grube, nur manchmal vom Lärm der stürzenden Erde erdrückt; der Kalif wartete, bis es zu Ende war, und schritt dann dem grünen Palast zu. Als er den großen Saal mit den sieben Türen betrat, meldete man ihm einen Boten seines Feldherrn Tarik aus Spanien.

Er übergab dem Kalifen ein versiegeltes Schreiben, und darin fand der Herrscher die Botschaft, daß Tarik in einer furchtbaren Schlacht von drei Tagen bei Xeres de la Frontera das westgotische Heer vernichtet hatte. Und er übergab ihm ein Schwert, dessen Griff in Kreuzform gestaltet war, mit Smaragden an der Querstange und einem Diamanten von der Größe eines Taubeneies anstatt des Knaufes. Die Klinge war mit trockenem Blut überdeckt. Es war das Schwert des toten Königs Roderich.

Der Kalif aber legte das Schwert auf den Marmortisch, wo nachts die Pläne der großen Moschee gelegen hatten, und wandte sich ab und schritt zum Fenster und hatte kein Wort des Dankes für die Botschaft.

Verkündigung

Von

Erna Heinemann

Der Zaun, der um das Gärtchen geht,
Ist ganz von Gold im Abendschein.
Maria träumt am Blumenbeet,
Schaut in den stillen Glanz hinein.

Wie ist der Himmel zärtlich blau,
Wie ist so schön, so süß der Duft;
Noch ward kein Blatt im Abend grau —
Gold, Gold webt durch die ganze Luft.

O, wie's die Lilien dort umflicht!
So selig flimmernd war's noch nie.
Sie schaut gebannt! da horch — es spricht:
Sei mir gegrüßt — gegrüßt, Marie! —

Sie schaut und schaut — da hebt es sich
Aus Lilien: Stirn und Hand und Haar.
Sie schaut und schaut — da webt es sich
Im goldnen Licht zum Schwingenpaar.

Es klingt wie Echo allerwärts
Hin durch den Raum so hell, so rein:
Marie, bereite nun dein Herz,
Denn du sollst Mutter — Mutter sein!

Ist dies ein Glück? — Ist dies ein Traum?
Sie senkt die Wimpern, sinnt und schweigt. —
Tief hat zu ihres Kleides Saum
Der sanfte Engel sich geneigt.



Kavallerieattacke auf Fußartillerie; die Mannschaft verteidigt sich mit dem Karabiner

Der Reiterangriff

Vom

früheren Oberst R. Gädke

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Eugen Jacobi, Metz, und Fr. Tellgmann, Mühlhausen)

Ueber die Möglichkeit eines Reiterangriffes gegenüber der todsprühenden Mächtigkeit der Feuerwaffen ist fast mehr Tinte geflossen, als in allen Reiterkämpfen der letzten fünfzig Jahre Blut geflossen ist. In Frankreich und in Deutschland überwiegt in den maßgebenden militärischen Kreisen noch immer die Ueberzeugung, daß die Reiterei unter einer entschlossenen Führung auch heutigestags die Entscheidung des Sieges auf dem Schlachtfelde herbeiführen könne, und man lobt in schwungvollen Worten den ungeheuern moralischen Eindruck der blanken Waffe. Ihren Wert wollen insbesondere die Franzosen auch jetzt wieder in Marokko erprobt haben. Die andern Staaten neigen doch mehr dazu, die Bedeutung der Feuerwaffe auch für den Reitersmann anzuerkennen, und selbst viele Reiteroffiziere wollen ihre Waffe auf dem Schlachtfelde hauptsächlich durch das Feuergewehr wirken lassen. Neuerdings beginnt sogar bei uns die Erkenntnis aufzudämmern, daß eine moderne Reiterei mit dem Gewehr ebenso vertraut sein müsse wie mit dem Pferde.

Trotzdem wird der Reitersturm auch heute noch seine Bedeutung behalten, und in der Fähigkeit zum rücksichtslosen Angriff mit der blanken Waffe besteht so recht der Unterschied zwischen Reiterei und berittener Infanterie.

Aber freilich wird der Reiterangriff großen Stils, von wenigen Ausnahmefällen abgesehen, die feindliche Reiterei zum Zielpunkt haben, während der



Anreitende Ulanen



Angriff auf Fußvolk und Geschütz in der großen Schlacht so schwierig und so verlustreich ist, daß er oft mit der Vernichtung der todesmutigen Reiter gleichbedeutend sein und beinahe nie zu mehr als rasch vorübergehenden Erfolgen führen wird.

Daß ein Reitersturm auf Infanterie, die in ihrem Kampfeswert noch ungeschwächt ist, nur spärliche Aussichten auf Erfolg bietet, wird selbst von denen zugegeben, die im übrigen mit einem gewissen Fanatismus ihren Glauben an die schlachtenentscheidende Tätigkeit der Kavallerie bekennen. Eher noch hält man ein gelegentliches Vorgehen gegen lange und unbehilfliche Artillerielinien, eine Fortnahme von Geschützen für ausführbar, vor allem aber betont man die Möglichkeit einer Ueberraschung beider Feuerwaffen, wenn ihre Aufmerksamkeit auf den Höhepunkten des Gefechtes anderweitig in Anspruch genommen ist, wenn die nervenzerrüttenden Eindrücke des Kampfes, der Blutverlust und das Abströmen der „Drückeberger" ihre Kraft geschwächt haben, wenn die schmalen und schwankenden Schützenlinien keinen genügenden Rückhalt mehr an Reserven und Flankendeckungen finden.

Und dennoch ist das Vertrauen auf die gleißenden Reitergeschwader, die verheerend wie der Gewittersturm in diesen Schwarm aufgeregter Kämpfer hineinfahren wollen und den Sieg auf den funkelnden Spitzen ihrer Speere zu tragen vermeinen, nichts als ein Traumgebilde der Phantasie, die den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verloren hat.

Schon das Zahlenverhältnis ist nicht danach angetan, der Reiterei einen entscheidenden Einfluß auf den Schlachtfeldern unsrer Tage zu gönnen. Die Heere Friedrichs des Großen bestanden zum dritten Teil aus Reiterei, moderne Heere kaum zum zehnten Teil, Artillerie und Sonderwaffen nicht mitgerechnet. Das Verhältnis wird noch viel ungünstiger, wenn man die Reservetruppen, wie man es muß, dem Feldheere zuzählt. Schon aus diesem Grunde kann der Stoß der Reitergeschwader, selbst wenn er an einer Stelle örtlich erfolgreich sein sollte, einen Einfluß auf das Geschick einer Schlacht nicht wohl mehr ausüben. Denken wir uns die gewaltigen Fronten moderner Schlachtfelder von 20, 30 bis zu 100 Kilometern und legen uns dann die Frage vor, welche Bedeutung für das Ganze der Stoß einer und selbst zweier Reiterdivisionen von 24 bis 48 Schwadronen haben wird. Sie können nicht mehr, wie die Franzosen sagen, „pousser à fond", weil die Kräfte ihrer galoppierenden Pferde früher erschöpft sind und weil die Reiterei auch durch den siegreichen Angriff ihre Gefechtskraft rasch einbüßt. Noch viele andre ungünstige Einflüsse hemmen heutzutage den Gebrauch der Kavallerie auf dem Schlachtfelde. Die Feuerzone, die sie durchreiten müßte, ist in jedem Falle außerordentlich viel ausgedehnter als die, welche Seydlitz' Reiter zu überwinden hatten, und selbst, wenn das feindliche Fußvolk erschöpft sein sollte, so stehen 1000, 1500, 2000 Meter hinter ihm zahlreiche, meist unsichtbare Batterien, so arbeiten die Maschinengewehre noch immer mit mörderischer Sicherheit. Und schlimmer noch! Man hat mit vollem Rechte behauptet, daß, um einen einzigen Mann außer Gefecht zu setzen, mindestens sein eignes Gewicht an Blei und Eisen notwendig sei. Aber diese Unsumme von Geschossen muß doch irgendwo bleiben, sie geht doch nicht ganz verloren, macht vielmehr



Husaren, über freies Feld Infanterie attackierend



Vorderansicht einer Kavallerieattacke

die Räume hinter der eigentlichen Kampfeslinie in größter Tiefe unsicher, den Aufenthalt daselbst schon für den einzelnen gefährlich, für Truppenmassen an ungedeckten Plätzen höchst verlustreich und vielfach unmöglich. Die Kavalleriemassen werden also an die Gefechtslinie nicht so nahe heranrücken können, um vorübergehende Schwächemomente des Gegners überraschend ausnutzen zu können — der Anlauf, ehe sie zur eigentlichen Attacke kommen, wird zu groß. Endlich aber dürfen wir ein weiteres hemmendes Moment nicht übersehen. Man weist immer auf die geschwächte Feuerkraft der Infanterie hin, um die Möglichkeit entscheidenden Reiterangriffs in der großen Schlacht zu beweisen — aber man vergißt ganz, daß auch die Kräfte der schwer belasteten Pferde durch die vorangehende Aufklärungstätigkeit der Kavallerie stark verbraucht sein werden: die Attacke wird dadurch an Schnelligkeit und Wucht verlieren.

Der Lebensnerv moderner Heere besteht in weitreichender Aufklärungstätigkeit der Reiterei; ohne rücksichtslosen Angriffswillen ist sie nicht durchführbar; er führt zum Angriff gegen die Kavallerie des Feindes, die den Einblick in ihre eignen Marsch- und Unterkunftsräume verwehren will.

Es ist das Naturgemäße, daß die beiden Reitereien durch die Attacke eine Entscheidung herbeizuführen streben, durch die allein man den Willen des Gegners brechen kann. Nur sehr unterlegene Abteilungen werden sich an gut liegende, verteidigungsfähige Oertlichkeiten anklammern und sich auf die Abwehr der feindlichen Absichten beschränken. Das wird dann allerdings auch den andern Teil zum Gefecht zu Fuß nötigen, falls er die vom Gegner besetzte Stellung nicht einfach umgehen kann.

Der Drang der Umstände, ob man nun selbst vom Gegner überrascht wird oder Gelegenheit findet, ihn in flagranti zu ertappen, wird es gelegentlich mit sich bringen, daß man unmittelbar aus der Marschkolonne zum Gefechte aufmarschiert und sich ohne Säumen mit den bereitesten Teilen auf ihn stürzt. In jedem Falle wird man so lange als möglich in Kolonnen bleiben, die immer beweglicher und handlicher sind als die Linie, und wird erst die günstigste Angriffsrichtung gewinnen, ehe man die Form des Angriffes feststellt. Im allgemeinen wird daher eine Reiterdivision aus den Marschkolonnen noch erst die Uebergangs- oder die Treffenformation herstellen, in der die Division zum Handeln bereit ist und doch noch Veränderungen in Richtung und Kräfteverteilung vornehmen kann.

In der „Uebergangsformation“ befindet sich eine der drei Brigaden in „Brigadekolonne“ im ersten Treffen; 150 Schritte dahinter folgen die beiden andern Brigaden, rechts und links überflügelnd in der gleichen Formation. In der „Brigadekolonne“ stehen die acht Eskadronen, jede in sich in Zugkolonne formiert, unmittelbar nebeneinander. Die reitende Artillerie und die Maschinengewehre der Division folgen nach den Umständen oder gehen bereits in ihre Feuerstellung. In der „Treffenformation“ ist die Entwicklung zum Gefechte schon weiter vorgeschritten. Der früher üblichen schematischen Anordnung ist heutzutage die freie Gruppierung und Verwendung der Kräfte nach den Absichten und dem Willen des Führers gefolgt; das



Nach der Attacke: die Kavallerie innerhalb der überrittenen Batterie

Reglement bietet nur noch Anhaltspunkte, ohne die Maßnahmen des allein verantwortlichen Befehlshabers irgendwie zu beschränken.

Kann der Führer übersehen, daß er mit dem ersten Treffen alsbald die Hauptkraft des Feindes trifft, so wird er es von vornherein so stark machen, daß ihm der Sieg verbürgt erscheint, und unter Umständen unter Zerreißung der Truppenverbände mehr als eine Brigade hierfür bestimmen. Dem ersten Treffen folgen dicht einige „Unterstützungseskadronen", die etwa entstandene Lücken ausfüllen und sich gegebenenfalls ohne Zögern auf die Teile des Gegners stürzen, welche die eigne Linie durchbrochen haben sollten. Der Rest der Kräfte wird auf das zweite und dritte Treffen je nach Umständen verteilt, die dem ersten auf 200 beziehungsweise 300 Schritte folgen und es mindestens auf einem Flügel — dem meist gefährdeten — zum Schutze der Flanke überragen sollen.

In der Treffenformation ziehen sich die Eskadronen des ersten Treffens auf Entwicklungsraum auseinander, die Form der hinteren Treffen ist wiederum von den Verhältnissen abhängig. Gleichzeitig erhalten reitende Artillerie und Maschinengewehre ihre Befehle, die bei dem raschen Verlaufe von Reitergefechten oft von dort ihr Feuer werden beginnen müssen, wo sie sich gerade befinden. Vorteilhaft aber ist es, sie seitwärts eines Flügels, auf überhöhenden Punkten aufzubauen, so daß sie ihre Geschosse bis zum Einbruch der eignen Eskadronen vernichtend in die geschlossenen Scharen des Gegners senden können. Die Maschinengewehre werden dabei



In schwierigem Gelände

oft den unmittelbaren Schutz der Artillerie gegen feindliche Reiterangriffe übernehmen können; es kann für den Erfolg des Zusammenstoßes von Wert sein, wenn man sich hierdurch die Zurückhaltung besonderer Schwadronen als Artilleriebedeckung erspart.

Sobald die Attackenrichtung und die Grundlinie gewonnen sind, auf der die Attacke angesetzt werden soll, marschiert das erste Treffen in Linie auf und reitet nunmehr geschlossen wie eine Mauer, unbesorgt um seine Flügel, geradeaus auf den Gegner zu, den man durch die Wucht des Anpralls und mit der verderbendrohenden ehernen Hecke der langen Lanzen umreiten will.

Nahe heran gehalten, folgt das zweite Treffen entweder hinter dem bedrohten Flügel oder dort, wo man selbst den Gegner in der Flanke anfallen will, während das dritte Treffen für die Wechselfälle des Gefechts in der Hand des Divisionskommandeurs bleibt, der bei ihm zu reiten pflegt.

Beim Angriff auf bereits entwickelte feindliche Reiterei verharrt man möglichst lange im Trabe und geht dann nach kurzem Galopp zum kräftigen Stoße vor; nur wo man den Gegner noch in der Entwicklung anfallen will, beginnt der Galopp aus größerer Entfernung.

Ich übergehe das Verhalten der siegreichen oder der geschlagenen Reitertruppe nach der Attacke und wende mich ihrer Tätigkeit in der Schlacht zu.

•

Die Aufgaben, die hier an den Kavallerieführer herantreten, sind außerordentlich dankbar, aber auch ungewöhnlich schwer, selbst dann, wenn man darauf verzichtet, durch den Stoß großer Reitermassen die Entscheidung der schwankenden Schlacht herbeiführen zu wollen.

Die selbständigen Reiterdivisionen gehören im allgemeinen auf die Flügel der Schlachtlinie, weit genug herausgeschoben, um den Schutz der eignen Flanken zu übernehmen, die immer höchst gefährlichen feindlichen Umfassungsbewegungen frühzeitig festzustellen, ihnen entgegenzutreten und ihrerseits gegen Flanken und Rücken des Gegners vorzugehen.

Auch hierbei wird man meist auf die Gegenwirkung der feindlichen Reiter stoßen und sie durch den Angriff mit der blanken Waffe, gelegentlich auch durch Feuergefecht aus dem Wege räumen müssen.

Der weitere Vormarsch gegen den Rücken des Gegners wird dann immer Aufregung und Unruhe in die feindlichen Reihen tragen, der gegnerischen Heeresleitung aber oft große Verlegenheiten bereiten. Freilich ist er auch nicht so einfach, wie sich das hier auf dem Papier niederschreibt, sondern erfordert eine seltene Unternehmungslust und Tatenfreudigkeit der Reiterführer. Bisher ist diese Aufgabe in der Kriegsgeschichte der letzten hundert Jahre noch niemals befriedigend gelöst worden.

Sobald sie auf das feindliche Fußvolk stößt, wird auch die Kavallerie meist zum Feuergefechte greifen müssen. Geschütze und Maschinengewehre werden hier mit Vorteil verwandt werden, sie zwingen anrückende Kolonnen zur Entwicklung, halten ihren Marsch auf und gewähren dadurch dem eignen Heerführer Zeit zu Gegenmaßregeln oder verhindern die Reserven des Gegners, zu den Brennpunkten des Kampfes zu eilen. So kann eine geschickt geführte Reiterei mittelbar allerdings ein wertvolles Gewicht in die Entscheidung der Schlacht werfen.

Gilt es aber, die Massen des Gegners an gefährdetem Punkte aufzuhalten, dann wird sich oft in günstigem Gelände der größte Teil der vorhandenen Reiterei in lange, ausgedehnte Schützenlinien auflösen müssen — nur sechzehn Pferdehalter brauchen schließlich bei jeder Schwadron zurückzubleiben —, die Maschinengewehre geben der schwachen Feuerfront eine gewaltige Verstärkung, weiter rückwärts entwickeln sich die Batterien, nur zum Schutze der gefährdeten Flanke bleiben einige Eskadrons zu Pferde. Gewandte Benutzung aller Vorteile der Gegend wird den Feind oft genug verhindern zu erkennen, daß sich ihm gegenüber nur Reiterei befindet. Er wird vielleicht große Teile seines Fußvolkes, seine gesamte Artillerie zum systematischen Angriff langsam ansetzen, der nur allmählich vorschreiten kann, wird zu weit ausholender, zeitraubender Umfassung schreiten, und wenn er endlich zum Sturm vorgehen will — die Kavallerie vor sich verschwunden sehen und zu spät merken, daß er genarrt wurde. Auf diese Weise können Stunden gewonnen werden, die der eignen Heeresleitung zugute kommen. Bedrohliche Gefechtskrisen können dadurch überwunden werden.

Gelegentlich aber wird die Reiterei auch zur Attacke gegen feindliches Fußvolk schreiten müssen. Wenn die eignen Schützenlinien zerfetzt und haltungslos zurückströmen, wenn sie keine Reserven mehr hinter sich haben, wenn die Schlachtlinie wankt und keine „Hoffnung ist zu siegen noch zu fliehen“, dann ist der Ausnahmefall gekommen, wo jede Reiterschar, die zur Hand ist, zur Rettung der Schwesterwaffe sich ritterlich und todesmutig opfern muß. Dann muß sie in langem Galopp die Strecke, die sie vom Gegner trennt, so rasch als möglich zu überwinden trachten, größere Massen werden — wenn Zeit und Gelegenheit da ist — von verschiedenen Seiten und möglichst gegen die Flanke der siegreichen Infanterie vorstürmen, der vorderen Staffel werden andre folgen, um der Attacke nachhaltige Kraft zu geben, und so wird man versuchen, den Gegner aufzuhalten, dem eignen Fußvolk Luft zu schaffen. Wird nur das verheerende Feuer von ihm abgelenkt, kann es nur einmal verschnaufen, so genügen oft kurze Zeiten, um es von neuem um seine Führer zu scharen, ihm Selbstvertrauen und Gefechtskraft wiederzugeben.

Die Opfer eines solchen Rittes werden freilich erschütternde sein — und eine gute Kavallerie ist schwer nur zu ersetzen, schwerer als jede andre Waffe.

Glorreicher nicht, aber glückverheißender ist der umgekehrte Fall. Strömt erst der Gegner in flüchtenden Scharen zurück, nachdem er endgültig aus seiner Stellung geworfen, ist die innere Ordnung, ist seine Moral völlig gebrochen, ballen sich die rückwärts hastenden Marschkolonnen in regelloser Flucht bald hier, bald da zu blöden, ziellosen, sich selbst hindernden Klumpen zusammen, belebt nur ein Drang die Massen noch, der brutale Trieb der Selbsterhaltung: dann ist der Augenblick für die Reiter gekommen, zwar nicht zur Entscheidung der Schlacht, aber zur Einheimsung der köstlichen Ausbeute des Sieges. Dann gibt es kein Zaudern



Plänkler

Nach einem Gemälde von Werner Schuch


UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

und keine Frage mehr, dann ist jede Form, jede Entwicklung gleichgültig: wie sie seiner ansichtig wird, stürzt sich jede Kavallerieabteilung geradeaus in raschem Anlaufe auf den Feind. Der Schreckensruf „feindliche Kavallerie" raubt ihm den letzten Rest von Selbstbesinnung, die Leute schießen eher auf sich und ihre Führer als auf die heranbrausenden Reiter, sie trampeln einander nieder, und Tausende von Gefangenen, Dutzende von Geschützen können der herrliche Lohn rücksichtslosen Draufgehens werden.

So hätte es bei Mukden sein können, wenn eine starke japanische Reiterei zur Hand gewesen wäre.

Wahrhaftig! Niemand wird behaupten wollen, daß die Bedeutung der Reiterei geringer, ihre Rolle weniger glänzend geworden sei als vordem, auch wenn man nicht an die Möglichkeit von Massenattacken zur Niederwerfung feindlichen Fußvolks glaubt. Die glorreichen Reitertaten von Cromwell und Seydlitz bildeten allerdings nicht die Morgenröte einer neuen Epoche der Kriegskunst, sondern den herrlichen Abschluß einer älteren; aber die gegenwärtigen Aufgaben der Kavallerie erfordern im Ernstfalle nicht minder schneidige Reiterführer von hervorragender Begabung und eine gut berittene Truppe voll Selbstvertrauen und gründlicher Ausbildung.



Moses schlägt Wasser aus dem Stein

Nach einem Gemälde von Eduard von Gebhardt

Das Original in der heurigen Großen Kunstausstellung zu Dresden

Zweierlei

Von

Bruno Frank

Wer im Felsgebirge
Narrenpfade geht,
Näher allem Sterben,
Sternenwindumweht,

Mit vergeßnen Göttern
Freundschaftlich verkehrt
Und verschlafne Riesen
Aus den Löchern stört, —

Hätt' ihm auch die Eisluft
Das Gesicht verbrannt,
Ohne Augenblinken
Sieht er übers Land,

Anders als die Guten,
So die Täler baun
Und mit sanften Blicken
Nach den Felsen schaun.

Schweigen

Von

Elimar von Monsterberg

Die Stille und das Schweigen ist mir wert,
Dann formen die Gedanken sich zu Taten,
Weh' dem, der sich der Schwätzer nicht erwehrt —
Das Schaffen kann der Stille nie entraten!

Und so ist auch der tiefsten Liebe Sein,
Wenn sich zwei Seelen zueinander neigen,
Dann hüllt ein Wissen und Verstehn sie ein —
Was sollen Worte? Machtvoller ist Schweigen.

Volkslied

Von

Reinhard Volker

Was bist du so bleich wie der weiße Schnee?"
„Ach, Mutter, Mutter, mir ist so weh!
Die Lilien welkten im Garten drauß',
Die Sterne am Himmel, sie löschen aus!"

„Und welkten die Blumen im Garten drauß',
Und löschen am Himmel die Sterne aus,
Und wehte die Treu' übern Berg der Wind,
Laß wehen, verwehn! — Du bleibst mein Kind!"

Heimliche Liebe

Von

Hinrich Hinrichs

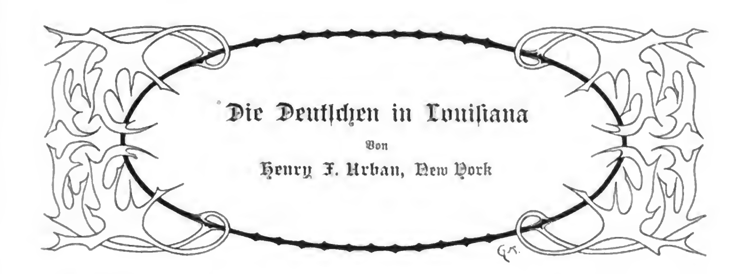
Die heimlich geweinten Tränen, mein Kind,
Die laß dich nicht länger gereuen;
Es wollen der Veilchen im Maienwind
Die einsamen Pfade sich freuen.

Da ist eine holde, so gütige Fei —
O warte, o warte ein Weilchen —
Die gibt deine Tränen dem lachenden Mai,
Dann grünen die heimlichen Veilchen.

Und blühen die Veilchen, blauäugiges Kind,
Die Drossel singet dir Lieder
Und nennt deinen Namen dem lauschenden Wind,
Der sagt ihn dem Liebsten wieder.

Dann häng' um die Schulter dein schönstes Gewand
Und lächle im Lenzesgetriebe —,
Du wirst ja das glücklichste Mädchen im Land
Mit deiner unglücklichen Liebe!





Die Deutschen in Louisiana

Von

Henry F. Urban, New York

Es gibt kaum einen Staat der großen amerikanischen Union, wo nicht Deutsche als Sammler der Geschichte deutscher Siedlung emsige Bienenarbeit verrichten. Schon haben wir wertvolle Beiträge zur Geschichte der deutschen Siedler im Staate New York, im Staate Pennsylvania, in den westlichen Staaten, ja sogar im Süden, wie zum Beispiel in Louisiana. Schon haben wir kurzgefaßte Geschichten des Deutschtums in den ganzen Vereinigten Staaten, wie das vortreffliche Büchlein von Professor Julius Göbel von der Harvarduniversität. Aus all diesen überaus wertvollen Bausteinen wird ganz sicherlich dereinst der glänzende Bau errichtet werden, der sich benennt „Die Geschichte der Deutschen in den Vereinigten Staaten von Amerika" — den Deutschen daheim und in Amerika zum Stolz und zur Freude, den nichtdeutschen Amerikanern namentlich englischer Herkunft zur Beherzigung. Denn abgesehen von den Angloamerikanern mit Universitätsbildung versagen noch ihrer zu viele dem Deutschen die Anerkennung für seine gewaltige deutsche Kulturarbeit in Amerika. Der angeborene Rassedünkel des angelsächsischen Menschen möchte das Amerika von heute oder morgen am liebsten ganz allein geschaffen haben. Ich halte es für nützlich, das gelegentlich immer wieder festzulegen.

Von ganz besonderem Interesse wird es für Deutsche in der alten Heimat sein, etwas von der Geschichte der Deutschen in Louisiana zu hören, eben weil davon bisher fast nichts allgemein bekannt geworden ist. Auch Louisiana hat bereits seinen verdienstvollen Sammler der Geschichte der Deutschen. Sein Name ist Hanno Deiler, Professor an der Tulane University in New Orleans. In verschiedenen Schriften hat Deiler niedergelegt, was er mit unendlicher Beharrlichkeit und feinem Spürsinn über die deutschen Siedlungen in Louisiana ermittelte. Der erste Deutsche am Mississippi, den man bis jetzt kennt, erscheint ungefähr um das Jahr 1684. Robert Cavelier Sieur de La Salle, der französische Abenteurer, hatte um 1682 das Stromgebiet des Mississippi erforscht und es für Louis XIV. unter dem Namen Louisiana in Besitz genommen. Im Jahre 1684 fuhr er mit einer Flotte nach der Mississippimündung zurück, um eine französische Niederlassung zu gründen. Er machte dabei im Hafen Petit Gouave auf San Domingo halt. Hier verlor er viele von seiner Mannschaft, so daß er neue Leute anwerben mußte. Unter diesen befand sich ein deutscher Kanonier, der nur unter dem Namen Hans oder in französischer Verstümmelung „Hiens" bekannt war. Wer er war und woher er kam, ist unbekannt. Wahrscheinlich war er eine echt deutsche Landsknechts- und Abenteurernatur seiner Zeit, hatte vielleicht im Dreißigjährigen Kriege mitgefochten und war dann auf der Suche nach neuen Abenteuern und durch die echt deutsche Sehnsucht nach der lachenden Sonne und den lockenden Reizen des märchenhaften Südens nach San Domingo verschlagen worden. Hans hatte bisher auf einem der Freibeuterschiffe gedient, die damals die Gewässer in der Nähe von San Domingo unsicher machten und San Domingo als Stützpunkt benutzten. Als de La Salle seine Mannschaft ergänzt hatte, fuhr er nach Louisiana weiter. Nach der Ankunft am Mississippi drang er mit 16 auserlesenen Leuten, darunter dem Deutschen Hans, in die Wildnis. De La Salle, der seiner Strenge wegen sehr verhaßt war, wurde während der Reise von einem seiner Begleiter, dem Franzosen Duhaut, ermordet. Zur Vergeltung für die feige Tat erschoß Hans den Franzosen. Um sich vor späterer Bestrafung zu sichern, trennte sich Hans von der Truppe und schloß sich dem Indianerstamm der „Coenis" an; wahrscheinlich sind damit die Zunis gemeint. Den Fluß, an dem das Dorf der Indianer lag, nannten seine Gefährten ihm zu Ehren „Rivière Hiens". Dieser Name ist noch auf einer alten Karte von Louisiana zu lesen, die im Jahre 1721 bei J. Fried. Gleditschens seel. Sohn in Leipzig erschien. Kann man sich eine romantischere Figur vorstellen, als diesen deutschen Piraten und Abenteurer Hans, der in San Domingo aus geschichtlichem Dunkel auftaucht, in der Siedlungsgeschichte Louisianas vorübergehend eine Rolle spielt und dann unter Indianern wieder untertaucht, ohne daß man von seinem Ende je etwas erfuhr?

Danach verging geraume Zeit, ehe wieder von deutschen Siedlern in Louisiana etwas verlautete. Um das Jahr 1719 erwarb John Law, ein in französischen Diensten stehender englischer Finanzmann, für die von ihm geleitete „Westliche Kompagnie", auch „Indische Kompagnie" genannt,

weite Ländereien in Louisiana. Um sie zu bewirtschaften, beschloß Law, deutsche Bauernfamilien aus der Pfalz und Elsaß-Lothringen als Käufer oder Arbeiter für seine Ländereien herbeizuschaffen. Schon Law hatte offenbar den Wert der Deutschen als „Völkerdünger" erkannt. Er griff zu dem uralten, noch heute für die Anlockung europäischer Einwanderer gebräuchlichen Mittel der Verbreitung von Flugblättern, in denen die neue Siedlung in den rosigsten Farben gemalt wurde. In einer bei dem schon erwähnten J. Fried. Gleditschens seel. Sohn in Leipzig erschienenen Flugschrift aus dem Jahre 1720 heißt es, „daß durch den großen Avanturier Christophum Columbum eine große Menge derer Europäer außerhalb Europam nach Americam getrieben worden". Danach wird das Land Louisiana beschrieben: „Die Gräntzen von Louisiana sind gegen Morgen Florida und Carolina, gegen Norden aber Virginien und Canada. Es ist aber von dieser Gegend noch ein Distrikt, der über hundert Meilen austrägt, bekandt. Dannenhero fast zu vermuthen, daß sich dieses Land bis an den Polum arcticum erstrecken möchte." Nach dieser kindlich-heiteren geographischen Beschreibung wird betont, daß der Boden von Louisiana vier Ernten im Jahre trage. „Man kann sich den Ueberfluß dieses Landes nicht groß genug einbilden." An Wild gäbe es „Leoparden, Wölfe, Rehe-Böcke, Biber-Ottern, wilde Ochsen, Papegoyen, Rebhühner und andres Gevögel, welche ich jetzund nicht beschreiben kann. Und treiben die Frantzosen ein starkes Negotium mit denen Rehfellen, so sie von den Barbaren (gemeint sind die Indianer) einhandeln. Vor eine solche Haut giebet man zehn oder zwölf bleyerne Kugeln." Besonders wird der Reichtum an Kupfer, Silber und Gold gepriesen, der in Wahrheit gar nicht vorhanden war. Nach den angeblichen Aussagen eines Siedlers heißt es darüber: „Will man Minen suchen, so darf man nur in das Land der Natchitotcher (es sind die noch heute am Red River in Louisiana wohnenden Nachitochesindianer) gehen. Wir werden hier gantz gewiß stücke von Silberminen aus der Erde ziehen können." Man kann sich vorstellen, von welcher Wirkung diese glühenden Schilderungen in Deutschland waren. Nach der Versicherung deutscher Geschichtschreiber wanderten damals 10000 Deutsche nach Louisiana aus. Doch glaubt Professor Deiler, daß von diesen höchstens 3000 nach und nach in Louisiana ankamen. Die andern gingen auf der Reise nach den französischen Hafenstädten, in diesen selbst und während der monatelangen Seereise elend zugrunde — genau so wie zur Zeit der Auswanderung der Pfälzer, Schwaben und andrer Deutscher nach dem Staate New York im Jahre 1709. Deiler versichert, daß einmal von 200 in Frankreich an Bord gegangenen Deutschen nur 40 in Louisiana eintrafen. Eine beredte Sprache über die Schicksale dieser deutschen Auswanderer reden auch die alten Trauregister von Louisiana. Bei Eheschließungen wurden darin stets die Namen der Eltern der Brautleute angegeben. Da findet sich bei deutschen Brautleuten auffallend oft der Vermerk, daß Vater oder Mutter oder beide im Hafen von L'Orient oder in La Rochelle oder auf der Ueberfahrt gestorben seien. Nicht wenige deutsche Auswanderer gerieten auch in die Gefangenschaft der Piraten von San Domingo, und niemand hörte jemals wieder von ihnen. Wahrscheinlich ist, daß sie nach beliebter Piratensitte als Sklaven verkauft oder zum Dienst auf den Piratenschiffen gepreßt wurden. Zu Anfang und im Herbst des Jahres 1720 sowie im folgenden Jahre kamen weitere Deutsche in großer Anzahl nach Louisiana, darunter viele Schweizer, die als Söldner in französischen Dienst traten. Die Deutschen, die glücklich in Louisiana landeten, hatten damit keineswegs das Ende ihrer Leiden erreicht. Für ihre Verpflegung und Weiterbeförderung war nichts da. Der französische Gouverneur Bienville verließ sich völlig auf die Proviantschiffe aus Frankreich, die oft monatelang ausblieben. Sie lagerten ohne Obdach am sonnendurchglühten Strande und hungerten mit der französischen Besatzung um die Wette. Hunderte gingen durch Entbehrungen und Krankheiten in demselben Lande zugrunde, von dem es in der Leipziger Beschreibung hieß: „Man kann sich den Ueberfluß dieses Landes nicht groß genug einbilden." Kaum hatten sie aber die Lawschen Ländereien erreicht und begonnen, den Urwald zu roden und sich dort häuslich niederzulassen, als Law Bankrott machte. Dadurch wurden sie plötzlich aller Unterstützung beraubt und wären dem Verderben preisgegeben gewesen, wenn ihre indianischen Freunde, die Sothuis und die Arkansas, ihnen nicht mit Lebensmitteln ausgeholfen hätten. Ueberhaupt waren es gerade die Indianer, die den deutschen Einwanderern und auch den übrigen Europäern oft genug hilfsbereit beisprangen. Dieses durchaus freundschaftliche Verhältnis zwischen Rothäuten und Blaßgesichtern zu Beginn der Besiedlung Amerikas kann nicht oft genug vermerkt werden. Es beweist immer von neuem, daß die Indianer anfangs keineswegs die blutdürstigen Wilden waren, als die sie später geschildert wurden; sie wurden erst dazu durch die Kämpfe mit den gewalttätigen weißen Eindringlingen. Als die deutschen Ansiedler auf den Lawschen Ländereien nicht mehr ein noch aus wußten, beschlossen sie, die Siedlung zu verlassen und nach Europa zurückzukehren. Eines schönen Tages (wahrscheinlich Ende Januar 1722) bestiegen sie ihre Boote und fuhren den Mississippi hinunter nach New Orleans; das war damals kaum mehr als ein elendes Hüttendorf von ungefähr zweihundert Einwohnern. So ohne weiteres wollte der französische Gouverneur die tüchtigen Siedler nicht ziehen lassen. Daher verschaffte er ihnen neues Land in der Nähe von New Orleans. Ferner lieferte er Ackergeräte, Vieh und Vorschüsse und ernannte einen eignen Verwalter für die neue Niederlassung in der Person des Karl Friedrich von Arensburg, der früher als Offizier in schwedischen Diensten gestanden hatte. Das bewog die Deutschen, zu bleiben. Dieser Arensburg ist nächst dem berühmten deutschen Piraten „Hans" die zweite interessante Figur in der frühen deutschen Siedlungsgeschichte von Louisiana. Auch seine Herkunft ist noch in Dunkel gehüllt. Deiler nimmt aber als sicher an, daß er von dem baltischen Zweige der Bückeburger Familie Arensburg stammt, der auf der Insel Oesel im Meerbusen von Riga heimisch ward. Bekanntlich

wurde Riga 1202 von Deutschen gegründet. Da die Insel Oesel 1545 an Schweden kam, so erklärt Deiler daraus völlig folgerichtig die Tatsache, daß dieser Arensburg in schwedischen Diensten stand, bevor er nach Louisiana kam. Die amerikanischen Historiker von Louisiana bezeichnen natürlich Arensburg als Vollblutschweden, ebenso seine Frau als Vollblutschwedin namens Katharine Mextrine. Aber das trifft auf den Mann ebensowenig zu wie auf die Frau. In einer französischen Urkunde fand Deiler den Namen der Frau als Marguerite Mettcherine. In Wahrheit war ihr Name gut deutsch Margarete Metzer mit der nach damaliger deutscher Sitte bei Frauenspersonen angehängten Silbe „in", also Metzerin, und sie stammte aus Württemberg. Als M. Metzerin fand Deiler ihre eigne Unterschrift unter einem alten Heiratskontrakt ihrer Enkelin. Ich erwähne das als eines der vielen Tausende von Beispielen, wie von jeher deutsche Namen und damit deutsches Verdienst in der Besiedlungsgeschichte Amerikas von Franzosen so gut wie Engländern oder Angloamerikanern leichtfertig beseitigt wurden. Daß die wackeren Deutschen als geborene Rasseschwächlinge die Vernichtung ihrer Deutschheit ohne Murren geschehen ließen und dabei noch mithalfen, darf uns weiter nicht wundern. Wie sie wo anders zu Engländern wurden, so wurden sie mit der gleichen gedankenlosen Schnelligkeit in Louisiana zu Franzosen, der Bauer so gut wie der Adlige. Auch von Arensburg unterzeichnete sich bereits in Louisianaurkunden als D'Arensbourg. Es wird sich lohnen, auf noch mehr solcher Beispiele zurückzukommen.

Die neue deutsche Niederlassung lag zu beiden Seiten des Mississippi und erhielt den Namen „Aux Allemands". Karl Friedrich von Arensburg stand ihr über vierzig Jahre als Milizkommandant und Amtsrichter vor. Im Jahre 1765 wurde er wegen seiner ausgezeichneten Verdienste zum Chevalier des Militärordens vom Heiligen Ludwig ernannt. Ein Fort, das die Deutschen erbauten, nannten sie ihrem Kommandanten zu Ehren Karlstein. Unter dem Namen „Carlstain" findet es sich noch auf einer alten französischen Landkarte mit der Nebenbezeichnung „Les Allemands". Von Arensburg starb am 18. November 1777. Die Niederlassung blühte und gedieh. Der Boden war durch häufige Ueberschwemmungen von einer Fruchtbarkeit wie am Nil. Nur die Indianer, deren Verhältnis zu den Weißen immer unfreundlicher geworden war, bereiteten ihnen durch häufige Ueberfälle schwere Sorgen. Während die Männer im heißen Reisfelde arbeiteten, mußten die Frauen und Mädchen mit der Büchse in der Hand auf hohe Bäume klettern und durch Alarmschüsse die Männer warnen, sobald sie heranschleichende Rothäute gewahr wurden. Dann griffen die Männer zu den stets bereitliegenden Büchsen, und die Weiber schossen tapfer aus den Bäumen heraus auf die Rothäute. Mit den Erzeugnissen ihrer Aecker (Korn, Reis, Tabak, Indigo) fuhren sie allwöchentlich auf den Markt nach New Orleans, immer freudig willkommen geheißen; denn nach wie vor bezogen die New-Orleanser ihren Unterhalt durch Vermittlung der unpünktlichen Proviantschiffe aus Frankreich. Noch heute erblickt der Mississippifahrer dort, wo die ersten Deutschen saßen, zwei alte deutsche Kirchen am Ufer; die Kirche zum heiligen Borromäus und die Kirche Saint Jean Baptiste aux Allemands. Noch heute sind ihre alten Kirchhöfe nebst den alten halbverwitterten Grabdenkmälern vorhanden. Und noch heute erinnern die Ortsnamen „Les Allemands" und „Lake (Lac) des Allemands" an die wackeren Deutschen, die hier fern von ihrer Heimat in den fieberschwangeren Niederungen des Mississippi Kulturträger waren.

Freilich hatten nicht alle deutschen Ankömmlinge das Glück, als freie Menschen arbeiten zu können. Manche mußten sich das Gedeihen und die Wohlhabenheit erst durch jahrelange harte Fronarbeit unter dem sogenannten Redemptionistensystem erkaufen. Nach diesem System wurden deutsche Arbeiter, wenn sie ohne Mittel waren, kostenlos von europäischen Reedern nach Louisiana gebracht. Bei der Ankunft wurde der Mann (oft auch ganze Familien) an einen Arbeitgeber gewissermaßen verkauft. Der Arbeitgeber, entweder Plantagenbesitzer oder Geschäftsmann, bezahlte dem Reeder die Reisekosten des Einwanderers, und dieser wiederum mußte einen Kontrakt unterzeichnen, worin er sich auf mehrere Jahre dem Arbeitgeber verpflichtete. Während dieser Zeit erhielt er keinen Lohn, sondern nur Wohnung, Kost und Kleidung. Deutsche Redemptionisten, die auf den Besitzungen der Plantagenbesitzer Stellungen hatten, mußten sogar Seite an Seite mit schwarzen Sklaven arbeiten und wurden nicht besser als die Schwarzen behandelt. Gewöhnlich machten sich die Schwarzen noch ein besonderes Vergnügen daraus, den Weißen zu verhöhnen und ihm sonstwie das Leben sauer zu machen. Das System blühte ungefähr von 1716 mit gesetzlicher Billigung, unter französischer sowohl wie unter spanischer Herrschaft, und noch zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, als Louisiana schon amerikanischer Freistaat war. Nicht selten lief der eine oder andre deutsche Sklave seinem Herrn davon, weil er des Sklavenlebens satt war. Davon zeugen die Steckbriefe, die hinter solchen Flüchtlingen in den Zeitungen von New Orleans erlassen wurden. Ein solcher Steckbrief aus der „Louisiana Gazette" noch aus dem Jahre 1818 lautet in deutscher Uebersetzung:

Zwanzig Dollars Belohnung

Entwichen in der Nacht vom 10. des Monats ein dem Unterzeichneten kontraktlich gebundener Mann, mit Namen Adam Müller, ein Deutscher von Geburt. Er spricht wenig Englisch und kein Französisch, ist ungefähr 26 Jahre alt, 5 Fuß 10 Zoll groß, hat rötliches Haar, roten Bart, blaue Augen und ein breites, rotes Gesicht. Er ist Zimmermann von Beruf und trug, als er fortging, einen langen blauen Ueberrock. Obige Belohnung nebst Vergütung aller nötigen Auslagen wird an irgend jemand bezahlt, der besagten Adam Müller an den Unterzeichneten in New Orleans abliefert.

Nicholas Sinnot.

Wurde der Entlaufene wieder eingefangen, so mußte er für jeden Tag seiner Abwesenheit zwei Tage Strafzeit arbeiten. Der Redemptionist konnte auch wie ein schwarzer Sklave von seinem Herrn

an andre verliehen oder sogar verkauft werden. Auch hatte sein Herr das Recht, ihn für Vergehen zu züchtigen. Um so süßer schmeckte dann später nach Abdienung seiner Fronjahre die Freiheit, die ihm die Möglichkeit bot, ein begüterter Mann zu werden.

Was ist nun aus diesen kühnen deutschen Siedlern am Mississippi geworden? Wer sind ihre Nachkommen? Getreu alter deutscher Gepflogenheit waren sie fruchtbar und mehrten sich in erstaunlicher Weise. Familien mit 12 Kindern waren nichts Seltenes. Manche hatten sogar, 14, 16 und 18 Kinder und eine Familie „hielt den Rekord" mit 22 Kindern. Da im übrigen ein Mangel an heiratsfähigen Töchtern in und um New Orleans herrschte, so war gerade nach den Töchtern aus deutscher Familie besondere Nachfrage, zumal sie gewöhnlich kerngesund und tüchtig im Haushalt waren. So groß war die Mädchennot, daß deutsche Mädchen oft schon mit fünfzehn Jahren heirateten. Sie wurden selbst von den Söhnen französischer Einwanderer geheiratet, denn französische Mädchen waren die allerseltensten in Louisiana. Die Töchter der einfachen deutschen Bauern und Handwerker drangen durch Heirat sogar in die vornehmen französischen und spanischen Beamten- und Offiziersfamilien ein. Mancher aufregende Liebesroman wird sich da abgespielt haben, wenn nach berühmtem Rezept der ahnenstolze Papa oder die Mama dem Sohn nicht gestatten wollte, das arme deutsche Mädchen zur Frau zu nehmen. Professer Deiler nimmt an, daß es heute kaum eine französische oder spanische Familie in Louisiana gibt, die nicht deutsches Blut in ihren Adern hat.

Aber die Hauptfrage: sind die Nachkommen der alten deutschen Ansiedler deutsch geblieben und sprechen oder verstehen sie auch nur die Sprache ihrer Vorfahren? Die Antwort darauf lautet beschämend. Auch hier hat sich der Deutsche als Rasseschwächling erwiesen, der er zur damaligen Zeit war und auch heute noch viel zu häufig ist, sobald er unter Fremdsprachige kommt. Auch hier war er völlig damit zufrieden, Völkerdünger für andre zu sein. So verwandelte er sich in Louisiana schleunigst in einen Spanier, häufiger aber in einen Franzosen, nach dem bereits angeführten Beispiel des trefflichen D'Arensbourg, früher von Arensburg. Die Tragik, die darin liegt, wird nur wenig durch die Komik gemildert, die durch die unglaubliche französische oder spanische Verhunzung der ursprünglichen deutschen Namen entstand. Deiler hat da die tollsten und ergötzlichsten Beispiele gesammelt. Dabei geschah es, daß der gleiche deutsche Name oft in Urkunden ein Dutzend und mehr verschiedene Schreibarten durchmachte und von Geschlecht zu Geschlecht wechselte. Aus dem braven deutschen Kindermann wurde der Franzose Quindreman, aus Bürckel wurde Pircle, Bercle und Percle. Sehr spaßhaft ist eine Heiratsurkunde, in der eine Nachkommin dieses Bürckel als Marianne Percle einen edeln Spanier Don Santiago Villenol heiratete, dessen wahrer unverstümmelter Name Jakob Wilhelm Nolte war. Aus Buchwalter wurde Bucvalter, Bouquvaldre, Boucvaltre, aus Strantz wurde Schrantz, Chrence und Scherence, aus Huber ward Houber, Ubre und Foubre. Der gute Schmidt verwandelte sich in Chemitt, Schenck in Chinq, Edelmaier in Heldemaire, Aidelmer, Eldemere und Delmaire, Heidel in Hedelle, Haydelle und Haydel, Vogel in Feaugle, Himmel in Ihmelle, Mayer in Mayres, Mahir und Mohier. Die Hauptschuld tragen die französischen und spanischen Beamten oder Geistlichen, welche die deutschen Namen nach dem Gehör schrieben, da die einfachen deutschen Ansiedler des Schreibens oft nicht kundig waren. Aber selbst, wenn der Ansiedler schreiben konnte, verfuhr der Beamte oder Geistliche ohne jede Rücksicht auf die richtige deutsche Schreibweise. Deiler fand eine Urkunde, unterzeichnet mit Hans Peter Keller. Der spanische Beamte machte in der Urkunde daraus Don Juan Pedro Cuellar. Es kam sogar vor, daß die Beamten deutsche Namen einfach beseitigten und durch andre ersetzten. Ein Deutscher namens Jakob Helfer hieß allgemein bei seinen Landsleuten der Jockl. Als seine Tochter heiratete, trug sie der französische Ignorant in das Trauregister kurzerhand als Mademoiselle Jocle ein. Thomas Lesch, allgemein Thomas genannt, wurde deshalb unter völliger Ausmerzung des Familiennamens zum Monsieur Daumas. Unter diesem scheinbar echt französischen Namen verbergen sich heute die Nachkommen des braven Lesch. Ein weiteres höchst ergötzliches Beispiel. Ein Deutscher namens Achtziger wurde zu Monsieur Hacksiger, Ortiger und zuletzt zu Monsieur Quatrevingt. Die Familie Zweig verwandelte sich in Labranche. So ergab sich die gewiß absonderliche Erscheinung, daß Louisiana nicht nur französische und spanische, sondern auch deutsche Kreolen hat. Denn die allgemein in Louisiana gültige Deutung der Bezeichnung Kreole lautet: „Kreolen sind die Nachkommen der vor dem Jahre 1803, also dem Verkauf Louisianas durch Frankreich an die Vereinigten Staaten, aus Europa in Louisiana eingewanderten weißen Bevölkerung." Freilich, die meisten dieser deutschen Kreolen sprechen heute Französisch und rechnen sich zu den französischen Kreolen, selbst wenn das blonde Haar, das blaue Auge und die stämmige Gestalt die Germanenabstammung verraten. Alle diese Kreolen sind die Aristokraten in New Orleans und Louisiana, die mit dem Herrenstolz der Eroberer auf die plebejischen Yankeeeindringlinge nach 1803 herunterblicken; etwa wie die „blaublütigen" Nachkommen der holländischen Knickerbockers in New York die plebejischen Nachkommen der späteren englischen und sonstigen Eindringe nicht als ebenbürtig betrachten, oder wie wiederum die Neuengländer aus Puritanergeschlecht sich als „Hochadel" gegenüber den späteren Einwanderern fühlen. Welch eine groteske Satire auf die so laut betonte Gleichheit — dieser Ahnendünkel in New Orleans, New York und Boston!

Die Deutschen, die heute in Louisiana sitzen, verwandeln sich nicht mehr in Franzosen, sondern in Amerikaner von vielfach deutschem Empfinden — dank dem etwas stärkeren deutschen Rassebewußtsein unter zahlreichen deutschen Auswanderern von heute. Sie sind nicht mehr so zahlreich wie früher oder wie im Osten und Westen des Landes. Aber immerhin zählt New Orleans allein noch an zehntausend Deutsche, die sogar ihre eigne deutsche Zeitung haben.



Hofphotogr. B. Blum · W. Höffert, Köln a. Rh.

Das Kronprinzenpaar in den Rheinlanden: Besuch bei der Familie des Freiherrn v. Schorlemer auf Schloß Lieser an der Mosel

Literatur

Rudolf Herzog, „Der Abenteurer" (J. G. Cotta Nachfolger, Stuttgart). Rudolf Herzog gehört unstreitig zu den beliebtesten Romanschriftstellern der jüngeren Generation. Seine frische, fröhliche Art, die Neigung, das Leben von seiner besten Seite zu nehmen, ein Hauch von Romantik, alle diese Züge haben ihm schnell einen großen Freundeskreis erobert. Trotzdem darf man sich darüber nicht täuschen, daß diese Eigenschaften, so liebenswürdig sie an einer Persönlichkeit sein mögen, der Entwicklung des Kunstwerkes in die Tiefe hindernd in den Weg treten. Seine Romane sind eine höhere Form der Unterhaltungsliteratur, und ein sprudelndes, liebenswürdiges Erzählertalent vermag seine Mängel nicht völlig zu verhüllen. Herzogs Domäne ist die Jugend und Jugendzeit, die Grenzen seiner Begabung fühlt man sofort, wenn er sich an kompliziertere Charaktere, an ernstere Konflikte wagt. Sein letzter Roman, „Ter Abenteurer", will uns den psychischen Organismus einer Künstlernatur aufdecken und möchte zugleich für die seelische Treue des Helden plädieren, der zwar von einem Abenteuer zum andern stürmt und sich doch wieder in den Hafen seiner Häuslichkeit zurückfindet. Es heißt zwar, ein bekannter Sänger und Held habe zu dieser Figur das Modell abgegeben, aber Herzog hat nur Aeußerlichkeiten gesehen. Er bietet uns Abenteuer in Hülle und Fülle, den Beweis für die seelische Notwendigkeit dieses Sturmes und Dranges bleibt er uns ebenso schuldig wie den für die künstlerische Bedeutung seines Helden. Wir hören nur von diesem Sänger, spüren aber niemals auch nur einen Hauch seiner Stimme. Das Schicksal seiner Tochter — sie trägt den Namen Carmen und hat das heiße Blut des Vaters geerbt — wird ihm zur Nemesis. Die Charakteristik der Hauptfigur ist die Schwäche des Romans, seine Stärke liegt in den Schilderungen der begleitenden Umstände. Ter Kölner Karneval rauscht in seiner farbenfrohen Lustigkeit an uns vorüber, wir fahren mit dem Abenteurer durch die sonnige Campagna und spinnen uns mit ihm ein in die zauberhafte Ruinenstille des alten Zons. In dieser Hinsicht bietet das Buch mancherlei Schönes.

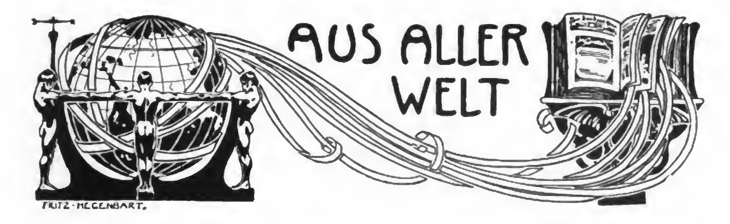
— Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, bei der die späteren Werke Zolas in autorisierten Uebersetzungen erschienen sind, hat vor kurzem dasjenige Werk des französischen Tichters, das für uns Tentsche noch heute ein besonders nationales Interesse hat, nämlich den „Zusammenbruch" in einer einbändigen Volksausgabe herausgegeben (gebunden M. 3.—). Nun folgen in derselben Gestalt „Lourdes" und „Rom", die beiden ersten Teile der Trilogie „Trois villes", beide Romane, die bisher je in drei Teilen erschienen waren, in je einen Band zusammengefaßt und um mehr als die Hälfte billiger als in der großen Ausgabe (geb. M. 3.50 bezw. M. 4.—). „Lourdes" hat bei seinem ersten Erscheinen ungeheures Aufsehen erregt; und noch heute, da die verschiedenen „Sensationen" von damals nicht mehr mitsprechen, verdient der Roman die volle Aufmerksamkeit aller, die für die kirchlichen Zustände Frankreichs, für die Gesamtlage des heutigen Katholizismus und für die Grundfragen des religiösen Lebens überhaupt Interesse haben. Tas gleiche gilt, vielleicht noch in höherem Maße, von dem zweiten Roman der Drei-Städte-Trilogie, „Rom". Der große Erfolg dieser Werke aber erklärt sich natürlich nicht durch den Stoff allein, sondern war in der Persönlichkeit des Tichters begründet, der mit festem Griff und unter Einsetzung seiner ganzen künstlerischen und ethischen Persönlichkeit die Probleme packte und gestaltete die der großartige Stoff ihm bot.

— Eine kritische Meisterleistung ist die im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig erschienene vierbändige Ausgabe von Novalis' Schriften, die der Wiener Literarhistoriker Jakob Minor besorgt hat. Die Werke des gemüt- und gedankenvollen, in der Blüte der Jahre dahingeschiedenen Tichters, der mehr als alle andern Romantiker, vielleicht allein mit vollem Recht unsern Klassikern zugezählt zu werden verdient und dessen nie ganz versiegter Einfluß auf schöpferische oder poetisch empfindende Geister in unsern Tagen stärker und befruchtender als je geworden ist, liegen hier vollständiger als in einer der früheren Ausgaben und auch in einer neuen Anordnung vor. Die Gedichte sind zu wenigen zwanglosen Gruppen vereinigt, wobei der Herausgeber von einer Sonderstellung der Jugendgedichte Abstand genommen hat. Der Text der Gedichte beruht nicht auf den Konzepten des Dichters, sondern auf den endgültigen Fassungen, wie überhaupt für den Text der ganzen Ausgabe nicht bloß die handschriftliche, sondern auch die gedruckte Ueberlieferung vollständiger als je vorher zu Rate gezogen worden ist. Die größte Sorgfalt hat der Herausgeber auf die mühevolle Sichtung und Ordnung der zahlreichen Fragmente verwendet, eine Aufgabe, die er so vollkommen gelöst hat, wie es nur möglich ist. Dem zweiten Teil des „Osterdingen" sind nicht bloß die Berliner Papiere, sondern auch die weimarische Handschrift zugute gekommen. So darf diese außerordentlich schön ausgestattete, mit mehreren Bildnissen geschmückte Ausgabe, in der außer den Vorreden von Tieck und Eduard von Bülow auch des Kreisamtmanns Just Novalisbiographie abgedruckt ist, als eine abschließende, als die Novalisausgabe gelten.

— Robert von Hornsteins Memoiren. Herausgegeben von Ferdinand von Hornstein (Verlag der Süddeutschen Monatshefte, München). Hornstein gehörte nicht zu den Großen im Reiche der Musik, aber ein gnädiges Schicksal vergönnte es ihm, die Wege der Großen in seinem reichen Leben gar mannigfach zu kreuzen. Das macht das Buch, in dem er seine Jugend und sein Mannesalter schlicht und einfach, aber zugleich warm und herzlich erzählt, auch für den Fernerstehenden so lesens- und liebenswert. Eine Zeit, mit der wir heute noch durch eine ganze Reihe Lebender und Schaffender verknüpft sind und die unserm ganzen Empfinden doch schon so ferngerückt scheint, lebt in Hornsteins Tagebuchblättern mit greifbarer Deutlichkeit wieder vor uns auf. Die Frische und Unmittelbarkeit seiner Darstellung zwingt uns zu einem ganz intensiven Miterleben; wir treten gleichsam mit ihm in Schopenhauers Studierstube, disputieren und musizieren mit Richard Wagner in der Schweiz und dergleichen mehr. Fast auf jeder Seite aber finden wir allerlei kleine, aber in ihrer Unbedeutendheit interessante Charakterzüge aufgezeichnet, die das Buch auch für den wertvoll machen, der danach trachtet, die Vorstellung von einer vergangenen Epoche unsers Geisteslebens und dem inneren Wesen ihrer Vorkämpfer durch die Kenntnis solcher Nebendinge des Alltags klarer und runder zu gestalten. Unter den zahlreichen Memoirenwerken, die in letzter Zeit in Deutschland publiziert worden sind, ist Hornsteins Buch wohl das anspruchsloseste, aber gerade in seiner Art eine willkommene Ergänzung zu schwererwiegenden Werken.

— In zehnter Auflage ist soeben der erste Band der auf drei Teile angelegten Meyerschen Alpenführer (Leipzig, Bibliographisches Institut) erschienen, der das Gebiet des Bayrischen Hochlands und des Zentralstocks der Tiroler Alpen bis zur Brennerbahn, einschließlich Schlern und Rosengarten einerseits und bis zur Schweizer Grenze anderseits, umfaßt. Meyers „Deutsche Alpen" haben sich durch ihre Ausführlichkeit, ihre absolute Zuverlässigkeit und die unübertroffene Genauigkeit in der Wegebeschreibung einen festgegründeten und wohlverdienten Ruf erworben. Die mit Unterstützung der alpinen Vereine durchgeführte gründliche Neubearbeitung des ersten Teils wird allen Anforderungen an einen modernen Alpenführer gerecht und berücksichtigt auch den sich mehr und mehr ausbreitenden Wintersport. Der umfassende Kartenapparat und die zahlreichen äußerst lehrreichen Rundsichten verdienen volles Lob und bilden einen höchst wertvollen Bestandteil des Werkchens.

— Dr. Soergels Jahrbuch der „Rechtsprechung zum gesamten Zivil-, Handels- und Prozeßrecht", von dem unlängst der achte Jahrgang erschienen ist (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; gebunden M. 8.50), ist immer mehr zu einem unentbehrlichen Quellen- und Nachschlagewerk für unsre Richter und Rechtsanwälte geworden. Wie der Herausgeber, der in Oberlandesgerichtsrat Birkenbihl einen berufenen Mitarbeiter gefunden, um die Vervollkommnung seines Werkes bemüht ist, das verrät schon der stetig wachsende Umfang des Buches, dessen achter Jahrgang sich in einer Stärke von siebzig Bogen präsentiert. Die musterhafte Anordnung des Gesamtstoffes, die klare Kennzeichnung der Entscheidungen machen wie bisher die Benutzung außerordentlich bequem. Das reiche Material, das aus der oberlandesgerichtlichen und der gesamten reichsgerichtlichen Rechtsprechung vom 1. Januar bis 1. Dezember 1907 besteht, hat einen ganz besonderen Wert für die Praxis dadurch erhalten, daß bei den Entscheidungen, wo es nur irgend tunlich und wichtig erschien, der Tatbestand mit angegeben wurde. Dieser Vorzug hebt das Werk Soergels von andern Werken ähnlichen Inhalts aufs vorteilhafteste ab und ist von der Kritik mit einmütigem Lob anerkannt worden. Erwähnen wir noch, daß der neue Jahrgang die Rechtsprechung zu insgesamt 149 Gesetzen (im vorigen waren es 84) bringt, so wird jeder Sachkundige auch dieser Zahl entnehmen, welchen Schatz für die juristische Praxis die Soergelsche Sammlung bedeutet.



Das Eythdenkmal in Berlin

Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft hat ihrem hochverdienten Begründer, dem vor zwei Jahren verstorbenen Ingenieur Max von Eyth, der zugleich ein gottbegnadeter Dichter war und die deutsche erzählende Literatur um eine Reihe origineller Werke bereichert hat, in Berlin ein würdiges Denkmal gesetzt, dessen Enthüllung am 6. Mai, dem zweiundsiebzigsten Geburtstage des „Dichter-Ingenieurs", stattfand. Das von Ernst Herter geschaffene Werk steht auf dem in der Dessauerstraße gelegenen Grundstück der Gesellschaft. Es ist ein Brunnen mit der überlebensgroßen Bronzebüste Eyths; die beiden seitlich angebrachten allegorischen Figuren, eine jugendliche Frauengestalt am Pfluge, die dem Dargestellten den Lorbeerkranz reicht, und ein mit einem Schurzfell bekleideter Genius, der eifrig an einem Schraubstock arbeitet, erinnern an Eyths populärstes Werk, die köstliche Skizzensammlung „Hinter Pflug und Schraubstock". Unter dem Namen des Verewigten sind an der Vorderseite des Denkmals nur sein Geburts- und sein Todesjahr (1836—1906) zu lesen; auf der Rückseite stehen die Worte: „Dem Begründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Dankbarkeit gewidmet von ihren Mitgliedern." Unten am Sockel ergießen sich aus einem Delphinkopf Wasserstrahlen in ein halbkreisförmiges Becken. Bei der Enthüllungsfeier war das preußische Landwirtschaftsministerium durch seinen Chef, Minister von Arnim-Criewen, den Unterstaatssekretär von Conrad und die Direktoren Dr. Thiel und Küster sowie mehrere Räte vertreten, das Reichsamt des Innern durch den Geheimen Regierungsrat Dr. Bönisch, die Landwirtschaftliche und die Tierärztliche Hochschule durch ihre derzeitigen Rektoren und zahlreiche Hochschulen und Fachvereine aus dem ganzen Reich durch Männer, deren Namen über die Grenzen ihres Berufes hinaus bekannt sind. Nachdem die Konzertvereinigung des Domchors Beethovens „Die Himmel rühmen" vorgetragen, nahm der Vorsitzende der Landwirtschaftsgesellschaft, Ritterschaftsrat von Freier-Hoppenrade, das Wort zur Festrede. Er schilderte in großen Zügen die Verdienste des „genialen, gottbegnadeten Ingenieurs" um die deutsche Landwirtschaft, auf die er durch seine reichen, in vier Weltteilen gesammelten Erfahrungen befruchtend wirkte. Eyths Werk habe keine Landesgrenzen gekannt, sondern das ganze Land umfaßt. Es sei daher eine nationale Tat. Die Rede klang in ein begeistert aufgenommenes Hoch auf den Kaiser als den Schirmherrn der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft und der friedlichen Arbeit überhaupt aus. Auf ein Zeichen des Redners fiel dann die Hülle von dem Denkmal. Als erster legte Minister von Arnim einen prachtvollen Kranz des Ministeriums an dem Denkmal nieder, nach ihm unter kurzen, ehrenden Ansprachen die Rektoren Schmalz von der Tierärztlichen und Börnstein von der Landwirtschaftlichen



1. Prof. Dr. Börnstein, Rektor der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule; 2. Prof. Dr. Schmalz, Rektor der Tierärztlichen Hochschule; 3. Ritterschaftsrat von Freier, Vorsitzender der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft; 4. Prof. Ernst Herter

Die Enthüllung des von Ernst Herter entworfenen Denkmals für Max Eyth im Hofe des Gebäudes der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Berlin

Hochschule, ferner ein Vertreter der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, bei der außer dem oben genannten Werke auch Eyths letzter Roman „Der Schneider von Ulm" erschienen ist. Mit dem Gesang des Liedes „Ich kenn' ein' hellen Edelstein" schloß die eindrucksvolle Feier.

Berthold Wölbling †

Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft hat durch das am 9. Mai erfolgte Hinscheiden ihres Hauptgeschäftsführers, Landesökonomierats Berthold Wölbling, einen schweren Verlust erlitten. Wölbling, der im neunundsechzigsten Lebensjahre stand, widmete sich frühzeitig dem landwirtschaftlichen Berufe und pachtete 1871 das Rittergut Kreuzburg bei Templin, gab 1887 diese Pachtung jedoch auf und siedelte nach Berlin über, um die Funktionen eines ausführenden Verwaltungsratsmitgliedes der Preußischen Hagelversicherungsgesellschaft zu übernehmen. Ein Jahr später übernahm er die Stellung eines Hauptgeschäftsführers der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, die ihre Blüte hauptsächlich seiner rastlosen Tätigkeit zu verdanken hat.



Phot. Becker

Landesökonomierat Berth. Wölbling, Hauptgeschäftsführer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, † 9. Mai



Phot. Ed. Frankl

Kaiserin Auguste Viktoria und Erzherzogin Maria Annunziata

Vom Fürstenbesuch in Wien

Die großartige Huldigung, welche die deutschen Bundesfürsten mit dem Kaiser an der Spitze dem greisen Herrscher der befreundeten und verbündeten Donaumonarchie zu seinem Regierungsjubiläum dargebracht haben, ist eines der denkwürdigsten historischen Ereignisse der Neuzeit und hat in der ganzen Welt einen tiefen Eindruck gemacht, der um so nachhaltiger bleiben wird, als nicht der leiseste Mißton die Bedeutung dieser einzigartigen Kundgebung abgeschwächt hat. Das deutsche Kaiserpaar traf von Pola am 7. Mai auf der Station Meidling bei Wien ein. Dort hatte sich Kaiser Franz Joseph eingefunden und fuhr nun mit seinen Gästen nach Penzing, wo großer Empfang war und Bürgermeister Lueger die Majestäten begrüßte. Sodann erfolgte die Fahrt nach Schönbrunn. Im ersten, mit vier Schimmeln bespannten Wagen saßen die beiden Kaiser. Im zweiten Wagen folgte die Kaiserin mit Erzherzogin Maria Annunziata, im dritten Prinz August Wilhelm mit Erzherzog Franz Ferdinand, im vierten Prinzessin Viktoria Luise mit einer Erzherzogin. Auf den Straßen vom Bahnhof bis Schönbrunn waren die Truppen der Garnison mit fünf Musikkapellen aufgestellt. Im Schönbrunner Schloß empfingen die Majestäten die Minister und obersten Hofchargen. Um zwölf Uhr fuhren die in Wien anwesenden deutschen Bundesfürsten am Schönbrunner Schlosse vor und versammelten sich in den Empfangsgemächern, wo sich sodann Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Joseph einfanden. Kaiser Wilhelm richtete nun im Namen der deutschen Bundesfürsten eine überaus warm und herzlich gehaltene Ansprache an den kaiserlichen Jubilar, auf welche dieser in tiefer Rührung ebenso herzlich antwortete. Abends fand im Schloß eine Festtafel statt. Nach dieser traten die meisten deutschen Fürsten die Heimreise an.



Phot. Ed. Frankl

Vom Fürstenbesuch in Wien: Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm auf der Fahrt nach Schönbrunn

Die Kinderhuldigung in Schönbrunn

Die liebenswürdigste und sinnigste unter den großartigen Veranstaltungen, mit denen die Stadt Wien das sechzigjährige Regierungsjubiläum des greisen Kaisers Franz Joseph gefeiert hat, war die Huldigung, welche die Schuljugend dem Jubilar am 21. Mai darbrachte. An 80000 Kinder, die Knaben in dunkeln, die Mädchen in weißen Kleidern mit Schärpen in den Landesfarben, füllten bei prachtvollem Wetter das große Parterre des Schönbrunner Parkes vor dem Schlosse, auf dessen Terrassen der Kaiser mit den Mitgliedern des Kaiserhauses dem



Phot. Karl Seebald

Von der Kinderhuldigung in Schönbrunn: Fräulein Josefine Ritzinger als Vindobona

Huldigungsakte beiwohnte. Das gesamte diplomatische Korps, die Hof- und Staatswürdenträger und ein zahlreiches geladenes Publikum waren zugegen. Einige hundert kindliche Sänger und Sängerinnen waren auf einer der Tribünen aufgestellt, die zu beiden Seiten vor der Freitreppe des Schlosses den halbrunden Raum der eigentlichen Feier umgaben. Unter den Liedern der Sängerschar führten Mädchen in Altwiener Tracht und Knaben in der Uniform der Deutschmeister aus der Armee Radetzkys ein Reigenspiel auf. Zum Schlusse sang die ganze Masse der Kinder das „Gott erhalte". Die



Phot. Berl. Illustr.-Gesellschaft

Von der Huldigung der Wiener Schulkinder vor Kaiser Franz Joseph im Park von Schönbrunn



Phot. R. Lechner

Von der Kinderhuldigung im Park von Schönbrunn: Reigentanz

hinten Stehenden fielen, als die Sänger begannen, ungeheißen ein, doch nicht alle zugleich; der Gesang pflanzte sich wie eine Wellenbewegung nach rückwärts fort und hallte im Echo vorn von der Schloßwand wider. Dann jubelten endlos die Hochs der Kinder durch die Luft. Alle schwenkten die Taschentücher. Den Schluß der Huldigung bildete eine von sämtlichen Kindern aufgeführte Apotheose. Die Kinder bildeten eine Gruppe, welche die Initialen des Kaisers und die Zahl 60 darstellte. Der Kaiser war sichtlich tiefgerührt und begab sich in den Park hinab. Zum Bürgermeister Lueger sagte er: „Kinder sind für mich das Schönste und Liebste; je älter ich werde, desto mehr liebe ich die Kinder."

Adolf L'Arronge †

Adolf L'Arronge, der liebenswürdige dramatische Dichter, hat sein siebentes Jahrzehnt nicht lange überlebt; am 25. Mai ist er in Konstanz, wo der Schwerkranke im Binswangerschen Sanatorium Heilung von seinem Ischias- und

Bronchitisleiden suchte, acht Tage nach seinem Eintreffen gestorben. Seine außerordentliche Popularität hat sich bei seinem siebzigsten Geburtstag, der ihm eine Fülle von Ehrungen und Glückwünschen seitens seiner zahlreichen Verehrer brachte, in wahrhaft großartiger Weise offenbart, und so ist der Dichter mit dem beglückenden Bewußtsein aus dem Leben geschieden, daß sein Andenken nicht so bald erlöschen wird. Eine biographische Skizze über den Dichter mit einer kurzen Würdigung seines Schaffens haben wir in Heft 9 anläßlich seines siebzigsten Geburtstages gebracht.



Phot. Philipp Kester

Adolf L'Arronge †

Zum 100jähr. Jubiläum der Münchner Kunstakademie

Die weltberühmte Akademie der bildenden Künste in München konnte am 13. Mai auf eine hundertjährige Vergangenheit zurückblicken. Der Grundstein zur Münchner Kunstakademie wurde durch die Errichtung einer Münchner Malerakademie am 25. Januar 1802 gelegt. In dieser sollte unentgeltlicher Zeichenunterricht gegeben werden. Durch Stiftungsurkunde vom 13. Mai 1808 wurde diese Organisation dahin geändert, daß die Akademie der bildenden Künste errichtet ward. Da der Unterricht in der neuen Akademie erst im Frühjahr 1809 begann, so ist die eigentliche Jubiläumsfeier auf das nächste Jahr verschoben worden. Um jedoch den bedeutungsvollen Tag nicht ohne eine Gedenkfeier vorübergehen zu lassen, vereinigte sich das Lehrerkollegium am Vormittag im Sitzungssaale der Akademie zu einem kurzen Festakt, dem sich ein Frühstück anschloß. Als Vertreter der Staatsregierung wohnte Oberregierungsrat Dr. Winterstein vom Kultusministerium der Feier bei. Der Sitzungssaal trug besonders festlichen Schmuck. Der Direktor der Akademie, Reichsrat Ferdinand von Miller, hielt vor der Büste des Gründers der Akademie, des Königs Max Joseph, eine längere Ansprache, in der er einen kurzen Rückblick auf die Geschichte der Akademie gab. Während des Frühstücks erhob sich Oberregierungsrat Dr. Winterstein, um der Akademie die Glückwünsche der Staatsregierung zu übermitteln und ein Hoch auf das fernere harmonische Zusammenwirken des Lehrerkollegiums, in dem ja verschiedene Kunstrichtungen vertreten sind, auszubringen. Professor von Wagner dankte dem Vertreter der Staatsregierung namens der Akademie für sein Erscheinen und seine Glückwünsche und toastete auf die Staatsregierung und Oberregierungsrat Dr. Winterstein als den Referenten der Akademie. Darauf begab sich die Versammlung in feierlichem Zuge nach der im Vestibül des ersten Stockwerks aufgestellten, von König Max Joseph bei der Gründung der Akademie geschenkten Marmorfigur eines Genius, um diese mit dem Lorbeer, der vorher die Büste des Königs geziert hatte, zu schmücken.

Das Bismarckdenkmal in Frankfurt a. M.

Am 10. Mai fand die feierliche Enthüllung des Bismarckdenkmals in Frankfurt am Main an der Promenade gegenüber dem Schauspielhause statt. Das Denkmal, ein Werk des vor drei Jahren verstorbenen Bildhauers Rudolf Siemering, dessen Entwurf durch Professor Manzel die letzte Vollendung erhielt, stellt in Anlehnung an einen bekannten Ausspruch des Fürsten Bismarck den Kanzler neben der „in den Sattel gesetzten" Germania dar. Zur Enthüllungsfeier war die Gräfin Wilhelm Bismarck mit ihrem Sohne Grafen Nikolaus erschienen. Die Festrede hielt Professor Dr. Schwemer vom Goethe-Gymnasium.



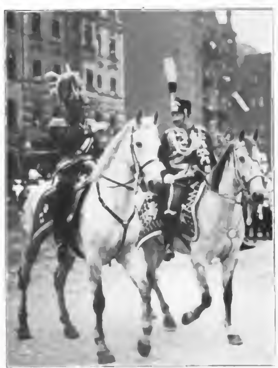
Phot. Dittmar, München

Von links nach rechts, sitzend: Professor von Thiersch, Professor von Stieler, Professor von Löfftz, Professor Rud. von Seitz, Professor von Habermann, Reichsrat F. von Miller, Professor von Defregger, Professor Otto Seitz. — Stehend: Professor Halm, Professor Feuerstein, Professor Alex. von Wagner, Professor von Stuck, Professor von Hackl, Oberregierungsrat Winterstein, Professor Schmidt, Professor Jank, Professor Kurz, Professor Marr

Das Kollegium der Akademie der bildenden Künste zu München bei der Vorfeier des hundertjährigen Jubiläums der Akademie

Zum Jubiläum der Totenkopfhusaren

Die Danziger Leibhusaren, nach dem an ihrem Tschako angebrachten Emblem die Totenkopfhusaren genannt, begingen kürzlich ihr hundertjähriges Jubiläum. Die Feier begann am 26. Mai mit einem imposanten Generalappell alter Leibhusaren durch den kommandierenden General von Mackensen.



Phot. Gottheil & Sohn, Danzig

Kaiser Wilhelm beim Jubiläum der Totenkopfhusaren in Langfuhr bei Danzig; neben ihm General von Mackensen



Phot. Berliner Jll.-Gesellschaft

Das neue Bismarckdenkmal in Frankfurt a. M. Von Rudolf Siemering (†)

Rund 8000 frühere Regimentsangehörige aus allen Teilen Deutschlands waren dazu erschienen. Am nächsten Tage traf Kaiser Wilhelm in Danzig ein und nahm, begleitet von dem General von Mackensen, auf dem großen Exerzierplatz die Parade der Leibhusarenbrigade und ihrer ehemaligen Angehörigen ab. Vorher hielt der stellvertretende Brigadekommandeur Oberst Graf von Pfeil und Klein-Ellguth eine zündende Ansprache an die in offenem Karree aufgestellte Brigade. Die Brigade defilierte zweimal an dem Kaiser vorüber, das erstemal, gefolgt von den alten Husaren, im Schritt, das zweitemal im Trab und Galopp. Nach der Parade gab der Kaiser die von ihm verliehenen Auszeichnungen bekannt. General von Mackensen wurde à la suite des 1. Husarenregiments gestellt.

François Coppée †

Der bekannte französische Dichter François Coppée, Mitglied der Académie Française, ist am 23. Mai nach jahrelangem schwerem Leiden in Paris gestorben. Coppée war am 12. Januar 1842 in Paris als Sohn eines kleinen Beamten geboren. Anfangs war er als Hilfsarbeiter im Kriegsministerium tätig. Nach Herausgabe einiger Gedichtsammlungen, die sich durch eine erstaunliche Formvollendung auszeichneten, wurde er im Alter von siebenundzwanzig Jahren mit einem Schlage populär als Verfasser des „Streits der



Phot. Berliner Jll.-Gesellschaft

1. Gräfin Wilhelm von Bismarck; 2. Graf Nikolaus von Bismarck; 3. Prinz Ernst zu Sachsen-Weimar; 4. Prinz Friedrich Karl von Hessen; 5. Kommand. General von Eichhorn; 6 Oberbürgermeister Adickes

Enthüllung des Bismarckdenkmals in Frankfurt a. M.

Schmiede", einer Tendenzschrift zugunsten der Arbeiter. Seinen Hauptruhm aber begründete Coppée, einer der ausgezeichnetsten Vertreter der „Parnassiens", durch sein einaktiges Drama „Le Passant", das der jugendlichen Sarah Bernhardt Gelegenheit gab, ihr ungewöhnliches Talent zu offenbaren. Von seinen späteren dramatischen Arbeiten ist der Zweiakter „Der Geigenmacher von Cremona" in Deutschland am bekanntesten geworden. Seine Hauptstärke war und blieb die Lyrik, doch hat er sich auch als Verfasser reizender Novellen und Skizzen einen angesehenen Namen gemacht.



Phot. M. Branger

François Coppée †

Von seinen Romanen ist „La bonne souffrance", worin der von schwerer Krankheit genesene Dichter seine Rückkehr zum Glauben der katholischen Kirche schildert, von großem psychologischem Interesse. Nach dem Kriege von 1870/71 wurde er zum Bibliothekar der Comédie Française ernannt, und 1884 wurde er in die Académie Française aufgenommen. Während der letzten Jahre hat er sich auch auf politischem Gebiete betätigt und ist als nationalistischer Agitator hervorgetreten.



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

König Leopold von Belgien in Wiesbaden

König Leopold II. in Wiesbaden

Vor kurzem weilte König Leopold von Belgien zur Kur in Wiesbaden, wo bekanntlich auch das Kaiserpaar Mitte Mai zu den Festspielen eintraf. Am 15. Mai machte der Kaiser dem belgischen König einen Besuch und empfing anderthalb Stunden später im Königlichen Schloß den Besuch Leopolds II., der hierauf auch von der Kaiserin empfangen und mit den Herren seiner Begleitung zur Frühstückstafel bei dem Kaiserpaar geladen wurde.

Von der Einweihung der Hohkönigsburg

Der festliche Akt, mit dem am 13. Mai die Uebergabe der vor kurzem vollendeten Hohkönigsburg an den Kaiser vollzogen wurde, war vom Wetter nicht begünstigt. Gegen zwölf Uhr traf das Kaiserpaar auf der Burg ein. Nachdem die Majestäten in dem wappengeschmückten Kaiserzelt Platz genommen hatten, wurde die Feier mit einem Heroldsspruch des Dichters Fritz Lienhard eröffnet. Es folgte der prächtig arrangierte Festzug, der den Einzug der drei Söhne Franz von Sickingens auf der Burg darstellte. Im ersten Hof über-



Phot. Eugen Jacobi

Die Einweihung der Hohkönigsburg: Kaiser Wilhelm verliest die Urkunde



Phot. Polak

1. Rev. Geo Hooper; 2. Rev. J. H. Rushbrooke; 3. Staatsminister a. D. D. von Studt; 4. Rev. W. D. Davis; 5. Professor D. von Soden; 6. Oberhofprediger D. Dryander; 7. J. Allen Baker M. P.; 8. Oberkonsistorialrat Präfke, Neustrelitz

Die deutschen Geistlichen im Londoner Tower

gab sodann Staatssekretär von Bethmann-Hollweg dem Kaiser, als dem Burgherrn, den großen goldenen Schlüssel mit einer Ansprache, die der Kaiser mit einer längeren Rede beantwortete. Nachdem die Söhne des Architekten Bodo Ebhardt dem Kaiser einen kunstvollen Trinkhelm dargeboten hatten, überreichte der Kaiser den Schlüssel zur Burg dem zum Schloßhauptmann ernannten Staatssekretär Freiherrn Zorn von Bulach. Dann erfolgte der feierliche Einzug.

Die deutschen Geistlichen in England

Auch die deutsche Geistlichkeit ist kürzlich aufgeboten worden, die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien in der seit einigen Jahren beliebten Art durch eine Besuchsfahrt nach England zu kräftigen. Etwa 130 Geistliche aus allen Teilen Deutschlands, darunter 94 evangelische, nahmen an der Fahrt teil; auch einige Herren weltlichen Standes, worunter der frühere preußische Kultusminister von Studt, hatten sich angeschlossen. Die Herren trafen am 27. Mai in Begleitung des bekannten Schriftstellers Stead in London ein und wurden von einem Komitee unter Leitung des Unterhausmitglieds Allen Baker empfangen. Am Himmelfahrtstag besuchten sie das Bibelhaus der Britischen Bibelgesellschaft und den Tower; dann fand zu Ehren der Gäste beim Lordmayor im Mansionhaus ein Frühstück statt, an dem auch der Erzbischof von Canterbury sowie der deutsche Botschafter teilnahmen. Im Laufe des Tages besuchten die Geistlichen das Parlamentsgebäude und wurden vom Unterrichtsminister im Namen der Regierung begrüßt. Am 30. wurden sie von König Eduard im Buckingham-Palast empfangen. Der König, der sehr liebenswürdig war und Deutsch sprach, sagte, er sei sehr erfreut und befriedigt über den Besuch und hoffe, daß es den Geistlichen bis zum Schlusse gefallen werde. Die Geistlichen wurden alsdann durch den Buckingham-Palast geführt und besichtigten die Staatsgemächer.

Das Vörösmartydenkmal in Budapest

Auf einem der schönsten Plätze der ungarischen Haupt- und Residenzstadt wurde am 24. Mai das Marmordenkmal des ungarischen Dichters Michael von Vörösmarty (geboren am 1. Dezember 1800 zu Nyék, gestorben am 21. November 1855 in Pest) enthüllt. Wiewohl Vörösmarty als Epiker, dramatischer Dichter und Lyriker hervorragende Werke schuf, die ihn zum Range eines Klassikers der ungarischen Literatur erhoben, ist er doch besonders durch seinen „Szózat" (Weckruf) populär geworden, der bestimmt war und ist, den Ungar zur „unverbrüchlichen Vaterlandsliebe" zu begeistern. Auf dem Sockel des Denkmals steht nicht der Name des Dichters, sondern nur die ersten Worte des genannten, jedem Ungar bekannten Gedichtes:

„O Ungar, sei dem Vaterlande treu,
Sei unverbrüchlich es und jederzeit!"

In Vertretung des Königs Franz Joseph waren Erzherzog Joseph und seine Gemahlin Erzherzogin Augusta, eine Enkelin des Monarchen, zur Enthüllungsfeier erschienen. Das Denkmal ist ein Werk der Bildhauer Eduard Kallós und Eduard Telcs und des Architekten G. Márkus. **M. K.**



Phot. Erdélyi

Das Vörösmartydenkmal in Budapest

Die Einweihung der Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Potsdam

In Gegenwart der Kaiserin Auguste Viktoira fand am 26. Mai die Einweihung des in der Neuen Königstraße zu Potsdam errichteten neuen Anstaltsgebäudes der Königlichen Handels- und Gewerbeschule für Mädchen statt. Unter den zu der Feier erschienenen hohen Beamten befand sich der preußische Handelsminister Dr. Delbrück, der die Festrede hielt. Er dankte der Kaiserin, der Protektorin der Schule, zunächst für die Förderung und tatkräftige Unterstützung, die sie der Anstalt stets entgegengebracht hätte; dann ging er auf den Zweck der Anstalt ein: „die Ausbildung der heranwachsenden weiblichen Jugend". Mit dem Dank an alle Mitarbeiter des großen Werkes schloß der Minister seine Ansprache.



Phot. Ch. Franck

Kaiserin Auguste Viktoria und Handelsminister Delbrück bei der Einweihung der Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Potsdam



Phot. Wilhelm Müller

Die neue evangelische Kirche in Gries bei Bozen Architekten: Linke und Reiter in Bozen

Präsident Fallières in London

Die französisch-englische Entente hat in jüngster Zeit auf englischem Boden eine doppelte Bekräftigung erfahren: durch die franko-britische Ausstellung in London, die den bezeichnenden Namen „Ententeausstellung" erhalten hat, und durch den gleichzeitigen Besuch des Präsidenten Fallières in London. Selbstverständlich war der Präsident, der von dem Minister des Auswärtigen, Pichon, begleitet war, der Gegenstand aller erdenklichen Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten von seite des englischen Hofes und der sonstigen offiziellen Stellen. Die Herzlichkeit der Beziehungen zwischen den Ententemächten wurde von König Eduard besonders bei dem zu Ehren des Präsidenten im Buckingham-Palast gegebenen Festmahl betont; der König sprach dabei den Wunsch aus, daß die „Entente cordiale" eine „Entente permanente" werden möge. An der Eröffnung der franko-britischen Ausstellung nahmen der König und der Präsident gemeinsam teil.

Die evangelische Kirche in Gries

In Gries, dem berühmten und jahraus jahrein von vielen Tausenden besuchten klimatischen Kurort bei Bozen, ist am 14. Mai die neue evangelische Christuskirche feierlich eingeweiht worden. Die unter der Leitung der Bozener Architekten Linke und Reiter im gotischen Stil erbaute Kirche bietet Raum für über zweihundert Besucher. Ihre Weihe vollzog der Superintendent Dr. Th. Koch aus Gmunden. Die Festrede hielt der Schriftführer des Zentralvorstandes des Gustav-Adolf-Vereins, Superintendent Dr. Th. Hartung-Leipzig.



Phot. Richard Fuchs

König Eduard und Präsident Fallières bei der Eröffnung der französisch-britischen Ausstellung in London

Rätsel-Ecke

Buchstabenrätsel

		1	2	3	4		
		A	A	A	A		
		A	A	A	A		
A	A	D	D	D	D	E	E
E	E	E	E	I	I	I	I
L	L	N	N	N	N	N	N
P	P	R	R	R	R	S	S
		S	S	S	T		
		T	T	U	U		

Die Buchstaben in obenstehender Figur sind so zu ordnen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleiche Wörter von untenstehender Bedeutung ergeben: 1. spanisches Fürstentum, 2. Stadt in der Schweiz, 3. Aufenthaltsort der ersten Menschen, 4. amerikanische Insel.
H. v. d. M.

Wechselrätsel

Mit b in der Mitte dem Kaufmann bekannt,
Mit f ein sicherer Platz am Land,
Mit g eine Stadt, in der's viel raucht,
Mit k zu mancherlei Zwecken gebraucht.
Mit m oft wendet der Fischer es an,
Mit s im Feld man sie sehen kann.
F. M.-S.

Homonym

Man fertigt mich aus Holz und Eisen,
Aus Silber, Stein, Blei, Gold und Stahl.
Im weiten Weltall muß ich kreisen
In unermeßlich großer Zahl.

Den jähen Tod bracht' ich schon vielen
Geschöpfen aus der Näh' und Fern',
Und dennoch nehmen mich zum Spielen
Die Alten und die Jungen gern.
L. F



Wortverbindungsrätsel

Damit du die Schrecken des Ersten vermeidest,
Und nicht — doch leicht mögliche — Ganze erleidest,
Nimm stetig, o Wandrer, das zweite Wort
Als Richtschnur bis hin zum Bestimmungsort,
Erschallet der Ruf des Zweiten mit u
Statt mit i durch das Erste, dann pflege der Ruh'!
Dr. F. B.

Kapselrätsel

Es liegt eine Stadt im Bayernland,
Weithin durch treffliches Bier bekannt:
Wer wohl in ihrem Namen versteckt
Eine württembergische Stadt entdeckt? F. M.-S.

Logogriph

Daß Anton Leichtfuß durchs Examen fiel,
Das kam von seiner Leidenschaft fürs Spiel.
Des Abends zecht' er oft mit lustigen Gesellen,
Da ward dann in den meisten Fällen
Sehr bald ein kleines Spielchen arrangiert;
Und ob er auch Gewissensbisse spürt',
Die Leidenschaft in ihm war stets mit m das Wort
(Vier Silben hat's) und riß ihn mit sich fort.
Am Tage pflegt' er dann das Wort mit n zu sein,
Und seinem müden Kopf macht' alle Arbeit Pein. Eta.

Homonym

Getrennt ist's Mozart, Königstein,
Der Ganges und die Danaiden;
Vereint und noch ein h hinein
Sei's oft und reichlich dir beschieden. Kl. Br.

Rätsel

Eins suche in der Ferne,
Zwei suche in der Näh',
Drei blinkt aus jedem Sterne
Und blinkt aus jedem See.
Das Ganze, vor- und rückwärts gleich,
Kann sein Hölle und Himmelreich.
Dr. K. K. v. F.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 11

Des Silbenrätsels: Baurat.
Des Anagramms: Afra — Saar.
Des Wechselrätsels: Denker, Henker, Lenker, Senker.
Des Logogriphs: Anmutig, unmutig.
Des Silbenrätsels: Bern — Stein. Bernstein.
Des Wechselrätsels: Alsen, Alpen.
Des Homonyms: Ofen.
Des Silbenrätsels: Kamin, Minka.
Des Rätsels: Klavier.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. IX

Gespielt im allrussischen Turnier zu Lodz im Dezember 1907.

Französische Partie

Weiß: Rubinstein, erster Sieger (mit neun gewonnenen von zwölf gespielten Partien; der zweite Preis fiel an Alapin, der dritte und vierte an Salwe und Snosko-Borowski).
Schwarz: Danischewski.

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	**e7—e6**	14. Sc3—a4[4]	Db6—a5
2. d2—d4	d7—d5	15. Lg5×f6	Sd7×f6?[5]
3. Sb1—c3	Sg8—f6	16. Sa4—c5	b7—b6?[6]
4. e4×d5	e6×d5	17. Df4—h4	Lh5—g6[7]
5. Lc1—g5	c7—c6	18. Tf1×f6	g7×f6[8]
6. Lf1—d3	Lf8—d6	19. Sc5—d7	Tf8—d8
7. Sg1—e2	0—0	20. Sd7×f6†	Kg8—g7
8. Dd1—d2	Lc8—g4[1]	21. Ld3×g6	h7×g6
9. 0—0	Sb8—d7[2]	22. Dh4—h7†	Kg7—f8[9]
10. Se2—g3	Dd8—c7	23. Ta1—f1	Da5—d2[10]
11. h2—h3	Ld6×g3	24. Dh7—h8†	Kf8—e7
12. f2×g3	Lg4—h5	25. Sf6—g8†!	Ke7—e8[11]
13. Dd2—f4!	Dc7—b6[3]	26. Sg8—h6†	Aufgegeben.

[1]) Der Läufer steht hier nicht gut; Weiß könnte ihn mit 9. Se2—g3 zu baldigem Rückzug veranlassen.

[2]) Schwarz sollte nun wenigstens sofort Lg4—h5—g6 folgen lassen.

[3]) Fehlerhaft wäre Dc7×f4 wegen 14. g3×f4, worauf Lh5 verloren geht; zum Beispiel h7—h6 15. Lg5×f6 Sd7×f6 16. f4—f5. Besser als der Textzug scheint Ta8—e8; doch hält auch dann Weiß mit 14. Ld3—f5 den Angriff fest (14. ... Lh5—g6 15. Lg5×f6 Lg6×f5 16. Lf6×g7).

[4]) Weiß bringt sehr geschickt diesen Springer zum Angriff — allerdings nicht erzwungen.

[5]) Da5×a4 verdient den Vorzug; mit 16. Lf6—e7 Tf8—e8 17. b2—b3 Da4—a5 18. Df4—f5 Sd7—f8 (19. Le7×f8 Lh5—g6) erlangte Schwarz noch ganz gute Verteidigung.

[6]) Lh5—g6 war hier der richtige Zug.

[7]) Falls b6×c5, so 18. Tf1×f6 Lh5—g6 19. Ld3×g6 h7(f7)×g6 20. Tf6×c6 mit Vorteil für Weiß.

[8]) Oder b6×c5 19. Ld3×g6, wie in der vorhergehenden Anmerkung.

[9]) Nimmt der König den Sf6, so folgt mit 23. Ta1—f1† baldiges Matt.

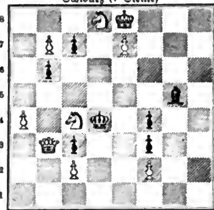
[10]) Schwarz sucht seine Dame zum Schutz herbeizuholen; es gelingt aber nicht mehr.

[11]) Falls Td8×g8, so 26. Dh8—f6† Ke7—d7 27. Df6×f7† Kd7—c8 28. Df7×g8† Kc8—b7 29. Tf1—f7† Kb7—a6 30. Dg8×a8 und so weiter. Und falls 25. ... Ke7—d7 (d6? 26. Dh8—e5†!), so 26. Tf1—f7† Kd7—c8 27. Dh8—e5 Td8—d7 28. De5—e8† Td7—d8 29. De8×c8†.

Aufgabe IX

Von Dr. F. Binder in Weimar. (Neu.)

Schwarz (7 Steine)



Weiß (9 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe VIII:

W. 1. Sg2—e3
S. 1. d4×e3
W. 2. Td7—b7
S. 2. e3—e2
W. 3. Tc2—c1††
S. 3. Kb1×c1
W. 4. De4—c2†
S. 4. Kc1×c2 matt.

A.

S. 1. d4—d3
W. 2. De4—h7
S. 2. d3×c2
W. 3. Se3—d5
S. 3. Kb1—c1
W. 4. Dh7×c2†
S. 4. Kc1×c2 matt.

B.

S. 2. d3—d2
W. 3. Tc2—c3†
S. 3. Kb1×b2†
W. 4. Se3—d1†
S. 4. Ta1×d1 matt

Schachbriefwechsel

Richtige Lösung zu Nr. VII ging ein von Hans Häberlin in Basel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.





Goldhärchen
Nach einem Gemälde von Georg Buchner

Nichts über mich!

Roman

Von

Ida Boy-Ed

(Schluß)

VIII

Ueber Alveston war eine merkwürdige entschlossene Stille gekommen. Nachdem er sich mehrere Tage gebärdet hatte, als könne sein rasender Zorn seine Lage ändern, nachdem er in fast gebieterischer und drohender Haltung sich als Bürger des freien Amerika betont, zeigte er nun durch ein hochmütiges und überlegenes Lächeln an, daß er gewiß sei, die Angelegenheit müsse sich bald klären.

Er beauftragte Wallrode, sich an den amerikanischen Konsul zu wenden. Und jetzt ging er in dem karg ausgestatteten zimmerartigen Raum auf und ab, der ihn im Untersuchungsgefängnis umschrankte. Er wartete voll verzehrender Ungeduld auf die Nachricht, daß das Konsulat seine Freilassung erwirken werde. Wenn auch vielleicht unter Kaution. Eine solche würde Margritt auf ihre vielleicht noch nicht flüssig zu machende Erbschaft hin unter allen Umständen aufzubringen wissen.

Der Zeitverlust empörte ihn vor allen Dingen. Diesen überdachte er fort und fort.

Daß man ihn in Haft genommen, daß sein Name in Deutschland wie in Amerika durch alle Zeitungen ging, das entlockte ihm schon nach zwei, drei Tagen ein sonderbares leises Lächeln, wenn er ganz allein mit sich und seinen rastlos arbeitenden Gedanken war. Er rechnete förmlich mit der Oeffentlichkeit als mit einem Wertfaktor. Rasch, sehr rasch, ehe das Erstaunen über seine Verhaftung schon vergessen und verblaßt war, mußte die zweite Sensation folgen: die seiner Entlassung. Mit dem nächsten Schiff wollte er dann nach Amerika eilen und als sehr bekannt gewordener Mann, als freier Amerikaner, an dem täppische deutsche Polizeihände sich zu vergreifen gewagt hatten, sein Erlebnis, zusammen mit der Kunde von der Gründung seiner Alveston Oil Company, gehörig in der Presse verwerten.

Er berauschte sich an dieser Vorstellung. ‚Jede Lebenslage kühn zum Vorteil auszunutzen und umzubiegen, das ist das Geheimnis des Erfolges,‘ dachte er.

Die Ereignisse nahmen mit ihrem Gange aber keine Rücksicht auf die kalte Keckheit solcher Ideenverbindungen. Sie gingen Schritt vor Schritt, vorsichtig tastend, schwer, als hätten sie Blei in den Füßen. Denn sie gingen ja nicht tänzelnd auf eine Sensation los, sondern wuchtig auf Recht und Licht zu.

Ein Verhör folgte dem andern. Man stellte ihn einem Kutscher, einem alten Schiffer, einem Mützenhändler und einem Friseur gegenüber. Er mußte dem Hausdiener und dem Portier seines Hotels vor dem Untersuchungsrichter begegnen. Gepäckträger marschierten auf, und sogar sein Koffer spielte eine Rolle.

Er ertrug dies alles mit der vornehmen und mühsame Beherrschung andeutenden Haltung eines Mannes, den man gänzlich unnütz von seinen wichtigen Geschäften abhält.

Daß seine Frau ihm einen Rechtsanwalt genommen, dessen Namen gar keinen imposanten Klang hatte, ärgerte ihn anfangs. Aber dann dachte er: ‚Besser so, vorteilhafter so! Der Wallrode wird erkennen, daß mein Fall zugleich sein Fall ist, meine Freiheit sein Ruhm wird. Er ist noch kein Angekommener dieser Wallrode — er wird alles tun, alles, um jetzt Aufsehen und Ansehen zu erzielen.‘

Auch er fühlte heraus, daß da noch ein ideales Moment sei, daß dieser Wallrode sich zerreißen würde, um den Frauen zu dienen. Natürlich wegen Daniela . . .

Das machte aus diesem Rechtsanwalt geradezu seinen Parteigänger. Und Alveston lächelte auch über Wallrodes Gemütszustand, wie man eben über vorteilhafte Verknüpfungen lächelt.

Wie ein Raubtier hinter Stäben, mit lautlosen, geschmeidigen Bewegungen, schritt Alveston im engen Raum hin und her. Er war ein wenig bleich. Aber sein Haupt war hocherhoben, und über sein bewegliches Gesicht ging in wechselndem Ausdruck der Widerschein rastlosen Gedankenlebens.

Nun hörte er draußen Schritte und blieb lauschend, schon in Erwartung lächelnd, stehen.

Man ließ Wallrode zu ihm hinein. Der sah nicht besonders hell aus und hatte keineswegs das verheißende Wort auf den Lippen, das zu hören Alveston fast gewiß gewesen war.

Er legte die Aktenmappe auf den Tisch und zog erst einmal seinen ganz beperlten Ueberzieher ab. Der Herbstwind draußen trieb Regengüsse vor sich her, gegen die kein Schirm völlig schützen konnte.

„Nun?" fragte Alveston, als er nach dem kurzen „Guten Tag" nichts weiter hörte. „Was sagt der Konsul?"

„Leider dies, daß in Ihrer Angelegenheit nichts zu tun sein wird. Es soll aber noch an die Gesandtschaft in Berlin geschrieben werden. Doch verhehlt der Konsul nicht, was auch ich Ihnen nur bestätigen kann, daß völkerrechtlich, nach Lage der Dinge . . ."

„Diese Dinge sind: Man hat ein Viertel vor sieben Uhr Herrn Engelbert erschossen, als ich in dem Zuge saß, der nach Berlin fuhr," sagte Alveston heftig.

Wallrode setzte sich an den Tisch unter dem Fenster. Das Rillenglas machte die Scheiben zwar durchlässig für ein sehr merkwürdig gebrochenes Licht, aber doch so undurchsichtig, daß man das Gitter, das von draußen das Fenster verwahrte, nicht ganz deutlich erkannte.

Er fing an, seine Notizen herauszukramen. Oft sah er dies und jenes Blatt an, nur um Alveston nicht anzusehen.

Der ging immer mit seinen eleganten stolzen Bewegungen auf und ab und stand nur zuweilen still, um ein heftig abwehrendes Wort auszusprechen.

Wallrode nahm alle belastenden Aussagen, die gemacht worden waren, noch einmal durch: Der Schiffer Breitenweg wollte beschwören, daß der Mann auf der Treppe überm Wasser im Nebel Alveston gewesen sei, zu der gleichen Aussage unter ihrem Zeugeneid erklärten sich die drei andern Personen, Kutscher, Mützenhändler, Friseur, bereit. Auch der Gepäckträger Heiners wollte ebensoschwer bekräftigt aussagen, daß Alveston ihm am Mordtage, ungefähr eine Viertelstunde vor Abgang des Sechsuhrzehnzuges eine Handtasche in Aufbewahrung gegeben und sie kurz vor dem Zuge acht Uhr achtzehn wieder von ihm in Empfang genommen habe.

Die Gepäckexpeditoren an der Wage neben dem Schalter erinnerten sich hingegen genau, einen „Mark Alveston" gezeichneten Koffer gewogen und für den Sechsuhrachtzehnzug abgefertigt zu haben. Der eine dieser Männer wußte noch, daß er ein paar scherzhafte Worte mit dem ihm persönlich nah bekannten Hausdiener des Hotels gewechselt habe über das vielgereiste Aussehen des Koffers.

Passagiere, die sich einer Erscheinung wie der Alvestons aus dem Sechsuhrachtzehnzuge erinnerten, hatten sich keine gemeldet. Hingegen ein Schaffner, der sich eines solchen Mannes aus dem Achtuhrachtzehnzug entsann und besonders auch des Umstandes, daß dieser sehr vornehm aussehende Herr auf seinem dunkeln Paletot vorn Flecke gehabt habe, wie sie entstehen, wenn noch feuchte Erd- oder Schmutzspuren weggewischt werden sollen. Der Nebel, der an dem Abend zum erstenmal in diesem Herbst so dick und weiß gewesen, war der Umstand, der sein Gedächtnis gestärkt hatte.

Ebensolche Flecke hatte auch der Gepäckträger Heiners bei Abgabe der Tasche an seinem Auftraggeber bemerkt.

Alveston schien vor Ungeduld bei alledem zu vergehen.

„Aber es gibt nicht bloß Hamburg. Es gibt auch Berlin," sagte er. „Ich habe gebeten: Fragt im Zentralhotel nach. Dort kam ich an elf Uhr sechsundzwanzig. Man wird es bezeugen."

„In einem solchen Hotel, wo die Gäste sich gerade nach Ankunft der großen Abendzüge nur so über die Schwelle drängen, ist es fast unmöglich, festzustellen, ob ein Herr elf Uhr sechsundzwanzig oder elf Uhr neunundfünfzig ankam. Diese beiden Züge, deren Abfahrtszeit hier zwei Stunden auseinander liegt, kommen dort mit nur halbstündigem Unterschied an. Der Tagesportier meint, Sie seien noch gerade eben ins Haus gekommen, ehe er, um Mitternacht, abgelöst wurde."

„Ah!" rief Alveston triumphierend, „man wird es begreifen. Vom Lehrter Bahnhof nach dem Zentralhotel kann man nicht mit Gepäck unter einer halben Stunde rechnen. Wenn mich also der Tagesportier noch gesehen hat, kann ich nicht anders als elf Uhr achtzehn angekommen sein."

„Der Nachtportier behauptet aber genau das Gegenteil. Er will Sie als ersten Gast jener Nacht empfangen haben und hat es um dieses Zufalls willen behalten. Beide Portiers haben aber Bedenken zu schwören. Zuviel Gestalten gingen an ihnen vorüber. Sie glauben . . . sie meinen sich zu erinnern — mehr nicht."

Aber das schien Alveston nicht zu hören. In dem merkwürdig fahlen Licht, das ihn förmlich krank aussehen ließ, ging er immer hin und her.

„Warum sollte ich es auch getan haben — warum? Ich bitte Sie?! Des bißchen Geldes wegen? Ich — Mark Alveston?!"

„Das ist, was ich mir sage, was alle Welt sagt, was ich dem Gericht sagen werde. Wo ist die Ursache?! Ich sehe keine. Auch der Staatsanwalt kann und wird keine sehen. Es muß sich alles klären. Sagen Sie mir nur endlich: weshalb fuhren Sie an jenem Morgen nicht nach

Berlin und weshalb verschwiegen Sie es den Frauen der Familie, daß Sie noch bis zum Abend mit der Abreise zögerten? Und am wichtigsten: wo und mit wem haben Sie den Vormittag verbracht? Der Untersuchungsrichter hat hierüber nichts von Ihnen erfahren können. Sie haben gesagt: plötzliche Geschäfte. Und doch nicht angegeben, mit wem Sie in solchen zusammentrafen. Wollen Sie nicht zu mir offen sein? Ich bitte Sie. Ich komme ja nicht vorwärts in Ihrer Sache."

„Es gibt Dinge, über die man niemals spricht. Besonders als Verheirateter nicht. Dann hat man nach zwei Seiten die Ehrenpflicht zu schweigen," sagte Alveston und lächelte ins Unbestimmte hinaus.

„Frauenzimmergeschichten?" fragte Wallrode rasch.

„Vielleicht . . ."

Eine kurze Pause entstand. Wallrode dachte an Margritt in aufsteigender Unruhe. Sie sollte ihren Mann noch immer leidenschaftlich lieben, Tante Hanna wenigstens sagte es. Würde es sie nicht sehr hart, sehr demütigend treffen, wenn solche Dinge zur Sprache kämen?

Und er dachte auch, rasch und logisch, wie er gewöhnt war zu denken: Alveston muß einsehen, daß seine Lage mehr als fatal, daß sie verflucht ernst ist. Er könnte doch zu mir sehr offen über etwaige Frauenzimmergeschichten sprechen. Aus Diskretion riskiert man nicht den Kopf und Kragen, wenn es sich nicht um eine Dame handelt — eine wirkliche Dame . . .

Er suchte umher. Er fühlte aber gleich: das war unnütz. Er konnte Alvestons Beziehungen nicht übersehen.

Ganz kurzerhand beschloß er: schalten wir das aus — noch — vielleicht, hoffentlich kann man's ganz — wegen Margritt.

Er sagte sehr ruhig:

„Wir kommen darauf zurück. Wichtiger als alle Aussagen ist die des Gepäckträgers Heiners, der Ihre Tasche vom Sechsuhrachtzehn-Zug bis zum Achtuhrachtzehn-Zug aufbewahrt haben will."

„Ich bitte Sie!" sagte Alveston von oben herab, „welcher verständige Mensch kann die Aussagen von solchen Leuten ernst nehmen: Kutscher, Bahnhofsbeamte, Zugbeamte, Hotelbedienstete! Lauter Menschen, die jede Stunde leben wie inmitten einer Völkerwanderung!"

„Bei denen sich aber ein, allen Juristen wohlbekanntes, merkwürdiges und fast unfehlbares Berufsgedächtnis herausgebildet hat."

Alveston lehnte es mit einer Geste ab, an ein solches zu glauben, es als wichtig zu bewerten.

„Ich lasse seit einigen Tagen die genauesten Nachforschungen anstellen über die Persönlichkeit dieses Zeugen: seinen Leumund, seine Nüchternheit und Wahrhaftigkeit," sagte Wallrode.

„Ah, brav. Man wird finden, daß er ein Trunkenbold und Lügner ist."

„Hoffen wir es!"

„Und wie geht es den Damen?" fragte Alveston im höflichsten Konversationston, als seien es Wallrodes Damen, nach denen er sich erkundige.

„Sie leben in einer steten, unerhörten Erregung dahin. Heute sind sie alle drei in die Stadt, in Fräulein Hannas Wohnung übersiedelt, und das Haus draußen wird in diesen Tagen an der Börse ausgeboten werden. Ihre Frau ist sehr niedergeschlagen, daß Sie sie nicht sprechen wollen."

„O," sagte Mark Alveston und machte eine Kopfbewegung wie jemand, der eine unpassende Zumutung leise abwehrt, „dies ist kein Platz für einen Gentleman, eine Dame wie Mrs. Alveston zu empfangen. Ich hoffe sie sehr bald wieder umarmen zu dürfen. Die Gesandtschaft wird meine Freilassung verfügen oder das hiesige Gericht wird eine Kaution annehmen, besonders sobald Sie nachgewiesen haben werden, daß dieser ehrenwerte Sir Heiners ein ganz unglaubhaftes Subjekt ist."

Wallrode mochte dieser Hoffnung nicht das einzig mögliche Wort „Unsinn" entgegensetzen. Er schwieg. Er kam mit seinen Gedanken immer wieder auf die „Frauenzimmergeschichte" zurück, die Alvestons heimlich noch in Hamburg verbrachten Vormittag ausgefüllt haben sollte oder konnte.

„Ich bitte Sie noch einmal: seien Sie offen zu mir. Ist es eine banale Geschichte, wird Ihre Frau verzeihen. Und es wird in ihrem eignen Wunsch liegen, daß Sie ehrlich vor dem Untersuchungsrichter darüber aussagen. Ich kann mit äußerster Vorsicht auszuhorchen versuchen, wie Ihre Frau darüber denkt," sagte er beschwörend.

Alveston sah ihn nachdenklich an. Sein glänzender Blick vertiefte sich förmlich in den festen, klugen, warmen Blick des andern Mannes.

„Nein," sprach er endlich langsam, „ich wünsche nichts auszusagen."

Wallrode schwieg.

Er fühlte: ein Rätsel mehr in diesem rätselhaften Mann.

Als er nach ein paar Minuten ging, traf er draußen im Korridor einen Kollegen, der ihn in ein munteres und gänzlich unjuristisches Gespräch verwickelte und mit ihm durch Gänge und über Treppen schritt, nach vorn, ins Justizgebäude; dessen stolzem Bau schmiegte sich fast verstohlen das Untersuchungsgefängnis an. Wallrode hatte noch allerlei zu tun. Aber das war ihm recht so. Ein paar ganz ablenkende Angelegenheiten stellte er gern zwischen sich und einen wichtigen Eindruck. Dadurch gewann er dann rasch einem solchen gegenüber die Objektivität, die sonst nur Zeit und langes, kühles Ueberdenken gibt.

Er schritt später die große Freitreppe hinab, die von der Schwelle dieses Palastes der Gerechtigkeit hinabführte in den von nun ver-

regneten und herbstkahlen Schmuckanlagen gezierten Holstenplatz.

Der Wind bewarf seinen Schirm und seine Beine von Westen her mit einem raschen Tropfengeprassel. Die aufgespannte Seide deckte ihm Kopf und Schulter. So verkrochen sich alle Menschen hinter ihren Schirmdächern und kämpften sich in schräger Haltung vorwärts.

Wallrode nahm es mit dem Wetter auf. Er mochte sich nicht in einen Wagen sperren.

‚Ja,' dachte er, ‚die ganze Geschichte sieht böse aus.'

Immer fester ward er selbst von dem Gedanken bezwungen, Alveston sei in der Tat an jenem Unglückstag bis zum Achtuhrachtzehn-Zug in Hamburg gewesen.

Er hielt ihn nicht für den Täter — nicht von fern. Die stolze Haltung, der freie glänzende Blick gehörten keinem Feigen und Schuldigen. Und wo in aller Welt wäre auch der Grund ... Alveston war doch bei Verstand! Und wie nun seine Lebensumstände einmal lagen, hatte er doch doch gar keinerlei Ursachen, einem harmlosen Alten das Lebenslicht auszublasen. Das wäre ja Wahnsinn gewesen.

„Wenn dieser Heiners ein ordentlicher Mann ist ..."

Ja und Wallrode wußte es eigentlich schon bei sich, aus dem Gespräch, das er selbst mit dem Mann gesucht hatte: Heiners war ein ehrlicher Kerl, ein klarer Kopf, bedachte sehr gewissenhaft seine Worte, unglücklich, daß sie von solcher Tragweite seien ... Ja, den Eindruck machte dieser Heiners auf ihn.

Die andern Zeugen konnten sich durch eine Aehnlichkeit täuschen lassen. Schließlich besaß Alvestons Erscheinung doch etwas Typisches ...

Dieser Heiners aber hatte im klaren Licht der Bahnhofshalle zweimal mit ihm zu tun gehabt und Geld von ihm erhalten. Ein Trinkgeld, das stattlicher gewesen war, als man es sonst gibt. Ein Grund mehr, den Mann genau anzusehen. Und da Heiners nichts von einer Schirmmütze und weißen Haaren wußte, so machte Wallrode sich eine Annahme zurecht:

Der Mützenmann war nicht identisch mit Alveston; aber Alveston war in der Tat bis acht Uhr achtzehn in Hamburg gewesen. Und dieser Umstand wurde sein Verderben, mußte es werden, wenn es ihm nicht gefiel aufzuklären, wo er sich erstens am Vormittag und zweitens am Nachmittag von sechs bis acht aufgehalten hatte.

Zweifellos war er sich einer Untreue gegen Margritt bewußt. Und vielleicht war es um dieses Bewußtseins willen, daß er ablehnte, seine Frau zu sehen ... Ja, so erklärte sich viel — vielleicht alles.

Aber er sah seine Aufgabe als Verteidiger unendlich erschwert ...

Er dachte: ‚Ich muß versuchen, Frau Margritt auf diese Lösung hinzuleiten, und sie muß ihn dann dahin bringen, daß er seine im voraus von ihr verziehene Untreue gesteht. Den Teufel auch — es geht ja doch um Freiheit und Leben ...'

In seinem Bureau fand er den Privatdetektiv Behrens vor, einen Angestellten der Firma „Argus", die Wallrode, nach einer Besprechung mit Margritt, mit Nachforschungen aller Art betraut hatte. Die Persönlichkeitswerte der verschiedenen Zeugen mußten aufgehellt werden. Und vor allen Dingen sollte dem „Argus" gelingen, was Hübener und seinen Leuten bisher nicht gelungen war: den Kapuzenmann auszuspüren.

Behrens sah aus, als sei er justament von einem Segelschiff abgeheuert. Sein breites Seemannsgesicht strahlte von Schlauheit, die selbst Vergnügen an ihrem plitschen Scharfblick hat. Er wirkte zugleich gutmütig und respekteinflößend. Diese Fäuste hätte wohl niemand auf sich niederhauen fühlen mögen. In seinen Ohrläppchen trug er noch kleine goldene Ringe. Er hatte den Charakter seiner Erscheinung ganz besonders deutlich herausgearbeitet und noch seemännischer und volkstümlicher gefärbt, als die Natur sie gestaltet. Denn er bewegte sich, im Interesse des „Argus", fast ausschließlich in kleinbürgerlichen und arbeitenden Bevölkerungskreisen. Und da war sein Aussehen ihm gerade so nützlich. Solche Kerls wie er: breit, gutmütig, plitsch, liefen an der Waterkant zu Hunderten herum.

Mit einer Geduld, die unaussprechlich viel Zentrum hatte, saß er nun hier an der Wand und sah zu den Schreibern hinüber, die jenseits des Gitters, das das Zimmer teilte, an ihren Pulten in stummer Emsigkeit schrieben.

Und neben ihm saß noch ein Wartender, der sein Warten aber betonte, indem er oft nach der Uhr sah oder laut nach den Pulten hin die Frage tat: ob Herr Rechtsanwalt denn nicht endlich bald käme. Worauf ihm der Bureauvorsteher schon zweimal geantwortet hatte, man wisse es nicht, und es sei ja keine Sprechstundenzeit.

Als Wallrode dann schließlich kam, sah er mit leiser Verwunderung Herrn Fred Engelbert neben Behrens sitzen. Fred bewahrte eine wichtige Haltung und grüßte mit einem Ernst, der andeutete, daß er hier nicht von ungefähr säße.

Aber das kannte man ja an Herrn Fred. Auch seine strenge Kleidung, ganz den Traditionen der Börse angemessen ... man konnte ihn schlechtweg für einen Juniorchef eines der Hamburger Welthäuser halten.

„Sie entschuldigen ein paar Minuten. Ich habe erst diesen Herrn zu hören," sagte Wallrode und klopfte ein wenig zu kordial, wie es Fred schien, dem „Seemann" auf die Schulter. Indes entschuldigte Fred dies gleich bei sich:

gegen Kundschaft muß man liebenswürdig sein, egal was sie für 'n Rock anhat.

Drinnen in seiner Arbeitsstube, in das die überregnete und mit zahllosen Firmenschildern gepanzerte graue Hauswand von der andern Straßenseite her hineinsah, drückte er Behrens auf einen Stuhl und sagte:

„Na — also los!"

„Dje, Herr Rechtsanwalt — viel Schönes bring' ich je nu nich."

„Behrens! Um Gottes willen! Ich muß meinen Mann freikriegen! Wegen seiner Familie! Meinetwegen! Und er ist nun doch mal unschuldig."

„Dje, denn muß er zusehen, daß er seinen Alibibeweis zusammenkriegt. Was der Gepäckträger Heiners ist, der kann es beschwören. Und hier hab' ich meine Belege: seine Nachbarn und Miteinwohner — alle sagen das Beste. Ein nüchterner Mann. Ein fleißiger Mann. Ein ehrlicher Mann. Das ist 'n Zeuge, an dem man nich tippen kann. Und berühmt für sein Gedächtnis! Wenn 'n Turnverein dreihundert Mann stark auf 'n Bahnhof ankommt und Heiners nimmt im Gedränge von einem der Weißjacken 'n Gepäckzettel an, bringt er von all den Dreihundert unter allen Umständen den Koffer dem richtigen Mann."

Behrens suchte aus seinem dicken Taschenbuch eine Reihe von Zetteln. Es waren die Adressen und Namen all der Personen, die ihm diese Auskünfte über den Zeugen Heiners gegeben.

„Ich habe auch selbst mit ihm gesprochen. Er sagt: Er solle und wolle nich mehr darüber sich unterhalten. Der Untersuchungsrichter habe ihm das geraten. Aber ein Vergnügen sei das nich, in so 'ne Sache 'reingezogen zu sein und was auszusagen, wodurch es nachher einem Menschen an den Kragen gehen könne. Aber wenn man schwören muß, sagt er, nich? — dje — dies is nu so . . ."

Wallrode saß unbeweglich; die Faust ruhte schwer auf dem braunen Tuch der Schreibtischplatte.

‚Ja,' dachte er wie im Echo, ‚dies is nun so . . .'

Der Heiners log nicht. Den Zeugen rannte man nicht um . . .

Das hatte er vorausgefühlt.

„Und immer noch nichts von dem Kapuzenmann?" fragte er.

„Gott, Herr Rechtsanwalt! Es war ja der dicke weiße Nebel. Und denn: sone Mäntel sind ausgesät. Dje, in meiner Jugend, da fielen sie noch auf, kamen fast nie vor. Aber jetzt! Passen Sie mal auf bei Nebel und Regen: jeder dritte Mensch hat so 'n Lodenmantel, mit oder ohne Kapuze, mit oder ohne Ueberkragen. Unser Mann brauchte bloß die Kapuze abfallen zu lassen gleich nachdem er aus 'n Taxameter gestiegen war — und denn war gar nichts mehr an ihm zu sehen. Ich kann Ihnen sagen: jeder Mensch hat an dem Abend immerlos Leute in solchen Mänteln begegnet. Und auch solche Menschen, die Brillen aufhatten. Blau soll den Kapuzenmann seine gewesen sein, der Kutscher meint es für gewiß, das heißt, sagt er, wenn sie am Ende doch nicht grau gewesen ist. Das kennen Sie ja. Da ist nichts auf zu geben. Ich zum wenigsten geb keine zehn Pfennig für so 'ne Aussage. Wer weiß, ob er überhaupt 'n Brille aufgehabt hat. Wissen Sie woll noch mit dem Kerl, der die alte Dame am Heiligengeistfeld umbrachte? 'n blonden Bart sollt er gehabt haben. Da swörten sie alle auf. Und nachher war's 'n schwarzlockigten Italiäner. Ja, dies ist nu so."

Wallrode seufzte. Ja, weiß Gott, Behrens brauchte ihm nicht erst dies entsetzliche Durcheinander von Phantasie und Wirklichkeit in Zeugenaussagen zu Gemüt zu führen.

Aber auf irgendeine Weise, aus ganz unbestimmten Empfindungen heraus, bestärkte die Unauffindbarkeit des Kapuzenmannes ihm seine Hypothese: das war eine Sache ganz für sich, mit der Alveston nicht das mindeste zu tun hatte.

„Und denn bring' ich noch was. Kann sein was Gutes, kann sein was Schlechtes," sagte Behrens.

„Nun?"

„Der Kutscher, der den Mützenmann fuhr, hat sich heut nochmal zur Vernehmung gemeldet. Wie das denn so geht: wie 'n Blitzschlag fährt einem das ins Gedächtnis und mit 'nmal fällt einem noch was ein, woran man vorher gar nicht gedacht hat. Nich mal eingefallen ist ihm das, als sie ihm neulichs mit Alveston konfrontierten."

„Was denn?" fragte Wallrode gespannt.

„Lübbers, so heißt er ja, Lübbers sitzt so vorgestern abend mit seiner Alten und streicht sich seine Scheibe Schwarzbrot voll Gänseschmalz und sie sprechen über den Mord und die Zeugengebühren und all so 'n Kram. Und da sagt seine Alte: ‚Nee, wenn es wirklich wahr wär und sie kriegten es für bestimmt 'raus, daß es Alveston war, denn kann einen doch die Frau leid tun, und du mußt es doch gesehen haben, ob es 'n verheirateten Mann war, der mit der Schirmmütze.' Und da geht Lübbers mit 'nmal 'n Nachtlicht auf. ‚Herrjes,' sagt er, ‚wo du mir drauf bringst: der Mann trug keinen Trauring. Nee, das tat er nich. Er hatte keine Handschuh an und so lange seine Hände und keinen Ring dran, nee keinen einzigen.' Da wurden sie ganz aufgeregt, die Lübbers, und der Mann ist heut früh nochmal zum Untersuchungsrichter gegangen."

Behrens saß nach diesem langen Bericht zufrieden und geduldig und wartete, bis es Herrn Rechtsanwalt Wallrode gefallen möchte zu antworten.

Aber der sah vor sich nieder, als läse er eine ganz wichtige Sache von dem vor ihm liegenden Aktendeckel ab.

Er hatte noch immer den Nachklang der gemütlichen Stimme im Ohr. Zugleich horchte er auf sein Herz, das hart schlug.

Behrens hatte die Hände von Mark Alveston beschrieben! Denn Wallrode erinnerte sich ganz genau dieser schönen weißen Hände, die auch dadurch auffielen, daß an keinem Finger ein Ring getragen wurde, nicht einmal ein Trauring...

Es dauerte ein paar Minuten, die in vollkommenem Schweigen verflossen waren, bis Wallrode sich erhob und sagte:

„Wir werden ja sehen, ob diese Aussage sich als wichtig erweist. Für heut wäre also wohl nichts weiter? Schön. Ich lege Ihnen nochmals den Kapuzenmann ans Herz. Sie können sich ein kleines Vermögen verdienen, Behrens, wenn Sie uns den schaffen."

Behrens zuckte mit sehr viel Ausdruck die Achseln und verabschiedete sich mit einem seufzenden:

„Na . . ."

Im nächsten Zimmer stieß er, wie ein schweres Fuhrwerk gegen einen leichten Federwagen stößt, an den vor Ungeduld auf und ab rennenden Herrn Fred Engelbert und sagte wohlwollend:

„Dies war nu nich meine Schuld."

Worauf er breit zur Tür ging.

„Sie haben lange warten müssen," sagte Wallrode entschuldigend zu Herrn Fred Engelbert.

„O bitte, bitte," wehrte der nervös ab.

Er nahm den Stuhl an, den Wallrode ihm hinschob. Kaum saß er aber, so stand er wieder auf. Dabei hielt er immer seinen Zylinder in der Rechten.

„Ich komme in einer Vertrauenssache," begann er.

‚Aha, ich werde offenbar der Anwalt der gesamten Engelbertsippe,' dachte Wallrode.

„Es ist mir eine Ehre. Also bitte."

Das Anfangen und das Vortragen fiel Herrn Fred aber nicht sehr leicht.

„Es ist eine verfluchte Geschichte," sagte er, „aber die Angst um die Familienehre . . . man fühlt sich sowieso schon kompromittiert, daß unser Senior auf solche Weise aus dem Leben... nun, er und wir alle waren ja unschuldig daran. Daß ein angeheiratetes Familienmitglied aber des Mordes angeklagt in Untersuchungshaft sitzt, ist denn doch sehr hart für uns. Besonders für mich . . ."

„Für Sie?" fragte Wallrode in tiefstem Erstaunen. Und seine Eifersucht war schon wieder da und dachte: ‚Weil er um Daniela werben will, ist ihm ein Schwager mit solchem Verdacht eine peinliche Zugabe. „Mein Gott — ja — es ist sehr ernst. Aber wer ist davor sicher, daß er nicht durch teuflische Zufälle in eine ähnliche Lage kommen kann?"

„Ja, für mich. Wo ich, im Vertrauen, Herr Rechtsanwalt, im allertiefsten Vertrauen — wo ich mich vielleicht demnächst mit William Krügers Tochter verloben kann und dann wohl Teilhaber der Firma werden werde . . . und einen Mörder in der Verwandtschaft als Zugabe . . . Sie werden mir nachfühlen . . ."

„Fräulein Krüger... William Krügers Tochter?" wiederholte Wallrode.

„Ja, es hat sich in der allerletzten Zeit so gemacht," versetzte Herr Fred. Die leisen rednerischen Bewegungen seiner Rechten machte immer der blanke Zylinder mit. „Und da sich die Verdachtsmomente gegen diesen Alveston so häufen . . ."

‚Liebe, Arme, Süße!' dachte Wallrode, ‚an diesem edeln Ritter hast du nichts verloren. Und doch: wie symptomatisch, daß er sich von dir zurückzieht — wie symptomatisch. Aber ich bin da — und wie auch alles werden möge — ich bin da . . .'

„Wie kommen Sie dazu anzunehmen, daß sich die Verdachtsmomente häufen?" fragte er kalt.

„Was man so in den Zeitungen liest! Und dann . . ." er setzte endlich entschlossen und doch mit Vorsicht den Zylinder neben sich auf den Teppich, „dann weiß ich, ich allein bis jetzt wahrscheinlich den Grund. Und darum komme ich."

„Nun bin ich aber wirklich gespannt."

„Ja, Herr Rechtsanwalt, ich kann den Schlüssel geben."

Er sah Wallrode bedeutend an. Und erst nach diesem festen, wichtigen Blick begann er:

„Als ich Ende August nach drüben fuhr, gab mir Ihr Freund, der Doktor Mallinger, den Auftrag mit, mich nach der Alvestonschen Gründung umzutun. Ich konnte von Galveston aus diese Order ausführen, weil ich dort auf den Dampfer zu warten hatte. Von Galveston fuhr ich nach Beaumont und begab mich in den Spindle-Top-Distrikt. Ganz am Rande desselben fand ich ein winziges Grundstück, das vollkommen brachlag und die imposante Aufschrift trug, die wir auf jener kleinen Photographie sahen, die Herr Alveston herumzeigte. Die großen Bauten, die man im Hintergrund auf jenem Bildchen sah, gehören einer Schmierölfabrik an, die mit den Raffinerien des Distriktes zusammenhängt und an der Herr Alveston keinen Teil hat. Sie wissen: in Amerika kann jeder tun, was er will, und niemand hindert Sie, die grandiosesten Inschriften und Reklamen zu machen. Wenn Sie über eine Hundehütte etwa ein Riesenplakat aufstellen mit der Firma: United States General Electric Company, gegründet mit zwanzig Millionen Dollar — oder dergleichen, kümmert sich keine Seele drum. Es bedurfte mühsamer Nachfragen, um festzustellen, daß Herr Mark Alveston dieses Plätzchen für ein paar hundert Dollar gekauft hat und daß seither nichts dort geschehen ist, als daß man eben die

pompöse Firma über dem Gattertor angebracht hat. Wie es nun auch sonst mit Alveston bestellt sein mag, seine Gründung ist Schwindel. Und ich sage mir als Kaufmann, man braucht keine schwindelhafte Gründung zu inszenieren, wenn man sonst solide dasteht. Also ist es faul mit ihm. Oberfaul. Und er wollte das Geld von Onkel Engelbert. Jawohl. Das ist die ganze Geschichte."

Sehr blaß, mit vollkommener Ruhe im Ton, fragte Wallrode:

„Damit kommen Sie zu mir? Warum? Es war Mallingers Auftrag. Haben Sie nicht ihm diese Resultate mitgeteilt? Hat er Sie beauftragt, sie an mich weiterzugeben?"

„Ich habe, sowie ich hörte, daß Herr Doktor Mallinger wieder außer Bett sei, ihn aufgesucht. Er hat meine Eröffnungen mit völligem Schweigen, obwohl mit sichtbarer Erregung, angehört. Und dann, am Schluß, nach langem Besinnen hat er mich gebeten, die äußerste Diskretion über meine so erworbenen Kenntnisse zu bewahren."

„Darf ich fragen, aus welchen Gründen Sie sich gedrängt fühlen, dies Schweigen zu brechen?"

„Aus meinem Gewissen heraus. Ich habe vier Wochen mit mir gekämpft. Endlich fühlte ich, ich müsse Ihnen meine Wissenschaft mitteilen."

„Ich bin Alvestons Verteidiger."

„Eben darum. Mallingers Bitte war durchsichtig für mich. Es ist öffentliches Geheimnis in der Familie, daß er für Margritt schwärmt, schon vor sechs, sieben Jahren für sie geschwärmt hat. Er wollte nicht dabei helfen, ihren Mann an den Galgen zu bringen. Aber Gerechtigkeit muß sein. Und ich dachte ... ich meine ... wenn Sie als sein Verteidiger dem Menschen sagen: Du bist durchschaut ... bring deiner Frau das einzige, letzte Opfer — handle als anständiger Kerl — in dem Revolver, mit dem du den Alten erschossen hast, sitzt wohl noch eine Kugel — wahrhaftig — es wäre ein Ausweg — der beste — man könnte auch nachher sagen: er war irrsinnig — ja, es wäre der Ausweg — er soll als nobler Kerl handeln und ... ja wirklich, es wäre das Beste für alle ..."

Unter dem durchdringenden Blick Wallrodes verhedderte er sich und bückte sich, um seinen Zylinder wieder zu erfassen.

„Besonders für Sie," sagte Wallrode eisig, „weil Sie sich mit William Krügers Tochter verloben wollen und sich einbilden, Krügers könnten an Ihrer Verwandtschaft mit Alveston Anstoß nehmen."

„Ich muß sehr bitten!" sprach Fred, vor lauter Unsicherheit sich mit Hochmut wappnend; „ich meine doch, was ich Ihnen gebracht habe, ist wichtig und beweist Alvestons Schuld."

„Wichtig ist es gewiß. Es erschwert meines Klienten Lage noch mehr. Aber es beweist nichts. Wir Juristen, Herr Engelbert, sehen noch nicht einmal in einem Geständnis immer einen sicheren Beweis. Indizien, auch die schwersten, die scheinbar untrüglichsten, sind oft nichts wie eine Handvoll Samenkörner: wenn der Mühlstein der Wahrheit sich darüber hinwälzt, bleibt nichts von ihnen nach, sie werden zerrieben — sonst freilich gehen sie böse auf. Ich denke, Sie werden den Untersuchungsrichter aufsuchen, sich als Zeuge melden müssen. Es ist meine Pflicht, Sie auf diesen Weg zu weisen."

„Aber Sie sind doch der Verteidiger," brachte Fred naiv heraus. Wallrode durchschaute ja das Bild, das sich dieser korrekte junge Mann gemacht hatte: Alveston sollte einen niedlichen kleinen Selbstmord begehen und dann sollte die Geschichte ganz im dunkeln bleiben, zur Bequemlichkeit der Familie im allgemeinen und des sich ganz unnötigerweise betroffen fühlenden Herrn Fred im besonderen.

„Glaubten Sie, als solcher wäre ich zu Durchstechereien und Unehrlichkeiten bereit? Oder gar verpflichtet? Im vermeintlichen Interesse meines Klienten? Auch sein höchstes, sittliches Interesse ist unter allen Umständen die Wahrheit. Sie werden ja ein sehr unbequemer Zeuge sein, aber ich hoffe auch trotz Ihrer Aussage immer noch die Unschuld Alvestons zu beweisen."

„Wie gut," sagte Fred Engelbert, um durch ablenkende Worte den Eindruck seines Vorgehens zu verwischen — denn er fühlte dumpf, daß es dumm gewesen war —, „wie gut, daß niemand in der Familie auf die famose Alveston Oil Company 'reingefallen ist. Ich glaube, Oskar Gräfenhain hätte es zu gern getan — aus Großmannssucht — er soll sich riesig mit Emilia gekabbelt haben — na, nu wird er sich wohl die Hände reiben."

‚Tante Hanna — Tante Hanna —' dachte Wallrode mit schwerem Schreck. Wo waren ihre hunderttausend Mark?

„Ja, das ist recht angenehm. Vorausgesetzt, daß sich nicht noch alles klärt und daß Alveston noch ganz andre Liegenschaften besitzt als dies Grundstück, welches Sie sahen."

„Ausgeschlossen!" erklärte Fred Engelbert und stand in der Haltung des äußerst Pressierten, „ausgeschlossen! Sie erinnern sich doch der pompösen Empfehlungen, die Alveston mir mitgab? Nun — an keiner, an **keiner** Stelle bin ich auf seine Karte hin empfangen worden."

Und noch einmal quoll im Nachgeschmack all diese bittere Geniertheit vor hochnasigen Domestiken in ihm auf, die er empfunden hatte, wenn er, nach ein paar fieberhaften Warteminuten in prachtvollen Vestibülen, kalt und nebensächlich abgewiesen wurde, nachdem er sich in freudiger Wichtigkeit hatte melden lassen.

Wenn man ganz in den Untergrund seiner Seele hätte hineinleuchten können, würde man

vielleicht gefunden haben, daß er Alveston bloß deshalb Tod und Verderben wünschte, weil er, Fred Engelbert, durch ihn, anstatt Eitelkeiten zu genießen, Demütigungen erlitten hatte.

Als er gegangen war, saß Wallrode lange in schwerem Hinbrüten.

Behrens und Fred hatten seine Hypothese umgeworfen.

Er dachte immer: ‚Die armen Frauen — die armen Frauen!‘

Dies konnte er ihnen nicht ersparen. Margritt mußte aussagen, was sie von den Dingen wußte ... wenn sie etwas wußte ...

‚Heute noch, gleich muß ich mit ihnen sprechen,‘ dachte er.

Aber durch all seine Furcht vor dieser Stunde zuckte plötzlich ein Gedanke. Margritts Mitgift lag unberührt auf der Pennsylvania German Bank in New York. Margritt hatte es neulich erwähnt, als sie sagte, sie wolle den Argus und seine Nachforschungen so hoch bezahlen, als es verlangt werde, und dafür gern ihre ganze Mitgift opfern, da es ihr widerstrebe, zu diesen Zwecken von der Erbschaft etwas zu nehmen — eine Ueberempfindlichkeit und Unterscheidung zwischen Geld und Geld, deren nur eine Frau fähig war.

Die Tatsache, daß Alveston die Mitgift der Frau nicht einmal zu seinen Gründungen mit herangezogen hatte, warf wie von selbst den ganzen Wert von Engelberts Aussage um.

Ohne sich weiter zu besinnen, richtete er eine telegraphische Anfrage mit Rückantwort an die Pennsylvania German Bank.

Der Tag war vorgerückt. Vielleicht traf die Depesche drüben erst nach Schluß der Kontore ein. Es konnte morgen Vormittag, ja Mittag werden, ehe die Antwort kam.

Sie würde — sie mußte günstig lauten. Er befahl es dem Schicksal! Er genoß es vorweg, daß er dann sofort Fred Engelbert rufen und ihm sagen werde: Herr, Ihre Nachforschungen nach Alvestons Gründung müssen fragmentarisch gewesen sein und lassen sich nicht zusammenreihen mit dieser soliden Tatsache. Und er wünschte heiß, den Frauen neben dem Schweren, das er mitzuteilen hatte, gleich auch ein beruhigendes Moment bringen zu können.

Indessen ließ sich das Schicksal nichts befehlen, und das Kabel, über das die Wasser des Ozeans rauschten, trug nüchtern und grausam am andern Morgen früh die Wahrheit durch ihn hinüber. Es war diese, daß Mark Alveston überhaupt niemals irgendein Guthaben oder ein Depot auf der Pennsylvania German Bank besessen hatte.

IX

In das behagliche und fast mit einem Uebermaß von Erinnerungsgegenständen und zierenden Kleinigkeiten ausgeschmückte Wohnzimmer Tante Hannas schien die blanke Mittagssonne. Aber es war gerade, als ob das vergnügte Licht des frosthellen Novembertags und die gepflegte Wohnlichkeit des Raums nicht die Oberstimmen hatten. Von den drei in düsterstes Schwarz gekleideten Frauengestalten ging eine beherrschende Note schweren Ernstes aus.

Das alte, immer bewegliche Fräulein saß an dem einen Fenster und stickte mit sehr eiliger Hand, den Faden rastlos auf und nieder ziehend, schwarze kleine Zacken um ein weißes Taschentuch.

Ihr gegenüber am zweiten Fenster hatte Daniela genau die gleiche Arbeit in den ruhenden Händen. Sie nahm sich ab und an zusammen, stickte ein paar Minuten und gab sich dann wieder ihren Gedanken hin.

Am Sofatisch saß Margritt und schrieb. Ihre Feder hielt oft genug inne. Denn die Tropfen, die sich immer wieder in ihre Augen drängten, wollten getrocknet sein. Sie schrieb an die treue Stütze, jene ältliche Frau, die einst Tante Hannas Beistand gewesen war und nun die beiden Knaben Margritts betreute. Sie teilte der Frau mit, daß sie und ihr Mann sogleich nach der Freisprechung nach Amerika zurückkehren würden. Sollte aber das Entsetzliche, das Unglaubhafte, gar nicht Vorstellbare geschehen und ihr Mann, durch eine Reihe unglücklicher Zufälle zu belastet, dennoch verurteilt werden, so sei das Ende dieser schicksalsvollen Verknüpfung nicht abzusehen. Dann sollte die Frau mit den beiden Knaben herüberkommen, die Trennung von ihren Kindern werde ihr täglich härter, obgleich sie wohl erkenne, es sei eine günstige Fügung, daß sie im Augenblick nicht hier seien und nicht durch die Tränen ihrer Mutter aufmerksam und unruhig würden.

Draußen, unten auf der weiten, breiten Straße, die ja mehr einem in die Länge gezogenen Platz glich, ging eilig und munter das Leben hin. Ein leises Geräusch drang gesellig herauf, und wenn die Frauen hätten hinaushorchen wollen, konnten sie sich durch das Ohr mit der Welt verbunden fühlen.

Aber sie horchten nicht hinaus. Jede von ihnen war ganz einsiedlerisch mit sich beschäftigt. Tante Hanna rechnete sich einmal wieder in heißerzürnten Gedanken vor, wer von ihrer Familie und Freundschaft sich alles zurückzuziehen scheine. Es war gerade, als mache man eine Schuld aus dem Unglück. Als sei sie gesellschaftlich und persönlich weniger wert, weil ein Mitglied ihrer Familie auf dem Markt am Pranger stand — und unschuldig stand! O, Tante Hanna wollte es ihnen nachher, wenn sie nach Alvestons Freisprechung wiederkamen, gründlich sagen, gründlich ... Und dabei jagte ihre Hand mit Nadel und Faden förmlich auf und ab.

Danielas Gedanken waren nicht so erregt und nicht so deutlich. Eine tiefe Trauer voll seltsamer

Hoffnungslosigkeiten machte ihr das Wesen schwer. Sie konnte gar keinen Glauben an einen guten Ausgang des furchtbaren Schicksals aufbringen. Sie dachte nicht von fern: ‚Mark ist schuldig.‘ Aber sie dachte unbestimmt: ‚Wir haben kein Glück mehr.‘ Ihrem Temperament war Stillhalten das Schwerste. Gegen das, was als Druck auf ihr und noch mehr auf Margritt lag, konnte man aber nicht kämpfen. Man mußte tatenlos dasitzen und warten, bis der Himmel über ihrem Leben wieder hell wurde. Und das gab ihr jene Stimmung wie an Nebeltagen, wenn man denkt: ‚Die Sonne scheint niemals wieder, niemals . . .‘

Sie dachte an Mark Alveston. Versuchte sich auszumalen, wie seine stolze Ungeduld, seine herrische Art diesen Zustand ertrage. Sie empörte sich gegen die Macht, die ihn zum Gefangenen herabwürdigte. Sie begriff es völlig, daß er aus erbittertem Trotz gegen seine „Kerkermeister“ jede Aussage verweigerte darüber, wo und mit wem er am Unglückstage die Stunden verbracht.

In endlosen Gesprächen erörterte Tante Hanna anfangs jeden Tag von neuem die Tatsache, daß Alveston ja leider sie und Margritt damals am Telephon belogen habe und daß er doch endlich, endlich angeben solle, mit wem er zusammen gewesen sei, es kläre sich möglicherweise alles ganz harmlos auf, sie begriffe sein hartnäckiges Schweigen nicht.

Mit ihrem bleichen, stillen Duldergesicht hörte Margritt das ewige Gespräch an. Daniela aber flammte immer auf und sagte, daß sie solch trotziges Schweigen verstehe. Es sei furchtbar, furchtbar, sich in jeden Gedanken, jede Stunde von zudringlichen Fragen hineinleuchten zu lassen. Es sei gerade, als habe man das Anrecht an sein eigenstes Leben verloren.

Und weil sie endlich spürten, die drei armen Frauen, daß all diese Erörterungen sie nur noch erregter, empfindlicher, weicher machten, kam zuletzt ein dumpfes Schweigen über sie.

„Daß auch Mallinger zu denen gehören würde, die uns den Rücken wenden, hätt' ich denn doch nicht gedacht,“ sagte Tante Hanna plötzlich. Bei der Protokollaufnahme, die ihre Gedanken über die erfahrenen Nachlässigkeiten machten, waren sie an die Persönlichkeit des Freundes gelangt. Und nun sprach sie es laut in die Stille des Zimmers hinein.

Margritt sah auf.

„Nein, er wendet uns nicht den Rücken. Der Herbst hat ihn krank gemacht. Das traf mit unserm Unglück zusammen. Ich fühle, daß wir uns auf ihn verlassen können,“ sagte sie bestimmt.

Sie wollte es Tante Hanna nicht erzählen, daß sie ein Wort von Mallinger besaß, mit dem er alle Zweifel niederschlug. Am Tage nach der Verhaftung ihres Gatten hatte er ihr geschrieben:

„Denken Sie an mich als an einen Bruder. Mein Leben, meine Zukunft, mein Vermögen gehört Ihnen, sowie Sie es brauchen. Zweifeln Sie nicht an mir, wenn ich Sie nicht sehe. Ich bin krank und bitte, einsam bleiben zu dürfen, bis sich alles entschieden hat.“

Tante Hannas Seelenkunde war ein wenig grobdrähtig. Aber sie, Margritt, ahnte die ungeheuern Erschütterungen, die jetzt durch die Seele des Mannes gehen mochten, der ihr in reiner und wunschloser Liebe ergeben war. Sie fühlte, daß er jetzt ihretwegen litt und fürchtete, zuviel von seinen Leiden und Empfindungen zu verraten. So deutete sie sein Fernbleiben.

Tante Hanna hatte erwogen, halb aus Gutmütigkeit, halb aus Mitteilungsbedürfnis, daß man doch Doktor Mallinger in der Pension Schustermann besuchen wolle. Aber Margritt widersprach diesem Vorsatz mit einer an ihr seltenen Energie.

Und so unterhielten die Frauen mit dem Freund einen wunderlichen Verkehr durch Grüße, Bücher, Blumen, als sei er fern von ihnen, und war doch nur durch eine Hausmauer von ihnen getrennt.

Das Ungewöhnliche war aber so sehr jetzt an der Tagesordnung, daß man sich nicht viel dabei gedacht hatte, bis es jetzt Tante Hanna einfiel, es doch als Flucht aus der Freundschaft aufzufassen.

„Ich will dir dein Gefühl nicht nehmen,“ sagte Tante Hanna in jenem Ton, der im Grunde dem Hörer doch den Glauben zerstören soll, „aber dies eine ist sicher: Wallrode bewährt sich uns ganz anders. Nun sieht man es. Das ist ein Mann.“

‚Ja,‘ dachte Daniela, ‚ein Mann ist er — ein Mann . . .‘

Sie sann weiter: wie sie fast leidenschaftlich Alveston bewundert hatte . . . o, sie bewunderte ihn noch! Obgleich . . . sie begriff es nicht, daß er vor Margritt Heimlichkeiten hatte — und die hatte er doch. Und wenn sie auch voll heißen, kindischen Zorns dachte: ‚Ich begreife, daß er sich von niemand ausfragen lassen mag,‘ dachte sie auch zugleich, seinem Weibe durfte, mußte er ungefragt die Wahrheit sagen. Sie litt doch unter diesem Rätsel. Wenn nicht aus Liebe, mußte er aus Ritterlichkeit ehrlich sein. Ein Mann quält nicht die Frau — nein, ein großmütiger, warmherziger Mann tut das nicht . . .

„Er“ würde mir nicht so huldigen, wie Mark immer Margritt huldigte. Aber „er“ würde mich nie belügen und mich nie quälen, fühlte sie.

Es war so gut und sicher an „ihn“ zu denken . . .

Manchmal dachte Daniela: ‚Hab ich mich ihm eigentlich schon gegeben? Er sich mir?‘ Seit jenem schrecklichen Abend war es so, als gehöre man zusammen. Als gäbe es keine Freiheit mehr, als stehe keine Entscheidung mehr aus . . . Als bedürfe es kaum noch eines werbenden Wortes . . .

Ruhevoll war das — schöne Geborgenheit — der große Jubel und die heißen Worte fehlten.

Schweigend, beinahe nüchtern fühlte Daniela sich in den Zustand einer Braut hinübergeführt — einer Braut, die ihr Liebesglück nicht genießen und nicht laut aussagen darf, weil eine düstere Schickung über der Familie lastete ...

Ihr war, als sei sie doch um etwas betrogen. Um allen Ueberschwang.

Anstatt voll stürmischen Entzückens sich einem geliebten Mann in die Arme werfen zu dürfen, stand sie schweigend, in gutem Vertrauen neben einem, den sie hoch achtete und an den sie unbedingt glaubte ...

‚Das ist auch wohl viel,‘ dachte sie mit einem Seufzer, in dem Dankbarkeit und Resignation sich wunderlich vereinten.

Man hörte fein und durchdringend die elektrische Glocke im Flur.

Die beiden jungen Frauen beachteten es kaum. Aber Tante Hanna, immer voll ungeduldiger Spannung, ob denn nicht endlich der oder die, jene oder dieser käme, ihr seine Teilnahme auszudrücken, dachte gleich: ‚Besuch?‘

Wallrode wurde gemeldet.

Da warf Daniela ihre Stickerei aufs Fensterbrett und ging rasch in das Eßzimmer, eigentlich selbst überrascht von ihrer Flucht.

Im dunkeln Eßzimmer, das nach der Hausmitte zu, hinter der Wohnstube lag, stand sie dann mit Herzklopfen und stützte sich auf eine der hohen Stuhllehnen und versuchte zu horchen. Aber sie vernahm keine deutlichen Worte, nur den Klang von Stimmen, sehr merkwürdig gedämpft.

Im Wohnzimmer stand Tante Hanna freudig vor Wallrode und drückte ihm mit ihren beiden warmen weißen Händen zärtlich die Rechte.

Er lächelte ihr zu, etwa wie man einem lieben, drollig-törichten Kinde zulächelt. Er sah Frau Margritts schmal gewordenes Gesicht und die senkrechte Falte auf ihrer Stirn, die von Qualen, Nervosität und schlaflosen Nächten hineingeschlagen war — eine Narbe des Unglücks.

‚Wie soll ich es ihnen sagen — wie soll ich,‘ dachte er.

Als Schützer und Tröster, als Halt und Beistand dieser Frauen hatte er sich empfunden, und nun sollte er mit lauter zerstörerischen Enthüllungen ihnen weh tun.

Sein Mannesbewußtsein litt darunter. Und doch, es mußte sein.

Er versuchte sie vorsichtig an all dies neue, verderbliche Wissen heranzuführen, erzählte erst die Häufung der Verdachtsmomente und dann endlich, als er spürte, seine Vorbereitungen nahmen den Charakter der Folter an, als die Angst in Margritts Blicken wuchs — wuchs — da sagte er alles.

Die sanfte Frau, deren stille Kraft im Dulden und im Warten er schon lange bewundert hatte, brach nicht in laute Klagen aus. Sie weinte nicht. Sie sank nicht ohnmächtig in sich zusammen.

Nur ihre Augen schloß sie und faltete mit klammernden Fingern ihre Hände im Schoß. So saß sie. Eine, die in einem großen, ehrfurchtgebietenden Schweigen sich zu fassen und zu verbergen suchte — eine, deren Seele sich verstecken wollte vor der Zeugenschaft des Mitleids.

Das alte Mädchen aber stand hilflos — fast dumm — mit einem kläglich-rührenden, einem erschütternden Erstaunen im Gesicht.

„Mein Geld,“ sagte sie fast lallend, „mein Geld — das ist alles Schwindel? — Er hat — er hat mich — betrogen ... o — nein ...“

Sie sagte als erstes „mein Geld“. Aber das war nur das Wort, das sie fand aus dem Tumult ihres Entsetzens heraus:

„Das gibt es — das hat einer gekonnt — meine Gläubigkeit belügen — alle belügen — das gibt es — und ich schwärmte für ihn — das gibt es ...“

Ihre gutmütige, freundliche Seele, die im Grunde genommen eine Kinderseele geblieben war, gläubig, unerfahren, von den glitzernden Außenseiten der Menschen gleich verführt, die wehrte sich gegen diesen brutalen Stoß, mit dem sie hinausgejagt wurde in die schnöde Wirklichkeit.

„Nein!“ schrie sie förmlich, „nein! Ein Schuft — ein Schuft?!“

Da öffnete die blasse Frau die Augen, als erwache sie aus einer tiefen Schmerzversunkenheit.

„Meinst du — meinen Mann?“ fragte sie wie eine, die noch nicht genau hört, noch nicht klar denkt.

„Du willst ihn doch nicht in Schutz nehmen!“ rief das alte Fräulein.

Rasch, erhobenen Hauptes, zur Energie des Zorns emporwachsend, der den Schmerz für den Augenblick betäubte, ging sie im Zimmer hin und her, bereit, auch ungerecht sich gegen Margritt zu wenden, weil sie jenes Mannes Frau war.

„Er ist der Vater meiner Knaben,“ sprach Margritt in einer so stillen, duldenden Würde, daß Wallrode sich auf die Lippen biß und sich zusammennehmen mußte, um nicht zu gerührt zu werden.

„Ja,“ sagte Tante Hanna erregt, „ja — verzeih — es kann vielleicht auch noch alles seine Erklärung finden — aber mich zu bestehlen — mich! mein ganzes Leben war Entsagen! Und nun soll ich auch noch arm sein — arm.“

Sie weinte von neuem leidenschaftlich auf.

„Werden Sie nun — Marks Verteidiger bleiben wollen?“ fragte Margritt leise.

Von dieser Frage ward Wallrode überrascht und betroffen. Sie schien zu erraten, daß geheime Ueberzeugungen in der Brust der jungen Frau lebten ...

„Wenn meine Aufgabe sich vielleicht auch verändert hat, wenn ich vielleicht keinen Unschuldigen zu retten, sondern einem Schuldigen beizustehen haben sollte, ich löse mein Wort ein," sprach er. „Aber ich bitte Sie — hoffen Sie noch. Viel Schweres häuft sich und kann dennoch so trügerisch sein."

In diesem Augenblick kam Daniela herein. Vielleicht im Trotz gegen ihre überraschende Befangenheit, in der sie geflohen war. Vielleicht dennoch von einer nur halb eingestandenen Sehnsucht nach dem Mann getrieben. Vielleicht auch, weil sie nach klagenden Rufen und lautem Weinen plötzlich verhaltene Stimmen fast scheu sprechen hörte.

Das alte Fräulein, beim Anblick der noch unwissenden Gefährtin all dieses Jammers, von neuem ihren Zorn und Gram, ihre Angst und Demütigung fühlend, fiel ihr gleich um den Hals und schluchzte:

„Er hat es doch getan. Doch! Und ein Dieb und Betrüger ist er. Und mein Geld ist fort und Margritts — alles, alles fort — und wir sind verlassen und verraten."

Daniela verfärbte sich beängstigend. Sie hielt mechanisch den zitternden und von schwerem Schluchzen erschütterten Körper des alten Mädchens an sich gepreßt und sah über den großen Kopf hinweg, der an ihre Schulter sich lehnte, starr in Wallrodes Gesicht und sah, wie blaß es war und wie gequält sein Ausdruck. Langsam ging ihr Blick hinüber zur Schwester.

Die saß still, den Hinterkopf gegen die Wand gelehnt, mit geschlossenen Augen. Wehrlos den Schlägen des Schicksals sich darbietend — eine Hoffnungslose.

„O — mein — Gott," sagte Daniela leise.

Dies alles war mehr, als die Großmut und die Liebe eines Mannes ertragen konnten.

Er trat an Daniela heran. Er nahm fest ihre freie Hand und umschloß sie mit warmem Druck.

„Daniela," sagte er mit bewegter Stimme, „es ist eine sehr trübe Stunde, zu düster vielleicht, um in ihr sich mit glückseligen Hoffnungen zu beschäftigen. Und dennoch — gerade sie zeigt es mir — ich darf nicht länger schweigen — was wir wissen seit jenem traurigen Abend, muß ausgesprochen werden, damit ich das Recht habe, nicht nur als der Beistand der Ihren, nein, als Ihr Familienmitglied neben Ihnen allen zu stehen."

Tante Hanna richtete sich auf, den Worten staunend, mit blitzschnell wiedererwachendem Mut nachhorchend — sie trat von Daniela zurück — sah sie in atemloser Spannung an.

Herzlich und klar, die Geliebte mit tröstlich liebevoller Zärtlichkeit ansehend, sprach er weiter:

„Daß ich Sie liebe, Daniela, wissen Sie seit langer Zeit. Schwer habe ich mich, viele, viele Monate lang mit Zweifeln geschlagen, ob ich mir Ihre Gegenliebe würde erringen können. Aber nun habe ich den fröhlichen, den guten Mut: auch Sie fühlen, daß wir zusammengehören. Werden Sie meine Frau. Geben Sie mir das Recht, aller Welt zu sagen, daß Sie es werden wollen."

Alles versank für Tante Hanna. Sie stand wie berauscht. Ja, das war Liebe. Das war vornehm, so handelte ein Mann.

Auch Margritt, mit groß geöffneten Augen, zuckende Rührung im abgezehrten Gesicht, horchte auf.

„Heute," sagte Daniela leise, „heute sagen Sie es mir . . ." Ihre Stimme brach.

Sie preßte ihre gefalteten Hände gegen ihre Augen, als wolle sie mit starkem Druck von außen die Tränen zurückdämmen, die sich empordrängten.

„Ja, teures Kind — heute!" sprach er ernst und zog sie an sich und hielt sie fest umschlossen.

Daniela ließ es geschehen, fast ohne sich zu bewegen. Ihr Gemüt war auf das tiefste erschüttert. Sie fühlte, wie viel Großmut und Hingabe, wie viel Treue und Güte in diesem Mann war. Heiße Dankbarkeit wollte sich jauchzend in ihr erheben — und erlahmte schon im Aufflug, eben weil sie Dankbarkeit war.

Sie dachte daran, wie lange sie unschlüssig seinem stillen Werben gegenübergestanden. Und nun, wo sie und die Ihren so tief im Unglück waren — ach, in mehr als in Unglück — in Schmach — laut hinausgerufen ward ihr Name von allen Neugierigen, Sensationslüsternen und Schadenfrohen — jetzt, in dieser Lage sollte sie die Hand annehmen, die sie so lange nicht hatte sehen wollen?

Nein, dazu war er zu gut und sie zu stolz.

Und dann war noch ein andres Gefühl in ihr — das einer flauen Enttäuschung — als fehle diesem Augenblick der große Pathos — trotz aller Schwere, die in ihm war, trotz der drohenden Schrecknisse . . .

Daß er vor Zeugen zu ihr sprach — daß er es ruhevoll und nüchtern sagte . . . Sie wußte ja: in ihm war kein Ueberschwang — vielleicht nicht viel Poesie — feste, gute Klarheit war sein Wesen — kein Feiertagszauber war darin . . . Einfach war es . . . Das alles fühlte sie und litt, weil sie sich nicht daraus zu erheben vermochte.

Sie weinte. Und der Mann ließ sie ruhig ausweinen, gab ihr dann einen herzhaften Kuß und sprach mit gerührtem Lächeln:

„Nicht wahr, mein Liebling du — nun wollen wir zwei der Schwester tapfer beistehen?"

Margritt kam heran und nahm die Hand, die er ihr entgegenstreckte, und Tante Hanna umarmte ihn und dann Daniela und wieder ihn und sagte, daß dies doch ein Lichtblick im Entsetzen dieser Zeit sei.

Und darüber faßte Daniela sich.

„Ja," sprach sie, „ich will deine Frau werden, und ich danke dir heiß, daß du gerade diese

Stunde wählen willst, dich zu uns zu bekennen. Aber wir — ich — nein, ich nehme das nicht an — jetzt nicht. Wenn unsre Lage geklärt ist — wenn wir wieder stille, unbeachtete Menschen geworden sind — wenn man uns und all den Lärm um Vaters Tod vergessen hat — dann — ja dann — früher nicht — nein!"

Das war wieder die herbe, heißblütige, von ihren gärenden und unreifen Empfindungen noch abhängige Daniela, mit deren Wesen er sich so lange herumgeschlagen hatte. Er sah: das demütigte sie, daß sie Großmut in seiner Werbung spürte. Das tat ihm weh, denn er meinte, in der Liebe zwischen rechtschaffenen Zweien gebe es so etwas gar nicht wie Großmut hier und Demut dort. Man steht zusammen, wenn schwere Zeiten kommen. Und damit basta. Und dennoch war auch etwas darin, was ihm gefiel — es war ja eben dieses noch unreife, von geheimem Temperament sprühende stolze Kind, das er liebte.

„Daniela!" rief Tante Hanna, vor Enttäuschung aufweinend.

Wallrode, der einige Augenblicke mit strenger Stirn und in der starken Aufwallung, die ihre Weigerung in ihm hervorrief, hin und her gegangen war, blieb vor ihr stehen und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Wie du es willst, so soll es sein. Es ist mir Glücks genug, daß ich's endlich weiß: mein bist du und bleibst du. Und auf die Verlobungsanzeige im Wochenblättchen kommt mir's nicht an."

Aber gerade darauf kam es Tante Hanna an. Als Wallrode fort war, erging sie sich leidenschaftlich in Betrachtungen darüber, daß man es sich in einer so furchtbaren Lage doch nicht versage, eine so ehrenvolle Neuigkeit der Welt mitzuteilen.

Als sie dann spürte, daß Margritt jedes ihrer Worte wie eine Grausamkeit empfand und vor Schwäche und Seelenschmerz sich kaum aufrecht hielt, wurde ihr Gemüt von Mitleid mit ihr und mit sich selbst übermannt und all ihr Zorn löste sich in Jammer auf. Und immer wieder fragte sie, wie man töricht und unbestimmt ins Blaue hinein das Schicksal fragt: Warum dies alles? Und warum gerade uns? Aber das Schicksal ist kein konstitutioneller Regent, dessen Handlungen von parlamentarischen Mehrheiten getragen werden — es ist ein finsterer Autokrat, der seine Entschlüsse unbegründet, jäh hinauswirft, wie rätselhafte Aphorismen ... Man kann nichts wie in dumpfem Staunen sich vor ihm bücken. —

Wallrode schritt guten Mutes in den frischen, windigen Tag hinein. Er dachte halb gerührt, halb froh vor sich hin:

‚Das war nun also meine Verlobung! So Tür an Tür mit einem rätselhaften Kriminalfall — wunderliches Leben. Ja, nun hab' ich eine Braut — eine Braut! Na, zu schaffen wird sie mir ja noch manchmal machen — die krieg' ich nicht so leicht in die Hand... Will ich auch gar nicht — soll ihre Art behalten — ihre Art gefällt mir — es wird eben die Arbeit des Sichaneinanderpassens sein ... ich muß mich auch 'n bißchen unter die Lupe nehmen — weiß wohl: mir fehlt der galante Zug — und den entbehrt eine junge Frau nicht gern — ist auch Unrecht — so 'n bißchen Zartheit und Schmuck des Gefühls ist ihnen nötig —'

Und er revidierte gewissermaßen seine junggesellenhaften Rauhheiten und Derbheiten und nahm sich die liebenswürdigsten Dinge vor, mit einem kleinen Bedenken im Hintergrund, ob ihm die Rittertugenden so recht lägen. Er hatte bei alledem das glückliche Gefühl: nun sieht man seine Zukunft vor sich und weiß, für wen man arbeitet! Man hängt nicht mehr zwecklos in der Welt herum . . .

Erst als er sich dem Holstenplatz näherte, überfiel ihn mit einemmal wieder das Bewußtsein davon, zu wem er gehe!

Die Zukunft und all seine linden, zärtlichen, von einigen humoristischen Zweifeln an sich selbst begleiteten Vorsätze verschwanden wie in der Versenkung. Er war mit scharfen und sehr konzentrierten Gedanken bei der schweren und rätselvollen Gegenwart.

‚Der große Fall, nach dem ich mich so lange gesehnt habe, der Fall, der mich in die Mode, in die erste Reihe der Rechtsanwälte bringen sollte, das ist nun der Fall meines Schwagers,' dachte er.

Und es durchfuhr ihn:

‚Das Kind, die Liebe, Eine hat doch recht gehabt. Es ist taktvoller, wir posaunen unser Glück jetzt nicht in die Welt hinaus. Ich stehe unbefangener vor den Schranken neben meinem Klienten —'

Ihm wurde doch beklommen zu Mut, als er den Korridor entlang schritt, geleitet vom Aufseher, der ihm Alvestons Zelle aufzuschließen hatte.

‚Was bring ich diesem Mann!' dachte er, ‚wie wird er es ertragen! Was mir sagen! Was gestehen!'

Er fühlte, daß er einer Stunde entgegenging von so schwerem Ernst, wie sein Berufsleben ihm sie bisher noch niemals auferlegt hatte.

Eine neue Erkenntnis stürmte förmlich auf ihn ein. Er fühlte, was das ist: Verteidiger eines Schuldigen sein.

Da erst, da lagen vielleicht die letzten und tiefsten Aufgaben seines Berufes. Wie leicht ist es, die Gerechtigkeit für einen Unschuldigen anzurufen. Wie rasch findet Entrüstung über fälschliche Anklage, Angst vor Justizmord, Eifer und Mitleid das flammende Wort und all die entlastenden Umstände, die den ungerecht Beschuldigten reinigen und ihm die Freiheit seiner Person, die Reinheit seines Rufes zurückerobern.

Aber den Schuldigen schuldloser zu zeigen, der bösen Tat die mildernden Gründe aufzuspüren, das Verbrechen mit seelischen Begründungen menschlich verzeihlicher zu machen — das war erst die große, die barmherzige, die vielleicht im höchsten Sinn christliche Aufgabe seines Berufs.

Wallrode spielte sich selbst nichts vor: es war ihm unmöglich, noch an die Unschuld Alvestons zu glauben. Ja, die Tat erschien ihm jetzt kaum mehr — obenhin gesehen — der Begründung zu entbehren. Sie schien nur rätselhaft, wenn man die nicht wegzuleugnende Bedeutsamkeit der Persönlichkeit des Schuldigen bedachte.

‚Ich werde es wissen . . .,' mit diesem Gedanken schritt er über die Schwelle.

Alveston sprang auf. Er hatte über Berechnung gesessen und sich die Summen notiert, die er beim Börsenagio gewinnen mußte, sobald er die Aktien der Alveston Oil Company auf den Markt bringen konnte.

Da sein Verteidiger erst gestern bei ihm gewesen war, hatte er ihn heute noch nicht wieder erwartet. Er nahm das unvermutete Erscheinen für ein gutes Zeichen und sagte lebhaft:

„Ah — Herr Rechtsanwalt — die Gesandtschaft hat telegraphiert? Meine Sache löst sich gut?"

Er schüttelte ihm die Hand. Und Wallrode sah dabei, wie von einem inneren Zwang getrieben, diese Hand an, welche die seine ergriffen hatte, und sah die langen, weißen, ringlosen Finger, wie der Kutscher Lübbers sie beschrieben hatte...

„Nein. Ihre Sache löst sich nicht gut. Sie hat sich in einem Grade zugespitzt, daß sie fast hoffnungslos geworden ist, wenn Sie nicht vollkommen wahr gegen mich sein wollen, wenn Sie mir nicht Rätsel lösen wollen oder — können," sprach Wallrode.

Alveston verlor nicht seine offene, fast heitere Miene. Mit der Raschheit und Verbindlichkeit seines Wesens, die ihn nie verließen, schlug er vor, daß man sich setzen wolle und daß er nicht wenig begierig sei, zu hören, was die bedeutungsvollen Worte und der feierliche Ausdruck in Wallrodes Gesicht zu offenbaren hätten. Und er setzte lächelnd und mit einer liebenswürdigen Nachsicht hinzu:

„Es ist ein wenig Gewohnheit deutscher Menschen, feierlich auszusehen."

Wallrode ärgerte sich über sich selbst. ‚Ich habe nicht feierlich auszusehen,' dachte er, ‚das ist dilettantisch.' Und auch sein schweres Herzklopfen ärgerte ihn. Die Spannung, die sich seiner bemächtigte, war ihm fast unerträglich. Und der Mund war ihm trocken davon.

„Herr Alveston," sagte er, als sie am Tisch unterm Fenster einander gegenüber saßen, „wir, die Frauen und ich, wissen jetzt und das Gericht muß und wird es durch die Zeugenaussagen erfahren, daß Sie nicht der vermögende Mann sind, für den Sie sich auszugeben schienen, daß Ihre Alveston Oil Company nichts ist wie ein noch brachliegendes Stückchen Land mit einer pompösen Inschrift und daß die fünfzigtausend Mark Ihrer Frau, die nie berührt zu haben Sie vorgaben, gar nicht bei der German-Pennsylvaniabank deponiert sind, niemals dort deponiert waren."

„Ah —" stieß Alveston heraus. Es schien, als werde er um einen Schein bleicher. Vielleicht schien es auch nur so. Denn er mußte doch darauf vorbereitet gewesen sein, daß diese Wahrheit eines Tages ihm vorgehalten werden würde.

„Nun — und?" fragte er nach knapper Pause mit einer monumentalen Unbefangenheit und sah Wallrode so gerade an und so fest, wie wenig Menschen zu blicken vermögen. Es war ein bezwingender Blick.

„Sie begreifen, wie es Ihre Lage verschlimmert. Dem reichen Alveston war kein Grund nachzuweisen, warum er den alten Schwiegervater aus der Welt hätte räumen wollen. Einem Mann, der sich in verzweifelter Lage befindet, ist eine verzweifelte Tat zuzutrauen."

„In verzweifelter Lage? Ich? Lieber Herr, Sie scheinen mir da Dinge mit einem simpeln Wort zu beurteilen, die viel zu kompliziert sind, um sich knapp benennen zu lassen. Ich befand und befinde mich nicht von fern in einer verzweifelten Lage."

„Sie leugnen, was dies Telegramm beweist," er nahm es aus seiner Mappe, „und was Herr Fred Engelbert aussagen muß, der im Spindle-Top-Distrikt war und Ihr Grundstück sah?"

„Ah — dieser junge Mr. Fred Engelbert? Sieh an. Hat mich in Amerika ausspüren wollen?" sagte er, beinahe objektiv amüsiert. Und dann setzte er mit starkem Ausdruck hinzu: „Ich leugne nichts. Aber ich hoffe, die Damen ängstigen sich deswegen in keiner Weise. Man soll sie nicht mit törichten und unverständlichen, lückenhaften Berichten beunruhigen."

„Die armen Frauen sind wie geschlagen. Ihre Frau, Herr Alveston, ist wie immer in der stillen Haltung einer, die vornehm zu dulden versteht. Tante Hanna jammert um ihr Geld. Es war die größte Hälfte ihres sehr kleinen Vermögens, mit dessen Zinsen sich einzurichten ohnehin ihrer ganzen Kunst bedurfte."

Alveston schlug wie voll Entrüstung leicht mit den Fingern gegen die Tischkante. Dann stand er heftig auf und ging mit seiner Gentlemanhaltung aufrecht, doch hastig hin und her.

„Krämer sehen dies. Krämer wägen es, urteilen darauf los, soweit ihr Blick reicht. Es ist der Blick, der das Einmaleins lesen kann. Nicht der, der die Zahlen sieht, die dahinter stehen," sprach er leidenschaftlich. „Tante Hanna soll nicht weinen. Man gebe mir meine Freiheit und

in wenig Wochen habe ich Millionen in der Hand."

„Ich geniere mich nicht, Ihnen einzugestehen, daß ich allerdings nicht die Zahlen sehe, die noch hinter dem Einmaleins stehen sollen," sagte Wallrode ruhig.

Und der andre begann leidenschaftlich:

„Weil ihr keine Phantasie habt. Und nicht begreift, daß auch der Geschäftsmann eine Phantasie braucht kühner, als die aller Künstler, aller Ingenieure, aller Eroberer. Denn er will die größte Macht erobern, die es auf Erden gibt: die des Geldes. Er will die raffinierteste aller Techniken in Betrieb setzen: die des Ineinandergreifens der verschiedenen Geldinteressen. Er will die schönste aller Kunstschöpfungen vollenden: das Riesenvermögen in einer Hand."

„Das weiß ich wohl. Unsre deutsche Industrie, unsre deutsche Presse, unser deutscher Großhandel, unsre deutsche Schiffahrt beweisen es, daß auch bei uns die großen Geschäftsleute der kühnen Phantasie nicht entbehren," sprach Wallrode in seiner einfachen Art des Vortrages, die das Betonen nicht liebt, weil würdige und stolze Tatsachen dessen nicht bedürfen. „Aber diese Phantasie spinnt ihre Zukunftsbilder von einer festen und soliden Basis aus. Die Ihrige scheint nur zu fliegen — das ist keine Phantasie, das ist geschäftliche Phantastik."

Er unterdrückte ein andres Wort . . .

Alveston hörte niemals Einwände, die seinen Gedankenflug herniederholen und in der begrenzten Rennbahn einer nüchternen und kritischen Debatte sperren wollten.

Er stand förmlich in Flammen.

„Ohne Schwungbrett sich mit kraftvollem Stoß aus den Dunkelheiten einer unbemerkten Stellung hinausschwingen! Das ist die höchste und feinste Kunst des Intellekten, der sich zum Reichtum berufen fühlt. Man gebe mir meine Freiheit und ich will diese Kunst Ihnen und der Welt zeigen. Es ist wahr, ich habe in Deutschland und besonders im Familienkreise meiner Frau Abnehmer für meine Oelaktien gesucht und nicht gefunden. Es war ein Zeitverlust. Ich werde jetzt in Amerika spielend finden, was sich hier nicht ergab. Man wird auf meinem Grundstück anfangen zu bohren. Man wird Oel finden. Viel oder wenig. Schlechtes, Gutes. Das ist ganz egal. Das alles ist nur Vorwand, Name, Szene. Das Geschäft, das eigentliche, große, wird sich an der Börse abspielen. Es wird mir gelingen, meine Aktien zu anständigem Kurs einzuführen, sie werden rasch steigen, steigen, lieber Herr, daß ihre Nennung die Gewinnhungrigen berauscht. Eine Hand wird sie der andern entreißen. Ich werde verkaufen, zurückkaufen, wieder verkaufen. Das Agio wird zwischen meinen Fingern bleiben und sie werden sein wie die des Königs Midas: was sie berühren, wird sich zu Gold wandeln. Ich werde Millionen verdienen, und wenn nach zwei, drei Jahren ein neues Papier und ein andres Unternehmen mit brausendem Geräusch sich heranwälzt und die Alveston Oil Company plötzlich ins Nichts zurücksinkt, kann es mir egal sein, ich bin dann reich!"

Er sprach das letzte Wort mit so viel Größe, Begeisterung und heißem Jubel, daß Wallrode einen leisen, nervösen Schauder empfand — und er war doch sonst wahrhaftig nicht nervös.

Er sah es, es kam diesem Mann nicht von fern die Idee, daß er ein Schwindelgeschäft zu inszenieren hoffte.

„Und die, die jene Millionen dann verloren haben, die Sie gewonnen?" fragte er.

Alveston erhob sein Haupt noch höher und sah ins Unbestimmte hinaus.

„Wer Geld verliert und es sich in solchen Geschäften abnehmen läßt, hat nicht verdient, es zu besitzen. Es war in seiner Hand kein Kulturinstrument. Ihm war nur die Rolle des Lastträgers vorbestimmt, der das Geld heranzubringen hat. Der Intellekte, der die Mächtigkeit der Ideen und des Willens hat, war berechtigt, es ihnen abzunehmen. In seinem Besitz trägt es zum Ruhm und zur Größe des Landes bei. Ich will, ich muß einer der großen Amerikaner werden, deren Namen eine Macht auf der Erde bedeuten, eine größere vielleicht, als eure unüberwindlichen Armeen."

„Und die Tränen, die an so erobertem Besitz hängen, würden Sie nicht stören?"

„Ich sehe sie nicht. Ich empfinde sie nicht. Ich empfinde nur mich! Das ist mein Recht. Ich darf mich durchsetzen, weil ich ein Vorbestimmter bin, mit den Fähigkeiten zur Macht. Verwerte dich! Dies ist das Wort, das uns die Gegenwart sagt."

Er machte eine ganz kurze Pause. Und fuhr dann voll Hochmut fort:

„Und ich, Mark Alveston, der an den Türen einer riesigen Zukunft steht, ich sollte diesen unbedeutenden alten Mann mit dem bißchen kleinbürgerlichen Vermögen um des Vorteils willen erschlagen haben?! Sie glauben es nicht, lieber Herr. Sie nicht. Und Sie werden es dem Gericht beweisen."

Wallrode wollte sprechen. Aber schon fuhr der andre mit großer Ungeduld fort:

„Man gebe mir nur endlich meine Freiheit wieder — man nehme eine Kaution an — man lasse mich endlich zu meinen Unternehmungen zurückkehren. Es ist unerhört, einen freien Amerikaner festzuhalten auf die Aussagen von ungebildeten Leuten aus so unruhevollen Berufskreisen."

„Man wird Ihnen Ihre Freiheit nicht wiedergeben. Man wird es vielleicht — niemals," sprach Wallrode sehr leise. Er mußte sich zwingen,

den andern Mann fest ins Auge zu fassen — es war etwas in ihm, eine Scheu, ihn so zu beobachten, eine tiefe Verlegenheit und eine zitternde Spannung — er wünschte den Blick abwenden zu dürfen. Aber Alveston sah ihn seinerseits ganz unverwandt an, in kaltblütiger Erwartung.

Und da begann Wallrode zu sprechen: von der unumstößlichen Ehrenhaftigkeit der Hauptzeugen und von der neuesten, schwersten und belastendsten Aussage — von der Beschreibung, die der Kutscher Lübbers von den Händen, den schönen, weißen, schmalen, ringlosen Händen seines Fahrgastes gegeben . . .

In Alvestons Antlitz ging nichts Offenbarendes vor. Er senkte die Lider und sah, eine mit der andern streichend, seine Hände an.

Er schwieg.

Wallrode ließ ihn schweigen und wartete.

Alveston ging einmal in dem kleinen Raum auf und ab, blieb wieder stehen und stand dann dem Wartenden abgewandt. Er legte die eine seiner Hände flach und etwas erhoben gegen die Wand und stemmte die andre in die Seite. Ein wenig geneigten Hauptes stand er so und schien tief nachzudenken.

Wallrode wagte nicht, ihn zu stören.

Was konnte, was mußte alles in ihm vorgehen? Vielleicht Entscheidendes. Vielleicht rang er mit sich um die Kraft zu einem Geständnis. Wenn er eines zu machen hatte . . .

Sein unbezwinglicher Hochmut, sein fanatischer Glaube an sich selbst hatte Wallrode doch beklommen gemacht und das, was ihm vor einer Stunde noch klar geschienen, wieder seltsam unsicher und phantastisch verwirrt.

Und dabei sah er immer, wie bezwungen, zu der Hand hinüber, die sich von dem grauen Oelanstrich der Mauer, gegen die sie lag, wie aus weißem Marmor modelliert abhob.

Die Minuten liefen ihren lautlosen Lauf. Man spürte nicht, wie viele es ihrer waren.

Und eine große Stille breitete sich aus, schien zu wachsen, immer tiefer zu werden. Das Leben lag fern. Es war wie eine Pause im Dasein dieser beiden Männer — dies vollkommene Schweigen . . .

Als Alveston sich plötzlich wie in kraftvoll gefaßtem Entschluß aufrichtete, empfand Wallrode es wie Schreck.

Er stand auf, weil der andre auf ihn zukam.

Alvestons Gesicht erschien beinahe grau. Aber sein Ausdruck war kühn und fest. Seine eiserne Ruhe war der Spannung, unter der Wallrode litt, so sehr überlegen, daß es fast aussah, als habe dieser ein Urteil zu erfahren . . . als sei es seine Zukunft, die an diesen nächsten Minuten hing — als sei der andre der Beherrscher der Stunde — als ruhten in seiner Hand die Schicksale . . .

Atemlos sahen sie einander an . . .

„Ja," sagte Alveston, „ich war an jenem Abend zwischen sechs und sieben draußen. Ich war es, der hinausfuhr, töricht vermummt. Ich — ja — ich. Ich!"

Und wieder eine Pause . . . Wallrode fühlte, daß seine Gedanken umherjagten — wie in einem tollen Reigen. Er empfand in dem Tumult einige erkennbare Stichworte — wie Meilensteine, die bleich und deutlich bei tollem Nachtritt am Dunkel des Straßenrandes auftauchten: Mord oder Totschlag? — arme Frau — arme Liebe, Süße — Zusammenbruch von Glück und Ehre — hoffnungslose Zukunft — welche Not, diese Tat zu verteidigen — Zuchthaus? Zuchthaus? — Tod? Tod?

Und ein Schauder lief kalt und fatal durch seine Adern.

„Aber ich habe den alten Mann nicht erschossen," sprach Alveston sehr fest.

Ja, ganz fest sprach er es aus. Mit eiserner Bestimmtheit.

„Alveston — Mann — nehmen Sie Ihren Verstand zusammen — wer soll Ihnen das glauben? Ich kann es nicht — nicht einmal ich."

Wallrode legte die Hand gegen die Stirn.

Toll war dies — toll. Zugeben und ableugnen in einem Atem. Sagen: Ich war zur Stelle, aber nicht ich schoß aus dem Nebel heraus auf den friedlichen Alten . . .

Und eine starke, männliche Ungeduld kam über ihn und verscheuchte endlich die seltsame, fast beklemmende, ja suggestive Wirkung, die von dem kalten, kecken Mann auf ihn hinüberkam.

„Ich würde mich, trotz des Ihrer Frau gegebenen Wortes, doch veranlaßt sehen, Ihre Verteidigung niederzulegen, wenn ich den dringenden Verdacht fassen muß, Sie wollen mich, Ihren Verteidiger, belügen," sagte er in seiner ganzen ungeschminkten Art, derb, geradeaus. „Sie haben zugeben müssen, daß Sie in der Mordstunde zur Stelle waren. Wem in der Welt wollen Sie beweisen und womit, daß Sie es nicht waren, der schoß? Jedermann wird fragen: was konnten Sie da draußen heimlich zu tun haben? — ich frage Sie das auch. Und Sie werden mir keine Antwort zu geben wissen."

„Nein," sagte Alveston und sah dem andern fest ins Auge mit einem seltsamen, bohrenden Blick — und fast farblos schienen seine Augen — langsam sprach er, als hänge an jedem Wort ein Bleigewicht . . .

„Nein. Ich kann Ihnen keine Antwort geben! Ich sagte es Ihnen schon gestern: man hat oft die Ehrenpflicht, zu schweigen."

„Machen Sie keine mysteriösen Redensarten. Gestern streifte das Gespräch über die Gründe Ihrer Verschwiegenheit Frauenzimmergeschichten. Die kommen aber da draußen nicht ins Spiel!"

sprach Wallrode mit wachsendem Zorn und auch peinlich erregt durch diesen durchdringenden und zugleich fast erlöschenden Blick des andern.

„Wissen Sie das?" fragte Alveston lauernd und schwer.

„Aber da wohnt ja fast kein Mensch außer..." Das Wort stockte ihm auf der Lippe. Mit halbgeöffnetem Mund, starr sah er den andern Mann an.

Der ließ ihn warten, ein paar Herzschläge lang.

Wallrode fühlte, daß ihm das Blut im Gesicht brannte. Sein ganzes Manngefühl bäumte sich feindselig auf gegen die Angst, die sich auf ihn stürzen wollte wie ein Ungeheuer...

„Ich verbiete Ihnen — selbst Ihnen, einen Namen auszusprechen," sagte Alveston leise.

„Was verbieten Sie mir? Was?" brachte der andre heraus.

Seine Fäuste ballten sich.

„Sie verleumden da eine! Ja, das tun Sie. Durch Ihre Andeutung... Was heißt das? Mensch — Mann..."

„Ich verleumde niemand. Ich mache keine Andeutung. Nehmen Sie an, ich habe eine Sinnlosigkeit begangen — nehmen Sie an, ein wahnwitziges romantisches Gefühl habe mich töricht handeln lassen. Nehmen Sie an, was Sie wollen, nur fragen Sie mich nichts. Und glauben Sie mir, ich bin nicht der Täter."

Er hatte seinen stolzen Ausdruck zurückgewonnen.

„Oh," brachte Wallrode heraus, „oh..."

Er setzte sich an den Tisch, stemmte die Ellbogen darauf und drückte seine Fäuste gegen die Stirn, um zu denken, zu denken.

Ein Blitzstrahl war in sein Gemüt gefahren und hatte darin die sengenden Flammen der Eifersucht entzündet.

Welchen Namen sollte er nicht aussprechen? Oh, dies leise, geheimnisvoll betonte Verbot hatte ja eine Stimme wie die Posaunen von Jericho: laut und dröhnend schrie sie aus, was all sein Glück umwarf.

Sie! Sie! Die liebe? Die eine?

Er kämpfte verzweifelt gegen dies Unerhörte an. Nein, sagte er sich, das ist nicht wahr.

Was — nicht wahr? Was hat er denn gesagt? Gemeint? Was verraten? Das ist doch Wahnsinn.

Sie liebt mich, sie ist mein. Vor einer Stunde hat sie es mir gesagt, daß sie meine Frau werden will.

Ja, das... Aber daß sie mich liebt — das hat sie nicht gesagt. Es war keine jauchzende Freude in ihr. Die jubelt auf, auch noch in allen Schrecken dieser Zeit hätte sie aufjubeln müssen, wenn sie da wäre, im Herzen gewartet hätte... Die Bewerbung des Mannes bedeutet der wahrhaft Liebenden immer so etwas wie Erlösung. Sie aber war nicht wie eine, die aus Hangen und Bangen erlöst ward — sie wich eher zurück — Ja, das hatte sie getan...

Auf einmal erschien ihm ihre Weigerung, sich schon vor der Welt als seine Braut zu zeigen, die Weigerung, die ihm vorhin klug und vornehm gedäucht, auf einmal erschien sie ihm wie eine Beunruhigung — wie ein Zeichen, daß sie dafür geheime Gründe habe — andre als die des Stolzes —

Er sah wieder ihr heißes Erröten, wenn Alveston sie anredete, und sah das bedeutungsvolle, huldigende Lächeln dieses Mannes. Er sah Danielas Blick aufglänzen, wenn sie von Alvestons Unternehmungsgeist und seinem stolzen Wesen sprach...

Wie oft hatte er in jähem Schreck darunter gelitten...

Dieser Mann hatte ihre phantasievolle und nach dem Ungewöhnlichen lechzende Seele beunruhigt...

Nur beunruhigt?!

Wie, wenn da mehr gewesen wäre — wenn der, den er die Heiligkeit der Ehe einmal hatte eine „fixe Idee" nennen hören, wenn der versucht hatte, sie sich zu erobern... Wenn hinter den Kulissen des friedlichen und ein wenig banalen Familienlebens ein geheimer Kampf geführt worden wäre — wenn da verzehrende, rücksichtslose Begierden ein durch ihr eigenstes Wesen gefährdetes Mädchen umworben hätten...

Entsetzlicher Gedanke...

Und wenn sie schwach gewesen wäre?...

Er stöhnte auf und drückte seine Fäuste noch härter gegen die Stirn...

Man schleicht nicht ohne Grund in phantastischer Vermummung in der Nähe der Begehrten herum...

Und selbst wenn es denn nur Beunruhigung, nur Versuch gewesen, geblieben wäre — zuviel schon, unerhört schon der Geliebten gegenüber. Nichts Unreines sollte sich in ihre Nähe wagen, nicht einmal die Gedanken und Wünsche eines andern.

Unerhört...

In all dem Elend, das ihm so auf einmal die Kraft nahm, ihm ein flaues Gefühl erzeugte, das körperlich wie ein fader Geschmack ihm auf der Zunge lag — in all dieser Zerschlagenheit, die ihn feige machte, rührte sich doch wieder der Verstand.

Das darf ich nicht, fühlte er — ich liebe sie — Liebe muß glauben.

Er wollte glauben. Auch in seinen geheimsten Gedanken anständig ihr gegenüber bleiben. Sie stand ihm doch so hoch... Was so steht, darf nicht ins Wanken kommen, wenn das Lüftchen eines fernen Verdachts es anbläst.

Eines fernen?... Nicht fern — erschreckend deutlich und stark sprach Alvestons Schweigen.



Ein guter Rat

Nach einem Gemälde von Fritz Martin



Was ist aller Wille zum Glauben gegen den elementaren Wahnsinn der Eifersucht . . .

Tausend Schläge hätte man gegen ihn führen können. Ruhevoll würde er sich umgesehen haben, woher sie kamen, weshalb sie ihn trafen. Gelassene Abwehr jedem entgegensetzend mit einem fast humorvollen Kraftgefühl, der Wucht der eignen Faust sehr sicher.

Nur diesem einen Schlag gegenüber war er schwach. Das traf die entzündlichste Stelle seines Temperaments.

So saß er, sich mit den verzweiflungsvollsten Gedanken herumschlagend, aus denen sich zuletzt ein wütender Haß auf den Mann und eine Neubegier erhob, die noch stärker war als selbst der Haß . . .

Wissen — Wissen — um jeden Preis . . .

Alveston stand und sah mit unverwandten Blicken, wartend, stumm auf den andern. Seine Nasenflügel bebten. Er tat keine Frage, keine: weshalb denn dies leise Aufstöhnen? Diese Haltung eines schwer Betroffenen, Betäubten? . . . Er lauerte.

Er wartete.

Und erst als Wallrode seinen Kopf aufrichtete und ihn mit einem Blick voll düsteren Zornes ansah, erst da sprach er:

„Und ich sage Ihnen noch einmal: ich habe den alten Mann nicht erschossen. Ein andrer Grund führte mich in jene Gegend. Einer, über den ich schweigen muß und schweigen werde."

Er sprach leise und sehr fest und schloß:

„Wenn Sie nicht an meine Unschuld glauben, so bitte ich Sie, legen Sie Ihr Amt als mein Beistand nieder. Ich werde einen andern Anwalt finden, der mich nicht für einen Mörder hält."

Wallrode sah ihn immer starr an.

‚Einen andern Anwalt,' dachte er, ‚einen, der dir das Geheimnis entreißt, das mir gehört — mir — allein . . .'

All dies Elend, das ihn schwächlich gemacht, weil es von der einzigen verwundbaren Stelle seines Wesens aus ganz durch ihn hinkroch, wie Kälte oder Blutleere den Körper entnervt — all das ward plötzlich von einer verzweifelten Entschlossenheit besiegt.

‚Ein andrer Anwalt?' dachte er, ‚ein andrer Mann soll dich in die Hand bekommen? Nein, tausendmal nein! Bist du nicht der Mörder, so werde ich dir deine Freiheit erringen, erzwingen — mit so heißem Bemühen, als sei ich selbst der Angeklagte. Und dann — nachher — dann will ich dein Richter sein . . . Bist du aber doch der Täter — doch . . .'

Seine Gedanken machten halt. Er fühlte, wie aus dem Untergrund seiner Seele ein furchtbarer Wunsch aufstieg.

‚Klarheit!' mahnte er sich, ‚Ruhe! Um Gottes willen Ruhe!'

„Sie überlegen? Sie lassen mich auf die Antwort warten? Ich schwöre Ihnen, ich bin kein Mörder. Man muß den Schuldigen finden — es war doch zuerst noch von einem andern Mann die Rede . . . dem, der mir nachfuhr . . . Man suche ihn . . . Aber Sie müssen glauben, daß ich es nicht war . . . sonst . . ."

„Ich glaube Ihnen," sagte Wallrode rasch und laut. „Und ich werde das Wort halten, das ich Ihrer Frau gegeben habe."

Alveston lächelte.

X

Manchmal versuchte Hartwig Wallinger, sich klarzumachen, wieviel Zeit denn eigentlich vergangen ist seit jenem Tage, da der weiße Nebel wie eine Filzdecke auf den Farben und Tönen der Welt gelegen hatte.

Eine Woche glich der andern, und so erschienen sie dem rückwärts gewandten Blick kurz.

Er empfand sie nicht als Wirklichkeit. Es erging ihm wie einem Gelehrten, der sich an einem Problem zergrübelt und der darüber gar nicht spürt, wie das Leben weiterbraust, während er stillsteht.

Und so erschrak er wie ein Erwachender, als er an einem Dezembermorgen las, daß die Entscheidung vor der Tür stehe.

Zusammengefaltet, wie alle Tage, hatte die Zeitung neben seinem ersten Frühstück gelegen. Und wie immer ging von ihr jene leise Dunstwelle von Papiergeruch und dem der Druckerschwärze aus. Er fühlte trocken und stumpf die Zeitungsblätter, die er entfaltete, zwischen seinen Fingern.

Und da sah er: Buchstaben, die vor seinen Augen flimmerten, die schwarz auf dem weißen Grund umherzukriechen schienen wie ein Ameisengewimmel, verkündeten es: daß nach rasch geförderter und abgeschlossener Untersuchung der Fall Alveston nunmehr vor dem Schwurgericht zur Verhandlung kommen solle.

‚Warum hat Max mir nicht gesagt, daß es so weit ist?' dachte er.

Aber er fühlte gleich: mit hartnäckigem, abwehrendem Schweigen hatte er dem Freunde gezeigt: sprich nicht zu mir von dieser Sache . . . Und die Besuche des Freundes waren immer seltener, hastiger geworden. Er gab an, eine übermäßige Beschäftigung hetze ihn . . .

Früher war dabei sein Humor immer kräftiger geworden — aber der schien nun erloschen. Sein Wesen war verwandelt. Das, was es früher so köstlich und klar gemacht, das unerschütterliche Gleichmaß, war daraus verschwunden.

Vielleicht lag die große Aufgabe, die vor ihm stand, so schwer auf ihm — war ihm eine Riesenlast, die ihn zerrieb . . .

‚Ob er an „seine“ Unschuld glaubt?‘ fragte Hartwig sich immer wieder.

Dieser Frage sann er an langen Tagen nach. In schlaflosen Nachtstunden stellte er sie vor sich hin.

Und wenn er einmal den Freund vor sich hatte, durchforschte er ihm förmlich jeden Blick, jeden Tonfall, um ihn zu erraten.

Er wollte nicht von der ungeheuern Tat und nicht von dem Mann, der ihrer angeklagt war, sprechen. Er wollte nicht diese eine Frage tun, so heiß sie auch in ihm brannte. Und hätte dennoch sein halbes Leben hingeben mögen, um zu wissen, ob der Freund an Alvestons Schuld, ob er an seine Unschuld glaube.

Sein Arzt, der mit dem Dasein auf dem allervergnüglichsten Verständigungsfuß stehende Doktor Voß, hielt ihm lange Vorträge mit humoristischen Schlußpointen. Ihm fehle eigentlich nichts. Während der zwei Jahre Los Angelos hätten sich die Tuberkeln in der Lunge verkapselt. Ein Heros zwar sei er nicht. Siegfrieds Taten ständen ja auch nicht in seinem Programm, und es sei ganz fein von der Natur, daß sie die einen mit mehr Körper und die andern mit mehr Geist ausstatte. Wenn er aber fortfahre, sich als Tropenpflanze zu betragen, würde er sich krank machen. Denn bekanntlich: Tropenpflanzen blieben immer kümmerliche Dinger, die in der Stubenluft bloß vegetierten.

Also 'raus, 'raus! Wind um die Nase, Luft in die Lunge.

Da dachte er: ‚Ich muß leben, ich will leben. Vielleicht braucht „sie“ mich einmal ...‘

Und von dieser Voßschen Rede an datiert, ging er jeden Vormittag planlos ein, zwei Stunden im Freien umher.

Und das war eigentlich die ganze Verbindung, die er mit der Welt draußen unterhielt.

Er hatte zu viel über sie zu denken, um sich mit ihr beschäftigen zu können ...

Früher hatte er oft festgestellt: die Kraftvollen suchen sich einen Lebenszweck, die Schwächeren warten, bis er ihnen gegeben wird.

Und als er die geliebte Frau wiederfand und sah, daß sie auf unsicherem Boden stand, da hatte er geglaubt: mein Lebenszweck ist mir jetzt gegeben. Ich bin bestellt, ihr Wächter, ihr Schützer, ihr Befreier zu sein.

Mit immer wachsender Hingebung für sie, mit immer steigendem Haß gegen ihren Mann hatte er auf den Augenblick gewartet, wo er seine Mission erfüllen dürfe.

Und nun? ...

Er hatte sich einen Alveston ergrübelt gehabt — ihn förmlich erschaffen — diesen Menschen gewissermaßen in eine Retorte getan, ihn zerlegt, ergründet, wieder konstruiert.

Und die Tatsachen waren gekommen und hatten all seine Theorien bestätigt und belobt und ihm bewiesen: was für ein scharfer und feiner Erkenner war dein Haß!

Nun konnte sein Haß Orgien feiern. Nun konnte er handeln — endlich — endlich — sich sättigen ...

Ihm, dem tatenlosen Zuschauer, war ein Schicksal in die Hand gelegt.

Er konnte vor die geliebte Frau treten und sagen: Befreie dich von ihm, du darfst es!

Wenn er bei sonnigem Wetter und herbem Wind draußen umherstrich, ein Einsamer im brausenden Leben der Weltstadt, dann wuchs sein Mut zu unbarmherzigen Vorsätzen.

Aber in schleichenden Nachtstunden, wenn er vor innerer Unruhe alle paar Minuten eine erträglichere Lage zu finden hoffte, wenn er sich von rechts nach links, von links nach rechts herumbettete, dann kam eine ungeheure Angst, und in ihr zerbrach aller Mut des Tages.

Die Tat, die er von sich selbst forderte, konnte er nicht tun.

Den Gehaßten nicht verderben.

Vielleicht, so fühlte seine Angst, vielleicht täte es ihr doch weh — weher noch als alle ihre bisherigen Leiden ihr getan ...

Eine unbestimmte Furcht wuchs in ihm: sie könnte ihn hassen! Man haßt oft die, welche die Wahrheit bringen.

Vielleicht waren noch jene wunderlichen, ergreifenden Reste ihrer einstigen Liebe in ihr — jener Nachglanz, den Frauenherzen so lange zu bewahren vermögen — der in Wahrheit nichts ist wie die Erinnerung an die ersten Seligkeiten der Liebe — Vielleicht liebte sie in ihm noch ihre Knaben mit, die sie ihm geboren hatte.

Wann stirbt eine Liebe ab? Aus Todeszuckungen sieht man sie sich noch zu neuem kraftvollem Leben erheben.

Nein, er wollte, er konnte nicht der Erwürger ihrer Liebe sein —

Ihr nicht die Hoffnung nehmen ...

Denn vielleicht hoffte sie .. auf die Unschuld oder doch auf die Freisprechung des Gatten ...

Manchmal sah er sich klar.

‚Ich bleibe ein Theoretiker,‘ dachte er mit melancholischem Lächeln.

Ja, das Leben war für ihn ein Buchdrama. Er konnte darin lesen — es in der Phantasie genießen, sich an ihm empören, durch es leiden.

Das Seine tun, daß die Handlung mit lauten Stimmen und dröhnenden Reden über die Szene gehe, nein, das konnte er nicht.

Er suchte für seine Grübeleien ein andres Gebiet. Die Gegenwart war zu wuchtig für sie. Er ließ sie hinausschweifen in die Zukunft. Aber vor ihr stand ein „Wenn“ ... Wie eine eiserne, unerstürmbare Pforte war dies Wort. Hinter ihr lauerte das Schicksal ...

Wenn Alveston verurteilt ward trotz seiner leidenschaftlichen Unschuldsbeteuerungen, von denen man hier und da bei Notizen über den Stand der Untersuchung gelesen hatte, dann . . .

Hartwig fühlte: dann kam endlich und wirklich seine Stunde. Als Freund, als Bruder konnte er neben der teuern Frau leben, mit seiner unbegrenzten Verehrung ihr die Härten der Welt fernhalten, ihre Knaben erziehen helfen, ihnen seinen reinlichen Namen geben.

‚Den Namen eines Theoretikers,‘ dachte er mit wehmütiger Selbstironisierung, ‚aber doch einen ehrlichen Namen.‘

Dies alles, was er unendliche Male gedacht und gefühlt in den vielen, vielen Wochen seit jenem weißen Nebeltag, zog noch einmal wieder durch ihn hin, als er las: das Gericht wird tagen über ihn.

‚Laß den Würfelfall rauschen, wie er muß,‘ dachte er.

‚Ich kann sein Henker nicht sein — nein; ich nicht . . .‘

Und er schloß den Ring seiner Gedanken zusammen und kehrte zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Das war seine Ueberzeugung: die Kraftvolleren suchen sich ihre Lebensaufgabe, die Schwachen warten, bis sie ihnen gegeben wird . . .

Die seine wartete vielleicht schon auf ihn. In der Zukunft — wenn die geliebte Frau den Gatten verlor.

Aber auch die Gegenwart forderte etwas von ihm. Er fühlte, daß die Stunde da war, wo er der Unseligen wieder begegnen mußte, sollte sie nicht endlich an seiner Freundestreue zu zweifeln beginnen.

Sein Herz schlug rasend bei der bloßen Vorstellung, daß er, der Wissende, in diese Augen blicken sollte, die ihn vielleicht fragten: Ist er schuldig? Kann er es sein? Tu mir die Wohltat an, zu sagen, daß du es nicht glaubst . . .

Man störte ihn aus seiner Vertiefung auf. Das Stubenmädchen steckte den Kopf herein und sagte etwas anzüglich: „Ach — soo . . .“

Und in jenem lächerlichen kleinen Abhängigkeitsgefühl, in das die alltägliche Hausordnung fast jeden Menschen leise hineinzwingt, führte Hartwig schnell und gehorsam seine Tasse zum Mund und sagte, er sei gleich fertig, es könne gleich abgeräumt werden.

Ja, das trieb ihn an. Gab ihm das prosaische Gefühl zurück, daß die Welt denn doch noch nicht aus den Fugen sei. Er war plötzlich entschlossen: gleich nachher geh' ich hin — ja, das tue ich . . .

Der Wintermorgen war so schön. Ganz und gar nicht hamburgisch. Er leuchtete in der Sauberkeit eines trockenen Schneefalls, der über Nacht herabgekommen war und den ein, zwei Grad Kälte vor dem Vergehen in Nässe und Schmutz behüteten. Es wehte ein fröhlicher Wind und riß das weißgraue Gewölk, das vorm blauen Himmel sich umhertrieb, alle Augenblicke in andre Stücke.

Das alte Fräulein saß am Fenster und dachte melancholisch zurück an den Genuß, den sie sonst von solchen Winterstimmungen gehabt hatte, wenn zur prickelnden Kälte draußen das linde Behagen in ihrem alten hübschen Heim in so köstlichem Gegensatz stand und man so recht dankbar empfand, daß man sein bißchen Häuslichkeitspoesie hegen und pflegen konnte und wenn auch nicht das Glück, so doch seinen Frieden hatte.

Das war nun alles dahin. Ihre hunderttausend Mark waren weg. Dies Haus konnte sie nicht halten. Wenn es verkauft wurde, behielt sie vielleicht fünfundzwanzigtausend in der Hand. Fünfzig standen auf dem Grundstück auf dem Ausschlägerelbdeich, das an einen großen Fabrikanten zu verkaufen Wallrode gerade für die Schwestern im Begriff war. Dann kam Fräulein Hanna noch auf eine Zinse von dreitausend Mark. Tausende würden ihr vorhalten: das ist noch keine Not. Aber alles kommt ja auf die Lebensgewohnheiten an. Wenn sie an die üppigen Zeiten ihrer Jugend zurückdachte! Immer enger war der Rahmen geworden — der Geschäftsstillstand, der veränderte Wert des Geldes . . . Aber man hatte sich hineingefunden. War zufrieden gewesen. Bis dies Entsetzliche kam. Bis dieser Mann sie alle ins Verderben gestürzt hatte, nur in der Hoffnung, sich zu erhöhen.

‚Und für den habe ich geschwärmt,‘ dachte Tante Hanna an diesem Wintermorgen zum unendlichsten Mal. Sie kostete, so wunderbar dies war, zum erstenmal in ihrem Leben den Katzenjammer des Enthusiasmus aus. Und gleich so grausam — so ganz zerstörerisch.

Ihre Blicke starrten hinaus auf das breite Straßenbild, auf dem sich flink und scheinbar lautlos das Straßenleben abspielte, als sei dies ein Kinematograph.

Und da sah sie auf einmal drüben auf dem Rande des Bürgersteigs den Doktor Hartwig Mallinger.

Rot schoß es ihr ins Gesicht. Sie winkte. Förmlich leidenschaftlich.

Endlich sah man ihn einmal, endlich. Wochenlang mochte er sich immer am Fuß der Häuser entlang gedrückt haben . . .

Er kam. Wahrhaftig — er kam herüber.

Sonst war ihr kein Mann zu gering und zu gleichgültig, daß sie nicht noch seinetwegen einen letzten Blick in den Spiegel geworfen und ihren Haaraufbau ein wenig zurechtgerückt hätte. Aber über die Eitelkeiten war sie nun weg. Alt war sie geworden, sehr alt.

Das dachte auch Hartwig, als sie ihm entgegeneilte. Nicht mehr in rauschenden Kleidern

und einem in fröhlicher Lebenssicherheit erhobenen Haupt, selbstbewußt einst.

Ein Gemisch von Aufregung und Verlegenheit war in ihr, und sie streckte ihm ihre beiden Hände entgegen, welche Geste immer ihre Angewohnheit gewesen war.

Hartwig sah auf: sie war allein. Das war gut. Es war wie ein Auftakt zum Wiedersehen mit der angebeteten Frau. Er konnte viel über sie hören, ihr sicherer gegenübertreten.

„Endlich!“ sagte sie aus tiefstem Herzen.

Die Kräftigkeit, mit der sie das Wort sprach, war doch wie ein Vorwurf.

„Sie haben es nicht mißdeutet, daß ich fernblieb?“

„Man wird mißtrauisch in solchen Zeiten,“ sagte sie weinend, „viele verletzen einen, schließlich verletzt einen alles. Aber Margritt verstand es. Sie sagte oft, daß sie es verstehe . . .“

Sie suchte nach ihrem Taschentuch. Es lag auf der Fensterbank. Sie trocknete sich die Tränen, im voraus getröstet, daß sie nun sprechen, sprechen, sprechen durfte.

„Gott sei Dank,“ sagte er, „wenn ‚sie‘ es nur verstanden hat.“

„Setzen Sie sich dahin — so“ — sie rückte sich förmlich vorbereitend in ihrem Lehnstuhl zurecht. „Wissen Sie — ganz einfach wäre ich zu Ihnen gekommen — ja, ich war oftmals drauf und dran. Wir sind doch Freunde? Nicht? Aber die Kinder bevormunden mich so . . . Ich soll zurückhaltend sein — nicht klagen — still und stolz — Gott, das sind vornehme Worte — jeder nach seiner Weise. Ach, es ist nicht mehr die alte Liebe zwischen uns. Wir sind so oft gereizt gegeneinander. Er hat uns das ganze Leben verdorben, dieser furchtbare Mann . . .“

„Das kommt ja alles wieder: Friede und Liebe,“ tröstete er.

Aber sie klagte weiter.

Und da sie endlich jemand vor sich sah, vor dem sie nicht berufen werden würde, vor dem sie sich nicht zusammenzunehmen brauchte, so schilderte sie ihre ganze veränderte Lebenslage in einem hinströmenden Wortschwall ehrlichen Leids.

Er saß und hörte still. Und dachte: wer wollte ihr sagen, daß es gering sei, was sie verlor. Eine Handvoll Geld. Und allerlei Eitelkeiten. Aber das sieht nur so aus — so wenig. Nichts ist wenig für den, der leidet. Den Maßstab seiner Verluste trägt jeder in sich. Sie, dies alte, enthusiastische Mädchen, sie hat einst um echtes Glück geweint, das ihr vorenthalten blieb, und nun weinte sie zum zweitenmal, weil sie die Surrogate des Glücks verlor.

Vielleicht ist es härter, um Surrogate weinen zu müssen — weil die Erhebung fehlt.

Als Tante Hanna sich notdürftig sattgesprochen hatte, trocknete sie wieder einmal ihre Tränen und sprach:

„Daß Sie gerade heute kommen! Heute! Vielleicht ist es gut, daß Sie da sind. Bleiben Sie hier, bleiben Sie bei mir. Ich fürchte mich so unaussprechlich. Wallrode kommt gleich.“

„Wallrode? Max? Und Sie fürchten sich? Vor ihm? Und ich dachte, er sei Ihr Halt, Ihr Tröster?“ fragte er fast verstört. Er hatte gedacht, der Freund sei hier der Abgott, der Held der Situation, an dem die Frauen sich mit klammernden Händen hielten, von dem sie alles erwarteten, wie etwa Schwerkranke von dem Arzt — als ob er es sei, der das Leben in der Hand halte, und nicht die große, unsichtbare Macht, die noch stärker ist als alles Wissen . . .

„Jawohl. Wallrode!“ sagte sie in heftiger Aufwallung. „Sie sind sein Freund, aber auch der meine. Nicht? Und ich weiß, Sie können schweigen. Ich muß es einmal sagen — irgendeinem Menschen muß ich's sagen: ich versteh' den Mann nicht mehr. Das ganze Leben, alle Menschen sind unverständlich. Ihr Freund Wallrode noch mehr als alle andern.“

Wenn Tante Hanna sich durch jemand bekümmert oder geärgert fühlte, schob sie ihn mit so einem Fürwort von sich. In guten Stunden hieß es „mein Freund“, in bedenklichen „dein Freund“.

„So beträgt sich kein Mann, der sich nach langem Werben endlich mit dem Mädchen verlobt hat,“ schalt sie.

„Verlobt?“

„Na — Gott — Sie werden das doch wissen — Ihr Freund Max mit Daniela.“

„Nein,“ sagte er. Und noch einmal tief erstaunt „nein!“

Solche Verschwiegenheiten vor dem nächsten Freund! Aber er dachte gleich: ‚Bin ich denn offen? Schweig' ich nicht in ganz andern Dingen . . .‘

„Ah — nicht einmal Ihnen hat er es gesagt!“ rief Tante Hanna. „Ist es nicht, als ob das meine Furcht bestätigt! Vor drei, vier Wochen war es. Ach, man weiß ja nicht mehr die Tage und mißt nicht mehr die Zeit. Aber ich sagte gleich: es war ein Fehler, daß Daniela nicht wollte, daß man es veröffentliche. Das war falscher Stolz. Er meinte es großmütig. Das konnten wir uns gern gefallen lassen. Aber aus so heimlichen Sachen entstehen immer schiefe Verhältnisse. Liebe, die sich verstecken soll, schlägt in Nervosität um. Und nervös ist er geworden — nervös! Hat das ein Mensch für möglich gehalten gerade von Wallrode! Er quält Daniela. Jawohl, geradeaus gesagt: das tut er. Er kommt selten. Beinahe nur, wenn er Margritt wegen der Sache zu sprechen hat. Und einmal sitzt er und läßt Danielas Hand nicht los, und es ist

beinahe, als hätte er ihr was abzubitten. Und das andre Mal ist er schroff und quält sie mit immer neuen Fragen über den Unglücksabend."

„Ist es nicht vielleicht alles die Erregung über die verantwortliche Aufgabe, die er vor sich sieht?" fragte Hartwig leise.

Aber das alte Fräulein ging den traurigen Gang ihrer eignen Gedanken weiter:

„Wissen Sie: manchmal — nein, oft hab' ich schon gedacht, daß es ihn doch reut. Es war eine so großartige Aufwallung damals. Es war gerade an dem Tag, als man neue und schwere Verdachtsmomente erfahren hatte. Da ging vielleicht seine Liebe und das Mitleid mit ihm durch. Und die Ernüchterung kam nach. Vielleicht hat er doch Angst gekriegt, daß ihm eine nahe Verwandtschaft mit einem solchen Menschen in der Gesellschaft und in der Praxis schaden könne. Und möcht' zurück. Gott, es wäre so menschlich!"

Sie seufzte. Sie hätte es verstanden — ja! Und wäre doch so gedemütigt gewesen für das arme Mädchen in dem letzten Reste ihres Familienhochmuts.

„Wenn es ihn reut — wenn man das wüßte — dann müßte sie ihm lieber das Wort zurückgeben — ehe er es ihr gibt."

Nur der Demütigung zuvorkommen, das hebt sie doch ein wenig auf, fühlte sie.

Hartwig hatte alles etwas mühsam angehört. Es ging ihm kaum nahe. Es schien ihm gar nicht mit der einen riesengroßen Angelegenheit in wirklichen Zusammenhang zu stehen — schien nur mit ihr in zufälliger Verbindung. Und er konnte sich für nichts interessieren als für dies eine.

Aber er sagte doch aus innerster Ueberzeugung:

„Ich weiß nicht, warum er es mir verschwieg. Trotzdem ich seit langer Zeit von seiner Liebe wußte. Aber dies eine ist gewiß ... Wallrode könnte niemals feig empfinden oder handeln. Und einen solchen Schritt zu bereuen, das wäre nicht seine Art."

„Das sagen Sie wohl so hin," sprach Tante Hanna ungetröstet, „daß Sie hoch von ihm denken, weiß ich. Ich tue es auch. Und trotzdem ..."

Sie hatte aus einer dumpfen Selbstkritik heraus die undeutliche Erkenntnis, daß es menschlich und verzeihlich sei, wenn man von denen zurückweiche, die im Unglück sind.

„Es wäre hart für das Kind. Zu viel Kummer. Alles hat doch seine Grenzen. Aber wen das Schicksal nun mal so verfolgt ... Und denken Sie: früher war sie ja oft unschlüssig, ob sie ihn eigentlich liebe oder nicht. Aber — Gott, es ist ja wohl komisch, wenn ich so was sag': es kommt mir gerade so vor, als ob sie sich erst recht in ihn verliebt, wo sie ihn so total anders findet, als sie ihn sich als Bräutigam vorgestellt haben wird — wo sie ja wohl fürchtet, sie könnte ihn wieder verlieren. Es ist alles gar nicht zu fassen."

„Nichts ist komisch. Nichts ist unfaßlich, wenn es sich um Liebe handelt," sagte er leise.

Sie schwiegen ein paar Minuten.

Sie kämpfte mit sich. Er hatte das ganze Gespräch nur ertragen, wie man eine zu lange Vorbereitung mit heimlicher, verzehrender Ungeduld erträgt. Er wollte nach der einen fragen. Und fürchtete sich vor seiner eignen Stimme, wenn sie von ihr spräche ...

„Und sie — glaubt sie an die Schuld ihres Mannes?" fragte er scheu.

„Ich weiß nicht. Sie hat so ein Wesen ... man kann nicht hineinsehen."

„Sie leidet sehr?"

„Auf die entsetzliche, kampflose Art, die ich nicht ansehen kann. O, wäre der Mensch mein Mann!" sprach Tante Hanna heftig. „Ich trät' vor ihn hin, egal, ob ihm das nun paßte oder nicht — wie kann so 'n Mann seiner Frau überhaupt abschlagen, sie zu sehen ... jawohl, ich nähme ihn bei den Schultern und schüttelte ihn, und er sollte mir wohl die Wahrheit sagen! Ich glaube an seine Schuld. Ja, das tue ich — Einer, der mich so bestehlen und belügen kann, kann auch das."

Hartwig wußte wohl, jeder Mensch hält gerade sich für besonders unantastbar und versteht eher das dem Nachbar zugefügte Unrecht als Verrat am eignen Vertrauen. Aber die kraftvolle Naivität, mit der Tante Hanna sich als gewissermaßen sakrosankt ansah, entlockte ihm ein trübes Lächeln.

„Ich möchte Frau Margritt sehen," sagte er.

„Die sind schon früh hinausgefahren zum Kirchhof. Margritt wollte. Sie geht da oft hin. Ich denke manchmal: sie geht da mit sich zu Rate. Wer weiß, wie das alles in ihr kämpft. Sie war ja immer so: ganz still. Und in all der Stille fest. Ließ reden, geschehen und sagte schließlich: so will ich es. Das war damals auch so, als sie Alveston nicht haben sollte. Vielleicht überrascht sie uns jetzt auch mit irgend 'en Entschluß. Ich ängstige mich vor nachher. Er kommt ja gleich. Sie wissen es ja und müssen jede Minute wieder hier sein. Zum Warten hat er ja keine Zeit."

„Wer? Und vor was Angst?"

„Gott — ich sagte doch schon: Wallrode. Haben Sie denn nicht gelesen?"

Sie sah sich um, sah nach der Zeitung, die auf dem Tisch lag.

Ja, er hatte es gelesen. Sie merkte es ihm an.

Aber sie mochten es nicht mit lauten Worten besprechen.

Tante Hanna fing mit raunender Stimme an zu berichten: Wallrode habe gestern abend geschrieben, daß er um zwölf Uhr hier sein werde

und daß sie noch einmal, zum letztenmal vor der Entscheidung, die Lage durchdenken müßten.

Sie wollte noch viel erzählen. Zuviel war in ihr aufgespeichert. Das Schicksal hatte ihr einen unerschöpflichen Gesprächsstoff gegeben: das eigne Unglück.

Aber draußen gingen die Türen. Man hörte leichte, rasche Schritte.

„Die Kinder!" flüsterte sie und machte eine rasche, zum Schweigen ermahnende Handbewegung, als sei Hartwig es, der unaufhörlich gesprochen habe.

Er stand auf. Er fühlte deutlich, daß er die Farbe veränderte und daß sein Herz derart klopfte, als hämmere es dumpf im Rücken und erschüttere seine aufrechte Haltung.

Sie kamen herein. Er sah sie so undeutlich, daß er im ersten Augenblick diese beiden gleichen schwarzen Gestalten kaum zu unterscheiden vermochte.

Margritt kam auf ihn zu und reichte ihm die Hand, ganz einfach, ohne Frage und ohne Klage. Als läge kein ungeheures Schicksal zwischen einst und heut. Als klaffe kein dunkler Abgrund zu ihren Füßen.

Als er in das blasse, noch schmäler gewordene Gesicht sah, mit dem wunderbaren, fast heiligen Ernst in den Zügen, da dachte er in tiefer Rührung und so fest, als schwöre er es ihr zu:

‚Nein — ich kann dir keine Wunden schlagen — ich nicht!'

Sie lächelte ein wenig. Mühsam und gütig. Als errate sie hingebende Gedanken.

Er begrüßte Daniela in kurzer Unschlüssigkeit, ob er seine Kenntnis von ihrer Verlobung verraten dürfe oder nicht. Aber noch ehe er mit sich einig war, schrillte die Glocke der Etagentür so heftig durch die ganze Wohnung, daß sie alle in einem seltsam gespannten Aufhorchen verstummten.

Daniela wurde sehr rot.

Mit einer Raschheit und in einer herrischen Art, die Hartwig noch niemals an seinem Freunde beobachtet hatte, trat Wallrode ein.

„Ah du — du endlich mal wieder hier!" sagte er. Das war sein erstes Wort. Dann erst nahm er Margritts Hand und küßte sie.

Hartwig fragte mit raschem Blick Tante Hanna, und ihm schien, sie sagte mit den Augen ja.

„Und ich kann dir und Fräulein Daniela gleich gratulieren," sprach er.

Wallrode nickte und meinte:

„Fünf Minuten allein mit Tante Hanna, und alles, was verschwiegen bleiben soll, kommt an den Tag."

Es klang kein Humor aus seinen Worten, die doch vielleicht eine Neckerei sein sollten. Er küßte Daniela flüchtig auf die Stirn und nahm mit ihr zerstreuten Blicks die Glückwünsche entgegen, die Hartwig etwas unfrei aussprach. Er verstand die Art, wie sein Freund sich gab, gar nicht. Und Tante Hanna bekam einen bitteren Zug um den Mund und suchte mit bedeutungsvollem Ausdruck seinen Blick, als wolle sie sagen: Siehst du, wie es ihn reut? So sehr, daß ihn dein Mitwissen nun schon ärgert, weil es die Verpflichtung vielleicht fester zu machen scheint.

Margritt saß still und in sich gekehrt am Fenster. Und manchmal schien es, als schaue sie nur gesammelt dem frischen Leben drunten auf der Straße zu und höre nicht, was alles im Zimmer gesprochen ward.

Hartwig fragte, ob er gehen solle, wenn Wichtiges zu besprechen sei ... Er wünschte begierig, zu bleiben und fürchtete sich doch davor.

„Ach, bitte, bleiben Sie, bitte!" rief das alte Fräulein. Und Wallrode sprach mit einem halb geduldigen, halb gleichgültigen Ausdruck: „Meinetwegen."

Daniela trat neben Margritt und streichelte ihr in leiser Zärtlichkeit die Schulter. Und sie fragte aus der Seele der Schweigsamen heraus nach Alveston. Sie glaubte, daß in Margritt der Wunsch brenne, von ihm zu hören, und daß ihr jede Kraft fehle, selbst davon zu sprechen.

Sie fragte:

„Wie geht es Mark? Aengstigt er sich vor übermorgen?"

Wallrode, der am Tisch mit seiner Aktenmappe beschäftigt gewesen war, fuhr förmlich herum. Er sah sie scharf und feindselig an.

„Aengstigst du dich?" fragte er schroff.

„Gewiß," sagte sie, „es wird ein schrecklicher Tag sein für uns alle. Wie sollten wir uns nicht ängstigen!"

„Ja natürlich ..." er kramte wieder in seiner Mappe. Ihr trauriger und ein wenig erstaunter Blick war ja wie ein Vorwurf — machte ihn weich — unsicher.

Diese verwünschte Unsicherheit. Sie zerriß ihn — verzehrte ihn —

„Also, was ich hier bringe," begann er etwas rauhen Tones und ließ sich ganz geschäftlich am Tisch nieder, „ist erst einmal dies: Euer Haus, das neulich an der Börse wieder einberufen werden mußte wegen des zu geringen Gebots, will jetzt die Firma Puttfarcken, Söhlbrandt & Co., Gesellschaft mit beschränkter Haftung, kaufen. Die Gesellschaft will da eine Fabrik für Holzwolle und Wollpapier und sonstige Verpackungsindustrie bauen. Das Gebot ist nicht überraschend, aber anständig."

„Gott — Puttfarcken!" sagte Tante Hanna, gleich angenehm ein bißchen abgelenkt und interessiert, indem die Dynastie sämtlicher Puttfarckens in den verzweigtesten Zusammenhängen vor ihrem geistigen Auge stand, „das muß ein Großvetterssohn von Fräul'n Puttfarcken oben sein."

„Uns ist alles recht, was du bestimmst,“ sagte Daniela.

„Nein. Das hat es nicht zu sein,“ erklärte er und verbreitete sich über Zahlen. Margritt machte eine leise Handbewegung fast des Ueberdrusses. Da sprach Daniela wieder für sie:

„Uns ist alles gleich, außer dem einen!“ sprach sie leidenschaftlich.

„So nah geht dir sein Schicksal! So nah?“ fragte er halblaut.

„Wie sollte es nicht!“ rief sie aufwallend. „Es ist Margritts Schicksal!“

‚Vielleicht auch deines!‘ dachte er in heißem Zorn.

„Wie wird es ausgehen übermorgen? Haben Sie ein Vorgefühl, eine Hoffnung?“ fragte Tante Hanna.

Er erhob sich, warf die Briefblätter, die von dem Haus sprachen, mit heftiger Gebärde hin und stand nun da, groß, mit finsterem Ausdruck, der Mittelpunkt der Blicke aller.

Hartwig, der sich in der Tiefe des Zimmers hielt, weit vom Fenster weg, als wolle er seine Gegenwart vergessen machen, Hartwig fühlte seine kalten Hände — ganz nervös umgriff er immer eine mit der andern.

Wohin war sein Haß? Wohin seine Begierde, den Mann zu verderben?

Er dachte immer nur:

‚Wenn *sie* an ihn glaubt, wenn *sie* für ihn hofft —‘

Er fragte sich nicht: was werde ich tun, wenn er freigesprochen wird? Darf ich den Mörder an ihrer Seite weiterleben lassen?

Er dachte nichts zu Ende. Fühlte immer nur: ich kann ihre Leiden nicht vergrößern, ich nicht . . .

„Vorgefühl! Hoffnung!“ sprach Wallrode, „ich habe keine und habe alle. Niemals hat es einen unberechenbareren Fall gegeben als diesen. Und ich selbst! Laßt es mich endlich, endlich sagen . . . Margritt, verzeihen Sie mir — jedes Wort trifft Sie wie Hammerschläge: bin ich bei ihm, glaube ich an seine Unschuld. Bin ich fern von ihm, ist es, als erwache ich aus einem Traum, und alles spricht zu mir: er hat es doch getan.“

„Ja, all diese Beweise!“ sagte Tante Hanna, „dagegen kann wohl keine Verteidigung etwas machen.“

„Beweise?! Ach, liebe Tante Hanna! Wir haben es mit Geschworenen zu tun. Das heißt: nicht der Buchstabe des Gesetzes, sondern der Instinkt für das tiefste, das wahre Recht sitzt zu Gericht, für jenes Recht, das auch in einer Schuld, in einer bewiesenen Schuld noch eine begreifliche, verzeihliche Tat sehen kann.“

„Also du hoffst!“ rief Daniela und beugte sich zur Schwester herab, sie zu küssen, ihr den Mut zu beflügeln, ihre Zuversicht zu stärken, als habe ihre Zärtlichkeit die Macht dazu.

Der fast jubelnde Ton traf den Mann. Er veränderte die Farbe und sah starr zu ihr hinüber.

Aber er nahm sich zusammen. ‚Es ist ja begreiflich,‘ dachte er. ‚Und dieser Mann hat mich vergiftet,‘ dachte er. Er biß sich auf die Lippen. Er ging hastig hin und her.

„Ja,“ sagte er, belehrend sich zu dem alten Fräulein wendend, nur um zu sprechen, um über diesen Tumult in seinem Blut wieder Herr zu werden. „Ja, Geschworene sind unberechenbar. In diesem Fall besonders. Sonst kann man ein wenig auf ihre Psyche beeinflussend wirken. Es kommt darauf an, ob ihre Zusammensetzung dem Fall günstig ist. Hab' ich einen der Brandstiftung Angeklagten vor zum größten Teil ländlichen Geschworenen zu verteidigen, kann mein Plaidoyer noch so flammend sein, ich krieg' den Kerl nicht frei, und wenn die Beweise noch so fragwürdig sind. Und hab' ich vor vielen kaufmännischen Geschworenen einen der Wechselfälschung Verdächtigen herauszuhauen, kann ich eher den Gerichtsdiener zu Tränen rühren, als daß ich ihre Seelen erweiche. Aber wer will hier etwas prophezeihen? Mord? Das scheint jedem einzelnen immer so gewissermaßen die bürgerlichen Sicherheiten zu bedrohen — so, als laure schon hinter der nächsten Straßenecke ein Schuß auch auf ihn. Das, was uns selbst vielleicht auch einmal passieren könnte, jawohl, diese kleine, enge Vorstellung bestimmt sehr oft das Urteil.“

Er besann sich einen Augenblick. Er strich sich mit einer schweren Handbewegung das glatte Haar.

„Warum ich noch einmal kam, um noch einmal mit euch zu sprechen, ist dies: Ihr werdet ja nicht beeidigt werden — keine von euch, denk' ich. Aber sagt die Wahrheit — nur die Wahrheit — nichts als sie.“

Tante Hanna weinte auf. Sie sah sich schon im Gerichtssaal — es dünkte sie schmachvoll, als sei sie eine Angeklagte.

„Wir haben ja gar nichts auszusagen,“ klagte sie.

„Daniela hat es. Und sie wird die Wahrheit sagen — nichts als Wahrheit . . .“ Er trat nahe an sie heran. Er nahm ihre Hand. Mit einem fast drohenden Ernst sprach er es noch einmal:

„Die Wahrheit! Immer ist sie noch sittlicher als Lügen, die den Schein retten. Ich will lieber unter einer Wahrheit zerbrechen, als auf dem Fundament von Lügen leben.“

Sie sah ihn an, konnte gar nicht ihren fragenden, verzweifelnden Blick aus seinem lösen. Sie schüttelte ein wenig den Kopf — wollte sprechen — ein leises Schluchzen stieg in ihr auf . . .

„Ich versteh' dich nicht? Was soll ich sagen? Ich habe erzählt, was ich weiß — was soll ich noch . . ."

„Besinn dich recht, Daniela. Sieh — wir sind hier unter uns — du kannst offen sein — man wird vor Gericht vielleicht — vielleicht . . . man weiß nicht, wie durch Frage und Antwort sich alles wenden und gestalten kann — was erhellt wird, was dunkel bleibt — aber doch, vielleicht wird man dich fragen, nach jeder Minute deines Daseins an jenem Unglücksabend. Ein Widerspruch in deiner Aussage, und — die Folgen können furchtbar sein. Zu uns sei offen . . . zu mir . . . Sieh, gesteh: warst du vielleicht eine kurze Zeit vor dem Unglück, ehe du mit deinem Vater das Haus verließest, im Garten — unter den Ulmen, wo es so still ist — oder im Schutz des Nebels auf dem Deich, wo dann alles Leben zu schlafen scheint — oder auf einer der Ladebrücken, die abends einsam sind und verlassene Stätten — Gesteh es — gesteh es."

Sie riß sich von ihm los und warf sich in die Sofaecke und weinte leidenschaftlich. Margritt folgte ihr und bemühte sich, sie tröstend in ihre Arme zu nehmen.

Tante Hanna aber sagte unglücklich und sich nach Möglichkeit beherrschend, denn sie wollte aus Vorsicht ihn nicht mit beleidigenden Worten reizen und war doch ganz außer sich, weil sie dies alles nicht begriff:

„Sie quälen Daniela. Immer wieder fragen Sie sie solche Sachen. Sie hat es doch schon so oft gesagt, daß sie an dem Abend etwas lange zu ihrer Toilette brauchte, so daß mein Bruder schon ungeduldig nach ihr rief. Er war ja so pünktlich. Und es hat doch dies gar nichts mit Alvestons Tat zu tun."

‚Warum weint sie so leidenschaftlich?' fragte er sich. ‚Ist das Angst? Schuld? Nimmt sie nicht heißeren Anteil an seinem Los als seine Frau?'

‚Was bestimmt ihn?' dachte Hartwig unruhig. Er fühlte, es gab Gedankengänge in dem Freunde, deren Quellen und Ziele ihm verborgen waren.

‚Wunderbar. Fast ein Jahr hat er um sie geworben. Und seine ausgeglichene Sicherheit, die so wohl tat, ist herrisch geworden — es ist eine Note von Tyrannei darin — was für Rätsel?

‚Vielleicht alles nur Form der Ungeduld, die es kaum noch erträgt, daß die Feierzeit junger Liebe ihm gestört wird? Vielleicht.'

„Alles kann etwas mit der Tat zu tun haben. Nichts ist gleichgültig," sagte Wallrode streng. „Ich mußte manchmal das Gefühl haben, als stehe Daniela ihm besonders nah, als bewundere sie ihn fast leidenschaftlich. Das könnte zur Sprache kommen. Darauf muß ich gerüstet sein."

Daniela richtete sich auf.

„Ja," sprach sie, „bewundert habe ich ihn. Das tat eine Weile die ganze Familie. Er hatte uns verblendet. Aber nah stand ich ihm nicht — nein, das ist nicht wahr!"

Sie sagte es heftig. In ihr dämmerten Erinnerungen — jener Abend auf dem Deich, wo Alvestons leuchtender Blick sie erröten ließ und Wallrode es sah . . . ihre erstaunte, erschreckte Seele fragte: Ist er eifersüchtig? Denkt er an jenen unglückseligen Moment?

Sie sah ihn an. Voll Angst. In ihr wallte eine heiße Sehnsucht auf, sich in seine Arme zu werfen, ihm zuzuschwören: ich liebe dich, nur dich!

Sie hatte einst ein so übermütiges, königliches Mädchengefühl gehabt. Das erhob sie lange Zeit über den Mann, den sie zu ergeben und zu geduldig um sich werben sah.

Nun zitterte die Furcht in ihr: er entgleitet mir . . . Er verzeiht es mir nicht, daß ich töricht, dumm, blind, einmal gedacht habe, der andre sei mehr als er.

Sie sah ihn an. Ihre Blicke flehten, bettelten.

Wie ein Richter stand er ihr gegenüber. Und wie er mit seinem Blick das geliebte, angstvolle Gesicht durchforschte, war ihm, als flüstere eine Stimme mit schwerbetonten, bedeutungsvollen Worten ihm zu: ‚Es ist manchmal Ehrenpflicht, zu schweigen.'

Wenn der Mann ein solcher Schurke war — solcher Schurke?! . . . Uebten diese infame Kunst, ohne Worte Verleumdungen zu sprechen, ohne Farben schwüle Bilder für die Phantasie zu malen, ohne Geständnisse unerhörte Erlebnisse zu verraten, übten diese Kunst nicht oft genug Männer aus Eitelkeit oder Rachsucht an Frauen . . .

Und diesem Mann ging es vielleicht um Freiheit oder Leben?

Aber selbst dann . . . ‚Ich,' dachte er, ‚ich würde sie nicht so feig verraten, und wenn es um mein Leben ginge.

‚Und wenn es denn die Wahrheit ist, die er mich ahnen lassen will — diese Wahrheit nimmt ein Ehrenmann schweigend mit in sein Grab.'

Er atmete schwer. Und wieder war die leise, langsame Stimme in seinem Ohr und flüsterte hinweg über die Sprache der aufdämmernden Besonnenheit: ‚Ich verbiete Ihnen, einen Namen auszusprechen . . .'

Er wandte sich gequält ab.

Und Daniela, wie erschöpft von den stummen, verzweifelten Bitten, warf sich ihrer Schwester in die Arme.

„Sagen Sie mir, bitte, ganz genau, was ich aussagen und wie ich mich benehmen muß," flehte Tante Hanna kläglich, „man muß natürlich die Wahrheit sagen, aber etwas vorbringen, das ihm schadet — nein, das möcht' ich doch Margritts wegen nicht."

Wallrode riß sich aus seiner zerquälten und von heißer Unruhe bedrängten Stimmung.

„Ich kann Ihnen nicht vorschreiben, was Sie sagen sollen, denn ich kann nicht voraussehen, wie der Gang der Verhandlung sein wird: nüchtern oder voll von Ueberraschungen. Ich sagte schon, vielleicht kommt nichts auf die Beweise an, sondern alles auf den persönlichen Eindruck. Von diesem Manne geht zuweilen eine geradezu suggestive Wirkung aus. Wenn sein Blick, sein Lächeln, seine Haltung die Geschworenen bezwingt, wie dies alles euch bezwungen hat, wie das alles mich erregt und auf seine Seite zieht, wenn ich bei ihm bin, können wir einen Freispruch erleben, besonders auch noch, wenn die eine hilft, deren Wort und Art gerade auf die Männer aus dem Volke wirken kann."

Hartwig kam heran.

„Margritt?" fragte er.

Sein Herz erschrak. Konnte das Schicksal das von ihr verlangen: eine Fürsprache für den, der ihr Dasein verdarb?

„Jawohl, Margritt. Es wird bei ihr stehen, ob sie für ihn aussagen will. Man kann auch ohne Eide den Richtern zuschwören, mit Blick und Ton: der, den ihr anklagt, der muß unschuldig sein — ich fühl's, ich, die ich sein Wesen kenne wie das meine . . ."

Er schwieg. Eine vollkommene Stille befiel sie alle. Sie atmeten kaum vor Erwartung.

Hartwig dachte erschüttert: Wenn sie vor den Schranken steht, ist nicht ihre bloße Erscheinung, die schmerzvolle Weiblichkeit ihres Wesens, die flehende Klage ihres Blickes mehr Verteidigung als alle Reden, die gehalten werden können? Gibt es Männer, die noch den Mut haben können, einen Mörder „Mörder" zu nennen, wenn ein Engel neben ihm ersteht und sagt: Er ist es nicht? . . .

In der großen Stille, die sie umgab, schien Margritt sich zu besinnen.

Langsam legte sie die Hand vor die Stirn, als habe sie Kopfweh.

Sie schloß die Augen. Oeffnete sie wieder und sah ins Unbestimmte hinaus.

Man ahnte es — ihre Seele ging zurück — mühsame Wege, vielleicht von Dornen umhegt, die niemand ahnte . . .

Und ganz leise sprach sie vor sich hin:

„Ich weiß es nicht — noch nicht . . ."

Wallrode faßte sich zuerst. Er hatte die Ergriffenheit, der die andern erlagen, von sich abzuwehren. Klar mußte er bleiben, klar . . .

„Kommst du mit?" fragte er Hartwig kurz und tat, als habe er für nichts Gedanken als dafür, die Papiere betreffend den Hausverkauf pedantisch genau aufeinander zu legen und in seine Mappe zu tun.

„Ja," nickte Hartwig und stand vor Margritt und küßte voll Ehrfurcht die liebe Hand.

„Leb wohl!" sagte Wallrode. . Mit seiner Rechten umschloß er in starkem Druck Danielas kalte Hand.

„Leb wohl!"

Noch einmal sah er sie an, durchbohrend, in gramvollem Ernst.

‚Und wenn nicht sein Werben, wenn nur seine Wünsche sie umkreisten . . . an eine ganz Unantastbare wagen sich die Wünsche eines Mannes gar nicht heran,' dachte er in heißer Eifersucht.

Sie verstand seinen Blick nicht. Sie sah nur Feindseligkeit darin. Und das, was Tante Hanna ihr Tag um Tag vorgejammert, bekam auf einmal für sie eine wirklich hörbare Stimme.

Auch ihre Seele war ja aus den Fugen. Auch sie war in dem Warten und den Aufregungen und Demütigungen der letzten Zeit überempfindlich geworden und ihr Stolz immer auf hoher Warte, nach Angriffen auslugend.

Der Gedanke überwältigte sie: reut es ihn — reut es ihn doch?

„Leb wohl!" sagte sie.

Und der Klang des Wortes zerriß ihr das Herz.

Es war ein Abschiedswort — es hallte hinaus in eine Zukunft ohne Glück.

Als die Männer gegangen waren, brach sie in heißes Weinen aus.

„Ich gebe ihm sein Wort zurück," sprach sie. „Ja, das muß ich — das will ich . . ."

Sie warf sich in die Sofaecke und drückte ihr Gesicht in die Kissen — sie wollte sich und ihren leidenschaftlichen Gram verstecken, um es nicht hinauszuschreien, daß sie ihn liebe — liebe — und nicht wisse, wie leben ohne ihn . . .

Sie spürte gar nicht, daß die Schwester traurig und scheu neben ihr kauerte und ihren Arm um sie legte — in tausend stummen Abbitten — als sei all dieser Jammer ihre Schuld.

XI

Die Morgenstille des großen Schwurgerichtssaales war von einem wunderlichen Licht durchwirkt. Glanzlos, nicht getragen von der lebendigen Kraft munterer Strahlenbänder, spann es sich hinein. Durch feierliche Kirchenfenster, hoch in der Wand über dem Platz der Richter, kam es kühl und gleichmäßig. Es füllte den ganzen Raum und gönnte keinem Winkel Halbhelle; es zeigte deutlich im braunen Wandgetäfel jede Kehlung und jeden Vorsprung der Schnitzerei. Es lag auf der Mauer über den Paneelen und schien sich zu ermüden an der tausendmal wiederholten Tapetenfigur des hamburgischen Wappens. Von der Höhe der eichenen kassettierten Decke herab hing, nicht unähnlich einem mit den Stielen nach aufwärts gerichteten Strauß, der Riesenkronleuchter hinein in dies nüchterne Licht.

Der Tag hatte Zutritt in diesem Saal, aber nicht die Sonne.

Leer und schweigend lag er — in jenem beklemmenden, majestätischen Schweigen von Räumen, durch die niemals das unbefangene Lachen von Kinderstimmen tönt, die niemals erwärmt werden von intimen, heiteren Familienszenen.

Einmal öffnete sich eine kleine Tür, deren geschnitzte Füllungen sich so ganz dem Wandgetäfel einfügten, daß sie kaum als Tür erkennbar war. Fast gespenstisch, wie aus der braunen, senkrechten Holzfläche heraus, kam ein Mann im schwarzen Talar. Er schritt unter den hohen bunten Fenstern hin, klein und schattenhaft, und verschwand wieder in der gegenüberliegenden Wand.

Es sah aus, wie wenn lange vorm Beginn des Gottesdienstes einsam und eilig ein Laienbruder durch die Hallen schreitet, eifrig in seinen Regisseursorgen für die bevorstehende heilige Handlung.

Und wieder lag der Saal einsam.

Bis sich eine der großen, mit monumentaler Holzarchitektur umbauten Türen öffnete, die wie Pforten schienen, bestimmt, um den düsteren Strom menschlicher Not einzulassen in die feierlich-große Leere des Raumes.

Ein uniformierter Mann trat herein, ihm folgten zwei andre, fast Schulter an Schulter. Der rechte Arm des einen bildete die gleiche Linie mit dem linken Arm des andern. Unmerklich hielt die rechte Hand des Bewaffneten die Fessel, die das linke Handgelenk Alvestons umspannte.

Und hinter ihnen ging wieder einer, der fast ein Zwilling des Voranschreitenden schien, so ähnlich machte neben der gleichen Uniform eine zufällig gleiche Barttracht sie.

Hallend schritt diese Gruppe quer durch den Saal und bewegte sich auf das Gestühl zu, das links vom erhöhten Richtertisch sich vor der Längswand befand. Die Schranken, welche die Bank des Angeklagten umgaben, machten sie zu einer festen Box. An ihrem Eingang nahmen zwei Polizisten Stellung. Hinter ihm, auf einer Bank an der Mauer, der dritte. Da und dort im Saal begann sich Leben zu regen.

Alveston, sehr sorgsam gekleidet, in ruhevoller, stolzer Haltung, sah den Raum an und beobachtete das, was darin vorging.

Er fühlte sich wie befreit. Nach den langen Wochen der Untersuchungshaft, während welcher Zeit er nur Zeugen, den Untersuchungsrichter und Wallrode gesehen hatte, schien ihm, als sei er aller Monotonie des Daseins nun ledig. Er war so lange gleichsam ein Objekt gewesen, hatte stillhalten müssen zu allem, was man mit ihm anfing. Er war der Möglichkeit beraubt gewesen, zu handeln, sich zu entfalten, sein ganzes Wesen hatte gebändigt bleiben müssen.

Heute nun sah er Menschen — und die Menschen sahen ihn ...

Heute war Handlung — und er konnte, er würde in die Handlung eingreifen, sie lenken, ihren glücklichen Gang erzwingen ...

Er konnte agieren — vor einem Publikum. Er fühlte, er brauchte Zuschauer. Er wußte instinktiv: vor solchen lösten sich die überraschendsten Sicherheiten und Kräfte in ihm aus.

Sein ungeheurer Glaube an sich selbst trug ihn. Er hatte das fanatische Vorgefühl, daß er bestimmt sei, Sieger zu sein über das Leben, weil er siegen wollte! Sein Ich war stärker als das all dieser armen, kleinen Dutzendmenschen, die ohne Wagemut im Gleis des Alltags sich vorwärtsziehen ließen von den altmodischen Motoren überkommener Morallehren.

In seiner Erinnerung stand, schon fast verdämmernd, ein Bild. Das Bild eines Herbstabends, den dicker weißer Nebel füllte, und darin die grauen Silhouetten von drei Menschen. Zwei, die langsam schritten. Ein Schuß zerhieb die Luft, und die eine Schattengestalt wankte und sank. Er sah sich selbst eine hastige Bewegung machen und stieß hart mit dem dritten Schatten zusammen, der im Nebel hinter ihm drein gehuscht sein mußte ...

Aber gerade diese dritte Schattengestalt machte alles zum Traum. Sie war die Halluzination erregter Nerven gewesen. War sie ein lebender Mensch, so hätte sie längst Fleisch und Blut gewonnen und wäre als furchtbarer Zeuge erstanden.

Ja, alles war nur Traum. Ein vollkommen törichter. Von dem man nicht begreift, wie ein Hirn von klarem Verstand ihn überhaupt hat träumen können ...

Das hatte keine Wesenheit! War nicht wahr! Sollte nicht wahr sein!

Sein Wille schaltete diese Minuten aus aus seinem Leben.

Denn es war zu wichtig, als daß es an einem Zwischenfall hätte zerbrechen dürfen ...

Er sah fast in unbefangenem Interesse zu, was sich begab.

Ihm gegenüber war ein zweireihiges Gestühl, die zweite Reihe höher als die andre. Er erriet, daß dort nachher die Geschworenen sitzen würden, und in der Tiefe des Saales, fern, dem Richtertisch gegenüber, waren zwei Stuhlreihen, vielleicht für die Zeugen. Hinter diesen Stühlen zog sich eine Schranke hin. Unmittelbar an sie stießen Schreibpulte, an denen schon Stenographen, Berichterstatter für die Presse mit ihrem Handwerkszeug es sich kommod machten. Und hinter diesen befand sich der Raum für die Zuschauer.

Die leere Mitte des Raumes wiederholte die länglich viereckige Form des Saales.

Wallrode trat ein durch dieselbe Tür, unter deren wuchtiger Krönung hindurch wenige Minuten vorher Alveston geführt worden war.

Er schritt quer durch den Saal auf sein Pult

zu; das war fast eingezwängt zwischen dem oberen Ende der Anklagebank und der Estrade, darauf der Richtertisch und das Pult des Staatsanwalts standen.

Er sah sehr bleich aus, und seine Züge waren scharf. Das war nicht mehr der Mann, der frisch und unbekümmert ins Leben sah und immer nur das Bestreben gehabt hatte, es sich recht übersichtlich und reinlich zu gestalten.

Alveston begrüßte ihn auf das verbindlichste und ruhevollste.

„Ich fühle mich in guter Form," sagte er, „und bin sicher, Ihnen Ihre Aufgabe sehr zu erleichtern."

„Hoffen wir das Beste. Und denken Sie an unser gestriges Gespräch," antwortete Wallrode.

Noch einmal hatte sein Verstand gestern mit diesem Mann, gegen ihn gerungen. Sich noch einmal gegen das Gift gewehrt, das ablenkende Worte, ritterliche Mienen, betonte Verschwiegenheiten, verwehrte Antworten, leugnende Ausrufe ihm Tag um Tag beigebracht. Was ist alle Kunst der Anschuldigung gegen die Künste vielsagender Entschuldigungen?! Was der wuchtige Schlag eines ungeheuern Geständnisses gegen die feinen Stiche eines Nichtgestehens . . .

Und mit beschwörendem Ernst, voll heißer Sorge an die eine denkend, die ihm das Glück dieser Welt bedeutete, hatte er ihm gesagt:

„Was für Empfindungen oder Geschehnisse Sie auch zu Ihrer Entlastung anzuführen hätten — geben Sie die geheimnisvolle Haltung auf, die Sie belieben mir gegenüber zu bewahren. Seien Sie klar und wahr. Entfesseln Sie nicht mit dunkeln Worten die Phantasie der Zuhörer. Andeutungen sind gefährliche Waffen, sie fliegen auch oft auf den zurück, der sie aussendet. Sagen Sie, was Sie zu sagen haben. Es muß ertragen werden von allen, die es trifft — oder es muß vor ihnen zurückgewiesen werden können!"

„Ich bin ein Gentleman," hatte Alveston in seinem stolzen Ton geantwortet, „und werde als solcher zu handeln wissen."

Es wurde nun lebendig im Saal. Im Hintergrund ließ man die Zuschauer herein; in gedrängtem Schwarm schoben sie sich hastig und füllten in einer Minute den für sie abgeteilten Raum.

Durch die monumentale Tür, schräg gegenüber dem Angeklagten, schritten im Zuge die Bürger, aus deren vorbestimmtem Kreis für den heutigen Fall die Geschworenen ausgelost werden sollten. Zu zwei und zwei gingen sie wie in einem Trauergefolge, und ihre Gesichter, fahl im strengen Licht des Saales, sahen bekümmert oder verlegen, unbeholfen-feierlich oder sehr wichtig aus.

Sie nahmen vorerst auf den für die Zeugen bestimmten Stuhlreihen Platz.

Nun erschien das Gericht. In stolzer Würde, priesterlich im schwarzen Talar, schritten die Richter: drei Gestalten voll sicherer Haltung.

Hinter ihnen der Staatsanwalt, der wie ein verkleideter Offizier aussah.

Ein dumpfes Rauschen ging durch den Saal: alle Anwesenden erhoben sich.

Eine schweigende Zeremonie des Respektes vor der Gerechtigkeit, die sich in diesen Männern symbolisierte.

Alveston sah mit brennendem Interesse allem zu. Er fühlte die Blicke des Publikums und der Geschworenen auf sich. Und er genoß diese Aufmerksamkeit und er wurde von ihr beeinflußt. Es schien, als werde seine Haltung noch freier, sein Ausdruck liebenswürdiger, sein Blick glänzender.

Ganz genau betrachtete er die einzelnen Gesichter in der enggepreßten Zuschauermenge. Das eine oder andre kam ihm bekannt vor. Er konnte sie aber nicht bestimmen.

Er bemerkte, daß innerhalb der Schranken des Saals, neben den jetzt noch von den Geschworenen besetzten Zeugenstühlen, noch ein paar Plätze waren. Da hatten sich, unbeachtet eingetreten, einige bevorzugte Zuhörer still niedergelassen: ein paar Juristen und zwischen ihnen Konsul Oskar Gräfenhain, Onkel Geo und der Doktor Hartwig Mallinger.

Alvestons Nasenflügel bebten. Er zauderte einen Moment in der Frage, ob er diesen dreien ein leises Lächeln als Gruß gönnen solle. Aber er gab sich den Anschein, als sähe er sie nicht.

Und er hatte doch genau das starr auf ihn gerichtete Auge des Doktors Mallinger gesehen. Er dachte: dieser hofft auf meinen Untergang!

Und die Vorstellung beflügelte seinen kühnen Fechtermut.

Nun begann die handwerksmäßige Einleitung, die dem erregenden Schauspiel voranging.

Die Geschworenen wurden ausgelost. Ihrer zwölf, die der Zufall aus den zwanzig, die bereit waren, herausgehoben, nahmen ihren Platz auf den beiden ein wenig amphitheatralisch erhöhten Bänken, dem Angeklagten gegenüber.

Sie wurden vereidigt, und wieder ging ein gedämpftes Rauschen durch den Saal. Alle standen, und erhobene Schwurfinger streckten sich nach oben, in feierlichem Gelöbnis dem Richter aller Richter zuschwörend, das Recht zu wahren . . .

Der Vorsitzende verlas ein langes Schriftstück. Es verkündete den formellen Beschluß des Gerichts, daß das Hauptverfahren nunmehr eröffnet werden solle. Monoton rann die kaum zu kräftigen Akzenten sich erhebende Männerstimme.

Aber dann, als er von den vielen Blättern das letzte umgeschlagen und herabgelesen, als er sie mit einer seltsam abschließenden, energischen Handbewegung auf den Tisch legte, dann ging

gleichsam ein Erwachen durch ihn und teilte sich dem ganzen Saal mit.

Das Gesicht des Oberlandesgerichtsrats Atterfeld, der den Vorsitz in dieser Sache hatte, war hell und offen, wie es die Gesichter blonder Niedersachsen sind. Der scharfe und kluge Ausdruck, den es im Schweigen hatte, gab ihm etwas Unerbittliches. Aber sowie er sprach, milderten sich die strengen Formen, und ein Zug von Güte trat in die Erscheinung, der Zutrauen erwecken mußte.

Rechts und links von ihm die beisitzenden Richter konnten gegen seinen feinen und bedeutenden Kopf nicht recht aufkommen. Das behagliche, bartlose Lebemannsgesicht des einen sah nach gutem Frühstück bei Pforte, nach viel Sorglosigkeit und der Geneigtheit aus, Gott und der Welt von Herzen alles zu verzeihen, was sie verziehen haben wollten. Der andre machte einen bekümmerten und nervösen Eindruck, als hätten die Verantwortlichkeiten seines Berufes ihn schon fast zerrieben.

Nun tat der Vorsitzende die erste aller Fragen, er tat sie mit wohlwollender Stimme, und sein durchdringender Blick ruhte klar und voll auf Alvestons Gesicht.

„Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig der Tat, um derentwillen Sie hier stehen?"

Alveston stand aufrecht in einer Haltung, die auf das vollkommenste Ehrerbietung und Unbefangenheit vereinte — etwa wie ein sehr gut erzogener junger Mann in Gesellschaft vor einem Würdigen sich hält.

„Nein," sagte er frei.

Und nun schien in diesem klaren Raum, den nüchternes Licht unerbittlich erhellte, der geheimnisvolle Nebelabend mit all seinen Undurchdringlichkeiten noch einmal erlebt zu werden.

Vor der Phantasie der Zuhörer erstand er neu, und all seine Geschehnisse sollten von den Geschworenen nachempfunden, begriffen werden. Die Fragen des Vorsitzenden klopften an verschlossene Tore. Die Aussagen der Zeugen bauten den Hergang auf vor den geistigen Augen der Richter.

Immer wieder klang die feierliche Formel des Eides durch den Raum, immer von neuem eine merkwürdige Anempfindung von Verantwortlichkeit in allen auslösend.

Alveston leugnete nichts. Er gab dem Kutscher Lübbers zu, daß er mit ihm gefahren sei. Und als der von den langen, weißen, ringlosen Händen des Fahrgastes sprach, hob er ein wenig seine Hände, besah sie und schien allen Anwesenden Gelegenheit zu geben, sie zu bewundern. Den treuherzigen und etwas befangenen Gepäckträger Heiners ermunterte er selbst, nicht vor der Verantwortlichkeit seiner Aussage zurückzuschrecken. Er erkannte die weiße Perücke und die Schirmmütze, die auf dem Tisch lagen, mit einem Kopfnicken an.

Dem schwerbeinig ausschreitenden und wuchtig auftretenden Schiffer Breitenweg, der bekümmert aussah, weil es ihm bei dieser Gelegenheit wieder um den alten Engelbert leid tat, der ein honoriger alter Mann gewesen sei, dem Schiffer gab er zu, daß sie einander auf der schmalen Treppe über dem Wasser leicht hätten umstoßen können. Und in seinem Gesicht war manchmal ein Lächeln, wie Männer lächeln, die voll zärtlicher Nachsicht mit sich selbst eines Streiches gedenken, der toll, verblendet, ja wahnwitzig war und den sie dennoch, dennoch niemals bereuen werden.

Und mit diesem selben Lächeln, das kühn und verschwiegen zugleich war, gab er auch zu, all dies anfangs vor dem Untersuchungsrichter geleugnet zu haben.

Warum? Wer verficht nicht seine eignen Angelegenheiten gegen fremde Augen, die in sie hineinsehen möchten? Das Recht des Menschen an seine eignen Erlebnisse ist so gut ein Recht wie das des Gerichts, ein vorgekommenes Verbrechen aufzuhellen. Wenn das eine das andre antastet, vielleicht antasten muß, entsteht Verwirrung.

Wallrode trat oft zurück hinter seinen Klienten. Er fühlte, der gewann den Saal, der verführte die Geschworenen, mit denen er kokettierte — ja, kokettierte. Das war das Wort . . .

Er selbst konnte sich nur mit aller Zähigkeit an den Zeugen Schmaljohann halten, den zweiten Kutscher, der den Kapuzenmann gefahren hatte.

Er bewies mit starkem Eifer, daß dieser Mensch schon um dessentwillen in hohem Grade der Tat verdächtig sei, weil er sich trotz aller Aufrufe nicht gemeldet habe.

Er fühlte: die Geschworenen konnten sich der Erkenntnis nicht erwehren, daß dies ein dunkler Punkt sei.

Der Zeuge Schmaljohann war höchst glaubwürdig, hatte sich sofort damals gemeldet, keinerlei Gründe lagen vor, daß er eine so romantische Aussage hätte erfinden sollen. Zudem hatte er ein Beweisstück: die zwanzig Mark. Als solider und einer scharfes Regiment führenden Gattin äußerst gehorsamer Ehemann hatte er das Geld ihr, abzüglich der beiden Grogs, die er sich und Lübbers spendiert gehabt, sogleich noch in selbiger Nacht abgeliefert.

Er legte geradezu schauspielerisches Talent an den Tag, indem er mit unwillkürlichen und sehr plastischen Gesten die Hast seines Fahrgastes nachahmte. Nur hinsichtlich der Brille konnte er nicht beschwören, ob sie grau oder blau gewesen. Jedenfalls habe sie „so komisch geblinkert".

Der Zeuge Schmaljohann genoß die Apotheose seiner Glaubwürdigkeit und Wichtigkeit vor den Ohren seiner Frau. Vor dem ganzen Saal war

es ihm ja egal, aber nun hörte seine Kathrin es mal, was er eigentlich für 'n Kerl sei.

Wallrode entflammte sich für seine Hypothese: ein Zusammentreffen, ein unglaubliches Zusammentreffen von Umständen lag vor. Diesen Kapuzenmann konnte nichts aus der Welt räumen. Er war da. Und er bewies mehr für Alveston, als alle Indizien es gegen ihn konnten.

Alveston und er hatten in kurzen glänzenden Augenblicken das Gefühl eines wunderbaren Zusammenarbeitens.

Aus irgendwelchen Ursachen, die mit der verborgenen Taktik des Vorsitzenden zusammenhängen mochten, hatte dieser nur einmal flüchtig die Frage berührt, aus welchen Gründen Alveston sich denn an jenem Nebelabend in solcher Verkleidung in die Gegend gewagt.

Da hatte Alveston mit völliger ernster Ruhe gesagt, daß er darüber Schweigen zu bewahren wünsche.

Wallrode atmete tief auf. Er wußte kaum, daß er einen Seufzer ausstieß.

Er fühlte ja voraus, daß diese Frage wiederkommen werde, immer wieder. Daß der Vorsitzende, dessen kluge Strategie berühmt war, sie in den unerwartetsten Momenten ihnen plötzlich zwischen die Füße werfen würde, um ihren Lauf zu stören, den Angeklagten zu Fall zu bringen.

Dennoch dachte er: ‚Gottlob!' Denn ihm schien diese ruhevolle und feste Antwort Alvestons Gewähr für seine weitere Haltung.

Und sein schmerzlicher Mut hob sich.

Wenn er die eine, Süße, Heißersehnte auch verloren hatte — vor der Welt sollte sie von niemand angetastet werden.

Ihm selbst erschien sie jetzt wie von Rätseln umhüllt. Am meisten noch durch das, was sie ihm gestern angetan, gestern, in letzter Stunde vor diesem furchtbaren Kampf. Ja, da hatte sie ihm geschrieben: „Du bist frei von mir! Frei!" Gab es dafür wohl eine Erklärung außer der, daß sie sich doch schuldig fühlte?!

Und wenn sie es tat, war es nicht ein Beweis für die Wahrheit all der Unschuldsschwüre dieses Mannes?

Immer heißer, immer überzeugter focht er für ihn.

Und tief im Untergrund seines Wesens war eine ungeheure Ironie: das Glück seines ersten „Falls" erhob sich über den Fall seines Glücks...

Er hatte die Geliebte verlieren müssen, um zum vollen Glauben an seinen Klienten zu kommen.

Das gab seinem Auftreten eine Wucht und seiner Art eine klare, maßvolle Schärfe, die auf die Geschworenen ebenso bezwingend hinüberwirkte wie das romantisch-geheimnisvolle, das überlegen lächelnde Wesen des Angeklagten.

Und als der Augenblick für die Mittagspause gekommen war, brauste eine merkwürdige Erregung durch den Saal und wurde von allen hinausgetragen in die Außenwelt.

Die Freisprechung des Angeklagten schien fast gewiß. Was konnte der Nachmittag noch an diesem Eindruck ändern? Da wurden die Familienmitglieder vernommen. Nun, daß die nur Entlastendes auszusagen haben würden, ließ sich annehmen.

Und überhaupt: kam es denn in diesem Prozeß auf Zeugen, auf Indizien, auf Aussagen an? Die Persönlichkeit des Angeklagten war alles! Und das Vorhandensein eines im Dunkeln gebliebenen Menschen, der sich verbarg, wie sich nur Schuld verbirgt.

Diese beiden Umstände entschieden den Fall.

Das war das leidenschaftliche Gespräch der Menge.

Wallrode fand im Anwaltszimmer seinen Freund vor. Dorthin hatte er ihn bestellt, wie er ihm auch den bevorzugten Platz zum Zuhören im Saal verschaffte. Sie wollten zusammen irgendwo in der Nähe ein wenig essen.

Sie waren beide zu erregt, um zu sprechen.

Als Wallrode oben auf der großen Freitreppe des Strafjustizgebäudes stand, nahm er den Hut ab und hielt die Stirn dem feuchten Westwind hin. Das tat wohl — wohl —

Ein trüb-schmutziges Bild bot der große Holstenplatz. In den Anlagen gab es noch Schneeflecke, aber auch sie waren schon glasig und porös. Sonst hatte sich alles, was vor drei Tagen Straßen und Plätze stimmungsvoll weiß überpudert gehabt, in dreckige Nässe verwandelt. Der zinnfarbene Himmel stand in melancholischer Unbeweglichkeit. Die Fronten der Häuser wirkten hart und bunt, weil kein milderndes Sonnen- und Staubgeflimmer Farben und Linien ineinander wischte. Das Straßenleben schien düster, als gingen alle Menschen in unerquicklichen Gedanken einher.

Dann saßen die beiden Freunde in irgendeinem Restaurant zusammen, an einem kleinen Rundtisch in einer leidlich behaglichen Ecke. Und auf dem weißen Tischtuch die betrübliche, typische kleine Gruppe von Gläsern, Salz- und Pfeffer- und Senfnäpfchen nebst der altersblinden Flasche Worcestershiresauce, die wirkte wie das Symbol allen Junggesellenelends.

Sie sprachen mit hastigen und gequälten Stimmen nur von dem, was man etwa essen könne. Und Wallrode meinte, er wolle weder Wein noch Bier. Aus Vorsicht.

Und auf einmal, mitten heraus aus den banalsten Eß- und Trinkerwägungen, sagte er scharf und bitter:

„Du hast dich gewundert, daß ich dir meine Verlobung verschwieg. Dafür sollst du der erste sein, der meine Entlobung erfährt."

„Ent..."

„Jawohl. Daniela hat mir geschrieben. Knapp und klar. ‚Ich will Dich nicht halten. Ich gebe Dir Dein Wort zurück. Du bist frei.‘ Nun, was soll man auch noch mehr sagen, wenn man das zu sagen hat.“

„Mein Gott . . . Und der Grund?“

„Lieber alter Junge: wüßt' ich ihn — ist da ein triftiger — der triftige — ja, so sagt' ich ihn nicht. Nicht dir, nicht einem — nein, keinem. Nimm an: Mädchenlaune. Daran hat sie es früher auch schon nicht fehlen lassen. Ausdrücklich: nimm das an.“

Hartwig konnte seinen Schreck, sein Mitleid nicht bemeistern. Er hörte ja den schneidenden Schmerz aus diesem Ton heraus.

„Darf ich ein offenes Wort sagen?“ fragte er.

„Freunde haben in solchen Momenten stets das Bedürfnis, ‚offene Worte‘ zu sprechen. Immer zu. Falls du Trostreden zu vermeiden weißt.“

„Ich wollte dir nur sagen, daß ich eher den Eindruck haben mußte, du seiest von Zorn als von Liebe besessen, als ich dich vor drei Tagen mit Daniela zusammen sah. Und vielleicht — vielleicht hat ihr Stolz das Gefühl, du bereutest, dich mit ihr verlobt zu haben . . .“

Er sprach sehr vorsichtig. Er wollte nicht verraten, was Tante Hanna fürchtete, mutmaßte. Er wußte: das konnte nicht zutreffend sein. Er verstand den Freund zwar nicht, aber er wünschte ihn darauf hinzuleiten, daß der die Frauen verstehe . . .

Wallrode fuhr auf.

„Das Gefühl konnte sie nicht haben — durfte sie nicht haben. Ich hielt um sie an in einem Moment, wo es fast gewiß schien, daß Alveston ein Mörder sei. Das mußte ihr genug sein, ihr zeigen: ich kenne keine Rücksichten auf die Welt.“

Er besann sich eine Weile. Sie saßen schweigend, als käme alles darauf an, schnell diese Pflicht, diese ernsthafte Pflicht zu erledigen.

Und dabei dachte Wallrode: ‚Ich muß ihm einen Brocken hinwerfen, der seine Gedanken satt macht, sonst umschleichen sie allzu hungrig meine Sache . . .‘

„Höre,“ sagte er in seiner kurzangebundenen Art, die er annahm, wenn er an seine Mitteilungen kein Gespräch über sie anschließen wollte, „höre . . . ich ahne den Grund! Nochmal: wenn er der ist, den ich fürchte, dann ist er triftig. Dann muß ich nur staunen: warum wies sie mich nicht gleich ab. Wenn ich mein Gedächtnis recht befrage: lau nahm sie mich an. Vielleicht bloß im Kampf von zwei Sorten Klugheit — die eine Klugheit sagte ja, die andre nein. Liebe sagte überhaupt nichts . . . Nun, es ist vorbei — man hat ein Jahr von seinem besten Leben verzettelt — kommt vor — Männer sind ein zu unterhaltsames Spielzeug für Mädchenhände.“

Und mit zorniger Gebärde trank er in großen Zügen sein Glas Mineralwasser aus.

Nach dem Zwischenspiel der Mittagspause war die Szene im Schwurgerichtssaal eine scheinbar ganz veränderte. Unbestimmbarkeiten gaben ihr eine neue Farbe. Vielleicht war es das Licht, das die Riesenkrone in heiterer Fülle herabsandte und um sich wirken ließ. Denn vorm zinnernen Nachmittagshimmel draußen hatte sich so viel schwarzgraues Gewölk versammelt, daß der Tagesschein schon um drei Uhr zu siech geworden war, um noch den braunen Saal füllen zu können. Vielleicht war es der fast fröhliche Ausdruck aller Zuschauer, die sich inzwischen mehr und mehr in dies Genußgefühl hineingesteigert hatten, einem Schauspiel mit versöhnlichem Ausgang beizuwohnen. Vielleicht war es auch die größere Frische der Geschworenen, die noch in ihren Lungen den feuchten Atem des Westwindes und in ihrem Magen ein gutes Hamburger Mittagessen fühlten.

Wieder sah Alveston sich jede Gruppe der Anwesenden an, und als er jetzt unter den begünstigten Zuhörern im inneren Saal wieder den Konsul Oskar Gräfenhain und den Doktor Mallinger sah — Onkel Geo mochte es zu angreifend gefunden haben oder hielt noch sein Schläfchen, er fehlte —, da grüßte er leise mit den Augen. Auf den Brillengläsern Mallingers stand gerade ein funkelnder Reflex und Alveston konnte nicht erkennen, ob der Blick dahinter ihm antwortete. Aber das sah er, daß der Konsul Oskar Gräfenhain in der gewohnten grandiosen und mastigen Haltung kühl wegsah.

Das beeindruckte Alveston. Diese lächerliche Nebensächlichkeit trübte ihm ein paar Minuten den ehernen Glauben an den glücklichen Verlauf der Sache. Er kämpfte mit sich, wollte sich seine Stimmung zurückerobern.

Der Aerger über Fred Engelberts Aussage half ihm. Dieser wichtige junge Mann, der mit jedem Zoll künftiger Handelsfürst zu sein strebte, legte mit der ganzen, knappen, kaufmännischen Deutlichkeit, die der Disponent des Hauses William Krüger & Cie. selbstverständlich handhabte, dar, daß die Alveston Oil Company Schwindel sei.

In flammender Entrüstung erhob er sich zur Abwehr. Der Vorsitzende ließ ihm erstaunlich weiten Spielraum — Atterfeld bewertete gesprochene Selbstporträts von Angeklagten unter Umständen sehr hoch.

Und Alveston sprach in der heißen Ueberzeugung, mit der er so oft auf Wallrodes zähe Kritik eingestürmt war, nun auch vor den Geschworenen und dem Publikum von den sicheren Siegen, die seiner geschäftlichen Kühnheit vorbehalten gewesen wären, wenn man ihn nicht gerade im verhängnisvollsten Augenblick der Freiheit beraubt haben würde. Ja, es sei noch nicht zu spät. Wenn er heute abend frei, wie er es

fest erwarte, diesen Saal verlasse, dann werde er morgen unterwegs sein nach Amerika, und seine Mitbürger, voll Verständnis für kecken Unternehmungsgeist, für den verwegenen Mut, der den Erfolg vom Himmel zu reißen versteht, wenn die Erde ihn verweigert, die würden ihm zum Triumph verhelfen. Er pries den Amerikanismus, wie er ihn auffaßte, und sagte stolz, daß er alle Qualitäten in sich fühle, ein großer Amerikaner zu werden ...

Und er schloß mit dem fast höhnisch hinausgeworfenen Wort, daß er, ein Mann, der Millionen zu erwerben gewiß sei, nicht damit beginne, einen kleinbürgerlichen Mann um eines kläglichen bißchen Geldes wegen zu ermorden. Das sei kein logischer Anfang zu grandiosem Aufstieg ...

Und bei diesen seinen Worten sah er jenes verdämmernde Erinnerungsbild gar nicht mehr — es war ausgelöscht — der Sturm seines Willens, sein brennendes Gefühl: „Ich werde mich behaupten," hatte es wirklich und total vernichtet.

Seine Stimme hatte den Klang, den echten Klang der Wahrheit.

Aus dem Zuschauerraum ertönte Bravo und Zischen. Der Vorsitzende sprach die übliche Rüge aus.

Alveston hörte nur das „Bravo" und saß erhobenen Hauptes, eitel lächelnd.

Während dieser Rede hatte Wallrode die Geschworenen scharf beobachtet. Er glaubte zu bemerken, daß in einigen Gesichtern der Ausdruck von Betroffenheit, ja von Bewunderung stand, während die Kaufleute unter ihnen — es waren ihrer sieben — ärgerliche oder verkniffene oder spöttische Mienen hatten. Alle bemühten sich natürlich, nichts davon zu zeigen. Aber Undurchdringlichkeit ist eine Maske, an die man von Berufs wegen gewohnt sein muß ... sonst versteht man es nicht, sie fest genug anzulegen ...

Die nächste Zeugin war Fräulein Hanna Engelbert.

Sie sah sehr erhitzt aus. Ihr Zorn gegen Alveston, ihr Glaube, daß er ein Mörder und Betrüger sei, war während der Wartezeit im Zeugenzimmer auf den Gipfelpunkt gestiegen. Dieser Aufenthalt wirkte auf sie wie eine persönliche Beleidigung, wie eine Inhaftierung auf einen Unschuldigen.

Und nun auf einmal, da sie hier stand, gingen unbegreifliche Strömungen durch ihr Gemüt. Wie ein Kartenhaus warfen sie alles um, was die letzten Wochen in ihrer Vorstellung aufgebaut hatten.

Es kam ihr plötzlich phantastisch vor, daß ein Mensch, der zu ihrer Familie gehörte, mit dem sie so oft am selben Tisch gesessen, der ihr zahllose Male die Hand geküßt hatte — daß der ein Mörder sein solle. Und ganz besonders wirkte es auf sie, daß Alveston genau so aussah wie immer. Sie hatte irgendwie dunkle Vorstellungen von Sträflingskleidern, geschorenem Haar und dergleichen gehabt. Plötzlich war ihr die ganze Geschichte so fern wie eine Notiz in der Zeitung — man liest es, unterhält sich schaudernd, regt sich auf — aber eigentlich geht es einen nichts an.

Und dann war es ihr auch, als käme von Alveston her ein Zwang auf sie hinüber. Als müsse sie sich vor ihm genieren ...

Der Vorsitzende fragte sie nach ihren Personalien.

Blitzschnell fuhr es durch sie hin: ‚Gott, was für 'n Unsinn, lieber Atterfeld, wir haben doch noch im Frühling, als ich Sie bei dem großen Diner bei Senator Reimers zu Tisch hatte, davon gesprochen, daß ich ein Jahrgang mit Lu Reimers, Ihrer Schwiegermutter, bin.'

Vielleicht las der Oberlandesgerichtsrat Atterfeld diesen naiven Gedanken in ihrem lebhaft sich ihm zuwendenden Gesicht. Es schien, als spiele ein ganz leiser humoristischer Zug um seinen Mund. Aber in unerschütterlicher Sachlichkeit des Tones fragte er weiter.

Und Tante Hanna antwortete etwas kurz, um ihre Verachtung des „überflüssigen Krimskrams" anzudeuten. Und dann konnte es der ganze Saal hören:

Jawohl, Alveston habe ihr hunderttausend Mark abgenommen. Aber sie denke immer: Wenn er nur zur rechten Zeit Anteilscheine hätte verkaufen können und Geld in die Hand bekommen habe, wäre nichts verloren worden.

Und eines Mordes halte sie ihn denn doch nicht für fähig.

Sie weinte beinahe, als sie es sagte. Plötzlich versiegte ihre Stimme, und der Tränenschwall, der hatte hervorstürzen wollen, stockte ... Sie vergaß, daß sie hier stand, beobachtet von den durchdringenden Blicken Atterfelds und ein Schaustück für den ganzen Saal. Sie sah in jene Nachmittagsstunde hinein, in der Alveston sie überreden wollte, ihre Hypothek von fünfzigtausend Mark zu verpfänden, und sah wieder dies furchtbare Gesicht — das gar nicht Alvestons Gesicht schien —, wutverzerrt, mit erloschenen Augen...

„Sie haben noch etwas hinzuzufügen?" fragte der Vorsitzende mit dem Ausdruck einer milden, ermutigenden Ueberredung.

Tante Hanna sah ihn verwirrt an.

Sie zitterte und seufzte.

„Nein," brachte sie hervor, „was sollte ich wohl noch zu sagen haben?"

Sie war sehr unglücklich. Dachte auch ungefähr: ‚Ich blamiere mich. Ja, dies ist nicht leicht ...'

Daß ihr plötzliches Verstummen, ihre Verwirrung sehr beredt seien, ahnte sie nicht ...

Atterfeld ließ sie ein paar Augenblicke sich besinnen.

Dann fragte er, beinahe als säße er wieder neben ihr zu Tisch und plaudere über gemeinsame Bekannte mit ihr:

„Der Angeklagte leugnet nicht, am Mordabend mit Perücke und Schirmmütze maskiert draußen in der Nähe Ihres Familienhauses gewesen zu sein. Sie haben natürlich so Ihre Gedanken darüber, was er da gemacht haben könnte?"

Da wallte ihre Lebhaftigkeit auf.

„Nicht die allermindesten. Wie sollte ich wohl," sagte sie eifrig, und alles, was sie so kläglich bedrängt hatte, trat auf der Stelle in den Hintergrund.

„Glauben Sie, daß er seiner Frau treu war?"

„Natürlich!" rief Fräulein Hanna enthusiastisch.

Der Vorsitzende stellte fest, daß Mark Alveston eine zärtliche Beziehung zu der Sängerin Estelle Bosson unterhalten habe. Die Dame war kommissarisch in Petersburg vernommen worden und hatte mit der größten Unbefangenheit alles zugegeben, auch die sehr wertvollen Geschenke, die sie von Alveston erhalten habe.

Wallrode protestierte. Dies habe nichts mit der Sache zu tun. Man solle die ohnehin so schwergeprüfte Frau des Angeklagten schonen und sein Eheleben unberührt lassen. Der Staatsanwalt mischte sich ein. Man warf rasche Bemerkungen hin und her. Estelle Bosson hatte glaubhaft nachweisen können, daß sie seit acht Tagen vor dem Mord Alveston nicht mehr gesehen habe, weil um jene Zeit ihr Verlobter, ein russischer Impresario, in Hamburg eingetroffen sei.

Alveston drückte seine Geringschätzung dieser nebensächlichen Erörterung aus und fragte hochmütig, was diese Dinge mit der Ehe zu tun hätten.

Und Tante Hanna stand verdummt.

Bis plötzlich Atterfeld sie weiter fragte:

„Halten Sie es für möglich, daß Alveston dort draußen etwa an jenem Abend ein Rendezvous hatte?"

„Ach, mit wem wohl?" sagte Tante Hanna verzagt und eigentlich gedankenlos infolge der ihr gewordenen Offenbarung, daß Mark also seiner lieben, süßen Frau untreu gewesen war — „da gibt es ja sozusagen keine Menschen weiter. Meine Nichte Daniela war da die einzige junge Dame."

Der Angeklagte sprang auf.

„Ich verwahre mich gegen diese Erörterung und die Hereinziehung dieses Namens in die Debatte," rief er voll Pathos.

Eine Pause entstand. Ganz kurz — doch allen fühlbar — allen — wie ein Staunen —

Wallrode saß wie ein Bild von Stein.

‚Schuft,' dachte er, ‚Schuft!'

Denn diese Verwahrung war ja eine Bloßstellung ... Nun ließ er seine Künste, mit Verschweigen preiszugeben, dennoch spielen — auch hier ...

Man wies Tante Hanna an, daß ihre Vernehmung beendet sei, und sie durfte neben Fred Engelbert in der für die Zeugen bestimmten Stuhlreihe Platz nehmen. Sie wischte sich das Gesicht, seufzte und dachte immerfort:

‚Ach Gott, ach Gott ...'

Daniela Engelbert betrat den Saal, von einer so allgemeinen Aufmerksamkeit empfangen, daß sie es spürte. Das drang auf sie ein, als sei sie einer Unverschämtheit ausgesetzt. Sie wurde rot. Ihre Befangenheit nahm zu, während sie durch den Saal schritt.

Sie wußte nicht, wo Wallrode seinen Platz hatte. Aber indem sie sich dem Tisch der Richter näherte, fühlte sie, ohne hinzusehen, die Gegenwart des geliebten Mannes.

Sie sah auch Alveston. Nicht deutlich, aber doch so, wie man noch in einem Winkel des Gesichtsfeldes die Menschen erkennt, denen man sich nicht direkt zuwendet.

Was sie aber nicht sah, sie allein vom ganzen Saal nicht, war, daß Alveston mit großen, feurigen Blicken, wie hingerissen von ihrer Erscheinung, an ihr hing. Daß seine Nasenflügel bebten, daß er wie ein Mann dasaß, der nicht imstande ist, sein Entzücken über das Wiedersehen eines heißgeliebten Wesens zu verbergen.

Der Vorsitzende begann zu fragen. Sie antwortete mit kaum hörbarer Stimme. Sie hatte nur das einzige Bestreben, sich zu fassen. Sie wollte es des einen, des Geliebten wegen. Er sollte nicht denken, sie sei ganz zerbrochen, weil sie ihn verloren habe. Sie klammerte sich an ihren Stolz.

Und all diese Fragen riefen ihr die Stunden so deutlich zurück, wo der geliebte Mann sie mit ganz den gleichen Nachforschungen gequält hatte. Sie begriff nicht, weshalb sie von jeder Minute des Unglücksabends Rechenschaft ablegen solle.

Und sie war Alveston dankbar, weil der voll Leidenschaft einmal aufsprang und eindringlich bat, daß man Fräulein Daniela mit Fragen nicht quälen solle.

Belebter, fast eifrig sagte sie dann, daß sie ja in der Tat nichts wisse und erzählen könne, als die schon dem Untersuchungsrichter gegebene Darstellung des Unglücks.

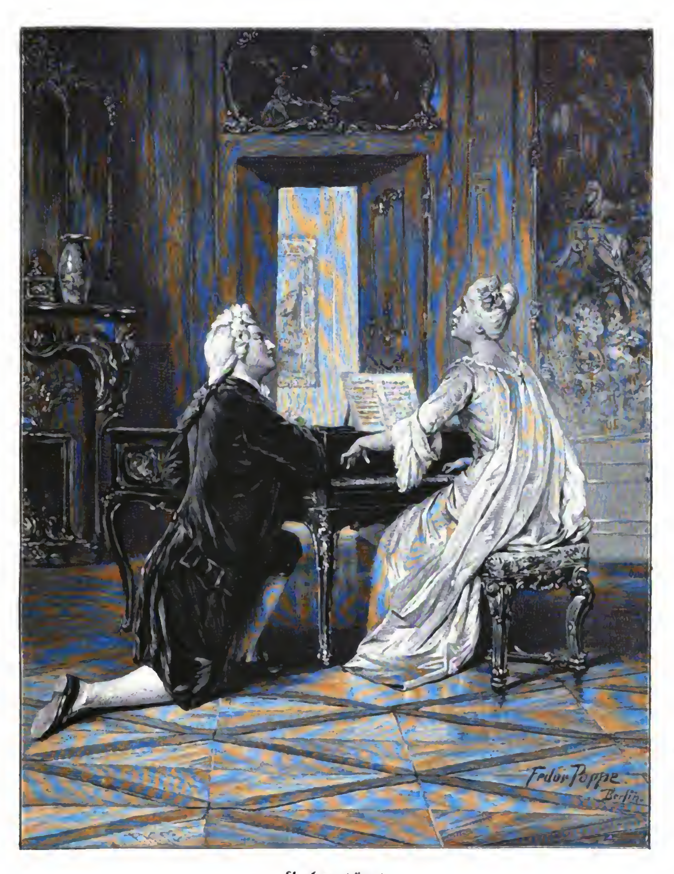
Ob sie den Angeklagten für fähig der Tat halte? fragte Atterfeld plötzlich.

„Nein," rief sie, „nein!"

Sie rief es eigentlich in ihren Gedanken tröstend der armen Schwester zu.

Sie sah nicht, daß Alveston ihr mit einem beredten Augenaufschlag dankte — nur der Saal sah es ...

Ihr Herz klopfte vor Schmerz und Zorn, als dann Wallrode sagte: er müsse als Verteidiger des Angeklagten darauf bestehen, daß die Zeugin ganz rückhaltlos aussage — ganz wahr.



Uebertönt

Nach einem Gemälde von Fedor Poppe

‚Hab' ich je gelogen!‘ dachte sie tief verletzt. ‚Und warum sollte ich es hier! In dieser Sache!‘

Sie wandte sich ihm zu. Aber sie sah ein blasses, scharfes, fast fremdes Gesicht ... und sah gesenkte Lider — als wolle sein Auge sie vermeiden.

Langsam ging ihr Blick weiter — traf Alveston ...

Sie erschrak — der Atem stockte ihr — so glühend sah der sie an — so vielsagend — welch ein Blick — zehnfach brennender als jene, mit denen er sie früher zuweilen verwirrt hatte ...

Und eine ungeheure Abwehr, einer stolzen Entrüstung gleich, züngelte in ihr empor.

Der Vorsitzende fragte seltsam trocken:

„Sie haben Ihrem Schwager besonders nah gestanden?“

„Nein!“ rief Alveston, „Fräulein Daniela hat mir nicht nahe gestanden. Ich verbiete diese Frage.“

Ein Gemurr ging durch den Zuschauerraum. Der Vorsitzende warf einen scharfen Blick hinüber und sagte zugleich:

„Sie haben nichts zu verbieten. — Zeugin, haben Sie dem Angeklagten besonders nahe gestanden?“

Sie verstand noch nicht, was vorging. Aber das Gefühl einer ungeheuern Gefahr drang auf sie ein.

„Nein, das habe ich nicht getan,“ rief sie.

Es war niemand im Saal, der nicht begriff, was dies alles bedeutete — welche Anschuldigung hinter diesen Fragen und dieser Abwehr standen ... Und von allen Menschen begriff es einer mit dem äußersten Entsetzen ... der eine, der nicht als Zeuge aufgerufen war und dennoch das Schicksal meistern konnte, das hier zur Entscheidung stand ...

Nun erhob Wallrode sich. Er sah nicht die schlanke Gestalt in dem düstern Trauerkleide an. Er sah neben ihr vorbei — blickte nicht in die Augen, die starr vor Schmerz und Schreck auf ihn geheftet waren ...

„Ich frage die Zeugin,“ begann er mit harter Stimme, wie einer, der mit äußerster Ueberwindung spricht, „ich muß die Zeugin im Interesse meines Klienten fragen — es handelt sich um Tod und Leben — hat sie Mark Alveston gesehen oder gesprochen an jenem Abend, als er in seiner Verkleidung hinausschlich ...?“

Alveston machte eine Geste — die des Zorns, der ritterlichen Mißbilligung ...

„Nein,“ schrie Daniela auf, „nein! Ich schwöre es. O — wer kann das denken — das ...“

Sie brach in leidenschaftliches Weinen aus. Man hörte ein paar Sekunden nichts als diesen Jammer ...

Viele dachten: ‚Sie wehrt sich zu stark — das ist verdächtig.‘ Andre: ‚Nun, man fühlt's ihr nach.‘ Dritte: ‚Dies scheint dunkel.‘ Alle waren erregt.

Der Vorsitzende sah ihr mit merkwürdiger Geduld zu, als wäge er den Wert ihrer Tränen.

Hartwig, von seinem Platz aus, ohne den Mut, sich auch nur zu erheben, sah zu dem Freund hinüber.

Das war es also — das ...

Daran war sein Glück zerbrochen, an dieser Verdächtigung?

Ihm wurde flau ... als wollten ihn alle Kräfte verlassen.

Die Frage machte ihn schwindlich: was soll ich tun?

Nichts! schrie seine heiße Anhänglichkeit an die eine, vor der er als Schild und Wehr zu stehen sich berufen glaubte; nichts — ehe ich nicht weiß, was sie hofft ...

Und wie soll ich hineinsehen in dieses stille, schweigsame Herz ...

Er sah den Freund an. Und erschrak vor dem Ausdruck auf diesem blassen Männergesicht.

Der Staatsanwalt drang mit Fragen auf Daniela ein.

Und immer freier, immer fester und von einem verborgenen Schmerz wie getragen, gab sie Antwort. Der Vorsitzende beantragte endlich, sie zu beeidigen ...

Mit bebender Stimme, erhobenen Hauptes sprach sie den Schwur.

Und es war Wallrode, als schwöre sie es ihm zu — aber in Zorn und in tödlich verwundetem Stolz, der nie verzeihen kann ...

Er hörte neben sich die Stimme Alvestons. Der flüsterte — in jenem scharf vernehmbaren Flüstern, das gehört werden will:

„Man läßt sie schwören!“

Flüsterte er es in unwillkürlicher, objektiver Feststellung? Aus Entsetzen über den Meineid, als den er ihren Schwur ansah? Oder aus raffinierter schurkischer Berechnung? Konnte es solche Schurkerei geben?

‚Wo ist die Wahrheit?‘ dachte Wallrode finster.

Daniela konnte nun neben Tante Hanna Platz nehmen, für welche die unerhörten Erregungen der Szene eigentlich im Moment in einer gewissen Empfindlichkeit untergingen, darüber, daß sie unbeeidigt geblieben, also eine weniger wichtige Persönlichkeit schien.

Die letzte Zeugin wurde aufgerufen.

Frau Margritt Alveston, geborene Engelbert.

Eine große Stille breitete sich im Saal aus. Das Schweigen der Andacht vor der Majestät des Unglücks.

Und selbst in den Rohesten, die hier nur um der Sensation willen saßen, wandelte sich die Neugier zur Scham.

Langsam schritt die rührende Gestalt. Vorbei an dem nahe dem Eingang sitzenden treuen Freund,

den sie nicht sah, an dem imposanten Konsul Gräfenhain, den sie nicht bemerkte — geradeaus, hinein in den Saal.

Eine Sekunde stand sie nun zögernd, schien zu erkennen, daß sie sich nach rechts wenden müsse, daß oben im Saal die Stätte sei, wo man ihrer wartete. Und wie eine Nachtwandelnde ging sie leise weiter.

Der Angeklagte sah ihr entgegen. Seine Augen öffneten sich weit. Wie in einem Grauen, das stärker war als all sein heißer Wille.

Und sein in rasender Kraft himmelanflammendes Ichgefühl begann unsicher zu flackern ... Seine Farben wurden zu einem kranken Grauweiß.

Und sie fühlte diesen Blick, der ihr entgegensah, auf sie wartete.

Als sie auf ihrem Gange in der gleichen Linie mit dem Sitz des Angeklagten sich befand, blieb sie, einem Zwang gehorchend, stehen. Ihre Blicke wurzelten ineinander.

Er wollte sich einen beschwörenden, zärtlichen Blick abtrotzen — ihr befehlen mit der ganzen Gewalt seines Wesens: hilf mir!

Aber es war als drücke eine ungeheure Faust, die, unter der alles Menschliche sich stumm zu ducken hat, seinen Nacken nieder.

Er beugte sich und barg scheu sein Gesicht in seiner Hand ...

Das waren nur ein paar Sekunden gewesen ...

Und die rührende Gestalt schritt weiter. Stand vor dem Richtertisch und hörte wie von fern, fernher die milde, von Ehrfurcht und Güte ganz durchwärmte Stimme des Vorsitzenden.

Sie hörte, mit einem Ausdruck, der nicht von dieser Welt schien.

Sie hörte die Vergangenheit sprechen und den Nachhall einer toten Liebe klagen. Sie hörte ihre Leiden flüstern und vernahm die unbefangenen Plauderstimmen ihrer Kinder.

Sie hörte ein fernes Brausen in ihrem Ohr — fast wie Orgelschwall. Und eine Stimme, die immerfort dröhnend rief: „Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit! Es gibt auch ohne Schwur Meineide ..."

Eine Rettung durch eine Lüge ist keine Rettung ...

Liebevoll sprach der Richter zu ihr. Und ihr war, als antworte sie — dem Klang der eignen Stimme wie etwas Fremdem nachhorchend — antwortete auf einige äußerliche, einleitende Fragen.

Und dann sagte die gütige Männerstimme, daß sie von ihrem Recht, die Aussage zu verweigern, Gebrauch machen könne ...

Und schließlich kam die Frage, auf die alle zitternd warteten ... jedes Herz, jedes einzelne im ganzen Raum wünschte heiß, daß sie der armen Dulderin erspart werden dürfe ...

Ob sie den Gatten der Tat für fähig halte ...

Die Stille schien noch tiefer zu werden. Kein Mensch im Saal wagte auch nur die Hand zu bewegen — jedermann vermied selbst einen lauten Atemzug ... Krank vor Spannung schienen alle diese Gesichter ... überreizt — gefoltert bis zur Unerträglichkeit.

Die bleiche, stille Frau mit den zögernden Bewegungen und dem ergebenen Antlitz, das auf ferne, ferne Klänge zu horchen schien, spürte nichts von all den hundert Blicken, die gierig an ihr hingen.

Sie war allein auf dieser Welt mit dem einen Manne ...

Sie wandte sich ihm zu, langsam, feierlich das Haupt erhebend.

Und sah ihn an — lange, lange, wie in der großen Eindringlichkeit einer letzten Frage.

Er wollte dieser Frage kühn begegnen — mit stolzem Blick ihr sagen: hier bin ich — prüfe mich — ich tat es nicht! Noch einmal wollte er mit seinem ganzen Wesen sich aufrichten vor ihr, sie zermalmen mit der Wucht seines Ich. Er sah sie an ... atmete rasch ... und zum zweitenmal duckte die geheimnisvolle unsichtbare Faust ihn nieder ... Scheu glitt sein Blick aus dem ihren und senkte sich ...

Der Richter wartete. Er schwieg und wartete ... lange ...

Das feierliche Haupt wandte sich ihm wieder zu.

Und eine ganz klanglose, aber dennoch ganz vernehmbare Stimme sprach:

„Ich — ich bitte — ich bitte jede Aussage verweigern zu dürfen."

Der Vorsitzende beugte sich tief über seine Akten ...

Man hörte durch die Stille ein Aufschluchzen ...

Und dann, nach ein paar Sekunden löste die Befangenheit aller sich und eine gedämpfte Unruhe breitete sich im Saal aus.

Wie sie gekommen war, ging die blasse Frau wieder — ohne zu fragen: bin ich entlassen? Eine Unabhängige vor allem Gesetz, kraft ihres tragischen Vorrechts, schweigen zu dürfen.

Langsam schritt sie, ohne sich all der vielen Menschen bewußt zu werden, die da waren und um sie weinten.

Sie wußte nichts von der Welt.

Sie hatte eine traumhafte Empfindung, als gehe sie hinaus nicht nur aus diesem Raum, hinaus aus dem Leben, in die Leere, das Nichts ...

Nah an der Tür erhob sich einer und gesellte sich zu ihr.

Sie bemerkte, aus ihrer nachtwandlerischen Versunkenheit halb erwachend, den Freund.

Noch undeutlich dämmerte Entsetzen in ihr auf über das, was hier eben geschehen war. Wie ein Ungeheuer reckte sich plötzlich die Angst vor den allernächsten Stunden und Tagen in ihr auf. Und mit diesem Entsetzen und mit dieser furchtbaren Angst kam auch sogleich das Gefühl, Schutz

erflehen zu müssen — sich anzuklammern an ein treues Herz . . . Sie war ja keine Heldin und Rächerin. Nur eine stille, reine Dulderin.

Sie erfaßte seinen Arm, und von ihm ließ sie sich hinausführen in das Dunkel des Lebens . . .

Daß hinter ihnen im Saal der Kampf um Leben und Tod noch weiterging, jetzt erst seiner Entscheidung entgegenwuchs, daß Staatsanwalt und Verteidiger sich noch in scharfen Reden messen, daß aus den Geschworenen, die nur aufmerksame Zuhörer geschienen, plötzlich wuchtige Richter werden würden — dies alles versank.

Für sie war an diesem Gerichtstag das letzte, das entscheidende Wort gesprochen.

XII

Hartwig Mallinger wußte ganz genau, daß er auf dem langen und breiten Sofa im Arbeitszimmer seines Freundes lag. Dennoch war die Schwere des Schlafs in seinem Körper und seine Gedanken ruhten völlig. Die Erschöpfung nach den Aufregungen des Tages hielt ihn in einem Halbschlummer.

Einmal hörte er es Mitternacht schlagen, dachte aufschreckend: ‚Nun muß es doch bald zu Ende sein,' und gab sich doch gleich wieder der bleiernen Müdigkeit hin, die ihm zugleich war wie ein Schutz zwischen der Welt und sich. Die alles zum Traum zu machen schien, was sich an diesem Tag begeben hatte.

An diesem Tag, der alle Zeitbestimmungen aus ihren Angeln hob, daran sie sich sonst mit gesetzmäßiger Genauigkeit bewegten. Um halb zehn Uhr des Morgens hob sein furchtbarer Inhalt an. Nun hatte es längst Mitternacht geschlagen und sein Ende war noch nicht gekommen.

Hartwig hatte die teure Frau zu dem nächsten Wagen, der sich fand, geleitet. Sie blieben beide stumm.

Er fühlte es wohl: in die Erhabenheit dieses Grams durfte selbst sein Trostwort nicht eindringen.

Nur seine schweigende Ergebenheit konnte ihr ein wenig wohltun.

Vor ihrer Tür hatte er leise gefragt:

„Soll ich bei Ihnen bleiben bis zur Entscheidung?"

„Ich will allein sein," sprach sie. Aber sie drückte ihm die Hand.

Und er fand, daß es sehr viel sei. Dieser liebe, leise Druck ihrer Hand zeigte ihm, daß sie seine Treue selbst in dieser Stunde warm und gut empfände. Ihre Seele horchte vielleicht angstvoll auf den Würfelfall des Geschicks, und düster und hart klang ihr sein Rauschen. Und dennoch war ihre Güte wach und sagte ihm mit einer warmen Gebärde: „Ich danke dir . . ."

Das hob ihn, beruhigte ihn wunderbar.

Er kehrte nicht in den Gerichtssaal zurück.

Für ihn waren alle Fragen gelöst.

Er wußte: gelingt es diesem Dämon, sein Ich zu erheben selbst noch über das Recht, dann werde ich aufstehen und ihn stürzen. Mit einem Mörder soll sie nicht weiterleben. Weil ich nun weiß: sie will es nicht . . .

Sie hat sich schweigend von ihm gewandt, weil sie vor ihrem toten Vater, vor ihren Kindern und vor sich selbst ihr Leben mit keiner Lüge beflecken wollte . . .

Weil sie an seine Schuld glaubt . . .

Ganz gegen seine Veranlagung und Gewohnheit grübelte Hartwig nicht mehr.

Er wußte klar, was er wollte und mußte.

Zunächst auf den Freund warten und ihm, wie auch die Entscheidung vor dem Gericht fiel, die Wahrheit sagen, mit ihm die Lage beraten.

Er ging in Wallrodes Wohnung. Die bestand eigentlich nur aus der Schlafstube, die hinter den Bureauräumen lag. Das Arbeitszimmer war für Wallrode auch zugleich der Wohnraum.

Eine Stimmung höchsten Unbehagens traf er dort. Im Wartezimmer stand eine hochgeschürzte Scheuerfrau auf von Nässe glänzender Diele, hinter dem Gitter, an den Schreibpulten, im kahlen Licht einer Petroleumlampe ohne Kuppel hantierte der Bureaudiener, ein Faktotum.

Sein Wunsch, hier die Rückkehr des Herrn abzuwarten, wurde mit deutlicher Unwirschheit aufgenommen.

Er streckte sich dann auf dem Sofa aus und sah noch eine Weile der sehr bemerkbar sich machenden Geschäftigkeit des Mannes zu, der ihm mit jeder Bewegung zeigte: du störst hier.

Die natürliche Disposition in des Dieners Gesicht war Mürrischkeit. Um seinen kahlen Schädel strebten vom Hinterhaupt her ein paar starre Haarbüschel oberhalb der Ohren schläfenwärts. Er hatte merkwürdig kurze Gesten, und wie er für seinen Herrn auf dem Tisch schon die Tasse und die Kaffeemaschine für den nächsten Morgen zurechtstellte, sah es aus, als stieße er mit den Sachen herum.

Einmal bemerkte Hartwig, daß im Wartezimmer gesprochen wurde. Und als danach das Faktotum wieder hereinkam, war es noch ärgerlicher und knuffte rücksichtslos einen Stuhl zurecht, daß der nervöse Mann aus seiner liegenden Stellung auffuhr.

„Schlecht steht es," sagte der Diener, der das Auffahren Hartwigs wohl für eine Frage nahm, „seit Nachmittag hat sich alles geändert, meint Felbers — sehr schlecht."

Das war der erste Schreiber Wallrodes; er hatte offenbar aus dem Strafjustizgebäude einen Stimmungsbericht gebracht.

‚Gut steht es — gut — gut,' dachte Hartwig, sank zurück und schloß die Augen.

Das Faktotum, das in einer Kammer neben der Küche schlief, zog sich zurück, nicht ohne im scheltenden Ton zu sagen, daß er sich nur in den Kleidern aufs Bett strecke — falls man seiner noch bedürfe . . .

Das war gegen elf Uhr gewesen.

Und im Halbschlummer spürte Hartwig doch, wie die Nacht vorrückte.

Nun schlug es einen klingenden Schlag. Fast wie ein Tropfen in die Stille hinein fiel der kleine, silberhelle Ton.

Halb oder voll?

Und da hörte er draußen einen schweren Schritt und das Zufallen einer Tür. Dann trat der Freund ein . . .

Auf Wallrodes farblosem Gesicht mit den abgespannten Zügen erschien der Ausdruck unfrohen Erstaunens — wie eine Last dünkte es ihn, daß er hier in dieser nächtlichen Stunde noch einen Menschen vorfand. Jeder war ihm zuviel. Selbst der Freund.

Aber schnell flutete über diese peinvolle Empfindung hin das Mitleid. Er begriff sofort, daß der Freund leide wie er, von Qual verzehrt sei wie er. Darüber trat dann sein tiefes Ruhebedürfnis auf der Stelle zurück.

„Nun?" fragte Hartwig, indem er sich beinahe taumelnd erhob.

„Verurteilt," sagte Wallrode kurz und warf Hut und Pelz auf den nächsten Stuhl.

„Zum Tode — zum Tode?"

„Nein. Lebenslängliches Zuchthaus. Vielleicht wegen der Frau nur das. Wer weiß. Wer will sagen, was milder ist. Tod oder dies. Ein Mann von der heißen Willenskraft zerbricht rasch hinter Gittern. Er ist sehr gesund. Trotzdem: leidenschaftliche Menschen zermürben sich in furchtbarer Raschheit in der Einförmigkeit des Kerkers. Er wird nicht lange das Schattenleben aushalten . . . denn er wird niemals zur Ergebung kommen."

Er ließ sich schwer am Tisch nieder und stützte die Ellbogen auf, die Stirn gegen die gefalteten Hände lehnend.

Hartwig dachte immer nur: ‚Verurteilt! verurteilt!! verurteilt!!!' — als sei ihm jedes andre Wort aus der Sprache verloren gegangen.

„Keinem Menschen kann ich sagen, wie mir zumut ist. Hab' der Frau das Wort nicht halten können . . . hab' ihn nicht herausgebracht . . . Aber sie selbst, sie selbst gab ihn ja preis . . . sie wollte nicht lügen. Das fühlten die Geschworenen. Sie konnte nicht. Ihr war, als stehe sie vor Gott. Man hätte kein Mensch sein müssen, um das nicht zu spüren! Das war erschütternd — ja, da war seine Sache verloren. Und von dem Augenblick an blieben alle seine Versuche, sich in seinem rasenden Ichgefühl noch einmal bezwingend zu erheben, schwächlich. Und ich . . ."

„Und du?"

„Hineingesteigert hatte ich mich in den Wahn, er kann ja unschuldig sein — vergiftet hatte er mich — ich taumelte hin und her zwischen Glauben und Unglauben, rasend vor Schmerz und Eifersucht. Alles war diesem Mann Werkzeug. Unerhört fein und unerhört grob zugleich hat er alles verknüpft und benutzt. Kühn, wie nur einer kann, der um sein Dasein ficht.

„Was ist ihm Mädchenehre! Hast du gehört, wie er in den Saal rief: ‚Sie stand mir nicht besonders nah.' Er sagte eigentlich: ‚Sie ist meine Geliebte gewesen.' Der Ton — der Ton — die Miene — ungreifbar und doch ganz deutlich. So verhüllte und enthüllte er vor mir dies alles — wochenlang — daß ich nicht verrückt geworden bin! Aber als ich sie schwören hörte — großer Gott, ich hatte das Gefühl, ihr empörter Stolz schwor es mir, mir allein zu, da stieg es heiß in mir auf: sollte auch dies nur ein Mittel gewesen sein, eines seiner rücksichtslosen, unbedenklichen? Ueber Glück, Leben, Ehre aller steigt er hinweg. Er weiß nichts, er empfindet nichts als sich selbst. Hab' ich Daniela tödlich beleidigt durch meine Angst und Eifersucht?"

Er fragte es nur so vor sich hin. Aber der Freund antwortete ihm.

„Ja, das hast du," sagte Hartwig.

Wallrode machte eine Bewegung, fast als wolle er sagen:

„Ach, was weißt du davon . . . du, der du nur ein ferner Zuschauer warst . . ."

Er sprach weiter. Es tat ihm allmählich doch wohl, mit bitteren Worten sein Unglück vor sich hinzustellen, es mit einem treuen Menschen zusammen zu betrachten.

„Wie sollte ich da noch, nach Danielas Schwur und nach Margritts Schweigen, die Beredsamkeit finden, den Mann zu verteidigen! Kaum die Selbstüberwindung konnt' ich aufbringen, seinem Blick zu begegnen, wenn er mich ansprach. Der fast tolle Gedanke kam mir, da, noch da — die Verteidigung niederzulegen. Mich schreckte das Sensationelle. Ich spürte das ungeheure Aufsehen solcher Tat vorweg. Hörte den Lärm und fühlte klar, daß nur die arme Frau und immer nur sie neue Leiden und verlängerte Qual davon habe, daß ich ihr nicht nütze. Wohl aber mir — wahrscheinlich mir — ich kann dies natürlich in diesem Augenblick nicht nüchtern beurteilen — alles jagte wie im rasenden Wirbel durch mich hin. Meine Eitelkeit kam und warnte mich: du wirst nur matt sprechen, nicht den großen Erfolg dir holen, den du seit so lange heiß erstrebst. Aber wie wirst du dastehen, wenn du sagst: ich lege die Verteidigung nieder, weil ich nicht mehr an die Unschuld meines Klienten glauben kann? Sehr reinlich, sehr kühn? Wer weiß es? Und wie hätte solche Tat zu Daniela gesprochen? Könnte es eine großartigere Abbitte und Genugtuung

geben? Aber plötzlich schwieg das alles. Ich dachte an die arme Dulderin — je rascher all der grauenhafte Lärm um die Tat verstummt, je barmherziger ist es an ihr gehandelt. Für sie gibt es nur eine Wohltat: Stille! Was ist mein Ruf und mein Glück? Erst kommt mein armer Mitmensch ... Ich begriff: es wäre eine Tat gewesen, verwandt dem Geist des Mannes, den ich verteidigen sollte. Und ich fühlte, ich wußte ja auch: kein andrer Verteidiger konnte ihm helfen. Seine Sache war verloren. Und so blieb ich auf dem verhängnisvollen Posten — brachte den Mut zur Niederlage auf."

Er seufzte schwer. Er sah sich um. Bemerkte, daß ja die Wasserflasche, die er suchte, auf dem Tisch vor ihm stand, und goß mit rascher Hand das Glas voll.

Hartwig war hinter ihm, voll Mitgefühl, und streichelte ihm den Rockstoff auf beiden Oberarmen.

„Mein alter Kerl — alter Junge," sagte er leise und tröstend.

Es war, als habe der kalte Trunk Wallrode belebt.

Er stand auf.

„Gott," sagte er, rasch hin und her gehend, „was war das für 'ne Verteidigungsrede! Akademisch. Kalt. Trocken. Was sollte ich vorbringen? An die oft überraschende Unzuverlässigkeit scheinbar unwiderleglicher Indizien mußt' ich mich klammern. Die Unvereinbarkeit der Tat mit der hohen Intelligenz und Bildung des Angeklagten beleuchten. Weiteres gaben mir Herz und Kopf nicht mehr. Matt bracht' ich alles.

„Aber," fuhr er entschlossen fort, „diese Konflikte müssen hier enden — ich kann sie nicht mehr ertragen. Durch diesen Mann verlor ich, so oder so, mein Lebensglück. Er will Berufung einlegen — das muß ich noch für ihn machen. Kommt es zur Revision, soll er sich einen andern Anwalt nehmen."

„Du wirst ihm sagen, daß er keine Berufung einlegt," sprach Hartwig ganz ruhevoll. „Du wirst ihm sagen, daß er das Urteil auf sich nimmt. Du wirst ihm mitteilen, daß der Mann, der ihm nachfuhr, der wie ein Schatten hinter ihm blieb, mit dem er dann gleich nach der Tat zusammenstieß — daß dieser Mann ich war —"

Wallrode stand mit offenem Munde.

„Ich!" die gleichmäßige Stimme fing an sich zu verschärfen, hob sich allmählich und klang endlich wie im Triumph. „Ich! der für ihn ein armer lachhafter Kerl war, den er hänselte, dessen heilige Liebe zu der einen er bespöttelte, er, der ihr Leben zerstört hat — ja, ich — Mister Toggenburg."

„Du! Und du hast geschwiegen! Du hast es geduldet, daß er mir meine Liebe besudeln konnte!" rief Wallrode aufbrausend.

„Das wußt' ich nicht. Das hörte und sah ich erst vor ein paar Stunden — vor Gericht. Ja, ich schwieg. Um ihretwillen! Weil sie ihn vielleicht noch liebte, vielleicht noch an ihn glaubte, vielleicht noch für ihn hoffte. Wer konnte vorher in ihr verschwiegenes Leid hineinsehen? Sie verbarg sich vor jedem Blick ... Sollte ich, der ich sie liebe und ewig lieben werde, ihr den Dolch ins Herz stoßen? Um meinen Haß zu sättigen? ... Oh ..."

Er legte die Hand über die Augen und wandte sich ab.

Sie schwiegen in schwerer Erschütterung. Und dann bat Wallrode: „Sprich, wie hat sich dies alles zugetragen?"

Hartwig erzählte. Es war ihm mühsam, davon zu sprechen. Aber er begriff, es mußte sein. „Morgen," sagte er, „ehe du ihn siehst, will ich dir jedes Detail aufschreiben — jeden Schritt, den er tat — wie er an der Straßenecke nach seiner Uhr sah — er kannte die Pünktlichkeit des alten Engelbert, und es fehlte wohl noch eine Viertelstunde, ehe er das Haus verlassen würde — damals natürlich wußte ich ja nicht, weshalb er nach der Uhr sah, wozu diese Verkleidung, was das alles sollte — auf einen so furchtbaren Gedanken kam selbst ich nicht — ich, der ich ihn haßte, ihn seit langem belauerte, auch auf seinen Gängen zu jener Sängerin — ihr Halsband, den Schmuck meiner Heiligen, sah ich an jener Person — ich dachte an eine neue Untreue — an ein schmutziges, verstecktes Geldgeschäft — ich weiß selbst nicht mehr, was ich alles dachte. Er schlug, nachdem er seine Uhr gesehen, die Richtung den Deich hinab ein. Kehrte, mir im dicken Nebel begegnend, bald um und auf einmal überstieg er das Geländer, das den Deich gegen die Böschung abschließt. Ich verlor ihn aus den Augen — vielleicht ein, zwei Minuten lang. Ich mußte ja vorsichtig sein. Ich stand, wagte wieder ein paar Schritte, stand abermals und lauschte in den Nebel hinein. Plötzlich kam mir der banale Gedanke: schleicht er zu der Engelbertschen hübschen Köchin und wartet ab, bis die Herrschaft das Haus verläßt? Das machte mich kecker. ‚Mag er mich denn sehen,' dacht' ich und ging weiter. Da sah ich, nur als Art dunkler Form im weißen Nebel, daß er an der Böschung lag ... fast zugleich erkannte ich drüben einen Lichtflecken und in ihm zwei Silhouetten — Daniela und ihren Vater, die in der sich öffnenden Haustür erschienen. Ich triumphierte. ‚Ach,' dacht' ich, ‚nun werd' ich ihn gleich ertappen.' Und da fiel der Schuß ... Ich war wie erstarrt. Du weißt, meine armseligen Kräfte verlassen mich oft — ich bin kein Mann der Tat ... ich stand vor Entsetzen versteinert und schon rannte er gegen mich ... und von diesem Hindernis erschreckt, sprang er zurück über das Geländer und ließ sich die Böschung hinabrutschen. Ich hatte

da schon einen erwachenden Gedanken: Sie! sie! Mir war, als müsse ich mich sofort in das Wasser werfen, um mich, den Zeugen, aus der Welt zu schaffen ... Ich war feig um ihretwillen. Ich wollte nicht gesehen haben, nicht wissen, was ihr Mann getan ... Und während es drüben laut wurde und jammernde Menschen sich zusammenfanden, schlich ich davon. Mich fror erbärmlich. Das war eigentlich alles, was ich dann noch wußte. Dies fürchterliche Frieren. Ich glaube, ich bin langsam und zu Fuß durch den Nebel nach Haus gegangen. Als du mich im feuchten Mantel auf dem Bett fandest, war ich eben unbemerkt in mein Zimmer gekommen."

Wallrode fühlte einen inneren Jubel, über den er gleich erschrak — dem er verbot zu sein ... Wie denn, war doch noch ein Rest von Unglauben und Eifersucht in ihm gewesen? Mußte doch erst diese Erzählung kommen, um Daniela auch von dem letzten Schatten eines Verdachtes zu befreien?

In der ungeheuern, leidenschaftlichen Aufregung, die ihn übernahm, fand er noch gar keine Worte.

„Alles wirst du ihm wiederholen. Und er wird begreifen: kein neuer Gerichtstag kann ihm seine Freiheit geben. Ich bin da, ich, der Zeuge. Und du wirst mir morgen auch erklären, ob für mich irgendeine moralische Pflicht besteht, noch zum Gericht zu gehen. Mir scheint: nein. Was soll noch ein neuer Beweis für die Schuld eines als schuldig Verurteilten. Ja, hätte er mit seinem Ich triumphiert! Dann müßt' ich mich in den Lärm der Szene hinauswagen. Gottlob, es ist mir erspart geblieben. Sie und wir ... wir sind befreit von diesem Mann!"

„O du —" sagte Wallrode, „du ... hör, das war nicht einfach für dich — nein ..."

Und dann sprach er voll Energie.

„Ja, dies alles wirst du mir und alles noch viel genauer in die Feder diktieren — er wird es lesen — Und mit diesem Dokument erringen wir für die Frauen die Stille zurück, nach der sie lechzen. Er muß auf die Berufung verzichten, sich mit dem Urteil einverstanden erklären — das kommt einem Eingeständnis gleich — schlägt alle Deutungen, Zweifel, Phantasien nieder."

„Und Daniela — und die Verdächtigung, die er auf sie geworfen hat," fuhr er fort, „oh — es gäbe ein Mittel, der Welt die Hand auf den immer bösen, flinken Mund zu legen: wenn sie mir verzeiht — wenn sie darein willigt, daß ich sofort, sofort allen Menschen mit lauten Anzeigen, mit jubelnden Worten zurufe: sie ist meine Braut ..."

„Nun, ich sehe, du hast dich wieder," sprach Hartwig glücklich. „Sie wird verzeihen. Sie liebt dich. Liebe kann alles vergeben, was Eifersucht sündigt. Und beide Nachrichten zusammen: daß er sich in das Urteil findet und daß Daniela deine Braut geworden, machen die Lage der Frauen wieder klar und würdig."

Während er so sprach, hatte er nebenbei gehört, daß es zwei Uhr schlug. Der Nachhall der feinen Töne kam in sein Gedächtnis.

„Gute Nacht," sagte er, „wir brauchen morgen auch noch unsre Nerven." —

Und Daniela verzieh.

Als sie nach einer leidenschaftlichen Aussprache sich in den Armen des geliebten Mannes ausgeweint hatte, sagte er zärtlich:

„Aber sieh mal, mein Kind, das durftest du auch nie: mir mein Wort zurückgeben, weil dein Hochmut mir Feigheit zutraute."

„Ach," bat sie, „laß uns nicht mehr von diesen schrecklichen Dingen sprechen."

„Aha," meinte er trocken mit einem heiteren Glanz in den Augen, „so soll es also zwischen uns zugehen: wenn ich gefehlt habe, soll ich in verzweiflungsvoller Reue hinknien, und wenn du gefehlt hast, soll nicht mehr davon gesprochen werden."

Da fiel sie ihm auflachend um den Hals.

Sein Humor war wieder da und bewies, daß die Welt denn doch nicht ganz aus den Fugen, nicht ganz und gar überfüllt sei mit lärmenden, auffallenden, tragischen Ereignissen. Daß es auch noch den Alltag gäbe, den lieben, behaglichen, von der brutalen Neugier unbehelligten Alltag. In dem man glückselig und unbeachtet, still dem liebsten Menschen leben durfte. Den köstlichen, bürgerlich sicheren Alltag, den sie einst etwas über die Achsel angesehen hatte ...

Wie war in ihm das Leben leicht!

„So sehr leicht wird es nicht immer sein," sprach er, „ganz nah neben uns steht ja dies Häuflein Menschen im Schatten: Margritt und ihre Knaben, Tante Hanna, Hartwig, die zusammen eine Familie bilden wollen. Dahin werden wir mit immer neuer Frische, nie ermüdender Liebe ein bißchen Licht und Mut abgeben müssen."

„Doch," sagte sie, „es ist doch ganz leicht. Wenn wir es untereinander gerade umgekehrt halten wie ‚er'. Er dachte: ‚Nichts über mich.' Wir wollen immer fühlen: Nichts über dich!"



Aphorismen

Von

Otto Weiß

Ein Gesangslehrer sagte: „Wenn eine Frau, die schön ist, in Damengesellschaft auch noch schön singt — wie sollte sie da guten Eindruck machen?"

•

Bekanntes Toilettenproblem: „Wie bringt man seine äußeren Vorzüge zur Geltung, wenn man keine hat?"

•

Wenn jemand erklärt: „Ich will die Sache nicht näher untersuchen" — so wisse: entweder kennt er sie schon, oder fürchtet er, sie kennen zu lernen.

•

Warum — so fragte ich mich schon oft — verlieben sich viele Mädchen in jene Manieren eines Mannes, die er in der Ehe ablegen wird?

•

Es gibt Behauptungen, die so albern sind — daß man sie nur schriftlich aufstellen kann.

•

Bisweilen kommt, nachdem das Schlimmste überstanden ist — noch Schlimmeres.

•

X. ist ein blutjunger Rezensent. Was ihm vorläufig an Geschmack, Erfahrung und tieferer Bildung fehlt, das sucht er durch Sicherheit des Urteils zu ersetzen.

•

Das Unglück von Tausenden rührt uns weniger — als das Unglück eines einzigen.

•

Hygienischer Wink: Die künftige Generation will auch leben.

•

Manch Aufgeregten kann man nur durch Ohrfeigen beruhigen.

•

Für Redner und Stilisten: Gewisse Worte wirken schwach, weil sie zu stark sind.

•

Es gibt Denker, denen ein System fehlt — und Systeme, denen ein Denker fehlt.

•

Im Streit, da kommt mancher immer wieder auf das zurück — „wovon er durchaus nicht sprechen wollte".

Soll man im Lebenskampf nicht unterliegen — so muß man auf manchen Sieg verzichten.

•

Ist's nicht sonderbar? Die Menschen schämen sich weit öfter, Gefühle zu zeigen, als Gefühle zu heucheln.

•

Wer's uns am meisten verübelt, wenn wir auf Gewinn ausgehen? Natürlich der, der auf Gewinn ausgeht!

•

Es ist schon mancher aus Wut darüber, daß er nicht Künstler werden konnte, Kritiker geworden.

•

Die Wissenschaft ist frei von Unfehlbarkeitsdünkel — darin unterscheidet sie sich von vielen Gelehrten.

•

Es gibt gebildete Kreise, denen es nicht an Geld fehlt — wohl aber an Bildung.

•

Seufzend sagte jemand: „Erfolge machen nicht glücklich — solange Konkurrenten auch welche haben!"

•

Wie gut — oder auch wie schlecht! — daß man's vielen Briefen nicht ansieht, mit welcher Miene sie geschrieben wurden.

•

Sympathische Bühnencharaktere werden stets die beliebtesten sein — warum? — weil fast jeder Zuschauer sich in ihnen wiedererkennt.

•

X. seufzte: „Wie schmerzlich ist der Abschied von mancher Person! Man weiß es nur zu gut: sie wird bald, bald wiederkommen!"

•

Bekannter Seufzer: „Wenn man nur immer das leisten könnte, was man leisten könnte!"

•

Wie gut man's hat: das ist schwerer zu erkennen, als wie gut man's hatte.

•

Allein zu sein langweilt uns besonders, wenn wir's in Gesellschaft sind.



Brandung
Nach einem Gemälde von Fritz Erler


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Die Burg von Nordosten

Die Hohkönigsburg

Von

Gustav Levering

(Hierzu sechzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

„Von allen den Burgen landauf, landab,
Die zinnenbewehrt stehn am Rheine,
So stolz, so fest, so königlich
Wie Hohkönigsburg ist keine!“

Als der Dichter diese Verse sang, mögen noch aus den Lucken der Türme die Halbschlangen und die Falkonetts herabgedroht haben von den Burgen des Wasgaus, die bei der alten Kaiserstadt Schlettstadt die Berggipfel krönen. Alle sind sie zerfallen, diese stolzen Festen. Doch eine unter ihnen, die höchste, die majestätischste, ist wiedererstanden, wie in einem kostbaren Geschmeide, dem die Zierden ausgebrochen waren und dem der köstlichste Edelstein wieder eingesetzt worden ist.

Als dem Kaiser von den ehrsamen Bürgern Schlettstadts vor nunmehr neun Jahren die Hohkönigsburg dargeboten wurde, erschien es fast wie ein Danaergeschenk. Was sollte mit dieser unförmlichen Steinmasse geschehen?! Der Kaiser löste die Frage in der einfachsten und natürlichsten Weise: Wiederauferstehen sollte die alte Kaiserburg im früheren Glanze, ein Abbild der Herrlichkeit des alten Reiches und zugleich als ein Zeichen der Macht und des festen Willens des neuen Reiches, das Kleinod Elsaß-Lothringen festzuhalten für alle Zeiten. Freilich nur ein Symbol ist die Burg: die Grenzen zu schirmen und zu schützen, dazu haben wir ein festeres Bollwerk: das Volk in Waffen.



Haupttorbau mit dem Hohenzollernwappen

Aber nicht nur die Burg selbst hat eine symbolische Bedeutung, ihre ganze Geschichte ist wie ein verkleinertes Spiegelbild der Geschichte des Deutschen Reiches.



Die alte Burg

„Ein festes Reich, eine feste Burg!“ so singt der elsässische Dichter Fritz Lienhard in seinem Prolog, den der Herold des Festzuges (Hofschauspieler Peschel) bei der Einweihungsfeier der Burg vor dem Zelte des Kaisers sprach. Und dieses Wort ist wahr, denn wenn das Reich groß und stark war, wie zur Zeit ihrer Gründung durch die Hohenstaufen,*) dann stand stets auch die Burg fest und siegreich auf ihrem Felsen; sank die Macht des Reiches dahin, dann erblich auch jedesmal der Stern der Hohkönigsburg. Nach dem Fall der Hohenstaufen wurde die Burg des Königs eine Vasallenburg; die oberste Lehnshoheit hatte der Herzog von Lothringen dem Kaiser entrissen; er verlehnte sie an die Landgrafen von Werd und nach diesen an das Geschlecht der Oettingen und andre Dynasten; auch die Bischöfe von Straßburg wurden gelegentlich ihre Herren. Sie alle verwalteten die Burg nicht selbst, sondern vergaben sie wieder in Afterlehn; lange Zeit hindurch besaßen und bewohnten als solche Hintersassen die Herren von Rathsamhausen und von Hohenstein die Burg, und sie wichen auch nicht daraus, wenn der Lehnsherr wechselte und die Burg an andre vergab. Kein Wunder, daß da in blutigen Fehden die Funken von den Harnischen der Ritter stoben.

Zwei Familien saßen schon auf der Burg. Durch die verderblichen Erbteilungen zerstückelte der Besitz immer mehr; man griff zu dem Mittel der Ganerbschaft, die zwar Veräußerungen untersagte, aber das Wohnrecht auf der Burg nicht verwehren konnte. Dadurch nisteten sich alle möglichen Zweige der beiden Familien auf der Burg ein, die in Höfen und Ecken eigne Wohnstätten bauten und sich oft wieder wehrhaft gegeneinander abschlossen. So sollen zu gleicher Zeit allein sieben Familien der Rathsamhauser Sippe dort oben gehaust haben; daß es da nicht immer friedlich zuging, läßt sich denken. Aber die Notwendigkeit zu leben zwang diese Herren, auch herabzustoßen von ihrem Felsensitz und dem auf der Landstraße friedlich ziehenden Kaufmann Hab und Gut wegzunehmen. Die Hohkönigsburg wurde ein gefürchtetes Raubnest, das die Rheinebene brandschatzte stromabwärts bis Straßburg, hinauf bis Basel, und wie wäre das selbst beraubte Reich unter dem schwachen Kaiser Friedrich III.

*) Die historischen Daten verdanke ich der Güte des Herrn Universitätsprofessor Dr. Wiegand, Straßburg, aus dessen Feder demnächst eine ausführliche, auf langjährigen, archivalen Studien beruhende Geschichte der Hohkönigsburg zu erwarten ist.



Die Umfassungsmauern



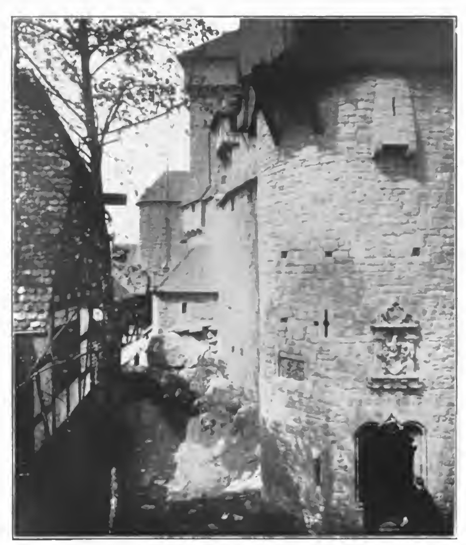
Batterie auf der Plattform des großen Bollwerks

Mann, ein im Kriege ergrauter Held, der in Italien gekämpft, bei Murten den Sieg entschieden und bei Nancy die Macht des Burgunderherzogs mit zertrümmert hatte, ein Kriegsheld wohlerfahren, nicht nur im Feldkrieg, sondern auch im Kampf um feste Plätze. Dieser begann und vollführte den Bau der neuen Feste nach dem neuesten Stand der damaligen Kriegskunst, die schon mit der Wirkung schwerer Geschütze rechnen mußte.

Mitten auf dem schmalen, von West nach Ost sich erstreckenden Berggrat erhebt sich ein ungeheurer, etwa 20 Meter hoher Felsblock; auf diesen setzte Graf Oswald das Hochschloß als Zentralverteidigungspunkt der ganzen Anlage; an seiner Ostseite erhob sich der hohe viereckige Bergfried, das Hochschloß um Hauptеslänge überragend, so daß keine Falte des wechselreichen Geländes auf weite Entfernung undurchspäht bleiben konnte. Oestlich des Hochschlosses, gegen die Rheinebene zu, legte Graf

imstande gewesen, solchem Frevel zu steuern! Da tat Selbsthilfe not. Die Herren und Städte des Oberelsaß und der Eidgenossenschaft — Basel an der Spitze — schlossen einen Bund. Zu Kolmar wurde der Beschluß gefaßt, die Wehren nicht niederzulegen, bis die Burg gebrochen sei. Im Oktober 1462 zog ein stattliches Heer hinauf gegen die Burg mit Reisigen, Fußknechten und schwerem Geschütz; nicht lange dauerte der Widerstand der Burg; schon in der dritten Nacht floh die Besatzung und ließ das Nest leer zurück. Der Bund führte den Kolmarer Beschluß aus; gründlich zerbrachen seine Söldner die Burg, doch widerstand ein Teil der festen Mauern dem Zerstörungswerk. Heute, in der wiedererstandenen Burg, finden sich noch bedeutende Reste dieses romanischen Baues erhalten; so vor allem in der Südfront des Hochschlosses ein vermauertes Fenster, von dem zwei zierliche Säulen mit Kapitälen und drei Rundbogen noch deutlich zu erkennen sind.

Siebzehn Jahre blieb die Burg verödet und herrenlos. Da erinnerten sich die Habsburger plötzlich ihres Reichslehnsrechtes an die Feste. Der Kaiser belehnte das alte Schweizer Grafengeschlecht der Thiersteiner mit der Burg unter der Bedingung, sie wieder aufzubauen. Dazu war Graf Oswald von Thierstein der rechte

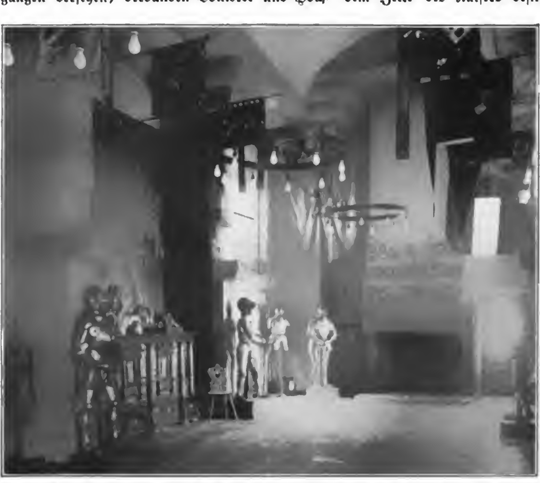


Blick vom Wirtschaftshof auf das Hochschloß

Oswald dem Schlosse ein Bollwerk vor in solcher Entfernung, daß der hierdurch entstehende Hof Raum genug bot für den ganzen Wirtschaftsbetrieb der Burg. Im Westen des Schlosses, wo der Bergrücken mit dem Gebirge zusammenhängt und ein Angriff am wahrscheinlichsten war, erhebt sich nochmals der Felsen zu bedeutender Höhe; hier erbaute er ein zweites, weit mächtigeres Bollwerk mit zwei starken Türmen, deren Mauern an einigen Stellen die Dicke von sieben bis acht Metern erreichten. Lange Anschlußmauern, zum Teil noch aus der romanischen Zeit stammend, mit Wehrgängen versehen, verbanden Bollwerk und Hochschloß, einen großen Platz umschließend, der als „der hohe Garten“ bezeichnet wird und wohl der beliebte Aufenthaltsort der Edeldamen gewesen sein mag, denn von hier aus konnten sie die ersehnte Rückkehr der zu Kampf und Strauß ausgezogenen Ritter am besten beobachten. Das Ganze wurde von einer mächtigen, den Zwinger umschließenden, von Rundtürmen wohl verteidigten Ringmauer umfaßt.

Diese Burg der Thiersteiner ist es, die der Kaiser wieder aufzubauen befahl, die, nach neunjähriger Bauzeit am 13. Mai nunmehr vollendet, von ihm feierlich eröffnet und in Besitz genommen wurde. Nicht lange konnten sich die Thiersteiner des herrlichen Besitzes erfreuen; schon Oswalds Söhne hatten keine männlichen Erben mehr. Kaiser Max I. schätzte die strategische Bedeutung des drei Straßen nach Frankreich beherrschenden festen Platzes so hoch, daß er, trotz dem nahen Heimfall des Lehns an das Reich sich den Besitz der Burg durch Kauf sicherte.

Nach dem Tode des letzten Thiersteiners vergaben die Habsburger das Lehn der Burg überhaupt nicht mehr, sondern behielten sie in eigner Hand und setzten festbesoldete Vögte und Hauptleute ein. Im Jahre 1566 wurde der Sohn des großen Franz von Sickingen zum Hauptmann der Burg ernannt und zog mit seinen beiden Brüdern in die Burg ein. Diesen Moment stellte der Festzug dar, der am Tage der Eröffnung, von Straßburger und Schlettstadter Bürgern gestellt, vor dem Zelte des Kaisers defilierte. Die Sickingen hatten noch eine bedeutende Forderung an den Kaiser für kriegerische Leistungen ihres Vaters. Diese Schuld wurde als Pfand auf die Burg eingetragen; doch gelang es den Sickingen nicht, selbst gegen Verzicht auf die Pfandsumme, die Burg als Erblehn zu erlangen; so hoch schätzten die Habsburger den unmittelbaren Besitz des festen Platzes.



Bankettsaal; an der Decke die Wappenfahnen der früheren Besitzer

Siebzig Jahre lang haben die Sickingen auf der Burg gehaust und manches Werk zur Verschönerung und Verbesserung der Baulichkeiten auf eigne Kosten ausgeführt; so errichteten sie am „großen Bollwerk“ einen stattlichen Massivbau, der geeignet war, das Werk in Kriegszeiten vollständig selbständig verteidigen zu können; doch konnte dem allmählichen Verfall der Burg nicht gewehrt werden; denn die Unterhaltung der ausgedehnten Werke erforderte bedeutende Gelder, und diese waren vom Hause Oesterreich, speziell von der Regierung Vorderösterreichs, nicht zu erlangen. So mußte denn sogar der Bergfried wegen Baufälligkeit um die Länge von „zwei Landsknechtsspießen“ (zirka zwölf Meter) erniedrigt werden.

Nach den Sickingen übernahm das elsässische Geschlecht der Bollweiler gegen Erlegung der Pfandsumme, die auf über 22000 Gulden angewachsen war, die Burg als Vögte; sie bezogen einen Gehalt von 1300 Gulden und ganze 50 Gulden jährliche Baugelder. Damit war natürlich nichts anzufangen, und so lesen wir in den Akten von unausgesetzten Klagen über den Verfall der Burg; es regnete durch die Dächer dermaßen, daß zum



Das Lothringer Zimmer

Beispiel die Bettstellen häufig an andre Plätze gerückt werden mußten. Nach dem Tode des letzten Bollweiler kam die Hohkönigsburg an seinen Schwiegersohn, den Grafen von Fugger, der sie während des Dreißigjährigen Krieges besaß und für den der Junker von Lichtenau das Kommando auf der Burg führte.

Im Sommer 1633 belagerte das schwedische Regiment Hubalt die Burg. Trotz ihrem schlechten Zustande hielt sie sich über drei Monate. Auf die flehentlichen Bitten Lichtenaus um Verstärkung geschah nichts von seiten der Regierung in Ensisheim; sie hatte selbst keine Macht zur Verfügung. „Schwach war das Reich, schwach war die Burg," **wie es in dem** erwähnten Prolog heißt. Am 20. September sah sich Lichtenau, nachdem der größte Teil der Besatzung entwichen war und der Mangel an Munition und Lebensmitteln immer drückender wurde, gezwungen zu kapitulieren. Die Schweden besetzten die Burg; nach einem Monat zogen sie wieder ab, nachdem sie sie gründlich durch Feuer zerstört hatten. Seitdem blieb die Burg in Trümmern liegen. Zur Zeit des größten Tiefstandes des Reiches ging sie sang- und klanglos mitten im Frieden in den Besitz Frankreichs über. Während der ersten französischen Revolution, als die Burg herrenlos war, betrachteten die Bauern der Umgegend sie als einen willkommenen Steinbruch, der ihnen schon behauene Steine für ihre Bauten lieferte.

Nun aber ist die Burg wieder aufgerichtet und blickt in alter Herrlichkeit von ihrem gigantischen Felsen herab. Es war keine kleine Aufgabe, der sich der vom Kaiser mit der Ausführung des Baues betraute erfahrene Burgenbaumeister Bodo Ebhardt gegenübergestellt sah. Glücklicherweise waren durch die Munifizenz des Kaisers und durch die Bewilligungen des Reichstags und des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen ausreichende Mittel zur Verfügung gestellt. Nach gründlichen Forschungen in den Archiven von Innsbruck,



Felsenzimmer

Basel, Straßburg, Ensisheim und so weiter, unter Beiziehung alter Abbildungen der Burg und besonders durch sorgfältige Beachtung der beim Wegräumen des viele Meter tiefen Schuttes gefundenen Baureste und der noch stehengebliebenen Mauerreste war es möglich, einen Bau zu errichten, der sowohl in den Hauptteilen als in mehr nebensächlichen Stücken nicht wesentlich abweichen kann von der Thiersteinschen Burg.



Das große Bollwerk

In acht Jahren wurde der Bau, wohl die größte aller bisher durchgeführten Burgrestaurationen, unter Ueberwindung gewaltiger Schwierigkeiten vollendet. Um die mächtigen Quader aus rotem Sandstein, aus dem die Burg durchweg erbaut ist, herbeizuschaffen, wurde eine Förderbahn bis zu dem mehrere Kilometer entfernten Steinbruch erbaut, Quellen wurden gefaßt und eine eigne Wasserleitung zur Burg angelegt, um mittels eines kräftigen Benzinmotors das Wasser in das oberste Stockwerk des Bergfrieds zu pumpen, wo ein geräumiges Reservoir erbaut wurde, das besonders für Brandfälle von außerordentlicher Wichtigkeit ist; im ganzen Schloß finden sich überall Hydranten bis in das entfernteste Bollwerk; elektrisches Licht mit eigner Kraftquelle diente auf den Baustellen und ist jetzt in allen Räumen angebracht; am Einweihungstage während des Festmahls erstrahlten die beiden Rittersäle von taghellem Licht. So vereinigt sich in dem Bau strenge Stilkorrektheit mit den neuesten Errungenschaften der Technik zu einem höchst originellen Ganzen. Baumeister Ebhardt hat mit seltener Energie und großer Fachkenntnis ein gewaltiges Werk vollendet. Die Burg gibt uns, mögen auch einige nebensächliche Dinge einst anders gewesen sein, ein getreues Abbild der von Graf **Oswald erbauten Burg und wie sie unter den Sickingen**

Blick vom großen Bollwerk auf das Hochschloß

weiter ausgebaut wurde. Steigt man von dem etwa 100 Meter unter dem Fuße des Berges liegenden Hotel die durch herrliche Wälder führenden, vortrefflich gepflegten Wege hinauf, so erreicht man bald den sogenannten Plattenweg, einen mit großen unbehauenen Steinen belegten Pfad. Dies ist der alte Zugangsweg zur Burg; hier hinauf mußten Roß und Reisige, Wagen, Saumtiere und Artillerie den Berg erklimmen. Wie oft mögen auf diesem Pfad die Ritter von ihren Raubzügen heimgekehrt und die Edelfräulein auf weißem Zelter von galanten Junkern zur Burg geleitet worden sein. Der Weg wird vom Hochschloß aus beherrscht; niemand konnte sich unbeobachtet der Feste nähern; dem guten Freund aber öffnete sich gern das erste mit dem Thiersteinschen Wappen geschmückte Tor. Er betritt den ersten, engen und schmalen Hof, überall von Wehrgängen bedroht. Jetzt steht er vor dem Haupttor, einem in Renaissanceformen gehaltenen stattlichen Bau; an seiner Front prangt heute das Hohenzollernwappen, das am Tage der Einweihung feierlich enthüllt wurde. Nach dem Durchschreiten dieses zweiten Tores befindet sich der Wanderer im Wirtschaftshof, der von der Ostseite des Hochschlosses mit dem Bergfried und vom „kleinen Bollwerk“ umschlossen ist. Hier spielte sich ehemals das Wirtschaftsleben der Burg ab; hier sind die Stallungen, die Schmiede, die Werkstätten der Handwerker, das Pförtnerhaus und, nicht zu vergessen, das „alte Wirtshaus“, zu dessen Haltung die Vögte verpflichtet waren. Wenden wir uns gegen das Schloß, so stehen wir einem weiteren Tor gegenüber, durch das wir auf den eigentlichen zum Hochschloß führenden Weg gelangen. Er steigt über zahlreiche in den Felsen gehauene Stufen etwa 20 Meter hoch empor, stets von den Wehrvorrichtungen des Schlosses beherrscht und durch eine Reihe von Toren in Abschnitte zerlegt. Nach dem Passieren einer Zugbrücke hat man das „Löwentor“ erreicht; dieses ist einer der interessantesten Ueberreste des ältesten, romanischen Baues; es hat sich bis heute mit seinen Rundbogen und mit den in den Türsturz gemeißelten romanischen Löwen noch ganz intakt erhalten; zwischen beiden Löwen war ohne Zweifel das Hohenstaufenwappen eingemeißelt; ein späterer Bauherr hat es dann wohl wegschlagen lassen und sein eignes Wappen angebracht, das aber auch nicht mehr erkennbar ist.

Gleich darauf erreicht man den „Brunnenturm“; in diesem durch sorgfältige Verteidigungsvorrichtungen geschützten Turm befindet sich der 62 Meter tiefe, kreisrund mit unendlicher Geduld in den Felsen gemeißelte Brunnen; heute zeigt er einen Wasserstand von etwa zwei Metern; in einer alten Urkunde heißt es von ihm, daß er das Wasser vom heftigen Schießen verliere. Man sieht an den vorhandenen Spuren, daß man an mehreren Stellen nach Wasser, diesem Lebenselement jeder Burganlage, suchte. An mehreren Stellen sind Zisternen angebracht, in welche die Regenwässer sorgfältig geleitet wurden, so daß keiner der selbständigen Abschnitte ohne Wasser war. Durch eine auf starken Pfeilern ruhende offene Halle erreichen wir das Hochschloß. Dieses hatte sich in der Ruine merkwürdig gut erhalten; es stand noch mit allen vier Stockwerken aufrecht da; in einigen Teilen hatten sich noch die Decken und die Gurtbogen der Gewölbe erhalten; ja ein eichener Deckenbalken lag noch unversehrt an seinem Platze. Wir betreten



Schloßhof mit der großen Schnecke

den außerordentlich engen Hof — denn mit dem Platz mußte gegeizt werden —, rings umgeben von den vierstockigen Innenmauern des Schlosses. An der Ostseite des Hofes bemerken wir ein in zierlichen spätgotischen Formen errichtetes Türmchen; in seinem Innern führt die sogenannte „große Schnecke“, von der noch bedeutende Teile im Schutt, vor allem der Gewölbeschlußstein, an Ort und Stelle gefunden wurden, zum Schloß empor. Im ersten Stock verzweigt sich die Wendeltreppe in zwei Aeste, von denen der eine, links gelegene, die Räume des Nordflügels, des sogenannten Küchenturms, erreicht, während der Ast rechts zum Bergfried und zum Südflügel des Schlosses führt.

Im ganzen Schlosse sind, um Platz zu sparen, keine Korridore vorhanden; nur im Südflügel sind den beiden Hauptstockwerken hölzerne Galerien vorgelegt, so daß man über diese in die einzelnen Räume gelangen kann.

Der Südflügel ist der eigentliche Palas, einstmals zum Bewohnen durch die Schloßherren bestimmt; hierzu war er durch seine südliche Lage vorzüglich geeignet; der untere Stock enthält die überaus enge, aber durch zwei Stockwerke gehende Kapelle und eine Reihe von ziemlich kleinen Wohngelassen, deren letztes das Schlafzimmer ist, in dem sogar die Kinderwiege nicht fehlt. Der zweite Stock hat dieselbe Zimmereinteilung, ist aber viel reicher ausgestattet; die Balkendecken sind kunstreich mit flachem gotischem Maßwerk verziert und in jedem Raum anders gestaltet. Von der Wendeltreppe betritt man zuerst ein kleines Vorzimmer; wendet man sich nach links, so erreicht man durch mehrere andre Räume das sogenannte Felsenzimmer, das direkt auf dem hier so hoch heraufragenden Felsen ruht; es liegt vor dem Bergfried, bildet die schmale Spitze der Schloßbauten und gestattet nach drei Seiten hin den Ausblick. Hier befand sich der Arbeitsraum des Baumeisters Bodo Ebhardt; hier hat er wohl seine Pläne durchdacht und von hier aus seine Anordnungen getroffen; es ist sehr originell im Stile der Zeit ausgestattet und verrät in allem den gediegenen Kenner und Freund altertümlicher Kunst. Kehren wir bis zur Wendeltreppe zurück und wenden uns nach rechts, so betreten wir das „Zimmer des Kaisers". In den Kaiserpfalzen waren stets Zimmer für den eigentlichen Burgherrn bereit gehalten, die gewöhnlich mit besonderem Luxus ausgestattet waren; so auch hier. Perserteppiche bedecken den Boden, geschnitzte Schränke und Truhen, geziert mit altem Zinngeschirr, Humpen, Leuchtern und so weiter, machen den Raum außerordentlich behaglich, wozu besonders der mächtige Kachelofen beiträgt. Die Vorstellung, es sei in den alten Burgen kalt und feucht gewesen, ist irrig; denn fast jeder Raum hatte, wie aus den vorhandenen Resten deutlich hervorging, sein eignes Kamin, das entweder in einer offenen Cheminée oder wie im Kaiserzimmer in einem molligen Kachelofen endigte. Am Eröffnungstage waren die Oefen geheizt; infolgedessen herrschte in allen Räumen, selbst in den großen Rittersälen, in denen die Festtafel stattfand, eine sehr behagliche Temperatur.

Glasfenster auf der Burg

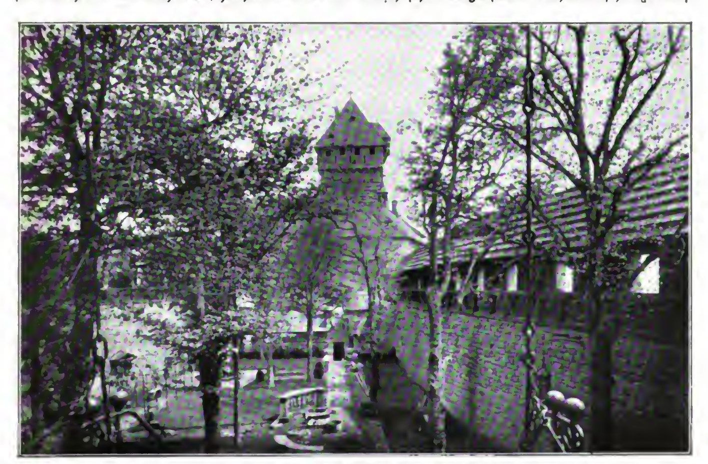
Von dem Kaiserzimmer gelangt man in das „Zimmer der Kaiserin"; einfacher ausgestattet, macht es mit seinem reizenden Erker, in dem Spinnrad und Rocken nicht fehlen, und mit seinen schönen Gobelins einen äußerst anheimelnden Eindruck; von hier aus betritt man die Empore der Kapelle, die zugleich den Durchgang zum „Lothringer Zimmer" bildet, so genannt wegen seiner im lothringischen Stile gehaltenen Ausstattung. Dieses Zimmer ist ohne Zweifel das reizendste unter allen Räumen der Burg: mit seinem schräg über Eck gestellten, friesgeschmückten Kamin, den beiden reizenden, mit Butzenscheiben und Glasgemälden ausgestatteten Erkern, vor allem durch seine gediegenen dunkeln Möbel und den von der Decke herabhängenden gewaltigen Drachenleuchter ist es nicht nur höchst originell, sondern auch sehr gemütlich. Die ganze Ausstattung ist eine Stiftung der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde. Dieser Raum bildet gewissermaßen das Vorzimmer zu dem großen, durch zwei Stockwerke gehenden Bankettsaal, der am Tage der Eröffnung mit seiner, mit altem Silbergeschirr reich gedeckten Festtafel wohl geeignet war, uns eine ritterliche Tafelrunde vor Augen zu führen; die Wappenfahnen sämtlicher früherer Besitzer der Burg hängen flatternd von der Decke herab; geharnischte Ritter stehen vor den das Gewölbe tragenden Pfeilern; die Nischen sind mit reich geschmückten Kredenzen gefüllt, auf denen alte Geschützmodelle, Humpen, Blutschüsseln und andres Geräte stehen und über denen kostbare flandrische Hautelissen hängen. Auf einem der Prunkschränke prangt der mächtige von Bodo Ebhardt entworfene Silberpokal in Form eines Ritterhelms, dessen Helmzier das Thiersteiner „Wappentier" bildet und den der Verein zur Erhaltung deutscher Burgen dem Kaiser als „Willkomm" beim Betreten der Burg überreichen ließ. Unter dem Bankettsaal liegt der eigentliche Rittersaal, der noch etwas dürftig ausgestattet ist, in dem aber die sehr schönen, von Eduard Stritt in Freiburg i. B. ausgeführten Wappenfenster einen hervorragenden Schmuck bilden.

Für die Innenausstattung der zahlreichen Räume ist schon manches geschehen durch die dankenswerten Stiftungen der Vereine, wie des Hohkönigsburgvereins, des Vereins zur Erhaltung deutscher Burgen und der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde; doch bleibt



Wirtschaftshof mit dem Blick auf das kleine Bollwerk

noch sehr vieles zu tun übrig, und es wird noch bedeutender Mittel bedürfen, bis die Gelasse eines so vornehmen und reichen Geschlechtes wie das der Thiersteiner würdig ausgestattet sind. Man wird das Bestreben haben, möglichst nur echte und künstlerisch schöne Gegenstände reichsländischer Herkunft



Der hohe Garten; Blick auf den Bergfried

zu erwerben und darauf halten, daß sie dem Geiste der Zeit entsprechen, in welcher der Bau gedacht und ausgeführt wurde; dann wird hier ein Museum entstehen, in dem alte elsaß-lothringische Kunst und Handwerk auf ganz natürliche Weise zur Anschauung gebracht wird.

Durch die vor dem Rittersaal gelegene „Bogenkammer" erreicht man den „hohen Garten", wo ein zierlicher, mit der Statue des Sickingers geschmückter Ziehbrunnen, kleinere Ruhebänke und eine Balustrade den Aufenthalt angenehm machten, wenn nicht gerade in Kriegszeiten über das Bollwerk herein die Feuerkugeln fielen, denn dicht daran grenzt das stärkste Werk der Burg, das auf seiner freien Plattform und in den beiden Türmen mit Geschützen aller Art bestückt ist.

Durch das Hochschloß kehren wir zurück zur „großen Schnecke" und ersteigen den hohen Bergfried. Jedes Geschoß umschließt nur ein Gemach; das unterste noch in den Felsen gehauene enthält, an dem geschütztesten Platz der Burg, die Pulverkammer; die folgenden Gemache dienten als Wohngelasse für die Turmwächter: in einem der oberen Geschosse liegt die Schatzkammer; sie wird auf Befehl des Kaisers von Professor Oetken in Berlin mit ganz originellen Darstellungen, bei denen auch die Plastik Verwendung findet und die auf altitalienischen Vorbildern beruhen, ausgestattet werden. Eines der Bilder wird die Ernennung Zorns von Bulach zum Schloßhauptmann durch den Kaiser zum Gegenstand haben. Ueber der Schatzkammer liegt das Reservoir, von dem aus das ganze Schloß mit Wasser versorgt wird.



Ehrenpokal, dem Kaiser gewidmet vom Verein zur Erhaltung deutscher Burgen

Noch eine Treppe höher und wir sind auf der Plattform des Bergfried angelangt. Ueberrascht und entzückt betrachten wir die wunderbare Fernsicht. Hier erkennt man erst, welch herrliche Lage die Burg hat; vor unsern Augen breitet sich die fruchtbare Rheinebene aus, als Hintergrund die anmutigen Linien des Kaiserstuhlgebirges, darüber die schrofferen Formen des Schwarzwaldes, hier und da sieht man in der Ferne einen Silberstreifen aufblitzen; es ist der Rhein, von Süden herkommend, von wo an klaren Tagen die Alpen herüberleuchten. Weiter rechts türmt sich, jetzt noch schneebedeckt, das Massiv des großen Belchen auf, des höchsten Berges der Vogesen; daran reihen sich die mannigfaltig gestalteten Berge der Vogesenkette, näher heran die waldbedeckten Vorberge, die, immer niedriger werdend, in rebenbestandene Hügel endigen; im nächsten Vordergrund liegen, in die Falten der Täler geschmiegt, reizende kleinere Ortschaften; weiter in die Ebene hinaus die uralten Städte, die in der Geschichte der Burg eine so große Rolle spielen, Schlettstadt, Kolmar, am Horizont Straßburg mit seinem herrlichen Münster. Ein schönes, gesegnetes Land, das da zu unsern Füßen liegt. Freuen wir uns, daß es wieder deutsch ist und daß wir darauf hinabschauen können von der wiedererstandenen Burg der drei erlauchtesten deutschen Königsgeschlechter, der Hohenstaufen, der Habsburger und der Hohenzollern, und daß sie deshalb mit Recht ihren stolzen Namen führt:

„Hohkönigsburg!"

Einem Mädchen

Von

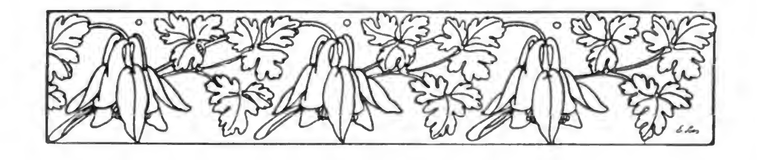
Felix Hübel

Nun bist du mir ein Traum im Dämmerblau,
Ein weißer Blütenbaum, so still und licht.
Wie eine Blume blüht dein Angesicht
Durch dieser Nebelschleier blasses Silbergrau.

Ein Duft von Nelken zittert in der Luft,
Weht kühl durch diese bleiche Sommernacht.
Ein Vogel ist vom Schlafe aufgewacht
Und lallt im Traume, zwitschert, zirpt und ruft.

Und dich, die wie ein Traum ist, seh' ich wie
Im Traume, fühle deines Atems Hauch;
So nah' bist du! Du bist doch Meilen auch
Von uns entfernt: mein Arm erreicht dich nie.

Denn nur mein Traum bist du im Dämmerblau.



Johann Sebastian Bach, der Musiker der Zukunft

Von

Prof. Wilh. Weber

Es liegt im Wesen der Musik als der unmateriellsten aller Künste, bei der selbst die Präzision des begrifflich fixierten Wortes fehlt, begründet, daß ihre Entwicklung, soll sie verständlich bleiben, eines gewisses konservativen Zuges nicht entbehren kann. Sie ist fast mehr wie ihre Schwesterkünste darauf angewiesen, sowohl im geistigen Gehalt wie im technischen Ausdruck das wertvolle Erbe der Vergangenheit zu „erwerben, um es zu besitzen". Täte sie das nicht, so liefe sie Gefahr, einem wilden Individualismus anheimzufallen, der sie mehr noch als es ohnehin schon geschieht, den Launen eines haltlosen Tagesgeschmacks beziehungsweise -ungeschmacks preisgeben würde. Wir „Modernen", denen vor nicht langer Zeit von hochangesehener Stelle aus das Wort „Konfusion in der Musik" entgegengerufen wurde, dem sich mit nicht minderem Rechte von gleicher Publikationsstelle*) das komplementäre Wort von einer „Konfusion in der Kritik" gesellte, wir erhalten zwar oft genug die Ansicht suggeriert, daß wir in einem großen Gärungsprozeß begriffen sind und daß die Zeit nicht mehr ferne sei, wo der „neue Herr", ja der „neue Messias" als Erlöser aus der Zeit der Erwartung in die der Erfüllung erscheinen werde. Das dürfte nun freilich eine Täuschung sein und bleiben. Denn vorläufig haben wir noch an der gewaltigen Revolution in den künstlerischen Ausdrucksmitteln und -zielen, die uns Richard Wagner brachte, zu verdauen. Sind doch die Ziele, die er sich steckte, noch lange nicht erreicht, so sicher es ist anzunehmen, daß sie bei der trotz aller Auswüchse doch eben unverkennbar fortgesetzt nur wachsenden geistigen Durchleuchtung unsrer künstlerischen Bestrebungen wenigstens der Hauptsache nach noch werden erreicht werden. Immerhin aber können wir doch sagen, daß aus Richard Wagner, dem „Musiker der Zukunft", jetzt doch der „Meister der Gegenwart" geworden ist.

Wie aber soll nun die Ueberschrift unsers heutigen Artikels gerechtfertigt werden? Wie kann sich jemand unterfangen, den alten Johann Sebastian, der schon mehr als hundertfünfzig Jahre tot ist, den „Musiker der Zukunft" zu nennen? Ist das ein geistreich sein sollendes Aperçu oder ist es ein Klang eines Utopien? — Keines von beiden! Sondern es ist der Ausdruck einer für jeden Einsichtigen offenbaren Tatsache, die nicht nur für den Musiker vom Fach, sondern für die gesamte musikalisch interessierte Laienwelt nicht nur vom größten und tiefstgehenden Interesse ist, sondern an der gerade die letztere ein entscheidendes Wort der allgemeinen Anerkennung mit Herz und Mund mitzusprechen hat. Denn es ist heute, wie es schon ehedem war: die „Musiker" beziehungsweise die Musikgelehrten als Wortführer des Publikums schreiben zwar Musikgeschichte und Referate über musikalische Entwicklung, der eine oder andre vermeint vielleicht sogar à la Hanslick Musikgeschichte mit zu „machen", allein die entscheidende Instanz bleibt immer das — Plebiszit, die Volksabstimmung, wenn auch nicht des Pöbels, so doch der künstlerisch empfindenden und mitempfindenden Menge der Gebildeten.

Da ist denn nun freilich eine Erscheinung zu konstatieren, die in der gesamten Kunstgeschichte beinahe einzig dasteht und für die man aus der Geschichte der modernen Malerei in der Heranziehung der sogenannten Präraffaeliten nur einen sehr hinkenden Vergleich wird anziehen können. Während wir noch mitten im Vollgenuß des musikalischen Klassizismus stehen, dergestalt, daß wir unter dem Namen „Beethoven" heute ein förmliches Programm begreifen, das sogar die Mit- und Nebensonnen des großen klassischen Trios — Haydn und Mozart — zu verdunkeln droht; während wir auf speziell dramatischem Gebiet die übergewaltige Erscheinung Richard Wagners zu verarbeiten und aus dem Nebelreich des „Enthusiasmus" in die begrifflich geklärte Sphäre des Verständnisses überzuführen haben, während gleichzeitig das musikalische Gegenstück zur Wirkung der Philosophie Fr. Nietzsches in den Erfolgen der Helden des Tages — „Richard der Zweite" an der Spitze — das allgemeinste Interesse fesselt, feiert daneben wie eine täglich wachsende Kultur- und Kunstmacht die Hingabe an Johann Sebastian Bach eine Steigerung, die mit dem Begriffe einer „Modebewegung" weder innerlich noch äußerlich etwas gemein hat und die doch oder besser gesagt: eben deshalb mit der stillen, aber unwiderstehlichen Gewalt einer

*) „Neue Musik-Zeitung".

„Umwertung der Werte", um mit Nietzsche zu reden, fast tagtäglich an Wirkung zunimmt.

Es handelt sich hier um eine Erscheinung, die um so merkwürdiger, zugleich aber auch bedeutungsvoller ist, als sie von keinerlei „Drahtkultur" (wie der „Kunstwart" sie nennt) abhängig ist, von keinerlei Aeußerlichkeitserfolgen profitieren, von keinerlei gedankenlosem Mitlaufen der „Herde" leben kann, sondern die vielmehr an ihre Anhänger keineswegs leichte „Aufnahmebedingungen" stellt. Man denke nur: anstatt des äußeren Effekts das Innerlichste, was man sich vorstellen kann, anstatt der Konzession an das oberflächliche Genießen den tiefsten Ernst und die Strenge einer technisch direkt schwierigen und schwierig aufzufassenden Ausdrucksweise, anstatt der blendenden Mittel des modernen Ausdrucks die ruhige und stille Größe einer notwendig archaistisch anmutenden Technik, anstatt des sinnlichen Nervenreizes die leidenschaftslose und immer aus den Tiefen eines wahren und gesund empfindenden Gemüts schöpfende Aussprache!

Es gab eine Zeit, und sie liegt noch nicht allzulange hinter uns, wo sich die Kenntnis Bachs in breiteren Schichten lediglich auf die beiden Passionen, die nach „Johannes" und vor allem die nach „Matthäus", beschränkte. Diese Kenntnis geht bekanntlich ausschließlich auf die Tat des jungen Mendelssohn, die „Ausgrabung" der Matthäuspassion, gerade hundert Jahre nach ihrer Entstehung (1729 bis 1829), mit der Singakademie in Berlin zurück. Was sonst an Bachkenntnis und vor allem an Bachverständnis verbreitet war, das war es fast nur in streng künstlerischen Fachkreisen: die Orgelwerke unter dem Vorgange Mendelssohns in kirchenmusikalisch interessierten Kreisen, ganz allmählich die eine oder andre Kantate, die Klavierwerke, vor allem mehr gefürchtet als geliebt in Laienkreisen, oder, wie es L. Köhler einmal treffend sagt, „mit großem Respekt beiseite gelegt", die übrigen Kammermusikwerke nur zögernd an die Oeffentlichkeit tretend und auch sie mit mehr heiligem Respekt als liebevollem Verständnis empfangen. Das ist nun freilich seit zwei oder drei Jahrzehnten wesentlich anders geworden, und wir leben jetzt in einer Zeit, wo eine große Bachbewegung wie eine stille Arbeit innerer Mission zum wirksamsten Durchbruch kommt. Vor allem ist es die breitere, ja breiteste Oeffentlichkeit, die an dieser Bewegung interessiert ist. Die Zahl der Kantaten, die in dem überreichen Schatze der fast dreihundert Werke dieser Art im Staube der Bibliotheken vergraben lagen und die nun ans Licht kommen, das heißt zum tönenden Leben erweckt werden, wächst von Tag zu Tag. Was hat allein Siegfried Ochs in Berlin auf diesem Gebiet geleistet! Die praktischen Ausgaben mehren sich, das Verständnis wächst bei Singenden und Hörenden, es bildet sich ein wirklicher Bachstil bei den Ausführenden, vor allem auch den Leitern der Ausführung, man lernt begreifen, daß hinter den stummen Zeichen dieser Noten eine Welt des Ausdrucks steckt, die in den Zeichen nur ein unvollkommenes Fixierungsmittel gefunden hat und die der Geist erwecken und lebendig machen muß und das nachfühlende Gemüt und die künstlerische Empfindung. Und aus der Oeffentlichkeit dringen diese Bestrebungen allbereits auch schon in internere Kreise: im ersten Aprilheft des heurigen „Kunstwart" nimmt G. von Lupke die Bachschen Kantaten schon allen Ernstes und mit aller Wärme für die Hausmusik in Anspruch. Die Zahl der Lehrer, die vor den Schwierigkeiten, die Klavierwerke in den Unterricht auch in den Dilettantenschulen aufzunehmen, nicht zur Qual, sondern zur Lust der Schüler, nicht zurückschrecken, ist im steten Zunehmen, eine Folge der gesteigerten Nachfrage nach „mehr Bach", die zwar immer noch mit ansehnlicher Reserve seitens der „Bequemen" quittiert wird, die aber eben doch mehr und mehr gebieterisch erschallt.

Und da kommt denn glücklich zur rechten Zeit ein Pädagoge, und zwar noch einer aus der guten alten Schule, der sogar auf die bösen Modernen recht schlecht zu sprechen ist, auf den guten Gedanken, den alten Johann Sebastian Bach, den Gestrengen, den Gefürchteten, den „Langweiler" (das heißt, sie sagen respektvoll „Gelehrten", meinen aber im Grunde ihres Herzens „Langweiligen" — „was man nicht deklinieren kann, das sieht man als ein Neutrum an" —) in den fast allerfrühesten Musikunterricht einführen zu wollen, um zu einer Zeit, wo noch erste Eindrücke in willigen, von keiner öden Schulmeisterei verärgerten Herzen haften können, so etwas wie ein Interesse, eine Neigung, eine Liebe, vielleicht — eine Vorliebe für die „wunderlichen" und doch bald genug als „wundersam" zu erkennenden Tongebilde des alten Thomas-Kantors zu erwecken. Er nennt seine Ausgabe: „Auslese aus Johann Sebastian Bachs instruktiven Klavierwerken in erleichterter partiturmäßiger Darstellung für vier, drei oder zwei Hände, bearbeitet von Karl Eichler."*) Der Verfasser dieser Zeilen muß bekennen, daß er anfangs, als er das Manuskript der Ausgabe kennen lernte, ziemlich stutzig wurde, namentlich angesichts der etwas merkwürdig anmutenden Schreibart der Stücke, wie sie aus der pädagogischen Tendenz der Bearbeitung entsprang, daß er aber sehr rasch aufmerksam wurde und daß er bald erkannte, daß hier ein tatsächlich überraschend wirksamer Hebel für eine Vertiefung des Interesses für Bach als Hausmusik edelster Art geboten scheint. Dabei lag die Verwertung eigner Ansichten über die Wichtigkeit einer Verbreiterung eines wirklichen Verständnisses für die Besonderheit der Bachschen Satztechnik, die sonst den meisten Leuten ein Buch mit sieben Siegeln bleiben muß, nahe genug, und so kam es, daß sein Name schließlich mit auf den Titel kommen mußte, obgleich das, was er speziell anstrebt, nur erreicht werden kann, wenn Eichlers Absichten erfüllt und technische Probleme gelöst werden. Das Mittel, das Eichler anwendet, ist oder scheint wenigstens verblüffend einfach, das Zerlegen des zweihändigen in einen vierhändigen Klaviersatz, bei dem die Zumutungen an die einzelnen Hände der Spieler geradezu überraschend vereinfacht werden, notabene ohne daß eine einzige Note des Originals geändert würde. Es ist diese Ausgabe also nicht etwa zu verwechseln mit den bekannten Ausgaben klassischer Klavierwerke „für unsre Kleinen" mit kindlich vereinfachtem beziehungs-

*) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig.



Phot. Otto Gebler, Leipzig

Das neue Johann Sebastian Bach-Denkmal an der Thomaskirche zu Leipzig
Entworfen von Professor Karl L. Seffner

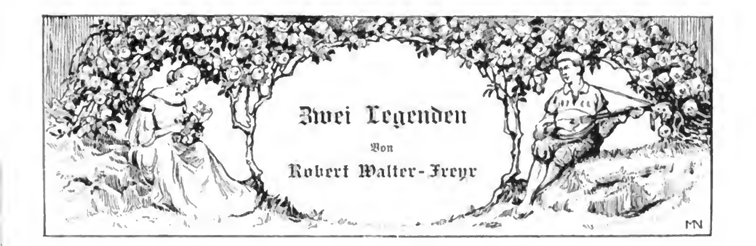
weise verdünntem Klaviersatz, sondern der Hörer hört ganz genau das, was Bach geschrieben hat, ohne daß eine Note fehlte. Wie ist der Satz auf einmal so frappant einfach und leicht geworden, daß die Stücke tatsächlich im ersten, jedenfalls aber im zweiten Klavierunterrichtsjahr angefangen werden können.

Und nun meint der Herausgeber mit Recht, daß es doch nicht ohne Eindruck bleiben könne, vorausgesetzt, daß ein nicht ganz verknöcherter und unfähiger Dilettant als Lehrer oder ein nicht ganz unmusikalischer Vater oder eine nicht ganz tieferem Geist unzugängliche Mutter mit am Klavier sitzt, wenn nun aus jugendlichen Händen so ein graziöses Stück (und das sind sie, abgesehen von ihrem tieferen musikalischen Gehalt, alle ohne Ausnahme) erklingt und in jugendlich empfänglichen Herzen Widerhall findet. Ob er damit etwas erweckt, was mehr scheint als es ist und was ja eigentlich auf eine höhere technische Reife berechnet ist, ist ganz gleichgültig, wenn nur der Funke Zündstoff findet und — wirklich zündet; das Feuer wird dann schon lustig weiterbrennen, und wer wird es löschen wollen, wo von ihm nur Wärme und Licht ausgehen kann?

In der Tat: Bach muß ins deutsche Haus, ins musikalische Haus überhaupt — denn Bach wird auch für die übrigen Kulturländer der Zukunftsmusiker sein: siehe Frankreich, wo eben jetzt die Matthäuspassion zum ersten Male einer staunenden und ob der Wirkung tief ergriffenen Zuhörerschaft vorgeführt wurde. Bach muß in die jungen Herzen, soll er in den alten festen Halt behalten. Jedes Mittel, das zu Bach erzieht, ist an einem Werk beteiligt, das eine große Zukunft hat, ob wir nun die Choräle in unsern Häusern erklingen lassen oder ob wir, wie Eichler, Mittel und Wege suchen, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die eine Beschäftigung mit Bach naturgemäß erschweren. Das, was uns den großen Meister so schwer zugänglich macht, die sogenannte P o l y p h o n i e, das heißt das vielstimmige und vielstimmig bewegte Leben seines Tonsatzes, das kann nur durch systematisches Gewöhnen an die besondere Klangwirkung dem Hörer vertraut werden. An dieses „Hören“ gewöhnt Eichler die Spieler viel eher als an das Sehen des Notenbildes, das freilich oft sogar ziemlich kompliziert wird; allein er meint, und wohl mit Recht, daß die Musik durchs Ohr, nicht durchs Auge in die Seele dringt. Ist nun aber erst das andre Vorurteil besiegt, daß es sich hier nur um „Verstandesmusik“ und ausgeklügelte Tonbewegungsprobleme handle, ist vielmehr das Verständnis für den tieferen Sinn, der diesen Tonsymbolen zu allermeist zugrunde liegt, erwacht beziehungsweise erweckt, dann ist der Sieg gewonnen und Bach auch für den Laien erobert. Und mit ihm ist gewonnen eine Welt des wahrhaft tief empfindenden Gemüts, dem in Lust und Schmerz gegeben ist zu sagen, was es bewegt, ist gegeben eine Fülle des plastischen Ausdrucks der Tongedanken wie der Idee der geistig belebten und geistig durchleuchteten Tonbewegung. Gerade weil auch diese Kunst, wie jegliche Kunst, ein Ringen mit dem Stofflichen ist, so ist auch in ihr der Sieg ein um so ehrenvollerer und in seinen Folgen und Erfolgen um so bedeutungsvollerer, je ernster das Ringen mit dem Stoff war.

Es kann nicht oft genug gesagt und ernst genug betont werden, namentlich Laien gegenüber, die als Dilettanten an die technischen Probleme der Musik Bachs herantreten w o l l e n (denn bei ihnen handelt es sich ja wesentlich um Wollen!), daß Bach vor allem eins verlangt: unbedingtes Vertrauen in die Größe und Erhabenheit seiner Musik. Ohne Mühe fällt sie keinem in den Schoß, auch dem willigsten Hörer nicht. Aber es ist ja keine Mühe ohne Zweck, wie Zwerg Mimes Schwertschweißen, sondern am Ziel des Weges steht ja der schönste Preis, das Heimischwerden in der Welt des Herrlichen, der uns neben den Gebilden zartester Tonpoesie und lieblichster Unterhaltung das Erhabenste in Töne gesetzt, was je aus Menschenbrust quoll. Und das ist ja das Wunderbare: es ist Geist von unserm Geist, Fleisch von unserm Fleisch, was hier leibhaftig lebt, wenn nur die toten Zeichen zu richtigem Leben erweckt werden. Was Richard Wagner anstrebte, höchsten musikalischen Ausdruck der Tonidee (wenn auch seinerseits in spezifisch dramatischem Sinn), das ist auch die Tendenz eines Bachschen Tongedankens, ob es nun ein Motiv seiner einfachen Imitationsstücke oder ein Fugenthema des wohltemperierten Klaviers oder ein Chorthema der Passionen, der h-moll-Messe oder eines andern Chorwerks oder eine Phrase seiner tiefempfundenen Rezitative oder was sonst sein möge. Hier sind noch ungeahnte Schätze zu heben, auf die zu achten wir in den nach ganz andern formalen Grundsätzen arbeitenden Tongedanken unsrer eigentlichen „Klassiker“ und ihrer Epigonen fast verlernt haben und die erst in den Bestrebungen der Neuzeit als Zielpunkte künstlerischen Schaffens hingestellt wurden. Es sind also wirkliche Zukunftswerte, die hier schlummern, ganz abgesehen von dem Adel und der geistigen Stärkung, die jeglicher Beschäftigung mit der Kunst aus dem Ernst und der Tiefe der Musik Bachs erwachsen und die das wirksamste Gegengewicht bilden müssen gegen die verflachenden Verlockungen des Alltagsgeschmacks wie gegen die Verirrungen einer nur auf den Umsturz aller Begriffe von Kunstidealen abzielenden Kunstübung.

Es ist ja wahr: es sind zum Teil Formen und Ausdrucksweisen, die einer vergangenen Kunstepoche angehören. Allein Formen und Ausdrucksweisen sind eben Aeußerlichkeiten, das was Leben, Geist, Kraft heißt, das ruht im inneren Gehalt an Nährstoffen künstlerischen Schaffens. Und da ist's eben wie in der Natur: aus den versunkenen Schätzen einer untergegangenen Pflanzenwelt, die in unsern Kohlenflözen ruhen, holen wir das Material, das uns Licht, Wärme und lebendige Kraft spendet. So steigen wir auch in eine der Form nach untergegangene und in dieser Richtung nicht mehr zu erweckende Kunstepoche und holen uns von dort die Stoffe, die uns das Licht technischer Durchgeistigung, die Wärme des empfundenen Ausdrucks und die lebendige Kraft künstlerischer Gestaltung in unerschöpflicher Energie gewähren müssen.



Der Vasall

Orwig der Junge war im Walde der Heiden, den man Isarnho nannte, stark und riesig geworden.

In düsterer Traurigkeit lag das Land dort, und wild und trotzig wuchsen die Menschen darin. Wie tiefwurzelnde Eichen standen sie, und es war keiner, der sich einem andern beugte. Geheimnisvoll und ergreifend klingen die Geschichten jener Menschen, die in lichtlosen Wäldern sich grausame Götter erschufen. Weiber, die ihre Ehe brachen, verkaufte man und trieb sie wie Tiere fort. Nie durften sie wiederkehren. Und die Männer, die der Schuldspruch des Gerichtes traf, erlitten lieber den Tod, als daß sie sich schlagen ließen.

Orwig der Junge wandte sich von seines Vaters Hof und ritt durch die endlosen Wälder nach Süden. Das war seine Lebenssehnsucht: er wollte treulich im Waffenwerk dem mächtigsten Herrn der Welt dienen. Carolus Magnus.

Vor ihm mit Morgengestirn und Abendleuchten flohen die Tage, Wünsche und Träume zogen mit ihnen. Orwig ritt in ihrem Gefolge, hellauf die Augen und wachen Sinnes. So sah er vor sich an einem scheidenden Tage Aachens Türme in das verlöschende Licht ragen. Dann kniete er nieder an den Thronstufen des großen Kaisers.

Der saß in hoher Ritterversammlung. Mit Zutrunk und Schelmenwort kreisten die schweren Krüge und silberbeschlagenen Stierhörner. Und laute Lust wechselte ab mit froh erzählten alten Mären.

Zur Seite des Thrones hockte ein buntlappiger Narr, der sang ein tolles, lachendes Lied vom betrogenen Teufel und klimperte dazu auf hartgestimmten Saiten. Man horchte auf. Und jedesmal, wenn der Buntlappige den Namen Satanas sang, bekreuzigte sich der Kaiser.

Orwig der Junge sah es und verstand seinen Herrn nicht. So fragte er ihn, als das letzte Gezupf verstummt war: „Edler, mächtiger Herr und Herrscher, weshalb schnelltet Ihr Euch kleine Kreuzlein vor die Brust beim Lied des Narren?"

„Mein Ritter," lächelte der Kaiser, „kennst du Satanas nicht, den Bösen?"

„Nein, edler Herr, davon hörte ich nie."

„O —" seufzte der Kaiser, „bist du noch ein Heide, mein armer Sohn? Satanas hat Macht über alle Menschen auf Erden."

„Verzeiht mir," zögerte Orwig, „ist er noch gewaltiger als Ihr, mächtiger Herr?"

Der Kaiser schwieg. Dann sprach er mit ernster und bedrückter Stimme: „Viel gewaltiger."

Orwig der Junge erschrak. Er wollte noch weiter fragen, aber er wagte es nicht. Leise schlich er sich hinaus und ritt fort durch die dunkle Nacht in einen finstern Wald.

Bald gesellte sich ein Reiter zu ihm auf einem schwarzen Pferde. Orwig tauschte mit ihm fröhlichen Gruß und Lachen und lose Worte, bis der Schwarze ihn plötzlich fragte: „Wohin reitet Ihr, junger Ritter, zu welchem Turnier, zu welcher Ritterschaft?"

„Zu keinem Turnier und zu keiner Ritterschaft," entgegnete Orwig, „ich suche den mächtigsten Herrn auf Erden."

„Oho!" lachte der andre, „sucht Ihr den?"

„Satanas," sagte Orwig.

Der Schwarze grinste ihn an und verzog den breiten Mund. „Ich bin Satanas. Sucht Ihr mich?"

Orwig blieb der Schrei in der Kehle stecken, und wie Eiswasser wollten ihm die Adern erstarren. Schweigsam ritten die beiden nebeneinander. Satanas kannte den Ritter schon. Bald hub er an, mit höflichen, feingesetzten Worten von seinem Reiche zu erzählen. Das erschien dem Jungen gar nicht verachtenswert. Und als sich die Morgendämmerung durch die letzten Büsche des Waldes tastete, schlug er ein in die ausgestreckte Hand seines herrlichen Begleiters: „Ich will Euer Ritter sein, Satanas."

Der lachte und spornte sein Rößlein an.

Im blassen Lichte des Morgens lehnte am Wege ein hohes beinernes Christusbild. Sobald der Teufel es von fern erblickte, verzog er sein Gesicht zur scheußlichsten Grimasse. „Komm her, lieber Bruder," sagte er zu Orwig, „laß uns hier zur Rechten übers Feld traben."

„Ei, weshalb, Satanas?" fragte der ihn.

„Laß nur, lieber Bruder," versetzte der Teufel und sprengte voran über die feuchten Aecker. Orwig folgte ihm schon, aber solches Reiten wunderte ihn sehr. Bald auch schwenkte der Teufel wieder auf den Weg, und Orwig wiederholte seine Frage.

„Sieh da zurück," antwortete Satanas, „das Kreuz am Wege mit dem beinernen Menschen daran. Ich liebe es nicht."

„Wer ist es denn, der am Kreuz hängt?“ forschte der Junge weiter.

„Christus nennt man ihn.“

„Und weshalb liebt Ihr ihn nicht?“

„Weil er mich bekämpft und mir schadet, wo er kann,“ grollte Satanas.

„So ist er stärker als Ihr?“ staunte der Junge.

„Nein!“ brüllte der Böse.

„Aber Ihr weicht ihm ja aus, Satanas.“

„Mensch, Mensch!“ schrie der Leibhaftige, „du gehörst mir!“

„Nein, Ihr!“ entgegnete Orwig, „ich diene dem Mächtigsten.“

Da rannte der Teufel den jungen Ritter an und wollte ihm an die Gurgel. Der aber riß sein Roß herum, spornte es und flog zum Christusbilde. Satan sah es — stutzte, dann fluchte er hinter dem Flüchtling her und ritt schäumend von dannen.

Orwig blickte dem Erlöser ins fahle Gesicht, das war blutig und voll unendlicher Schmerzen. ‚Er ist tot,‘ dachte Orwig. Aber dann wagte er's und hob leise die Stimme empor zum Gekreuzigten: „Herr, du bist der Mächtigste auf dieser Welt, ich will dir dienen mit meinem Schwert und meinem Rittersinn.“

Fragend und lange starrte er den Schweigenden an. Orwig hielt zögernd, und seine Augen wichen nicht von dem Bildnis am Holz ... Wie eine leise Traurigkeit überkam es ihn da: wenn der Mächtigste der Erde gestorben wäre?

Kummervoll senkte er den Blick. Da sah er unten vorm Kreuz einen knienden Mann im grauen härenen Kleide, der stumm die gefalteten Hände emporhob zu Christus ... und Christus blickte ihn an. Leise stieg Orwig vom Gaul herab und kniete neben den Betenden ... wandte den Kopf zu ihm und fragte still:

„Herr, was tut Ihr? Lebt er noch?“

„Er lebt in alle Ewigkeit,“ sprach der Beter.

„So will ich ihm dienen, Herr, sagt es ihm.“

„Wenn du ihm dienen willst, gehe mit mir.“

„Geht Ihr zu ihm, Herr?“

„Er wandelt nicht mehr auf der Erde. Aber wenn du ihm hier dienst, wird er dich in den Himmel holen.“

„Ich verstehe Euch nicht, edler Herr,“ sprach Orwig.

„Komm mit mir. Ich lebe in jenem Walde, einsam von den Menschen, und diene ihm.“

Orwig der Junge faßte des Einsiedlers Hand: „O Herr, wenn er der Mächtigste ist, will ich ihm angehören in meinem ganzen Leben.“

Dann gingen die beiden miteinander und kamen in die Hütte des frommen Mannes.

Dort saß Orwig alle Tage und hörte staunend die Worte des wunderbarsten Mysteriums ... und legte sein Schwert fort.

* * *

Das goldgeschriebene Büchlein

Egger Gernbald, der Buschklepper, lag zum Tode krank auf der stickigen Streu in seinem verfallenen Raubschlößlein und mußte seine Seele von sich geben. Im Schmerz und Krampf lag er da und streckte sich. Und kalter Schweiß stand ihm vor der Stirn.

Er war ganz allein. Keine Schaffnerin und kein Knecht gehörten ihm mehr. Nicht einmal ein Bube, der ihm einen Trunk frischen Wassers holen konnte. Wie der rauhe Rittersmann daran dachte, stiegen ihm die Tränen hoch, und er ballte die Fäuste vor Verzweiflung.

Der graue Morgen blänkerte durch die kleinen runden Fensterlein. Und Egger Gernbald wußte wohl, daß er die junge Sonne nicht mehr sehen würde. Das gab ihm bitteres Weh, aber er konnte seine beschmutzte Seele nicht lassen. Da war's ihm, als sähe er vor seiner Lagerstatt eine dunkle Gestalt, die wie eines Teufels Schatten war mit Hörnern und Klauen. Und er sah auch, wie die Gestalt aus einem dicken, verschmierten Buche las ... und dann hörte er die Stimme:

„Egger Gernbald, du bist mein getreuer Sohn gewesen. Raub und Mord und Haß und Hinterlist und alle gepriesenen Tugenden der Hölle hast du besessen. Nun bist du ganz meinem Reiche verfallen.“

„Ach,“ stöhnte der Buschklepper, „was hast du mir viel Gutes getan, du Höllenfürst? Angst und Not hab' ich gelitten und Hunger und Verfolgung und Einsamkeit. Deine herrlichen Freuden hast du andern gegeben.“

„Wir wollen nicht darüber rechten, mein Freund,“ begann der Teufel wieder. „Blättere selbst nach in deinem schmutzigen Lebensbuche, oder besser, hör zu.“ Dann fing der Böse an, ihm alle Schandtaten vorzulesen, die er in seinem verfluchten Leben begangen hatte.

Egger Gernbald vergingen die Sinne. Und die Angst trug ihn weit zurück bis in die fernsten Jahre.

Da sah er sich wieder, als er noch jung und eine Hoffnung der Ritterschaft war. Neben ihm das blonde, fromme Weib und auf seinen Knien sein kleines Töchterlein Mareik. Und er spielte alle Tage mit seinem Töchterlein Mareik und hob es empor in die Sonne und tanzte mit ihm und lachte. Und Mareik hatte den Vater lieb und konnte nicht ohne ihn sein.

Aber eines Tages wurde Mareik todkrank und starb. Und Egger Gernbald zerquälte sich das Herz in seiner Traurigkeit und hätte sterben mögen, wenn ihm nicht noch sein liebes Weib geblieben wäre. Da schüttete Gott seine volle Schale des Elends über den armen Ritter aus und nahm ihm auch das Letzte. Egger Gernbald verzweifelte an Gott und fluchte ihm — und verschwor sich dem Satan.

In seinem Traume hörte er wieder des Bösen Stimme, wie sie las und las ... und er hörte das Rascheln der Blätter in seinem Lebensbuche. Und dann klang es ihm — wie weither ... ein feines und leises Stimmchen ... als wenn es sein Töchterlein Mareik wäre. Und er vernahm sie deutlich, ganz deutlich ... die hohe silberne Stimme:

„Er hat mich liebgehabt, wie mich kein andrer auf der Welt liebhatte. O, gut war er und in die Sonne hat er mich getragen, der liebe Vater! Und als ich starb, ist ihm sein Herzblut um mich geflossen.“

Der Böse war still geworden. Und Egger Gernbald sah neben der Schattengestalt eine andre,



Burgtor in Oberaudorf

Nach einem Gemälde von Paul Felgentreff



leuchtende, stehen, die hatte weiße Engelsflügel und ein sonniges Reifenkrönlein. Und er rief laut: „Mareik, Mareik!"

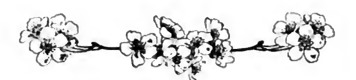
Das Englein Mareik hielt ein kleines, lichthelles Büchlein in den zarten Händen und las alle goldgeschriebenen Worte daraus:

„Und zu dir hat er mich beten gelehrt, lieber Herr Jesus, und meine Fingerchen hat er gefaltet morgens und abends, alle Tage, daß ich fromm geworden bin und zu dir kam."

Da klappte der Böse sein Buch zu und versank in die Erde.

Egger Gernbald richtete sich hoch auf und lächelte sein Kind lange an . . .

Und Englein Mareik beugte sich über den Vater und küßte ihm still seine kalten Lippen.



Südslawische Schwänke

Von

Roda Roda

Ein Bauer hatte seine Schafe in den Bergen weiden. Eines Tages schickte er sein Söhnchen aus, die Schafe zu holen, und der Kleine, eifrig bemüht, die Herde heimzutreiben, ergriff einen Stein und warf ihn nach einem ungebärdigen Lamme. Unglücklicherweise traf er es mitten in den Kopf.

Nun getraute sich der Knabe gar nicht nach Hause.

Der Vater daheim wurde ungeduldig und kam nachsehen, wo der Kleine bleibe. Als er das tote Lamm erblickte, rief er: „Weiß Gott, was da geschehen ist."

Und der Knabe: „Ich weiß das ebensogut wie Gott, ich traue mich nur nicht, es zu sagen."

•

Es ging ein Bauer seines Weges, da sah er, wie eines Türken Esel unter schwerer Last ausglitt und in eine Pfütze fiel.

„Hilf mir, Nachbar," rief der Türke, „ich bitte dich, den Esel aufrichten."

Der Bauer griff zu — er am Schweif, der Türke an dem Halfter —, da plötzlich blieb der Eselsschweif dem Bauer in der Hand.

Der Esel schrie vor Schmerz, der Türke vor Zorn — und der Bauer mußte zum Kadi.

„Himmel,' dachte er sich, ‚wie wird das enden? Ich — ein armer Teufel und Christ dazu — da kann kein gerechtes Urteil kommen.' Und er bückte sich und hob ein paar Feldsteine vom Wege auf und stopfte sie sich in den Gürtel.

Als sie vor Gericht standen, da trug der Türke seine Klage vor, der Bauer aber blinzelte dem Kadi nur immer zu und deutete fortwährend auf seinen vollen Gürtel — just, als trüge er da ein reiches Geschenk bereit.

Der Kadi blinzelte, der Bauer blinzelte — und des Türken Klage wurde abgewiesen. „Denn," sagte der Kadi, „dieser wackere Landmann hat dir helfen wollen und trägt an deinem Schaden keine Schuld."

Der Türke trollte sich.

„Nun laß sehen, Nachbar, was du mir gebracht hast," sprach der Kadi leutselig.

Da zog der Schlaukopf seine Steine hervor.

„Und darum hast du mir zugeblinzelt, gottvergessener Schurke?"

„Ja Herr, ich wollte dir eben andeuten: wenn du mich verurteilst, schlage ich dir mit diesen Steinen die Fenster ein."

•

Ein Albanese sah den Weinbauern zu, die eben eine Rebe pflanzten.

„Hört, liebe Freunde," sprach der Albanese, „wann wird dieser Obstbaum Früchte tragen?"

„In vier Jahren."

„Dann würde ich an eurer Stelle ihn auch erst in vier Jahren pflanzen."

•

Eines Tages erließ der Fürst von Montenegro die Verordnung: es sollten künftig nur geprüfte Theologen den Gottesdienst versehen dürfen.

Da war in einem Dorfe ein alter Pope, der hatte keine Prüfung abgelegt und mochte doch von seinem Posten nicht scheiden. Er bestellte sein Haus und machte sich nach der Stadt auf, um beim Fürsten Vorstellungen zu erheben.

„Herr," sagte er, „warum verjagst du mich von meiner Pfarre? Soviel Kinder ich getauft habe, keins ist ein Türke worden; und soviel Leute ich begraben habe, keiner ist wieder aufgestanden."

•

Zu Mostar lebte einst ein Türke, ein arger Geizhals.

Eines Abends ging er in die Moschee zum fünften Gebet, da erinnerte er sich, daß er seiner Frau zu sagen vergessen hätte, sie möge den Docht der Kerze im Laden fleißig stutzen, damit die Kerze nicht zu sehr abbrenne.

Er kehrte um und sagte es seiner Frau.

„Mensch," rief sie, „da hast du wahrhaftig mehr die Schuhe zerrissen, als du Wachs erspart hast."

„O nein," antwortete er, „ich habe daran gedacht und trage die Schuhe unterm Arm — da siehst du es."

Londoner Straßenbilder

Von

Karl von Dahlen

(Hierzu acht Abbildungen nach Originalzeichnungen für „Ueber Land und Meer“ von Ralph Cleaver)

Heines allbekanntes Wort „Schickt keinen Poeten nach London!“ hat Englands Hauptstadt bei uns um den Kredit gebracht. Denn da im Grunde seiner Seele jeder Deutsche sich — ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt — für einen Poeten hält, so empfindet er auch heute noch ein geheimes Grauen vor der Siebenmillionenstadt. Während es beinahe zum guten Ton gehört, einmal in Paris gewesen zu sein, wenn man auch nur auf den Boulevards gebummelt und dem Louvre höchstens einen Besuch von ein paar Stunden abgestattet hat, ist London für die große Mehrzahl der gebildeten Deutschen eine Terra incognita. Auch da, wo uns die Themsestadt im Spiegel der Dichtung entgegentritt, hat es meistens nicht gerade viel Verlockendes. Und die düsteren Bilder, die Dickens vom Elend des Eastend entwirft, prägen sich tiefer in das Gedächtnis als die behaglichen Schilderungen eines Fontane oder Rodenberg. Und doch — ich behaupte es kühn — ist London eine der schönsten Städte der Welt. Allerdings gibt es sich nicht dem flüchtigen Besucher von heute auf morgen; es will umworben, will erobert sein. Paris umschmeichelt den Fremden vom ersten Augenblick mit allen seinen Reizen; auf den Terrassen der Boulevards in voller Oeffentlichkeit spielt sich ein großer Teil des Lebens ab, und die langen, genial angelegten Avenuen orientieren auch den weltfremden Besucher ohne Mühe; überall winken, dem Auge weithin sichtbar, Merkpunkte, so daß das Skelett des städtischen Organismus, wenn man so sagen darf, unschwer erkannt wird. Paris ebenso wie Berlin machen in ihrer jetzigen Gestalt den Eindruck eines mehr oder minder gelungenen Kunstwerks, London den eines Naturprodukts. Man empfindet den Zauber des Organisch-Gewordenen an der Themse ungleich stärker als an der Seine oder Spree. Dem Reisenden, der vom Kontinent kommend London erreicht, wird es meistens erst klar, daß er am Ziele ist, wenn der Zug auf einer der riesigen Themsebrücken hält und die Türme der Westminsterabbey oder die Kuppel von St. Paul ihm alle Zweifel rauben. Er ist zwar schon geraume Zeit zwischen langen Reihen uniformer Häuschen gefahren und hat wohl mit Erstaunen auf den Wald kapriziöser Schornsteine herabgesehen, aber alles das machte nichts weniger als einen großstädtischen Eindruck, und die weiten grünen Flächen inmitten wollten den Eindruck, daß man überhaupt schon innerhalb des städtischen Weichbildes sei, nicht aufkommen lassen.

Das Londoner Stadtbild hat nichts Monumentales. Die Stadt macht gegenüber andern Großstädten den Eindruck, als sei sie in der Höhenentwicklung zurückgeblieben. Monumentalbauten gibt es natürlich genug; das Parlamentsgebäude ist einer der schönsten gotischen Bauten der



Auf der Waterloo-Brücke



Korsofahrt eines Sportklubs während der Saison im Hyde Park

neueren Zeit, und die Paulskathedrale hat außerhalb Italiens überhaupt nicht ihresgleichen, das eigentliche Londoner Haus entbehrt aber jedes architektonischen Schmuckes. Kahl, von Rauch geschwärzt, stehen die Ziegelwände zu beiden Seiten der Straße, ein Haus wie das andre, so daß man in manchen Stadtteilen sehr genau auf die Nummer achten muß, wenn man zu nächtlicher Stunde nicht das eigne Haustor verfehlen will. Zunächst wirkt die Abwesenheit jeglichen Schmucks geradezu deprimierend. Hat man sich aber an den Anblick gewöhnt, so imponiert diese absolute Betonung der Zweckmäßigkeit, und schließlich zieht man diese Häuser den aufgetakelten Mietspalästen andrer Großstädte vor. Das Einzelhaus, das, von England ausgehend, ja jetzt seinen Siegeszug über den Kontinent angetreten, überwiegt auch in der Hauptstadt. Sogar in den Arbeitervierteln des Ostens steht ein Häuschen neben dem andern; der Eindruck, den dieser vielgeschilderte Stadtteil auf den Besucher macht, ist infolgedessen nichts weniger als etwa romantisch. Auch das Gefühl des Unheimlichen, wie man wohl vielfach annimmt, kommt keineswegs auf. Zunächst überwiegt die Empfindung einer ungeheuern Monotonie. Baracken, in denen ein ganzes Volk kaserniert, soweit das Auge reicht; nirgends ein Ausweg aus dem Labyrinth der Gassen und Gäßchen. Dabei kaum ein bemerkenswerter Laden, keine Unterbrechung des ungeheuern Einerlei. Man muß bedenken, daß hier vielleicht auf hunderttausend Einwohner eine Buchhandlung kommt. Die Schwierigkeit für den Fremden, der selber seinen Weg durch London sucht, liegt überhaupt in der ungeheuern Gleichförmigkeit der Einzelbauten und in der Planlosigkeit der ganzen Anlage. Zwar gibt der Flußlauf der Themse dem Londoner Straßenleben gewissermaßen die Richtung an. Die beiden Hauptverkehrsadern, Oxford Street und Strand, die das Westend, den Sitz des Parlaments mit der City, den Mittelpunkt des englischen Welthandels, verbinden, laufen ungefähr parallel mit dem Flusse. Aber London hat die segensreiche Teilung von Verkehrsstraßen und Wohnstraßen schon fast ganz durchgeführt. Ein paar Minuten vom Strand befinden wir uns bereits in einem ganz dunkeln Arbeiterquartier, und wer von Oxford Street nördlich nach der Gegend des Britischen Museums geht, findet dort, wo ihm das Geräusch eines ganz kolossalen Verkehrs noch im Ohr klingt, plötzlich stille Plätze mit hohen alten Bäumen, von ehrwürdigen Häusern, den früheren Sitzen des englischen Adels, umgeben. Auf den Rasenflächen sitzen vielleicht im Korbstuhl junge Mädchen mit einem Roman in der Hand. Kurz und gut, ein Bild tiefsten Friedens bietet sich ihm dar. Das ist die Gegend der Boardinghäuser. Straßauf, straßab, eine ganze Stadt von Pensionen, die allen denen, die aus den weiten Gegenden des britischen Weltreiches zusammenströmen, Unterkunft bieten. Dort liegen auch die bekannten Squares, umzäunte Anlagen mit schönen alten Bäumen und grünen Rasenflächen. Nur den Anwohnern steht

der Eintritt zu, so daß die Glücklichen inmitten der Großstadt alle Annehmlichkeiten eines Privatparks genießen können. Man hat London ein großes Dorf genannt, und nicht mit Unrecht. Denn in manchen Gegenden des riesigen Stadtgebiets meint der Besucher durch ländliche Bezirke zu wandern, und die äußersten Haltestellen der Omnibuslinien machen häufig den Eindruck ländlicher Wirtshäuser. Am allermeisten aber tragen die berühmten Londoner Parks dazu bei, das erdrückende Gefühl, inmitten einer unentrinnbaren Häusermasse zu leben, gar nicht aufkommen zu lassen. Sie unterscheiden sich von den Anlagen der kontinentalen Großstädte durch ihre Größe und ihre Natürlichkeit. Allerdings ist der Baumbestand kein sehr zahlreicher, meistens dehnen sich weite saftiggrüne Rasenflächen vor dem Auge des Beschauers. Nur hier und dort streckt ein schön gewachsener alter Baumriese seine Aeste in die dunstige Londoner Atmosphäre. Aber ein anmutiger Wechsel von Tal und Hügel entzieht die umgebenden Häuser dem Auge, und wenn sich zum Beispiel auf den weiten Flächen des Regentsparks die Londoner Jugend beim Kricket tummelt, glaubt man wirklich den umklammernden Armen der Riesenstadt entrückt zu sein. Ueberhaupt ist London auf hügeligem Terrain erbaut, und von Hampstead Heath schweift der Blick frei über das ganz ungeheure Häusermeer.

Eine kurze Schilderung des Rahmens mußte voraufgehen, ehe wir uns zu den ewig wechselnden Bildern wenden, die das Londoner Leben Tag für Tag darbietet. Unser Zeichner hat einen Policeman, den Londoner Schutzmann, an die Spitze seiner Skizzen gestellt. Und nichts imponiert dem kontinentalen Besucher vielleicht mehr als das stille, umsichtige Walten dieses Wächters der Ordnung. Er ist beinahe der einzige Träger einer Uniform, den man auf den Londoner Straßen sieht. Auch der Droschkenkutscher, der sein zierliches zweiräderiges Fuhrwerk mit Meisterschaft lenkt, verschmäht die Livree oder gar den lackierten Zylinder und sitzt stolz, oftmals nach der Mode gekleidet und eine Blume im Knopfloch, auf seinem hohen Sitz. Ueberhaupt trägt das Straßenleben einen ausgesprochen demokratischen Zug. Die Menschenmenge, die den Strand oder Oxford Street hinauf und hinab flutet, ist ungeheuer, der Wagenverkehr in Cheapside oder vor der Bank und der Börse — diesen Platz zeigt ebenfalls eines von unsern Bildern — gleicht einem Chaos. Jeden Moment glaubt der Fremde, der vom Verdeck eines Omnibus — in London kurz „buss“ genannt — in den Strudel hinabsieht, daß es jetzt kein Auseinander, kein Vorwärts, kein Zurück mehr gäbe, und in der nächsten Minute entwirrt sich der Knoten, ein Wagen, ein Omnibus nach dem andern trennt sich von der Masse, und ruhig wälzt sich die Woge des Verkehrs weiter. Ueberhaupt ist die Ruhe, die Sicherheit des Verkehrs geradezu staunenerregend. Kein Befehl, kein Zank wird laut. Der Schutzmann hebt die Hand, die Wagenreihe steht wie eine Mauer und die Fußgänger strömen über den Straßendamm. Ein abermaliges stummes Signal, und alles



Geschäftsstunden in der City: Platz zwischen der Bank und der Börse



Ein Morgen am Rotten Row im Hyde Park

trabt und rollt wieder vorwärts. In der Regelung des Verkehrs, in dem Schutze des Publikums erblickt der Londoner Schutzmann seine Hauptaufgabe, er hat im Gegensatz zum deutschen Schutzmann gar keine militärischen Allüren. Sichtbar trägt er überhaupt keine Waffe, der Knüttel, mit dem er gegebenenfalls sehr energisch eingreift, bleibt in der Tasche verborgen. Dafür sind es aber meistens ungemein kräftige, hochgewachsene Leute, typische Vertreter der angelsächsischen Rasse, deren Griff allein schon genügt, um jeden Widerstand auszuschließen. Ihre Zuvorkommenheit gegen Frauen und Kinder ist weltbekannt. Dafür genießen sie aber auch die ungeteilte Gunst der Londoner Dienstmädchen. Vielleicht das einzige, das sie mit den deutschen Soldaten gemein haben.

Fühlt sich also der Fremde im Trubel des Londoner Straßenlebens auch durchaus sicher und geborgen, so wird er auf der andern Seite das Gefühl des Verlorenseins und der Einsamkeit zunächst kaum überwinden. Denn nirgends ist der Mensch auf der Straße so mit sich selbst beschäftigt, hat kein Auge für den andern als gerade in London. Dabei wird man als Fremder keineswegs unfreundlich behandelt, man ist aber Luft. Das gilt auch für die Ausländer, die sich für längere Zeit in London ansiedeln. In London kann tatsächlich jeder auf seine Fasson selig werden. Ungehindert in ihren Gewohnheiten und Gebräuchen leben die verschiedensten Nationen und Rassen friedlich nebeneinander: Polen, Russen, Türken, Armenier, Juden und Judengenossen. Man kann in der Londoner City in einem deutschen Lokal Sauerkraut essen und Münchner Bier trinken, ohne ein englisches Wort zu hören, man kann in Soho, desgleichen in Spaghetti und Chianti schwelgen wie in Toskana, kann sich in Eastend mit Opium berauschen wie in China, und alles in dem einen großen London. Der englische Sonntag und seine puritanische Strenge sind bekannt. Den Londoner Juden ist nichtsdestoweniger gestattet, mitten in London am Sonntag einen offenen Markt abzuhalten, wo sich die unmöglichsten Dinge in Ware und Geld verwandeln. Nirgends im öffentlichen Leben ist ein staatlicher Zwang unangenehm fühlbar. Eine polizeiliche Anmeldung gibt es nicht; man kann auftauchen und völlig verschwinden in dem großen Völkermeer. Das ist vielleicht der einzige romantische Zug im Charakterbild von London. Machen wir für einen Augenblick auf den Stufen der Börse halt und überblicken den Platz, den uns der Künstler im Bilde vorführt. Es ist Geschäftszeit. In der City, die im ganzen nur 27 000 ständige Bewohner aufweist, drängen sich in diesen Stunden ungefähr 360 000 Menschen zusammen. Unaufhörlich bringen Omnibusse und Cabs neue Mengen. Das männliche Geschlecht überwiegt bei weitem. Der Boden, auf dem wir stehen, ist unterminiert. Unter uns

liegt ein vollständiger Bahnhof, von dem wiederum Lifts in die Tiefe führen, wo die Züge der elektrischen Untergrundbahn aus und ein laufen. Der Verkehr ist geradezu sinnverwirrend. Auffallend ist die einheitliche Kleidung der Geschäftsleute. Der lange Rock ist fast durchweg vorherrschend, und auch der jüngste Clerk trägt mit Stolz seinen Zylinder. Zu Sommerszeiten pflegt man aber auch ohne Kopfbedeckung über die Straße zu gehen. Ueberhaupt macht die City den Eindruck eines einzigen großen Kontors. Auch hier ist trotz aller Geschäftigkeit das Tempo eher ein gemäßigtes, von einer nervösen Hast ist weder drinnen noch draußen etwas zu spüren. Neben uns liegt das fensterlose Gebäude der Bank von England, von wo der finanzielle Blutkreislauf des gesamten wirtschaftlichen Organismus unsers Planeten geregelt wird. Der Eindruck ist keineswegs monumental, aber man darf niemals vergessen, daß die Londoner Häuser fast alle mehr in die Tiefe streben als in die Höhe. Der Londoner Ton gehört zu den denkbar besten Baugründen. In manchen Theatern kommt man zum Beispiel direkt von der Straße auf den ersten oder zweiten Rang, das ganze Parkett liegt bereits unter dem Niveau. Gegenüber der Bank liegt die Residenz des Lordmayors der City — wohlgemerkt: es gibt keinen Lordmayor von London —, das sogenannte Mansionhouse. In einer Seitengasse versteckt sich die altehrwürdige Guildhall.

Auf dem Markt von Covent Garden



Londoner Polizist

Dicht hinter der City, von wo der eine große Strom des Verkehrs über die Londonbridge nach Süden flutet, beginnt das Eastend. Ueberwiegt in der City der gutgekleidete Kaufmann oder Bureaubeamte, so beherrscht nunmehr der Arbeiter das Straßenbild. Der bessere englische Arbeiter unterscheidet sich äußerlich nicht viel vom Mittelstand in Kleidung und Haltung. Aber das Gros der niederen Arbeiter, schließlich die furchtbare Menge der Arbeitslosen macht geradezu einen niederschmetternden Eindruck. Von der gepriesenen Reinlichkeit des englischen Volkes ist nichts mehr zu spüren, die niedere englische Mütze überm Ohr, ein buntes Halstuch, die kurze Pfeife zwischen den Zähnen: das ist das typische Aeußere. Speziell die Arbeiterinnen, die hier und dort aus den Fabriken strömen, unterscheiden sich sehr zu ihren Ungunsten von den deutschen. Sobald das Arbeitskleid abgetan, tritt ein schäbiger, irgendeinem Althändlerladen entnommener Putz wieder in sein Recht: Samtmantillen, zerlumpte Federhüte, zerrissene Lackstiefel, und alles von zweifelhafter Sauberkeit. Auf dem Bilde, das einen Handelsmann (coster) darstellt, hat unser Zeichner im Hintergrunde eine derartige Erscheinung mit treffsicherem Stifte festgehalten.

Der Westen bietet dem Auge erfreulichere Bilder. Ist die City der Sitz des englischen Welthandels, so ist Westminster das politische Zentrum des ungeheuern Reiches. Dort ist der Sitz des Parlaments, die Schlösser des Königs liegen dort, die Klubs haben dort ihre Paläste und die großen Parks machen diesen Stadtteil zu einem der angenehmsten Wohnorte unter allen Großstädten der Welt. Westend ist der Schauplatz der Londoner Season. London hat im Gegensatz zu allen andern Großstädten nur eine Sommersaison. In den Monaten Mai, Juni, Juli pulsiert das gesellschaftliche und politische Leben am kräftigsten. Das Parlament tagt, der englische Adel kommt von seinen Landsitzen in die Stadt, die vornehmen Quartiere Belgravia und Mayfair bevölkern sich, in den eleganten Geschäftsstraßen wie Bond- und New Bondstreet hält eine Equipage hinter der andern. Wenn Sonnenschein über London lacht, dann ist das Bild von entzückender Frische. Man braucht sich nur vor einem der bekanntesten Modegeschäfte aufzustellen, um gratis eine der schönsten Augenweiden zu genießen, die London zu bieten vermag. England ist das Land der schönen Frauen; blühend und gesund, in helle, duftige Toiletten gehüllt, ziehen sie, eine lebendige Schönheitsgalerie, an unserm Auge vorüber. Die eigenartige Verquickung von Vergnügen und Arbeit gibt der Londoner Season ihr charakteristisches Gepräge. Gesellschaftliche, politische, künstlerische



Handelsmann aus dem Londoner Osten

sucher zunächst nicht besonders. Man hat den Eindruck, als ob sich die Herren etwas gehen ließen, ziemlich lässig sitzen sie auf den Pferden, die meistens langen Halses mit der Trense spielen. Noch geraume Zeit, nachdem die Stunden des Morgenritts verstrichen, beleben die Reiter und Reiterinnen das Straßenbild der umliegenden Stadtteile. Am Nachmittag ändert sich die Szenerie. Der Morgen gehört der Jugend hoch zu Roß, am Nachmittag gibt sich das gesetztere Alter zu Wagen ein Stelldichein. Endlos ist die Kette der Wagen, die den ganzen Park mehrmals umkreist; dann staut sich die Reihe in der Nähe von Hyde Park Corner, die Wagen schieben sich enger und enger zusammen, man plaudert hinüber und herüber. Damen und Herren steigen aus und

Sensationen wechseln miteinander ab. Die Oper von Covent Garden versammelt alle Stars der Welt, die Réjane, Sarah Bernhardt kommen über den Kanal und selbst deutsche Dramen sieht man in dieser Zeit in guter Darstellung in dem großen Weltzentrum.

Morgens im Hyde Park. Die lange Reitallee — Rotten Row genannt — wimmelt von Reitern und Reiterinnen. Bald im Trab, bald im Galopp saust die Masse an uns vorüber. Auf den Wegen und Rasenflächen zur Seite sind Stühle unter den Bäumen aufgestellt. Man promeniert, plaudert, zwanglose Gruppen finden sich zusammen, und man hat gar nicht das Gefühl, inmitten einer Großstadt, sondern vielmehr in einem Weltbade ersten Ranges zu sein. Der englische Reiter imponiert dem an militärische Haltung gewöhnten kontinentalen Be-



Sonntagsmarkt in Petticoat Lane

machen bei andern Gefährten ihre Visite: das Ganze bietet ein buntes, bewegtes Bild. Hier hat man auch Gelegenheit, den Reichtum und den Konservativismus der englischen Aristokratie zur Genüge zu bewundern. Altmodische Kutschen mit großen Wappenschildern, gepuderte Kutscher und Diener sieht man in Menge, daneben die elegantesten Gefährte nach der neuesten Mode; da den gewöhnlichen Mietsfuhrwerken der Zutritt verwehrt ist, so stört nichts das aristokratische Ensemble. Nach Hause zurückgekehrt, gilt es, Toilette zum Diner zu machen. Der Abend gehört dann wieder dem Vergnügen. Die Londoner Geselligkeit zeigt das englische Gesellschaftsleben zwar nicht gerade von seiner besten Seite. Es gibt immer zu viel in zu knapper Zeit zu erledigen, und in den verhältnismäßig engen Stadtwohnungen herrscht bei einer größeren Veranstaltung oft eine drangvoll fürchterliche Enge. Aber die schöne Jahreszeit hilft doch über manches hinweg, und Gartenfeste, Veranstaltungen der Sportklubs in ihren herrlichen Parks, Ausflüge nach Richmond oder andern Orten an der Themse geben dem Charakterbild der Londoner Season das Heitere, Sonnige, Gesunde, das dem auf die Wintermonate zusammengedrängten Gesellschaftsleben andrer Großstädte abgeht.

London bei Nacht! Die City liegt verlassen da, nur in einigen, meistens deutschen, Kneipen schimmert noch Licht. Sonst sind der Hausverwalter, der Wächter und der Policeman die einzigen, deren Schritt in den fast ganz verlassenen Straßen hallt. Im Eastend herrscht regeres Leben. An den Schenken, an den Straßenecken staut sich die Menge, allerlei fremdländische Musik wird laut, Zank und Streit unterbrechen wohl die Ruhe der Nacht oder die Heilsarmee zieht mit rauschender Musik und weißer Fahne daher. Schnell ist ein Altar errichtet. Ein begeisterter Soldat aus der Schule des Generals Booth besteigt eine improvisierte Kanzel. Und im Zwielicht der schlecht beleuchteten Gasse, umringt von den Armen und Aermsten, wird Gottes Wort gepredigt. Die Wirkung ist unheimlich. Viele fangen an zu weinen, verkommene Dirnen knien auf dem Straßenpflaster nieder. Die ganze Trostlosigkeit des Entwurzeltseins, der Einsamkeit unter Tausenden kommt furchtbar zum Ausdruck. — Das eigentliche Nachtleben konzentriert sich aber auf das Westend. Piccadilly Circus ist der Mittelpunkt. Hier liegen die meisten Theater, die vornehmen Restaurants nahe beieinander, und so entwickelt sich, gutes Wetter vorausgesetzt, oft ein ungemein anziehendes Bild, zumal wenn die Vorstellungen zu Ende sind und sich die Hörer zu Fuß und zu Wagen zerstreuen. Man geht in London fast ausschließlich in großer Toilette ins Theater, die Herren im Frack, die Damen meistens in ausgeschnittenen Kleidern. Da die Milde der Nacht eine Hülle fast überflüssig macht, so kann die ganze Straße mit von dem Luxus profitieren. Da rauscht die Seide, rascheln Spitzen über das Straßenpflaster, während das Elend aus verhungerten Gesichtern den Reichtum anstarrt. London ist überhaupt die Stadt der Gegensätze. Aber nur eine kurze Weile flutet diese Welle der Eleganz durch die Straßen des Westend. Der Engländer ist ein praktischer Mann. Punkt halb ein Uhr ist die allgemeine Polizeistunde. Unerbittlich erlischt in den Restaurants und Cafés das Licht, und wer sich nicht noch in den sicheren Hafen eines Klubs rettet, dem bleibt nichts weiter übrig, als sein Bett aufzusuchen. Wenn in Berlin in der Friedrichstraße noch lautes Leben herrscht, liegt das große London schon in tiefem Schlummer.

Ferne

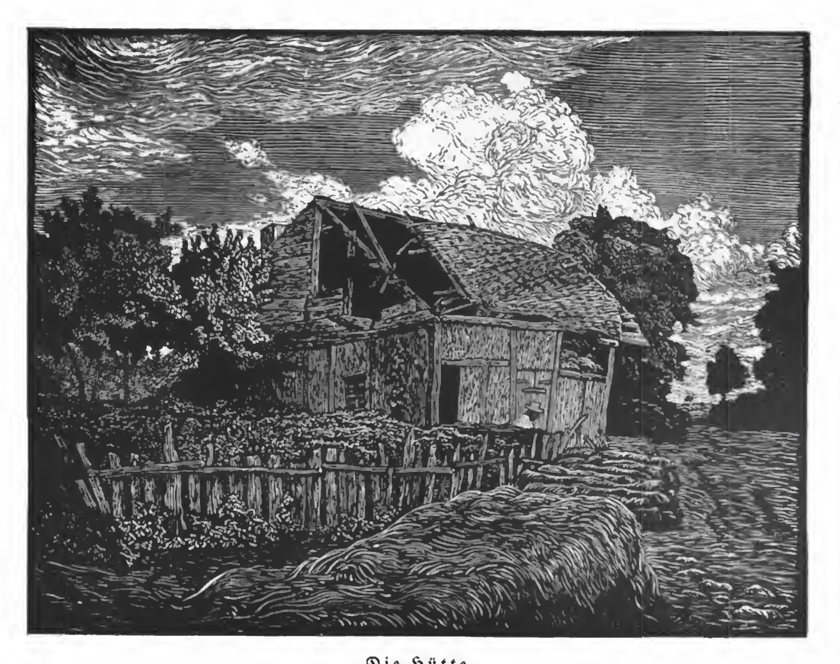
Von

Marie Tyrol

Ach, mich rührt der Schmerz noch immer
In der tiefsten Seele an,
Daß ein lindes Wort dir nimmer
Meine Liebe sagen kann.

Daß, auch wenn du Trost gefunden,
Andre ihn dir dargebracht,
Daß dein Ringen und Gesunden
Fremdes Mitgefühl bewacht:

Ich vermag dir nichts zu geben,
Ob ich gleich dein eigen bin —
Und die dunkeln Jahre schweben
Ueber unsern Häuptern hin!



Die Hütte
Nach einem Originalholzschnitt von Paul Colin

Der Originalholzschnitt

Von

Fritz Endell

(Hierzu zwölf Abbildungen nach Originalholzschnitten verschiedener Künstler)



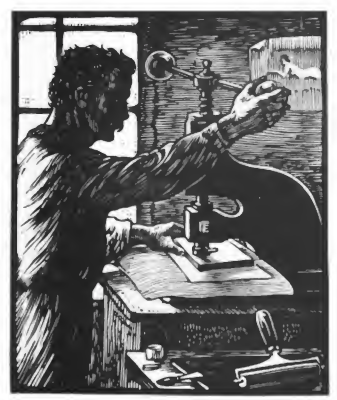
F. Endell — Holzschneider bei der Arbeit

Erst dann entsteht nach unserm Sprachgebrauch ein Holzschnitt, wenn in einer Holzplatte Vertiefungen eingeschnitten werden zu dem Zwecke, von der so bearbeiteten Platte Abzüge auf Papier zu machen. Das Schneiden und Ritzen in ein flaches Brett ist uralt, wir brauchen bloß an die Runen unsrer Vorfahren zu denken. Jeder Gang durch ein ethnographisches Museum zeigt uns, daß primitive, kulturgeschichtlich älteste Kunst mit dem Einritzen und Einschneiden von Mustern in hölzerne Gegenstände beginnt. Das Holz ist ja überhaupt das älteste Kunstmaterial der Menschen. Lange bevor die Aegypter ihre steinernen Bauten errichteten, verstanden sie solche aus Holz zu zimmern. Und daß auch die ältesten Holzbauten der Menschen, die uns naturgemäßerweise nicht erhalten geblieben sind, bereits durch Einschneiden von Vertiefungen verziert waren, dürfen wir als sicher annehmen. Aber selbst das Drucken von Holzplatten ist viel älter als der Holzschnitt selbst, dessen Anfänge in das fünfzehnte, frühestens vierzehnte Jahrhundert verlegt werden. Lange vor diesem Zeitpunkt bedienten sich die Zeugdrucker hölzerner Model zum Aufdrucken von Mustern auf ihre Stoffe. So besitzt die Sammlung Forrer in Basel ein niedliches Kinderkleidchen aus dem vierten Jahrhundert nach Christi Geburt, das in einem ägyptischen Grab gefunden wurde und dessen Sternenmuster mit einem kleinen Holzstempel aufgedruckt worden ist. Wenn im Mittelalter in Zeiten der Pest der Priester zu einem Sterbenden gerufen wurde, um ihm die heilige Kommunion als Viatikum zu reichen, so legte er aus hygienischen Gründen Gewänder aus Zeug an, deren aufgedrucktes Muster oft in sehr kunstvoller Weise die Zeichnung der sonst üblichen Brokatgewänder nachahmte. Das Prinzip des Druckes von diesen alten Druckformen des Zeugdruckes und den Holzstöcken des modernen Holzschneiders ist aber ganz das gleiche. Ob nun die Farbe mit einem Handschuh, wie im mittelalterlichen Italien, oder mit einem „Pölsterchen“ — so nannte der deutsche Zeugdrucker seinen Farbenballen — oder ob sie mit der Walze auf die Holzplatte aufgetragen wird, das Wesentliche ist, daß der Abdruck von der glatten Fläche des Stockes und nicht von den Vertiefungen genommen wird wie bei der Radierung. Der Kupferdrucker reibt die Farbe gründlich in alle durch Stichel oder Nadel hervorgerufenen Vertiefungen ein, reinigt dann die übrigen Teile der Platte und läßt nur hier und da nach Angabe des Künstlers ein wenig Farbe als Ton stehen. Zieht er darauf die Platte durch die Presse, so wird die Farbe durch den Druck aus den Vertiefungen heraus auf das Papier gedrückt.

Bei dem Druck einer Holzplatte dagegen, sei es mit dem Reiber oder mit der Handpresse, druckt sich die eingeschwärzte Fläche auf das Papier ab, während die Vertiefungen, die auch tiefer eingegraben sind als bei der Kupferplatte, nicht mitdrucken, sondern im Gegenteil weiß erscheinen, da sie nicht in Berührung mit dem Papier kommen. Eine unbearbeitete Kupferplatte würde abgedruckt eine weiße



F. Endell — Gebrauch des Hohleisens



F. Endell Druck eines Holzschnitts

oder höchstens leicht getönte Fläche ergeben, eine unbearbeitete Holzplatte ergibt beim Abdruck eine schwarze Fläche. Jeder Schnitt mit einem Messer, jeder Stich mit einem Stichel in das Holz ergibt infolgedessen beim Druck eine weiße Linie, die natürlich durch ein breiteres Instrument wie den Holzer oder das Hohleisen leicht zur weißen Fläche erweitert werden kann. Schwarze Fläche und weiße Linien sind also die ersten Elemente des unbefangen auf der Holzplatte arbeitenden Künstlers, der in freier Weise sich seines Messers oder Stichels bedient, ohne daran zu denken, eine vorliegende, mit Feder oder Pinsel ausgeführte Schwarz-weiß-Zeichnung und ihren eigentümlichen Charakter getreulich reproduzieren zu wollen. Und mit den Arbeiten solcher Künstler wollen wir uns hier insbesondere vertraut machen. Originalholzschnitte nennt man sie mit einem jetzt allgemein akzeptierten Namen, nicht um sie dadurch wie ein Kaufmann seine Ware mit Worten wie Originalfüllung oder Originalverpackung anpreisen zu wollen, sondern um sie von den reproduktiven Holzschnitten zu unterscheiden, bei denen die Zeichnung und der Schnitt von zwei verschiedenen Künstlern stammt. Daß ein reproduktiver Holzschnitt künstlerisch wertvoller sein kann als ein Originalholzschnitt, ist selbstverständlich. Auch der reproduktive Künstler kann schöpferisch vorgehen, wir brauchen nur an Goya zu denken, diesen genialen Erfinder und Gestalter, der es nicht verschmähte, Gemälde von Velazquez in Radierungen zu reproduzieren.

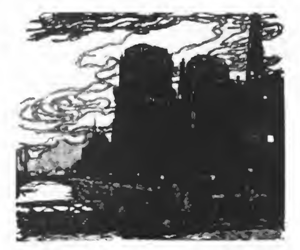
Seit wann gibt es denn nun Originalholzschnitte, vom Künstler entworfene und selbst in Holz geschnittene Blätter? Früher hat man die alten Drucke des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die Blätter Wohlgemuths, Dürers, Kranachs und so weiter für solche gehalten, und weite Kreise denken sich wohl noch heute Meister Dürers schönes Lockenhaupt über einen Holzstock gebeugt hinter den kleinen Butzenscheibenfenstern seiner „Behausung, unter der Vesten am Eck gelegen". Je mehr sich aber die Historiker mit den „humbles monuments de la xylographie du XVe siècle", wie Anatole France sie nennt, und den stolzeren Werken des sechzehnten Jahrhunderts beschäftigen, desto mehr kommen sie zu der Ueberzeugung, daß von Anbeginn eine Arbeitsteilung zwischen Zeichner und Formschneider stattgefunden hat, daß der Holzschnitt dieser Anfänge durchaus reproduktiven Charakter trägt.

Schon eines der ältesten deutschen Druckdenkmale, eine Armenbibel vom Jahre 1470, nennt zwei Männer als Verfertiger: „Friderich Walthern mauler (das heißt Maler) zu Nordlingen und Hans Hurning habent dis Buch mitt einander gemacht." Dieser Hurning war laut nördlingischer Steuerbücher ein Schreiner. Aber auch abgesehen von historischen Zeugnissen spricht der Augenschein für den reproduktiven Charakter der Holzschnitte des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Die charakteristischen Elemente des freischaffenden Holzschnitts, schwarze Fläche und weiße Linien, finden nur sehr spärliche Verwendung, und wo wir ihnen begegnen, erklären sie sich mehr aus dem Bestreben des Formschneiders, sich seine Arbeit zu erleichtern, als aus künstlerischer Absicht. Die schwarzlinige Federzeichnung galt es getreulich wiederzugeben, die vielen Flächen zwischen dem schwarzen Liniennetz herauszuschneiden, ohne irgendwie die mit den steigenden Ansprüchen der für den Holzschnitt zeichnenden Künstler immer feiner werdenden Striche der Vorlage zu verletzen. Dürer hat damals, wie



Paul Colin Ackersmann

Menzel in unsern Tagen, an die Geschicklichkeit und Geduld der Holzschneider die größten Anforderungen gestellt. Vielleicht konnte er ihnen, wie Menzel den seinigen, das Zeugnis ausstellen, daß „sie im Gehorsam gegen den Strich das Höchste geleistet hätten". Man hat wohl von Kongenialität der Holzschneider gesprochen, zum Beispiel bei den in der Tat sehr sauberen Schnitten Lützelburgers nach den Zeichnungen Hans Holbeins. Man braucht aber nur an das klassische Wort Menzels von dem „Gehorsam gegen den Strich" zu denken, um zu begreifen, wie wenig wirklich von Kongenialität die Rede sein kann, solange es sich um solche Faksimileholzschnitte handelt, wie man sie heute nennt. Mönchische Geduld und erstaunliche Sicherheit der Hand sind da vonnöten, während Kongenialität nur vom Uebel ist. Von einer solchen kann erst in den guten reproduktiven Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts gesprochen werden, als dem Holzschnitt die Aufgabe gestellt wurde, nicht bloß schwarze Linien auszusparen, sondern auch Tuschtöne durch selbstgewählte feine, sich ineinander webende Linienmassen wiederzugeben. Noch heute bringen zum Beispiel die „Fliegenden Blätter" solche Holzschnitte nach kecken Tuschzeichnungen, nachdem freilich im allgemeinen der reproduktive Holzschnitt das Feld hat



A. Lepère Notre-Dame
Aus „Les Minutes Parisiennes" (P. Ollendorff, Paris)

räumen müssen vor den anstürmenden mechanischen Reproduktionsverfahren, der Zinkographie, welche die Federzeichnung aufs getreueste wiedergibt — man denke an die Arbeiten von Sattler, Karl Bauer und die wundervollen, viel zu wenig gekannten Illustrationen Rudolf Schäfers zu Paul Gerhardts Liedern —, und vor der Autotypie, die alle tonigen Vorlagen, Aquarelle, Gemälde, in immer steigender Vervollkommnung reproduziert. Die Undankbarkeit, mit der man den Mohren Holzschnitt, der seine Schuldigkeit getan, vor die Tür setzt, ist eine traurige Illustration zu einem guten deutschen Sprichwort. Jahrzehntelang war er der unentbehrliche Diener des Buches. Kunsthistoriker, Altertumsforscher, Naturwissenschaftler — man denke an Brehms Tierleben —, Mediziner brauchten ihn als Illustration ihrer Werke und konnten durch ihn erst zum größeren Publikum sprechen. Und nun, da durch die Ausbildung der mechanischen Verfahren seine Dienste zum großen Teil überflüssig geworden sind, entläßt man ihn nicht bloß, sondern schilt ihn noch obendrein: Du bist selbst schuld, warum hast du dich so über Gebühr verfeinert und bist nicht bei der alten sogenannten echten Holzschnittechnik geblieben, die, wie wir gesehen haben, das Reproduktionsverfahren jener Tage war, die aber den von Verlegern und Illustratoren des neunzehnten Jahrhunderts gestellten Ansprüchen nicht hätte genügen können. Immerhin sollte man bedenken, daß auch die vollendete Kunstübung leicht und schnell vergessen wird, daß sie aber nur mühselig und langsam wieder erworben wird, wie man es im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hat beobachten können, nachdem der Holzschnitt im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert aufs tiefste gesunken war. In die Bresche treten heute nun die Künstlerholzschneider, die mit ihren Arbeiten ihren reproduktiven Kollegen nicht einen unlauteren Wettbewerb bereiten wollen, wie diese wohl anfangs glaubten, die vielmehr im Gegenteil dadurch, daß sie das Interesse des Publikums aufs neue dem Holzschnitt zuführen, auch die Sache des reproduktiven Holzschnitts fördern. Beide, die reproduktiven wie die originalen Holzschneider des neunzehnten Jahrhunderts, verehren in dem Engländer Thomas Bewick, der 1785 seinen ersten Holzblock nach eigner



Fritz Endell Dresdner Frauenkirche
Aus: Mary Endell, Dresden (Seiferts Verlag)

Zeichnung schnitt, einen Pfadfinder ihrer Kunst. Bewick ist gewissermaßen der Entdecker der weißen Linie. Als solcher ist er der Vater des Originalholzschnitts. Als der erste, der unsers Wissens Hirnholz, quer durch den Stamm gesägtes Holz anstatt des bis dahin üblichen weicheren Langholzes, und Stichel anstatt des Messers anwandte, ist er der Begründer des modernen Tonschnittes, mit dem allein der reproduktive Holzschnitt seine Siege zu erfechten vermochte. Während nun dieser jahrzehntelang eine wirklich beherrschende Stellung eingenommen hat, ist es dem Originalholzschnitt bis jetzt nicht gelungen, das Buch auch nur vorübergehend für sich zu erobern. Weder in England noch in Frankreich noch bei uns. Er ist nicht ein wesentlicher Bestandteil unsrer Kultur geworden, sondern nur Ausdrucksmittel einzelner Künstler, mit denen wir uns nun näher bekannt machen wollen.

Zwei Dichtern begegnen wir unter den Originalholzschneidern Englands, William Blake und Robert Louis Stevenson. Beider Holzschnitte sind äußerst primitiv und durchaus bezeichnend für das Aussehen naiv geschnittener Blätter. Besonders lustig sind die von Stevenson unter dem Titel „Moral Emblems" herausgegebenen. Neben einer Luxusausgabe („extra fine, first impression, price 10 pence!") fand er es nötig, eine „popular edition for the million" zu 8 Pence zu drucken. In humorvoller Weise entschuldigt er seine Ungeschicklichkeit. Blut und Tränen habe es ihm gekostet, gar zu leicht rutschte der blanke Stichel aus, just wenn dem Künstler die größte Gedankenfülle zuströmte:

„Alas! it cost both blood and tears
The glancing graver swerved aside
Fast flowed the artist's vital tide!"

Nicht vergessen sei übrigens, daß „Mrs." Stevenson" als getreue Gehilfin erscheint. Eine ähnliche eheliche Kollaboration finden wir später wieder in den schönen Buchausgaben, die Lucien Pissaro, der Sohn des Impressionisten, gemeinschaftlich mit seiner Frau veranstaltete. Lucien Pissaro hatte die Anregung zum Holzschnitt von Lepère in Paris erhalten, fand aber bei den Pariser Verlegern keine Gegenliebe und ging nach London, wo er einen eignen Verlag, die „Eragny Preß", gründete. In ähnlicher Weise sehen wir des öftern englische Künstler zur Selbsthilfe greifen und eigne Zeitschriften gründen, in denen sie gänzlich frei ihre Ideale verwirklichen können. Solche Publikationen sind meist sehr schöne, für dieses Jammertal leider zu schöne Geschöpfe, die nach einem kurzen Leben



Paul Colin — Die Barke

in Jugend und Schönheit ein stilles Ruheplätzchen in den Bücherschränken der Bibliophilen finden. Zu diesen gehörte zum Beispiel auch die von Gordon Craig seinerzeit herausgegebene und fast nur mit Originalholzschnitten illustrierte Zeitschrift „The Page“. Gordon Craig, der Sohn der großen englischen Schauspielerin Ellen Terry, ist durchaus ein Kind des Theaters, und so vielseitig seine Begabungen auch sind, der Zug des Herzens kehrt immer wieder zur Bühne zurück, die er so gern mit künstlerischem Leben erfüllen möchte. Seine Träume von einem neuerstandenen Theater gedenkt er jetzt in der Zeitschrift „The Mask“ niederzulegen, die ein Leckerbissen für Bücherliebhaber zu werden verspricht. Originalholzschnitte werden neben Radierungen und Lithographien die Illustrationen bilden.

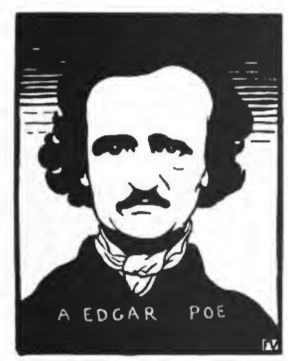
Der bekannteste unter den Originalholzschneidern Englands ist William Nicholson, dessen Holzschnittbücher, Porträte, Londoner Typen, Schilderungen englischen Sportlebens auch bei uns weite Verbreitung gefunden haben. Das schwere, schwarze Gefüge der Zeichnung ist allen diesen Blättern gemeinsam. Man sieht, wie das aus der schwarzen Fläche herausgeholt und das Einheitliche des Materials nicht willkürlich zerstört ist. Das ist ja das Bezeichnende für den Holzschneider, daß er nicht Strich für Strich, Steinchen auf Steinchen das Gebäude seiner Komposition wie der Zeichner aufbaut, sondern daß er wie der Bildhauer aus der gegebenen Masse herausarbeitet und sie mit Leben erfüllt. Und wie der weise Bildhauer in der Belebung des Steins nicht zu weit geht, den Stein freilich zu Leben erweckt, aber nicht versteinertes Leben geben will, so ist auch der Holzschneider äußerst vorsichtig in der Aufhellung der schwarzen Fläche; nur so viel wird herausgegraben, als nötig ist, das bis dahin in ihrem Dunkel verborgene Leben deutlich zu machen. Man denke an Klingers Drama im Albertinum zu Dresden, an Michelangelos Sklaven im Louvre auf der einen Seite und an die modernen italienischen Grabdenkmäler auf der andern. Hier erstarrtes Leben, dort beseelte Materie. Das aber, womit der Holzschneider die dunkle Fläche, die alle künftigen Schönheiten in sich verbergend vor ihm liegt, belebt, das ist das Licht. Indem er weiße Linien und Flächen durch sein Messer, seinen Stichel, seinen Holzer entstehen läßt, macht er auch andern deutlich, was vorher nur vor seiner Seele anschaulich und greifbar stand. Mit diesem seinem Hauptausdrucksmittel heißt es sparsam umgehen, wie überall in der Kunst, und darum ist auch der Wahlspruch Paul Colins, des französischen Holzschneiders, der vielleicht das Bedeutendste auf diesem Gebiete geleistet hat: Épargner la lumière! Das war das künstlerische Prinzip, das ihn bei der Ausführung seiner ersten und schönsten Holzschnitte leitete, der Péniche (Barke) und der Cabane (Hütte). Beide sind mit einem kleinen Taschenmesser auf Buchsbaumhirnholz, dem gewöhnlichen Holz der reproduktiven Holzschneider, geschnitten.

Daß mit dieser technischen Einsicht die gereifte Persönlichkeit eines ganzen Mannes sich verbindet, das macht seine Blätter zu so einzig schönen. Viel bekannter als Colin ist Vallotons starke Kunst dem deutschen Publikum. Da er mit uns darin übereinstimmt, daß der Edgar Poe besonders bezeichnend für seine Art ist, bringen wir dieses Bildnis als Illustration unsers Textes. Mit wenig Mitteln möglichst viel geben, vereinfachen, abwägen, reduzieren, bis nur das Charakteristische, Wirkungsvolle, Sprechende übrigbleibt, das ist das Ziel, das er in so vielen Blättern in so verblüffender Weise erreicht hat. Man vergleiche diesen Poe mit einem der üblichen Porträte des Dichters in einem Band seiner gruseligen Novellen, und man wird fühlen, wie lebendig hier der Erzähler des „Hauses von Usher“ vor uns steht, der ein so empfängliches Auge hatte für „evil things in robes of sorrow“.

Aelter, vielseitiger und weniger bekannt als Valloton ist A. Lepère, der mit dem Stichel sowohl wie mit dem Messer gearbeitet hat, in Radierung und Lithographie gleich gewandt ist wie im Holz-

Fritz Lang — Schnauzer

Aus dem Schnauzerbuch (R. Voigtländer, Leipzig)



Felix Valloton Edgar Poe

schnitt. Nach den Jahren der „Galeerenarbeit", wie er die Lehrzeit des Berufsxylographen nennt, hat er längere Zeit nur reproduktiv gearbeitet, und erst nachdem er schon etliche Male im Salon als Maler ausgestellt hatte, hat er den Holzschnitt als Ausdrucksmittel seiner eignen künstlerischen Gedanken benutzt. Seine unheimliche reproduktive Geschicklichkeit hat ihn aber lange gefesselt und nicht wohl zum freien Ausdruck kommen lassen. Die tollste, kühnste, lebensprühendste Skizze mit allen ihren Zufälligkeiten zu schneiden scheute er sich nicht. Das Ruhige, Geschlossene des Holzschnitts hat sich ihm erst später offenbart, doch nie so völlig wie Valloton oder Colin. Man sollte meinen, die Radierung und die Lithographie hätten sein eigentliches Gebiet werden sollen. Paris, in Licht gebadet, in tiefen Schatten begraben, Szene und Spieler dieses unvergleichlichen Schauspiels zu lebendiger Einheit verschmolzen, ist das Hauptthema seiner prächtigen Blätter.

Schauen wir uns nun im eignen Vaterlande nach Originalholzschneidern um, so sehen wir eine große Schar junger Künstler in der neuentdeckten Technik sich versuchen, aber nur wenige ihr die ganze Kraft schenken. Es fehlt uns da an geschlossenen, gereiften Persönlichkeiten, die wie Paul Colin in seinen markigen Illustrationen zu Les Philippe von Jules Renard sich kühnlich neben die Großen der Literatur stellen könnten. Bei den meisten ist es nur eine Nebenbeschäftigung, ein Experimentieren, das ja auch leider wenig durch die Verleger ermutigt wird, obwohl hier doch wirklich neue Wege sich eröffnen, um endlich zum künstlerischen Buche unsrer Zeit zu gelangen. Alle diese Künstler aber haben dem natürlichen Prinzip des Holzschnitts getreu mit dem Licht gearbeitet und damit überraschende Wirkungen erzielt, besonders glücklich W. Laage, Albers, E. R. Weiß und Daniel Greiner, um nur einige Namen zu nennen. Greiners Arbeiten — ich erwähne seinen Zyklus „An die Nacht" — sind besonders interessant durch die erstaunliche Einfachheit seiner Mittel. Mit wenig weißen Linien und Flächen weiß er das Dunkel zu schönem Leben zu erwecken. Zu den seltenen Künstlern, die sich ausharrend dem Holzschnitt gewidmet haben, gehört Fritz Lang, aus dessen prächtigem Schnauzerbuch wir ein Blatt bringen, das zwar die Zeichnung bereits sehr losgelöst aus dem festen Zusammenhang der schwarzen Fläche zeigt, das aber insofern charakteristisch ist, als es uns lehrt, daß ein vom Stichel oder Messer umschnittener schwarzer Strich ein eigentümliches Aussehen hat und sich wohl unterscheidet von dem mehr fließenden Pinselstrich und dem kapriziöseren Federstrich. Die bekanntesten deutschen Originalholzschneider sind wohl Bruno Héroux und Emil Orlik. In Héroux' Arbeiten bewundern wir mit Menzel „technische Ausdauer und Feinheit". Nur hindert auch ihn wie Lepère bisweilen die allzugroße technische Geschicklichkeit, sich frei und natürlich auf dem Holze zu ergehen. Mit Orlik



Felix Valloton Der Selbstmord

betreten wir aber bereits das Gebiet des neuerblühten Farbenholzschnitts und verlassen damit das engere Gebiet graphischer Kunst, deren Wesen es ist, mit Schwarz und Weiß allein ein Abbild unsers Lebens und unsrer Träume zu geben, jene schlichte „Monochromie“, mit der Dürer solche Wunderdinge erreichte, wie Erasmus sagte, „Schatten und Lichtglanz, Höhen und Tiefen, die ganze Natur, die menschlichen Leidenschaften und Affekte, ja fast die Sprache selbst, und alles dies so wahrheitsgetreu, daß, wer zu den mit vollendeter Kunst geführten Linien die Farbe hinzufügen wollte, dem Werke nur schaden würde.“ Schon zu Dürers Zeit entstanden die ersten deutschen Farbenholzschnitte und gleichzeitig in Venedig die ersten italienischen des Ugo da Carpi. Aber nicht an diese Blätter, die fast nie Lokalfarben geben, sondern rein dekorativ mit der Strichplatte eine oder mehrere Tonplatten verbinden, knüpft der moderne Farbenholzschnitt an, sondern an die Wunderwerke der Japaner, Wunderwerke insbesondere als Druckerzeugnisse, denen die europäische Druckerkunst nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen vermag. Der japanische Farbenholzschnitt ist durchaus nicht Originalholzschnitt. Drei Künstler teilen sich die Arbeit, der Schöpfer des Aquarells, der Holzschneider und der Drucker, dessen Tätigkeit die wichtigste ist, weil er es verstehen muß, die leise verschmelzenden Töne des zu reproduzierenden Aquarells im Druck wiederzugeben. Und er versteht es. Eckmann und Behrens waren in Deutschland die ersten, die diesen Weg beschritten. Eckmanns Schwäne und Behrens' großer, äußerst zartfarbiger Holzschnitt „Ihr welken Blumen, Zeugen meiner frohen Lieder“ sind wohl bis jetzt noch nicht überholt worden. In England war der erste Nachfolger der Japaner J. D. Batten, der seine Platten jedoch nicht selbst schnitt. Ihm folgte unter andern Edgar Wilson, der Radierung und Holzschnitt verband, ein übrigens bereits im sechzehnten Jahrhundert geübtes Verfahren, das auch Lepère angewandt hat. Der erfolgreichste Meister des Farbenholzschnitts ist aber wohl Henri Rivière, der geniale Schöpfer der Ombres chinoises im Chat noir zu Paris. Erfindungskraft und Arbeitsleistung — er schnitt alle Platten selbst und hat für das größte Blatt in den Paysages bretons über sechzig Platten gebraucht — sind in gleicher Weise bewundernswert. Jetzt hat er sich übrigens der Lithographie zugewandt, ein für die Zukunft des Farbenholzschnittes nicht sehr verheißungsvolles Abschwenken eines seiner besten Führer. Die Lithographie, bei der ein direktes Zeichnen mit der Feder und Tuschen mit dem Pinsel auf dem Stein möglich ist, führt eben schneller zum Ziel und hat deshalb auch in Deutschland so große Erfolge als künstlerisches Farbendruckverfahren zu verzeichnen. Hier wird ihr der Holzschnitt kaum wirksame Konkurrenz machen können, wenn auch der Liebhaber die feinen, zarten Abtönungen eines Handabzuges von mit Wasserfarben gedruckten Holzplatten stets zu schätzen wissen wird. Auf dem Gebiet der Schwarzweißkunst hat der Holzschnitt vor der Radierung und Lithographie den Vorzug, daß er zusammen mit dem Text auf derselben Maschine gedruckt werden kann, ein Vorzug, der ihn zum besten Illustrationsmittel des edeln Buches der Zukunft prädestiniert.



Gordon Craig — Die verlassene Stadt

Dekorationsentwurf aus der Zeitschrift „The Mask“



Christus und die Ehebrecherin
Nach einem Gemälde von Franz Staffen


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Seelchen

Novelle

von

E. Fischer-Markgraff

Ich hatte sie „Seelchen“ getauft, natürlich 'nur für mich und im stillen, die kleine Kollegin mit dem scheuen Wesen, dem ängstlichbangen Ausdruck der Züge und den verirrten Augen, deren ganzes Wesen immer wie auf der Flucht erschien vor ihren Vorgesetzten, ihren Mitmenschen — vielleicht vor dem Leben selber.

Eine alte Kinderfrau in meinem Elternhause, ein so richtiges altes Familieninventar, erzählte uns aufhorchenden Kleinen oft die immer wieder gern gehörte Erzählung von den Engelchen, die eines Fehltritts wegen vom lieben Gott verurteilt werden, hier unten ein Menschenleben durchzuleben mit seinen Freuden und Schmerzen — zumeist mit Schmerzen — und die flüchtigen Fußes durch dieses Jammertal eilen, immer den Blick nach oben, des Augenblicks harrend, wo sie wieder abberufen werden zur Heimat. Solch ein armes, kleines, verirrtes Seelchen war auch sie — Sabine von Clöden.

An einem Frühlingsmorgen war der Direktor gekommen und hatte uns die neue Kollegin vorgestellt, und mit Ausnahme Mademoiselles, der langgedienten Französin, betrachteten wir alle mit Anteil das blasse junge Gesicht mit dem schwermütigen Zug um die Mundwinkel.

Sie hatte eine besondere Art, sich zu kleiden; die blonden Haare locker und ganz tief im Nacken aufgesteckt, und sonst nur lose Blusen, ganz locker aus leichtem, dünnem Stoff, als beschwerten stärkere den Aufschwung der kleinen Seele, und immer mit großen, runden, weiten Kragen, aus denen sich das feine Hälschen ganz schmal emporreckte.

Sie war gerade frisch vom Seminar entlassen und durch Protektion an die städtische höhere Töchterschule gekommen, zu der sonst nur Aeltere gelangten. Die Klasse der Achtjährigen war ihr zugewiesen worden, die Unbändigsten, am schwersten zu Regierenden, in denen sich gerade der Mensch zu regen begann.

Wir waren Nachbarn. Unsre Klassenzimmer waren nur durch eine dünne Wand getrennt, so daß ich, bisher zu meinem Verdruß, fast alles hören konnte, was drüben vorging.

Sie hatte eine eigne Art, mit ihrer Bande fertig zu werden. Wenn alle Mittel der Disziplin nichts fruchteten — dann weinte sie.

Noch heute, nach langen Jahren, glaube ich diese trostlose, weinende Kinderstimme zu hören, die um Ruhe, um Gehorsam flehte, und merkwürdig, sie erreichte damit selbst bei den wilden Tierchen der IVa etwas.

Ich hatte mich gleich von Anfang an ihrer angenommen, ihr bei der Einrichtung des Stundenplanes geholfen, sie gegen Kabalen der andern Lehrerinnen in Schutz genommen, ihre Klasseninteressen in der Konferenz vertreten.

Die Dreißig hatte ich bereits überschritten, und ein schweres Geschick hatte mir die Braut einige Wochen vor der gänzlichen Vereinigung mit ihr geraubt, ich fühlte mich alt genug zum Beschützer eines so jungen Dingelchens.

Erst nach einiger Zeit bemerkte ich mit Staunen, daß mir jemand meine Kreise zu stören suchte. Es war der Oberlehrer des Instituts, Doktor Bötticher, ein etwas beleibter, gutmütiger Herr, noch einige Jahre älter als ich, in ausgezeichneter Vermögenslage, den nur die Liebe zu Kindern an seinen schweren Beruf fesselte.

Er brachte ihr Rosen, er lieh ihr Bücher, er begleitete sie ein Stückchen Weges, wenn sie nach Hause ging, kurz, suchte mich auf jede Weise zu verdunkeln.

Ich lächelte im stillen über den guten alten Knaben, dem die Liebe im Herbst des Lebens an das vertrocknete Herz pochte, und suchte Seelchen noch unmerklicher die Steine des Anstoßes vor den kleinen Füßen wegzuräumen.

Aber da war noch jemand anders, vor dem ich nicht freiwillig zurückgetreten wäre.

Es war der Doktor Moderow, unser jüngster Kollege, ein Bild von einem Kerl, rank und schlank und doch nicht schmalschultrig, mit Augen, die wirklich blau, und Haaren, die wirklich blond waren, und einem Lachen — ich begriff es, daß dies Lachen die Mädchen anzog wie der Magnet das Eisen.

Wenn der Kerl nur nicht solch einen Blick gehabt hätte, wenn er eine Frauensperson streifte, einen Blick, so — wie soll ich sagen? —, als taxierte er den Körperwert jeder einzelnen, und dazu ein Lächeln, ein Lächeln — noch heute steigt mir das Blut siedendheiß zu Kopf, wenn sich mir die Erinnerung daran aufdrängt. Ich hatte mich bis jetzt auch gern an seinem sonnigen Wesen, seinen leichten Scherzen erfreut, aber als ich einmal gesehen, wie er Seelchen betrachtete, so von dem duftigen Blondhaar bis an die feine Fußspitze, und dabei lächelte, lächelte — seit dem Augenblick konnte ich ihn nicht mehr ausstehen. Er war mir verhaßt wie eine Spinne, wie eine Kröte, die mir über den Weg hüpft.

Die Wochen vergingen, und ich hatte inzwischen Gelegenheit gefunden, der kleinen Kollegin etwas näher zu treten.

An zwei Nachmittagen der Woche war mir Gelegenheit gegeben, den wilden Sprößlingen eines vielbeschäftigten Vaters und einer unfähigen Mutter das in der Schule Versäumte nachträglich einzupauken.

Der Bewegung halber machte ich den weiten Gang in die Vorstadt gern zu Fuß, da lief sie mir eines Tages in den Weg, und es stellte sich heraus, daß sie an denselben Nachmittagen in derselben Vorstadt Nachhilfeunterricht erteilte.

Von jetzt an wußte ich es immer so einzurichten, daß ich ihr begegnete, um den Weg mit ihr zusammen zu machen. Es wurden genußreiche Stunden für mich; wir plauderten, scherzten ein wenig oder gingen auch stumm nebeneinander her.

Nie kam mir der Gedanke, daß ich sie durch meine Begleitung der Nachrede aussetzen, ihren Ruf gefährden könnte, ich kam mir so alt, so fern der Jugend und ihren Verheißungen vor — und meine Begleiterin? — In ihrer Seele hatte der Schmutz, die Niedrigkeit dieses Jammerdaseins keinen Raum.

Es war ein schwüler Nachmittag zu Ende des Mai.

Ueber die Gitterzäune der Vorstadtgärten nickte der Goldregen, und der Duft des Jasmin hing schwer in den Lüften.

Mein Seelchen war heute besonders still. Machte es die Hitze oder bedrückte sie etwas? Ich hatte nicht den Mut zu fragen, mich in ein Vertrauen zu drängen, das mir nicht freiwillig geschenkt wurde.

An dem Vorgärtchen einer kleinen Villa blieb sie stehen. Das schmucke Häuschen gehörte einem alten Fräulein, und diese selbst saß auf der Veranda im bequemen Lehnstuhl, die Zeitung in den Händen, zur Seite der gedeckte Kaffeetisch.

Seelchen blickte durch die Lücken, welche die Ranken des wilden Weins in dem Gitter gelassen, ohne sich zu bewegen, mit starrem, fast möchte ich sagen hungrigem Blick, die Hände wie in Andacht gefaltet.

Erst nach geraumer Zeit wandte sie sich mir zu, und ich erschrak über die totenhafte Blässe des jungen Gesichts.

Besorgt fragte ich, ob ihr etwas fehle. Sie achtete nicht darauf, und plötzlich im hastigen Weiterschreiten begann sie zu sprechen, atemlos, abgerissen: „Ist es nicht wie ein Paradies da drinnen? — Dort habe ich manches Mal gestanden, wenn ich aus der Stunde kam und hindurchgeblickt in jenen Frieden. Ich möchte hineingehen und betteln: ‚Gib mir ein Teilchen davon.‘ So still für sich, nur sich zu leben und ein paar Menschen, die man liebhat... nur sich, im eignen Heim, nicht herausgezerrt werden an die Oeffentlichkeit, nicht alle Kräfte aufs höchste zu schrauben brauchen, um mit seinen Leistungen zu genügen. — Arbeiten, ja, aber still für sich; nicht so viele Augen auf sich gerichtet wissen, die kritisieren, die vielleicht spötteln . . .“ Sie machte eine Pause.

Ich hatte bestürzt zugehört, wie es immer schneller, immer leidenschaftlicher von ihren Lippen strömte. Ich hatte sie nicht unterbrechen wollen, auch jetzt suchte ich vergeblich nach Worten, endlich sagte ich leise: „Fräulein Sabine, so schlimm ist es?“

Und da kam es ans Licht, der ganze Jammer. Der Vater Offizier und früh gestorben, bei einem Rennen gestürzt, vielleicht zu früh, vielleicht zur rechten Zeit. Das Kommißvermögen schon damals halb aufgebraucht. Die Brüder im Kadettenhause erzogen, jetzt Offiziere, bedurften der Zulage und konnten doch nie damit reichen. Die Mutter und sie sich einschränkend bis aufs äußerste, und doch langte es niemals.

Darum gab sie noch Nachhilfeunterricht: „Mein Junge, der Wolf, sehen Sie, er ist so ein bißchen leichtsinnig, aber goldgut, ich kann's nicht übers Herz bringen, wenn er mich bittet, ‚nein‘ zu sagen oder ‚ich habe nichts‘.“ —

Die Mutter verbittert und versorgt, weder Liebe fordernd, noch Liebe gebend, die einzige Rettung aus allem Elend in einer festen Anstellung der Tochter oder in einer reichen Heirat dieser oder eines der Söhne erblickend.

„Na, dazu kann ja Rat werden,“ versuchte ich mich mühsam zum Scherz zu zwingen. Am liebsten hätte ich ja diesen jungen blonden Kopf an meine Brust gedrückt, fest, ganz fest und gesagt: „Hier ruhe dich aus bei mir,“ aber wußte ich denn? — „Ich glaube, Doktor Bötticher meint es ernst,“ setzte ich hinzu.

Sie hatte plötzlich meinen Arm ergriffen und blickte zu mir auf mit todesängstlichen Augen: „Sagen Sie das nicht,“ bat sie, „sie reden mir zu, alle, so viel, ach, so viel, und ich will doch nicht,“ sie faßte mit beiden Händen nach dem Kopf, „ich kann doch nicht,“ setzte sie jammernd hinzu.

„Wer redet Ihnen zu?“ fragte ich atemlos.

„Die Mutter, die Tanten, er hat doch einen Besuch gemacht,“ das letzte erstarb in einem Murmeln, „aber ich kann doch nicht,“ sie schrie es fast, es klang so jammernd, so herzzerreißend — ‚armes, verirrtes Seelchen, du!‘

Ich hatte vergeblich nach einem Wort des Trostes gesucht. Mein ganzes Empfinden erschien aufgerüttelt in Schmerz und Mitgefühl. „Geht es denn gar nicht?“ fragte ich leise, „es wäre doch eine Rettung. Allerdings, er ist älter als ich.“

Sie erwiderte nichts, den Kopf vorgeneigt, schritt sie neben mir her, aber ich sah, wie es sie schüttelte, vom Nacken über die Schultern den Rücken hinab wie ein feiner Kälteschauer.

Ich faßte teilnehmend ihre Hand: „Sabine, haben Sie Vertrauen zu mir," bat ich, „ist es nur das? Vielleicht gewöhnen Sie sich daran, er ist seelengut und wird Sie auf Händen tragen. Ihr Herz ist doch noch frei —"

Ich ließ bestürzt ihre Hand fahren; sie war dunkelrot übergossen zusammengezuckt, und jetzt neigte sie den Kopf noch tiefer und zog die schmiegsamen Schultern zusammen, als kröche sie in sich hinein.

Wir schwiegen jetzt beide eine lange Zeit. Endlich blieb sie stehen an der Stelle, wo wir gewöhnlich Abschied nahmen und reichte mir die Hand, aber sie sah an mir vorüber, gleich darauf war die schmale Gestalt in einem der Vorgärten verschwunden.

Ich hatte wie betäubt kehrt gemacht und war zur Stadt zurückgewandert. Mochten die Rangen heute warten, was kümmerte es mich?

‚Einen andern, sie liebt einen andern,' die wenigen Worte summten in meinem Kopf wie eine schwerfällige, nicht zu bannende Melodie.

Einen Augenblick durchzuckte mich der Gedanke an meine eigne werte Persönlichkeit, die Manneseitelkeit machte mir zu schaffen, doch dann schüttelte ich ihn energisch ab: ‚Sei nicht töricht, alter Junge! Was sie dir gezeigt, ist nur Freundschaft, zwar ehrliche, von Herzen kommende, aber immer doch nur Freundschaft gewesen.'

•

So war der Juni herangekommen mit Rosendüften und stickendheißen Tagen.

Schon seit Wochen schwebte ein Schulausflug als Damoklesschwert über den Häuptern des Lehrerkollegiums, dessen wir mit Rücksicht auf die herrschende Tropenwärme nur mit innerem Schauder gedachten.

Dem Direktor, einem ziemlich beleibten Herrn, war es bisher noch immer gelungen, dem Ansturm der Klassen unter Hindeutung auf drohendes Gewitter oder andre Unbill auszuweichen, aber stetes Zureden macht mürbe.

Als wir Lehrer zuletzt an jedem Morgen den schönen Vers auf der Tafel fanden, um den ein Goethe den Erfinder hätte beneiden können:

„Der Himmel ist blau, das Wetter ist schön,
Herr Lehrer, wir wollen spazieren gehn ..."

da wurde der Schulausflug nach dem Grundsatze: „Frisch gewagt ist halb gewonnen" auf den nächsten Sonnabend festgesetzt.

So hatten wir denn die Aussicht, bei dreißig Grad Reaumur im Schatten einen ganzen Nachmittag lang „Plumpsack" oder „Dritten abschlagen" zu spielen — Kinder spüren bekanntlich keine Hitze —, dazwischen verbindliche Worte mit anwesenden Vätern und Müttern zu wechseln, Rede zu stehen, ob — wie — wann ein drohendes Gewitter zum Ausbruch kommen könnte, sich von der dankbaren Schuljugend bekränzen zu lassen, daß man sich selbst wie eine wandelnde Pfingstmaie vorkam, und sich schließlich an der Jagd nach einer verirrten Pflegebefohlenen zu beteiligen, die in früh erwachtem Selbständigkeitstrieb es vorgezogen hatte, ihre eignen Pfade zu wandeln.

Von Seelchen hatte ich wenig gesehen in den Wochen, die unserm Spaziergange folgten, sie mochte die Stunden aufgegeben haben oder einen andern Weg wählen.

Sie sah noch blasser aus als gewöhnlich und ging mir ersichtlich aus dem Wege, und ich suchte ihr dies Bemühen nach Möglichkeit zu erleichtern. Trotzdem unterstützte ich sie, wo ich nur konnte, und hatte kürzlich in Abwesenheit des Direktors ein furchtbares Strafgericht an den kleinen Wilden der IVa vollzogen, das mich eines freien Nachmittags und eines Ausflugs mit meinen Vereinskollegen beraubte; dennoch herrschte in den nächsten Tagen etwas mehr Ruhe hinter der Wand meines Klassenzimmers. —

Man hatte in der Mückenmühle Kaffee getrunken und sich nun auf einen freien Platz inmitten des Buchwaldes zurückgezogen, um der Jugend den verlangten Tribut an Spielen und Scherzen zu leisten.

Und wie es immer geht, waren wir inmitten der übermütigen, schreienden, tollenden Jugend selbst vergnügt geworden, so daß wir bald von ganzem Herzen bei der Sache waren. Ja, sogar eine Aufführung des „Handschuh" von Schiller kam zustande, wobei die Schulklassen das Publikum bildeten und das hochwürdige Lehrerkollegium auf dem Kothurn wandelte.

Den König machte der Direktor, auf einem Holzstoß sitzend, Doktor Böttcher in Pelerine und Hütchen einer seiner Schülerinnen mimte das hartherzige Edelfräulein Kunigunde, und Kollege Müller und ich stürzten mit angebundenen Baumzweigen, die den Schweif markieren sollten, als Tigertiere hinter einem Gebüsch hervor und ernteten mit unserm naturgetreuen Gebrüll einen Beifallssturm, um den uns die größten Jünger Thaliens hätten beneiden können.

Nach der Aufführung wurde eine Pause im Spiel gemacht. Ich nahm mein Plaid, um mir ein stilles Plätzchen zu suchen. Jetzt zum ersten Male fiel mir auf, daß ich Seelchen seit einer Viertelstunde nicht gesehen. Ich blickte mich um und überflog mit den Augen den Platz, wo die Lehrer einzeln oder in Gruppen umherlagen oder standen: „Wo war denn der Moderow? Seine prächtige Gestalt überragte ja das ganze Epigonenvolk der andern stets um Hauptеslänge. — Hm!..."

Ich kannte die Buchheide wie meine Tasche und hatte bald ein Plätzchen im Gebüsch gefunden, auf dem ich mein Plaid ausbreiten und, der Länge nach hingestreckt, eine kurze Rast machen konnte.

Jenseits der in der schweren Luft fast unbeweglich verharrenden Haselnußzweige lief ein schmaler Fußweg entlang, den ich durch die Lücken des Gebüsches nach beiden Seiten hin übersehen konnte.

Gerade fielen mir die schweren Augenlider zu, da hörte ich Schritte den Pfad entlang kommen, ein fester, kurzer Tritt und das leichte Schreiten eines kleinen flüchtigen Fußes.

Ich duckte mich, so gut ich konnte — der Direktor liebte ein Absondern der Lehrer gar nicht —, und lugte durch die Zweige, aber die Hand, welche die Gerten auseinander bog, sank wie gelähmt herab, und ich griff fassungslos nach meinem Kopf — die

den Weg heraufkam, war Seelchen, so hold, so zart in dem duftigen weißen Gewande, und der neben ihr herschritt, die Hand um die feine Taille gelegt, daß es aussah, als höbe er sie zu sich herauf, der, den ich von allen Kollegen am wenigsten leiden konnte, dessen Blick allein mir eine Entweihung für sie erschien und dem sie jetzt das feine Gesicht zuwandte mit einem so hingebenden Ausdruck reinster, demütigster Frauenliebe in den braunen Augen, daß es mir heiß zu Herzen stürmte.

Und gleichzeitig riß der Nebel, den ich mit fürsorglicher Hand über das eigne Empfinden gebreitet, weil ich es nicht glauben wollte, daß die Liebe noch einmal die Leere in meinem Herzen ausfüllen könnte. Freilich, nicht jene himmelstürmende erste, die in dem Gegenstande seiner Neigung eine Göttin erblickt, die Welten einreißen möchte, um sie ihr zu Füßen zu legen — nein, jene heilige, unantastbare, die es nicht wagt, sich selbst ihren Reichtum einzugestehen, weil sie weiß, daß sie die letzte ist.

Ich hatte wie zerbrochen meinen Kopf in den Händen vergraben; ich fühlte nichts, nichts als einen ungeheuern Schmerz. — ‚Ach, Seelchen, kleines verirrtes Seelchen, weißt du, was du mir angetan hast?'

Ich erwachte aus meiner Betäubung durch leises Sprechen jenseits der Haselnußstauden.

Sie hatten dicht vor mir haltgemacht. Auch das noch! —

Und dennoch, ohne es zu wollen, horchte ich gespannt auf das, was seine Lippen in das feine Ohr Seelchens flüsterten. Es waren heiße, leidenschaftliche Liebesworte, meine brennenden Augen mußten es sehen, wie er sie zu sich emporriß, wie sie die Arme um seinen Hals schlang, hörte ihr von seinen Küssen fast ersticktes „Alfred", so lieb, so innig. — Ich sah, wie sich ihr schlanker Körper an ihn schmiegte, hörte die weiche, klare Kinderstimme: „Und nicht wahr, mein Lieb, morgen kommst du zur Mutter und sagst es ihr, daß du und ihre Sabine Mann und Frau werden wollen?"

Ich höre noch heute das Lachen, mit dem er ihr antwortete: „Mann und Frau, Schatz; weißt du denn, was ich jetzt an Gehalt habe? Ich beziehe monatlich das Riesengeld von hundertfünfzig Mark."

„Aber wir können ja warten!" Sie klangen so hoffnungsfreudig, die wenigen Worte.

Er umschlang sie von neuem und küßte sie heftig: „Allerdings müssen wir warten, und darum meine ich, warum sollen die Leute davon wissen? Ist es nicht herrlich, solch ein süßes, heimliches Glück? Und schließlich, du kannst ja vielleicht noch andern Sinnes werden — doch, doch," sagte er, als sie heftig verneinend den Kopf schüttelte. „Sieh, Schatz, du mußt mir das Leben nicht schwer machen, kann ich denn anders handeln? Ich denke ja am meisten nur an dich dabei —"

Er hatte den Arm um sie gelegt und führte sie, die gesenkten Hauptes neben ihm herging.

Mir wurde es rot vor Augen. Was sollte ich tun? Hervorbrechen, ihn zur Rede stellen? Aber schließlich, was ging es mich an?

Sollte ich es wagen, sie zu warnen? Ich kannte ihn zu wenig, vielleicht meinte er es dennoch ehrlich, sie war so unendlich lieb und süß.

Ich ließ sie sich entfernen und ging ihnen dann langsam nach.

Bei dem Direktor entschuldigte ich mich mit einem meiner häufigen Schwindelanfälle, die mir nach einem vorjährigen Typhus zu schaffen machten, und fuhr nach Hause.

Kollege Müller hatte die Führung meiner Klasse übernommen — es wäre mir nicht möglich gewesen, für den Rest des Tages beständig sein übermütiges, siegesstrahlendes Lächeln, ihr schmales Gesichtchen vor Augen zu sehen, dem das vermeintliche Glück ordentlich leuchtende Farben verliehen hatte.

•

Einige Tage vor Schluß der Schule war die große Ferienkonferenz anberaumt, in der Taten und Untaten der Schüler einer näheren Beleuchtung und Besprechung unterzogen wurden und auch hier und da ein neckender Seitenhieb für die Klassenhäupter abfiel.

Die glühende Hitze war einer andauernden Durchfeuchtung gewichen. Leise und eintönig rieselte der Regen hernieder und schuf eine Art Hochgebirgsklima; der Schall der Pferdebahnglocken klang eigentümlich laut, und griff man einen Bekannten auf der Straße mit einer dringlichen Frage an, so bekam man nur kurze Antworten, da jeder so schnell wie möglich seinen heimischen Penaten zustrebte.

In dem weiten Raum des Konferenzzimmers standen fröstelnd die Kollegen herum, in dem Nebenzimmer, dessen Tür offen stand, sah man aufgespannte Regenschirme: es roch nach Gummigaloschen und feuchten Röcken.

„Der Herr Direktor bleibt lange aus," bemerkte Mademoiselle, welche die hageren Glieder in ein Plaid gehüllt hatte.

„Um so besser," meinte Doktor Böttícher, der alle Konferenzen für nichtswürdigen Unsinn erklärte.

„Wenn's doch erst vorüber wäre," seufzte der kleine Schröder, unser Sorgenkind, ein liebenswürdiger Mensch, aber ein leichtsinniges Huhn, dessen nachlässige Pflichterfüllung allerdings keinen Grund abgab, die Konferenzen herbeizusehnen.

„Wo ist denn Fräulein von Clöden?" fragte Fräulein Gutheil und blickte sich fragend im Kreise um.

„... und Doktor Moderow fehlt auch," sagte die Handarbeitslehrerin, welche die paar freien Minuten dazu benutzte, an erdfarbenen Strumpfschäften die von kleinen Händen gemachten Fehler auszubessern.

Jetzt hob sie den Blick und sah der Gutheil in die Augen — auf beider Gesicht ein hämisches, vieldeutiges Lächeln.

Wie ein eisiger Schreck durchfuhr es mich: „Wie, wußte man schon —?" Ich blickte mich im Kreise um, ich glaubte dasselbe Lächeln auf den Gesichtern aller zu sehen — ich bin kein heftiger Mensch, aber als ich das Lächeln der Schadenfreude auf den Gesichtern der beiden sah, von denen eine jede nicht einen Augenblick mit einem Fehltrittchen dem schönen Doktor zuliebe gezögert hätte, da wallte es in mir empor, als müßte ich ersticken. Ich fühlte, wie sich mir die Hände zusammenkrampften, ich wollte sprechen, sie niederschreien und brachte doch nichts heraus als heftige, mühsam stoßende Atemzüge.

Einen Augenblick verharrte ich so, dann wandte

ich mich der Tür zu. Ich hörte hinter mir gedämpftes Lachen und das Wort „Konkurrenten“, dann stand ich draußen und legte die Hände an die Stirn, hinter der es wild stürmte und tobte.

Ich weiß nicht, was mich trieb, nach meiner Klasse hinaufzugehen, die im vierten Stock neben dem großen Zeichensaale lag. War es das Bedürfnis, allein zu sein, war es bewußte Ahnung?

Langsam, Stufe um Stufe stieg ich die Treppe hinauf, fast erdrückt von den auf mich einstürmenden Gedanken und Empfindungen.

Da hemmte ich plötzlich den Fuß: „Verfolgt mich diese Stimme denn überall?“

Ich horchte — das war Moderows schönes, klangvolles Organ: „Er hat um dich angehalten, sagst du?“

Es mußte wohl eine zustimmende Antwort erfolgt sein, denn er fuhr fort: „So nimm ihn doch, denn er ist ja reich, da kannst du das Unterrichten aufgeben, leistest doch ohnehin nichts ...“

„Ich kann doch nicht,“ das war Seelchens Stimme, es klang wie ein Schrei: „Hilf mir doch, ich kann doch nicht, ich hab' ja nur dich lieb, nur dich, ich verabscheue ihn ...“ und dann ein Weinen, dies trostlose, bitterliche Kinderweinen, das ich noch Jahre hindurch hörte in der Einsamkeit der Berge, im Rauschen der See, in den langsam ziehenden Stunden schlafloser, verwachter Nächte.

Eine Weile war es still dort oben, dann hörte ich wieder seine Stimme, sie klang seltsam kalt und laut: „Wozu quälst du dich und mich? Daß wir uns jetzt noch nicht heiraten können, weißt du so wohl wie ich. Du mußt vernünftig sein, mein Herz“ — seine Stimme hatte den berückenden, schmeichelnden Klang angenommen, der den Frauen so gefährlich war —, „daß ich dich immer lieb behalte, weißt du, und dann — wir brauchen uns doch nicht fremd zu werden, wenn du den guten, dicken Kerl geheiratet hast ...“

Ich mußte mich an dem Geländer halten, mir war, als drehte sich das Treppenhaus um mich. Stieß sie ihn nicht zurück, schleuderte sie ihm ihre Verachtung nicht ins Gesicht? Oder fehlte ihrer Kinderseele das Verständnis für die Tiefe der Gemeinheit, in die feine Worte sie herabzuziehen suchten?

Es war plötzlich ganz still und ruhig in mir geworden; ich erstieg die Treppe vollends und bemühte mich, recht fest und dröhnend aufzutreten, und ich erreichte es auch, daß beide eine unbefangene Stellung angenommen, als ich den Zeichensaal betrat.

„Sind Sie leidend, Fräulein von Clöden?“ fragte ich Sabine, die sich an den Reißbrettern zu schaffen machte. „Ich bitte, gehen Sie nach Hause, ich werde sagen, Sie hätten hergeschickt und sich krank gemeldet.“

Ein erleichterter Atemzug hob ihre Brust, sie wollte mich dankbar anblicken mit den geröteten, verschwollenen Lidern, als sie nach dem schmucklosen Hütchen griff, aber ich tat, als sähe ich es nicht.

Mich, der ich ihr die Hände unter die Füße gebreitet, mich betrachtete sie als ihren getreuen Packesel, gut genug, ihr die Lasten ihres Berufs nach Möglichkeit tragen und abnehmen zu helfen, und jenem, dem sie nur ein flüchtiger Zeitvertreib, gab sie Liebe über Liebe, ihre liebliche Persönlichkeit, den ganzen aufgespeicherten Fonds an Liebe und Sehnsucht zu eigen. Ich fühlte, wie der Groll mir die Kehle zusammenschnürte — man ist doch auch nur ein Mensch.

„Hätten Sie die Güte, mir mein Klassenbuch zu holen und ins Konferenzzimmer zu bringen?“ wandte ich mich dann mit ausgesuchter Höflichkeit an den schönen Kollegen, der, an den langen Schnurrbartenden kauend, in das Regenwetter hinausschaute, „aber recht bald, wenn ich bitten darf, der Herr Direktor wird sogleich erscheinen.“

Ich wandte mich, um mich in das Konferenzzimmer zu begeben, vor mir huschte Seelchen, ohne sich noch einmal umzublicken, wie ein leichter Schatten die Treppe hinunter.

•

Zu Beginn der Ferien schnürte ich mein Bündel, um mit einem Freunde eine Wanderung in die Berge zu machen, und ich muß es sagen, dieses Umherschweifen in Gottes freier Natur, die Fülle der Eindrücke wirkten beschwichtigend auf mein aus allen Fugen gerücktes Empfindungsleben.

Zuletzt, als Freund Albrecht mich verlassen, ließ ich mich an einem schön gelegenen Oertchen nieder, und dort erreichte mich nach einigen Irrfahrten kurz vor Wiederbeginn des Unterrichts die Nachricht von Seelchens Verlobung mit Doktor Böttcher.

Mit einem Schlage war alles wieder aufgelebt, was ich gestorben wähnte und das doch nur geschlummert hatte, und ich empfand, daß die Schmerzen von gestern auch die von heute geblieben.

Die Begehrlichkeit des Mannes spiegelte mir vor, daß ich ebensogut hätte der Glückliche sein können, wenn ich dem andern zuvorgekommen wäre, vielleicht wäre sie lieber die Meine geworden — vielleicht wäre die Liebe zu mir ihr langsam ins Herz gewachsen — und der Verstand kam und schalt den Mann, der so mit sich rang, einen Narren: ‚Schämst du dich nicht, alter Kerl? Du wolltest ein Weib dir zu eigen machen, das mit ganzer Seele einem andern gehört? Wolltest sie neben dir herschleppen mit heimwehkrankem Herzen, von dessen Liebe dir nichts, auch gar nichts gehört? Pfui, dreimal pfui!“'

So, von widerstreitenden Empfindungen hin und her gerissen, verbrachte ich den Rest der Ferienzeit. Endlich beschloß ich, die erhaltene Anzeige einfach zu ignorieren und mich von den Tatsachen überraschen zu lassen.

Zu Hause angekommen, fand ich ein Briefchen des Direktors vor, der mich zu sich entbot, und ein tückischer Zufall wollte es, daß gerade, als ich bei ihm eintrat, das neue Brautpaar seine Verlobungsvisite machte.

Das runde, strahlende Gesicht des Bräutigams machte mir einen körperlichen Schmerz, ich wollte mich an der Unterhaltung zwischen ihm und dem Direktor beteiligen und sah doch nur immer die schlanke Gestalt in dem schwarzen, lockeren Spitzenkleide, die wie ein müdes, gescholtenes Kind auf der Stuhlecke hockte, sah die tiefliegenden Augen mit den geröteten Lidern und die zwei feinen Fältchen um den kleinen Mund.

Als sie sich erhoben, gewann ich es über mich,

dem Bräutigam meinen Glückwunsch zu murmeln. Er ergriff lebhaft meine Hand und zog mich in eine Fensternische: „Sie waren auch überrascht, nicht wahr?“ sagte er strahlend, „sie sieht nicht gut aus,“ setzte er hinzu, und das rote Gesicht nahm einen Ausdruck aufrichtigster Bekümmernis an, „ich glaube, es hat so an der richtigen Nahrung gefehlt, es hapert da wohl an diesem und jenem,“ er machte eine bezeichnende Bewegung, „na, bei mir soll's schon werden,“ fuhr er siegessicher fort, „ich will sie hegen und pflegen, als wenn sie meine Tochter wäre — sie könnt's ja sein,“ setzte er wie entschuldigend hinzu, „aber — sie hat mich lieb, die Mutter hat es mir gesagt. Still ist sie ja immer — nicht wahr, das ist ein großes Glück für einen so alten Kerl!“ Ich blickte in sein gutes, strahlendes Gesicht, und ein ungeheures Mitleid erfaßte mich, als er so zuversichtlich von seinem Glück schwatzte — ich konnte nicht anders, ich drückte ihm die Hand, ohne Hinterhalt und von Herzen.

•

Die große Frühstückspause war gekommen, die Klassen waren die Treppe hinabgetobt und ergingen sich auf dem Hofe, auf dem Flur des ersten Stocks stand das Lehrerkollegium mit Ausnahme der unten Beschäftigten, die Frühstücksschnitten in der Hand.

Meine Augen hingen an Seelchen, an deren Arm sich die Handarbeitslehrerin gehakt — seit ihrer Verlobung mit Doktor Böttjcher war sie urplötzlich eine Persönlichkeit geworden —, deren kleines Gesicht von Tag zu Tag schmaler zu werden schien, oder kam es mir nur so vor?

Ich vergaß darüber das Frühstücken und hing, die Schnitte in der Hand, meinen Gedanken nach.

Da weckte mich die Nennung eines mir verhaßten Namens aus meinem Brüten: „Der Moderow?“ sagte Kollege Müller, „na, wenn der heute keinen Brummkopf hat! Ich dachte mir gleich, daß er absagen würde.“

„Sie hatten wohl gestern Ihren Kneipabend?“ sagte die Französin spitz.

„Kneipabend, i wo,“ erwiderte der Kollege vergnügt. Er konnte die lange „Bohnenstange“, wie er sie nannte, nun einmal nicht leiden und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihr eins auszuwischen. „Kneipen? Keine Spur! Champagner hat er getrunken, massenhaft. Und wer kann's ihm verdenken? Hat sich doch gestern abend mit der Tochter von den reichen Tressels verlobt, welche die Villa vorm Mühltor haben; ich war auch geladen ...“

Die Verlobungsnachricht hatte das ganze weibliche Kollegium in Alarm gebracht: „Verlobung, ach was — wahrhaftig, so plötzlich?“

„Plötzlich?“ hörte ich wieder seine etwas knarrende Stimme, „keine Spur, waren sich schon lange einig. Der Vater wollt's nur nicht zugeben, wollte sich für sein Geld einen Offizier zum Schwiegersohn kaufen —“

Ich hörte nichts mehr; mein Blick haftete auf Seelchens feinem Gesicht, ich sah das Kalkweiß der Wangen, die bläulichen Lippen, und ein grenzenloses Erbarmen überkam mich; ich wollte ihr besorgt nähertreten, da traf mich ein Blick so voll verwundeten Stolzes, voll bis ins Herz getroffener Liebe, daß ich mich stumm abwandte.

An diesem Vormittag hörte ich kein Weinen hinter der Wand meines Klassenzimmers; es war eine harte Stimme, die mit scharfen Worten tadelte oder befahl, und kein Laut der kleinen Wilden wurde hörbar.

•

Am Nachmittag nahm ich meinen Angelschaft und wanderte zum Mühlentor hinaus. Es wurde mir zu eng in meinen vier Wänden; ich meinte immer das verzerrte Gesichtchen zu sehen, den schrillen Klang der sanften Kinderstimme zu hören, der mir wie mit scharfem Messer in die Seele geschnitten.

Wer konnte dir helfen, armes Seelchen, dem die Erde keine Heimat war? Niemand als du selbst, indem du fertig zu werden suchst mit dem verletzten Stolz, der in den Staub getretenen Liebe. Suche dir die Märtyrerkrone edler Frauenseelen zu verdienen, zwinge dein Herz zur Stille, zur Ergebung in den Willen des Höchsten, vielleicht daß er deiner Pilgerschaft hier unten als Lohn ein zeitiges Ende setzt und dich zu sich in die Heimat nimmt.

Ich hatte mich mit einigen Schlägen bis in die Mitte des Sees gerudert.

Es war ein warmer Tag; ein leichter Dunst hatte das Blau des Firmaments in ein helles Grüngrau verwandelt, und die Sonne sandte ein gedämpftes Licht wie durch zarte Schleier hernieder. Unter dem Kiel meines Bootes gluckste und gurgelte das Wasser und aus dem Rohr, das den Rand des Sees umsäumte, scholl der eintönige Ruf der Rohrwachtel.

Ich hatte mir eine Zigarre angezündet und wartete auf das bekannte Zucken des Schaftes in meiner Hand, während meine Gedanken weit abschweiften zu dem kleinen blassen Mädchen, das meinem alternden Herzen noch einmal eine Jugend gebracht.

Da tönten rasche Schritte auf dem Waldwege hinter dem Rohr, auf dem Steg, an dem die Boote anlegten, wie von jemand, der keine Sekunde zu verlieren hat.

Auf der Spitze desselben erschien eine Gestalt mit über dem Kopfe erhobenen Armen — im nächsten Augenblick schlugen die Wellen über ihr zusammen.

Ich hatte mechanisch den Angelschaft hereingenommen und das Boot gewendet, mit einigen Stößen war ich nahe dem Ufer, und soeben tauchte dicht an der Bordseite der Zipfel eines Kleides auf.

Ich griff danach; mit Anspannung aller Kräfte gelang es mir, die leblose Gestalt in das Boot zu ziehen.

Ich wußte, wer es war, noch ehe ich den feinen Kopf, aus dessen Blondhaar das Wasser tropfte, auf mein mitgebrachtes Tuch bettete. Ich fühlte, wie meine Hände zitterten, die ihr das Kleid öffneten, wie meine Zähne zusammenschlugen, ich sah mich verzweifelt am Ufer nach Hilfe um — nirgends ein Laut, selbst der Schlag der Rohrwachtel war verstummt.

Da versuchte ich die Hilfeleistung bei Ertrunkenen, wie wir sie im Samariterkursus gelernt, mechanisch hob und senkte ich die Arme, die sich so durchsichtig weiß aus dem losen Aermel herausschoben.



Studie aus Smyrna
Nach einer Zeichnung von Nicolaus Gysis

Eine halbe Stunde verrann, eine ganze, der Schweiß troff mir von der Stirn, mein Atem ging keuchend — endlich, als noch kein Zucken der Wimpern ein Lebenszeichen andeutete, ließ ich ab und legte das Ohr auf das einst so heiß und sehnsüchtig schlagende Herz. Da begann am andern Ende des Sees eine Glocke zu läuten, nur einzelne verwehte Klänge schollen zu mir herüber wie der Schwingenschlag einer Seele, die sich von der Erdenhülle frei gemacht — umsonst hielt ich den eignen Atem an, legte alle Sinne in das Gehör — kein Atemzug hob die junge Brust — Seelchen war zur Heimat berufen.

Lange Zeit blickte ich, ohne mich zu rühren, auf das schmale Kindergesicht, das mein Herz noch einmal zum raschen Schlagen gebracht, und als der letzte vereinzelte Klang des Geläutes verstummte, da — ich schäme mich nicht, es zu gestehen — legte ich das Gesicht in die Hände und weinte, wie ich nur einmal geweint — damals als mein Jugendglück in Scherben ging.

•

Am dritten Tage wurde Seelchen zur Ruhe bestattet; „bei einem Spaziergang verunglückt" stand in der Todesanzeige.

Das ganze Lehrerkollegium, voran der ganz zerschmetterte Bräutigam, folgte, nur ich erbat Urlaub vom Direktor, mein zuckendes, brennendes Herz in der Einsamkeit an ruhiges Schlagen zu gewöhnen.

Doktor Bötticher hat sich bald von seinem Beruf zurückgezogen und ist früh gestorben.

Mit Doktor Moderow unterrichtete ich noch lange Jahre an derselben Schule, auch als ich schon Direktor derselben geworden, blieb er. Ich habe ihn nie mehr angesehen, ihm nie die Hand gereicht, auch dann nicht, als schon in der ganzen Stadt bekannt war, daß es seine unglückliche Ehe sei, die ihn von einer Leidenschaft zur andern bis auf die niedrigste Stufe eines Spielers und Trinkers trieb. —

Jahre sind seitdem vergangen, und wie immer hat die Zeit die Wunden geheilt und milde Schleier über alte Geschehnisse gebreitet.

Vor einigen Tagen mußte ich an Stelle eines erkrankten Kollegen dessen Klasse übernehmen, dieselbe, in der ich damals amtierte, und plötzlich war mir's, als hörte ich wieder die trostlose, weinende Kinderstimme hinter der Wand meines Zimmers.

Am Abend bin ich nach dem Kirchhofe gewandert und habe lange an dem rosenumblühten, kleinen Grabe gesessen, ihrer gedenkend, die darunter gebettet seit langen Jahren, und wie linder Friede überkam es mich — Seelchen hatte die Heimat gefunden.



Phot. Kaiser

Druckerei der Provinzialblindenanstalt in Düren (Rheinprovinz)

Zu dem nachfolgenden Aufsatz: „Die Blindenschrift"

Die Blindenschrift

Von

E. von Rutkowski

(Hierzu sechs Abbildungen)

Wie die letzten Jahrzehnte in aller sozialen Arbeit Größeres geleistet haben als Jahrhunderte vorher, so brachten sie auch bedeutsame Fortschritte auf einem Felde, das bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinein völlig



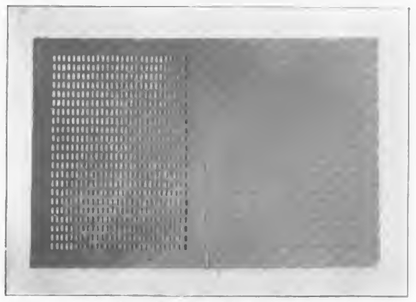
Hebelapparat zum Schreiben der Blindenschrift

brachlag: dem der Blindenfürsorge. Es sind heute erst 124 Jahre vergangen, seit zu Paris die älteste Blindenanstalt der Welt entstand und damit der erste Versuch gemacht wurde, das Schicksal der Blinden zu erleichtern, ihnen Heim, Unterricht und Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen! Bis dahin blieben die unbemittelten Blinden nicht nur ohne Bildung und auf Almosen angewiesen, sondern auch oft dem Spott des Pöbels durch ihr Gebrechen preisgegeben.

Valentin Hauy, der Begründer jener ersten Pariser Blindenanstalt, sah auf einem Jahrmarkt zu Paris eine kleine Schar blinder Musikanten, die, zum Teil lächerlich ausstaffiert, eine elende mißtönende Musik ausführten und schutzlos dem Hohn der umher versammelten Volksmenge dabei ausgesetzt waren. Durch diesen Anblick tiefergriffen, ruhte Hauy in hochherzigem Eifer nicht eher, als bis er, zunächst aus eignen Mitteln, eine Blindenschule errichtet hatte, die dann bald verstaatlicht wurde. Sie blüht heute als das „Institut national des jeunes Aveugles“ in Paris. — Hauy widmete sein ganzes ferneres Leben seinen blinden Schützlingen. Er folgte später sogar einer Aufforderung Kaiser Alexanders I., in Petersburg eine Blindenanstalt einzurichten, und wurde auf der Durchreise in Berlin auch dem König Friedrich Wilhelm III. vorgestellt. Dieser empfing von Hauys Bestrebungen einen so nachhaltigen Eindruck, daß er, ungeachtet der schweren politischen Zeiten, im Jahre 1806 die erste preußische Blindenschule ins Leben rief. Es ist die heute in Steglitz bei Berlin befindliche Königlich Preußische Blindenanstalt. — Jetzt existieren in Deutschland 35 Blindenanstalten und 19 in Oesterreich. Blinde Kinder werden darin unterrichtet, und die unbemittelten Erwachsenen erhalten später die Möglichkeit eines Erwerbs, meist durch ein Handwerk, wie Strohflechterei, Seilerei, Bürsten- und Besenanfertigung, oder auch manchmal durch Ausbildung in der Musik. Der Schulunterricht bedarf freilich noch dringend der gesetzlichen Regelung: leider fehlt in Preußen, wie in den meisten deutschen Staaten, der Schulzwang für Blinde. Es bleibt den Eltern oder sonstigen Versorgern überlassen, ob ein blindes Kind Unterricht erhält und ihm damit die Grundlage zu späterer Erwerbsfähigkeit gegeben wird oder nicht. Erschreckend ist die traurige Tatsache, daß heute im Deutschen Reich noch rund 29000 erwerbsunfähige Blinde existieren, von denen ein Teil bei der nötigen Ausbildung gewiß hätte einen Erwerb erlangen können.

Doch nicht von der wirtschaftlichen Lage der Blinden soll hier die Rede sein, sondern von dem Bestreben, ihnen ideelle Güter, höhere Bildung und ein reicheres Geistesleben zu schaffen. Man bemüht sich seit einigen Jahrzehnten, den Blinden die Werke unsrer Literatur auf demselben Wege zu erschließen wie den Sehenden — durch gedruckte Bücher.

Vor mir liegt ein stattlicher Foliant, dessen fast kartonähnlich steife Blätter mit beinah unzähligen kleinen, erhabenen Punkten in verschiedenster Gruppierung bedeckt sind. Seltsame Hieroglyphen —



Kullsche Blindenschreibtafel

und doch von unendlicher Bedeutung für alle, denen das Augenlicht genommen ist! Mit der Möglichkeit des Lesens begann ein Teil der Schranken zu fallen, welche die Blinden von den Sehenden trennen: die sinnliche Anschauung der Natur bleibt ihnen immer versagt. Aber die Aussicht auf die Schätze dichterischer Phantasie, auf einen wachsenden Anteil an allem geistigen Leben wurde ihnen durch die Gabe eines Schicksalsgenossen eröffnet! Und wieder war es ein Franzose, der ihnen Hilfe brachte: Louis Braille, geboren 1809, selbst ein Blinder und Lehrer an der erwähnten Pariser Anstalt, schenkte seinen Leidensgenossen jene aus erhabenen Punkten bestehenden Schriftzeichen; der Finger des Blinden gleitet darüber und „liest" die Worte mit überraschender Schnelligkeit. Zwar hatte schon Hauy den Versuch gemacht, unsre lateinischen Lettern reliefartig drucken zu lassen. Doch war dies Verfahren sehr umständlich und die betreffenden Werke wurden so ungeheuerlich im Umfang, daß es auf diesem Wege nur zur Entstehung einiger Unterrichtsbücher kam. In Deutschland ist später eine Bibel auf diese Art gedruckt, die 64 Bände umfaßte und zum Preise von 100 Mark (zwei Dritteln des Herstellungspreises) zu kaufen war! Auch unvollkommene Anfänge eines aus Punkten zusammengesetzten fühlbaren Alphabets bestanden bereits. Braille nahm diesen Gedanken auf und vervollkommnete und vereinfachte zugleich das vorhandene System so bewunderungswürdig, daß es einer neuen Erfindung gleichkam. Aus sechs erhabenen Punkten, die, in zwei Reihen gestellt, 62 Umstellungen möglich machen, bildete er das ganze Alphabet, die Zahlen und alle Interpunktionszeichen.

Deutsches Alphabet der Brailleschrift

A B C D E F G H I J

K L M N O P Q R S T

U V W X Y Z SZ ST

AU EU EI CH SCH Ü Ö ' ÄU Ä

Das Ziffernzeichen, vor die Zeichen der ersten Reihe gesetzt, ergibt:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0

Die Zeichen der ersten Reihe, eine Stufe tiefer gestellt, ergeben die Interpunktionszeichen:

, ; : . ? ! () « * »

Braille war sein ganzes Leben bemüht, seine Erfindung für seine Schicksalsgefährten immer zweckmäßiger zu gestalten und weiter auszuarbeiten. Eine Notenschrift ging aus seinem System ebenfalls hervor und erleichterte den mit dem Ohr fast immer feinbegabten Blinden auch den Zugang zur Tonkunst. Zum Schreiben der Brailleschrift benutzt man eine aus zwei beweglichen Flügeln bestehende „Schreibtafel" von Zink. Diese enthält auf der unteren Hälfte reihenweise angeordnete kleine Felder mit Höhlungen für je sechs Punkte. Jedes der Felder gibt den Raum für einen Buchstaben. Der obere Teil der Tafel besteht aus einem Gitterwerk, dessen Oeffnungen den Vertiefungen der unteren Hälfte entsprechen. Ein Bogen von eigens dazu hergestelltem, besonders starkem Papier wird zwischen die beiden Flügel der Tafel gelegt; mit einem Stahlgriffel drückt man dann den Buchstaben durch das Gitterwerk der Tafel in das Papier und die darunter befindliche Höhlung. Auf der Rückseite entsteht so die erhabene Schrift. (Man schreibt übrigens von rechts ausgehend nach links, damit die Reliefschrift auf der andern Seite in der gewöhnlichen Richtung lesbar wird.*) Die Hilfe Sehender ist bei der Herstellung von Punktschriftbüchern unentbehrlich; um ihnen das Schreiben der Blindenschrift zu erleichtern, hat man in der Berliner Städtischen Blindenanstalt einen praktischen Hebelapparat verfertigt. Dieser erspart der Hand die Mühe des Hineindrückens der Punkte in das harte Papier und ermöglicht ein ziemlich rasches Schreiben. Es sind auch, sowohl für Blinde wie für Sehende eingerichtet, mehrere Systeme von Schreibmaschinen für die Brailleschrift entstanden. Die bewährteste und auch im Ausland verbreitete

*) Die älteren, noch vielfach gebräuchlichen Schreibtafeln haben eine andre Form. Sie ergeben jedoch keine so exakte gleichmäßige Schrift wie die obengeschilderte. Diese wird durch die Berliner Städtische Blindenanstalt gefertigt.

ist die des Blindenlehrers Picht in der Steglitzer Königlichen Blindenanstalt. Eine weitere erfreuliche Vereinfachung hat nach manchem Für und Wider vor vier Jahren eine Kommission von Blindenlehrern geschaffen: sie entwarf mit Hilfe einiger bereits vorhandenen Kurzschriftversuche eine einheitliche deutsche Kurzschrift des Braillesystems. Diese verkleinert den Umfang der Bücher erheblich und wird schon vielfach angewendet. In Frankreich und England besteht ebenfalls eine Kurzschrift; in letzterem Lande werden alle Blindenbücher bereits darin gedruckt. Der Kurzschrift ist schon deshalb eine baldige völlige Verbreitung auch bei uns zu wünschen, weil der Finger des Blinden das gekürzte Wort als Erleichterung beim Tasten empfindet.

Aber trotz all dieser Verbesserungen und Vereinfachungen wächst die Zahl der in „Hochdruck", meistens die Mittel; sie sind daher auf freiwillige Hilfe angewiesen. Zahlreiche Frauen haben in den letzten Jahren ihre freie Zeit in den Dienst dieser sozialen Hilfsarbeit gestellt. Ihrer Mitwirkung ist es zu danken, daß alle unsre Blindenanstalten heute bereits Bibliotheken besitzen mit zum Teil gedruckten, zum größeren Teil nur handschriftlichen Büchern. Die bedeutendsten dieser Büchersammlungen befinden sich in Steglitz, Leipzig und Wien. Es existieren in Blindendruck ein Teil unsrer Klassiker und andre ältere Dichtungen, viele religiöse Schriften, eine Anzahl Romane und mancherlei belletristische Sachen. Auch gibt es verschiedene Zeitschriften in Punktdruck; sie sind mit Aufsätzen, Gedichten, Rätseln und Nachrichten aus der Welt der Blinden auch erwünschte Boten für diese. Dem Bücherbestand fehlt es freilich noch an einer reicheren Auswahl



Blindendruckerei in der Blindenanstalt in Steglitz bei Berlin

wie man sagt, vorhandenen Werke doch nur langsam — gar zu langsam für die lebhaften Wünsche aller intelligenten und bildungsbedürftigen Blinden. Die Druckkosten für die Brailleschriftbücher sind sehr hoch, denn diese gestalten sich immer noch recht umfangreich. Ein kleines Buch, wie zum Beispiel Schillers „Wilhelm Tell", bildet schon einen stattlichen Band und kostet fünf Mark! Freytags Roman „Soll und Haben" umfaßt in Blindendruck 33 Bände; allerdings beides noch in Vollschrift. Man bedarf auch für jedes gedruckte Werk der Mitarbeit Sehender. Die erhabenen Schriftzeichen werden von den Blinden selbst mit Hilfe eigenartiger Maschinen in den Druckereien ihrer Anstalten hergestellt; sie entstehen in unverwüstlicher Haltbarkeit! Doch muß für die blinden Drucker das Buch zunächst handschriftlich angefertigt, in Punktschrift „übertragen" werden, wie der gebräuchliche Ausdruck es nennt. Den Anstalten fehlen hierzu von Werken, die über das bloße Unterhaltungsbedürfnis hinausgehen und höheren literarischen Wert besitzen, besonders an neuerer Literatur und an wissenschaftlichen Büchern. England vor allem und auch Frankreich sind uns weit voraus in der Vielseitigkeit ihrer Punktschriftbibliotheken und reger freiwilliger Hilfe bei den Uebertragungen: die „British and Foreign Blind Association" in London hat Ende der neunziger Jahre 40000 Mark für den Druck und den Ankauf von Punktschriftbüchern und 12000 Mark für Abschriften in Blindenschrift verwendet. Für dasselbe Institut (die Gründung eines im Blindenwesen hochverdienten, selbst erblindeten Arztes) arbeiteten zu Anfang unsers Jahrhunderts außer 70 blinden Schreibern 500 sehende Damen und Herren mit freiwilligen Uebertragungen in Brailleschrift. In Frankreich kursierten die vorhandenen Punktschriftbücher und -noten in einem der letzten Jahre 20000mal unter den Blinden.

Bei uns bedarf es vor allem auch großer, gut ausgestatteter Leihbibliotheken für Blinde. Und kostenlos muß ihnen dort das Beste unsrer Literatur erschlossen werden, denn die Mehrzahl gehört den ärmeren Klassen an. Viele sind schon von Geburt oder frühester Kindheit an erblindet und schaffen ihren Unterhalt nur mühsam in einem ihrer Erwerbszweige. Teure Bücher zu kaufen ist diesen Blinden unmöglich. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß im Jahre 1905 in Hamburg die erste „Zentralleihbibliothek für die Blinden Deutschlands" entstand. Jeder deutsche Blinde kann dort unentgeltlich Bücher und Noten leihen und hat nur die Kosten für die Rücksendung zu tragen. Das Unternehmen verdient den Anteil aller Gebildeten, denn aus dem zuerst Gesagten geht hervor, wie viel Mittel und bereitwillige Arbeitskräfte nötig waren, um es ins Leben zu rufen. Die Bibliothek wurde nach jahrelanger eifriger Mithilfe von 57 Hamburger Damen gegründet; jetzt hat sie einen Umfang von rund 6800 Bänden an Büchern und Musikalien erreicht. Freilich sind noch auf vielen Gebieten Lücken vorhanden, aber man hofft auf immer zahlreicher werdende Mitarbeiter auch aus andern Städten, so daß mit der Zeit alles Fehlende ergänzt und vor allem ein größerer Bestand wissenschaftlicher Werke geschaffen werden kann.

Auch privatim haben Sehende versucht, ihre Punktschriftübertragungen unter den Blinden verschiedener Orte kursieren zu lassen; es wäre ein Weg, um besonders manche kleinere Sachen, die nicht im Druck vorhanden sind, vielen Blinden zugänglich zu machen. Sogar in den Kreisen der Blinden selbst beginnt sich eine solche Tätigkeit zu regen: ein fleißiges Mitglied des „Vereins deutschredender Blinder" (der etwa 400 gebildete Mitglieder umfaßt) hat größere eigne Uebertragungen unter seinen Vereinsgenossen in Umlauf gesetzt. Aber sowohl die Zentralbibliothek wie alle kleineren Bestrebungen können erst zur vollen Wirksamkeit gelangen, wenn das Porto für die schweren Büchersendungen in Brailleschrift ermäßigt wird. In England ist es schon herabgesetzt; in der Schweiz werden Hochdruckschriften sogar frei von der Post befördert. Bei uns gelten bisher nur Briefe in Punktschrift als Drucksache. Vom Reichstage ist aber die dankenswerte Anregung zu einem Ausnahmetarif für Büchersendungen in Brailleschrift ausgegangen: er nahm den Antrag Ablaß-Hohmann an, nach dem Blindenschriften bis zu fünf Kilogramm für zehn Pfennig Porto befördert werden sollen, falls die Verpackung eine Kontrolle des Inhalts zuläßt.

Auch vielen der sehenden Helfer ist die Blindenschrift über Erwarten hinaus eine Bereicherung ihres eignen Lebens geworden! Manche beruflose Frau hat in dieser Arbeit eine ihr bisher fehlende Befriedigung gewonnen. Vor allem aber kann die Ausübung der Blindenschrift von unendlichem Wert für kränkliche Menschen werden. Sie eröffnet diesen eine leichte Tätigkeit, die in höherem Grade als viele andre von trüben Gedanken abzulenken und aufzurichten vermag; sie gibt ihnen ein Feld, auf dem auch Schwache noch etwas nutzen können in einer stillen Arbeit innerhalb der eignen vier Wände.

Wir stehen jetzt noch in den Anfängen dieser Arbeit. Möchte die Zahl derer stetig wachsen, in denen die Dankbarkeit für alles, was uns Poesie und Erkenntnis geschenkt haben, den tiefen Drang auslöst, es zu verbreiten, und das, was uns selbst Erleuchtung, Freude und Trost geworden ist, auch den Lichtberaubten zu bringen.

Wenn von nun an das Feld für unsre Blindenübertragungen weniger eng begrenzt ist, wenn in ihnen auch das Denken und Empfinden der Gegenwart und alle ernsten Fragen, die sie bewegen, mehr zum Ausdruck kommen als bisher — dann wird die Blindenschrift in noch reicherem Maße geistiges Leben wecken und fördern können.



Aus Carmen Sylvas Blindenheim „Vatra Luminoasa": Die Königin unter den Blinden



Wie sich im Tierreich ein Sinken der Temperatur unter das Optimum dadurch äußert, daß die vom Klimasturz betroffenen Geschöpfe in ihrer Lebenstätigkeit herabgesetzt und zuletzt derart beeinträchtigt werden, daß sie entweder sterben oder in einen Zustand der Kältestarre verfallen, der als Winterschlaf bezeichnet wird, so führt auch eine Steigerung der Temperatur über das Optimum allmählich zu einer Verminderung der funktionellen Leistungsfähigkeit wesentlicher Organsysteme, und die Tiere geraten in eine Verfassung, die durch ähnliche Symptome gekennzeichnet ist wie der Winterschlaf. Sie werden mit abnorm zunehmender Temperatur zunächst schläfrig und matt, die Nahrungsaufnahme sinkt auf ein Minimum, und hält die Temperatursteigerung an, so geraten sie in einen Zustand von Starre, in dem Atmung und Zirkulation entweder auf ein Mindestmaß reduziert oder auch vollkommen aufgehoben sind. In dieser Verfassung überdauern sie scheinbar leblos die Zeit der unerträglichsten Hitze. Sobald sich jedoch die Wärme- (und Wasser-)verhältnisse wieder reguliert haben, schwindet die Starre aus ihrem Leib, und sie kehren, ohne Schaden genommen zu haben, wieder zu ihren normalen Lebensverrichtungen zurück. Wie bei der Kältestarre kann es sich jedoch auch bei der Wärmestarre ereignen, daß dem bloßen Stillstand des Lebens ein gänzliches Aufhören folgt; allzu weite Entfernung der Temperatur vom üblichen Optimum führt mit Notwendigkeit zum Tode.

Damit ist in großen Zügen das wiedergegeben, was wir im allgemeinen von der Einwirkung abnorm hoher Temperaturen auf den Organismus vielzelliger Tiere wissen. Ich betone: im allgemeinen. Denn im besonderen sind unsre Erfahrungen auf diesem Gebiete noch äußerst beschränkt.

Die ersten Beobachtungen hat auch in dieser Hinsicht Darwin gemacht. Er fand während der heißen Jahreszeit in Montevideo Tiere wie Käfer, Spinnen, Tausendfüßer und Asseln, aber auch Kröten und Eidechsen bewegungslos unter Steinen liegen in einem Zustand, den er allerdings nicht näher beschreibt. Auch Land- und Wasserschnecken wurden so angetroffen, teils unter Steinen, teils im Schlamm. Adanson gibt dasselbe für den Igel von Senegal an und Sonnerat für den Tanrek (Centetes ecaudatus), den schwanzlosen Borstenigel von Madagaskar. Er zieht sich im Juni in den tiefsten Kessel seines Erdbaues zurück und kommt erst im November, wenn die Regenzeit anhebt, wieder zum Vorschein, übersteht also schlafend die gefährliche Zeit der Dürre. Von Alexander von Humboldt sind gleichlautende Angaben für die Landschildkröten am Orinoko vorhanden, doch beruhen sie, wenn ich nicht irre, nicht auf eignen Beobachtungen, sondern auf Berichten von Eingeborenen.

Auch die in wasserreichen Gegenden das ganze Jahr hindurch munteren Krokodile ziehen sich beim Herannahen unvorhergesehener Trockenperioden in den zähen Schlamm der versiegenden Flüsse und Seen zurück. Humboldt erzählt nach den Versicherungen von Eingeborenen, daß man bei Eintritt der Regenzeit nach langanhaltenden Trockenperioden an den Ufern von Sümpfen im Orinokogebiet den Boden sich ganz unvermutet langsam und schollenweise heben sieht. Schließlich fliegt wie aus einem kleinen Schlammvulkan die Erde hoch in die Luft, und der Kundige macht sich beim Anblick dieser Erscheinung schleunigst aus dem Staube, weil regelmäßig ein Krokodil aus der Gruft hervorsteigt, das der erste Regen wieder zum Leben zurückgebracht hat. So phantastisch das auch klingen mag, so sind diese Angaben inzwischen für das afrikanische Krokodil doch von mehreren Reisenden bestätigt worden.

Damit wäre das Material, das mir aus der Literatur bekannt geworden ist, erschöpft. Alle Fälle, die aufgezählt worden sind, stammen aus den Tropen, und da ein europäischer Reisender sich in der Regel nie allzulang an einem Orte aufhalten kann, fehlen wohl bisher alle systematischen Untersuchungen des interessanten Phänomens, um das es sich handelt. Eines ergibt sich indessen auch aus dem vorliegenden Material mit ziemlicher Sicherheit: daß in den seltensten Fällen die Hitze selber der unmittelbare Anlaß dafür ist, daß die Tiere ihre normalen Lebensverrichtungen einstellen und sich irgendwo in der Erde verkriechen, sondern der Wassermangel, der durch die Sonnenglut herbeigeführt wird. Zweifellos gilt das für alle diejenigen Formen, die wie die genannten Schnecken, Amphibien und Reptilien (Krokodile und Schildkröten) entweder ständig im Wasser leben oder ohne genügende Feuchtigkeit überhaupt nicht auszukommen vermögen. Versiegt das Wasser, so schwindet nicht nur das Element, in dem sie für gewöhnlich ihre Nahrung erbeuten, sondern es wird ihnen auch die Möglichkeit genommen, ihre Haut ständig feucht zu erhalten, und sie müßten schließlich an Vertrocknung zugrunde

gehen, wenn es ihnen nicht gelänge, sich an geeigneten Orten über die wasserlose Zeit hinwegzuhelfen.

Man braucht daher auch gar nicht in die Tropen zu gehen, um den Sommer- oder vielleicht besser gesagt: den Trockenschlaf beobachten zu können. Davon habe ich mich im Jahre 1904 selbst überzeugt. Der Sommer jenes Jahres war, wie man sich erinnern wird, von fast abnorm hoher Temperatur. In der Gegend von Basel, wo ich mich damals aufhielt, fiel sechs Wochen hindurch andauernd kein Tropfen Regen, und innert dreißig Tagen war der Himmel nur drei- oder viermal bewölkt.

Auf meinen Spaziergängen hatte ich einen kleinen Tümpel ausfindig gemacht, in dem es zahlreiche Feuerunken (Bombinator igneus) gab. Es war Ende Juni, sie hatten eben gelaicht oder waren zum Teil noch im Laichen begriffen. Der betreffende Tümpel lag in ziemlich schattenloser Gegend und wurde für gewöhnlich von einem kleinen Wässerlein gespeist, das aber inzwischen schon versickert war. Das Wasserbecken selbst, in dem die Unken hausten, war flach und schon beträchtlich eingegangen. Ziemlich weit im Umkreis war kein andrer reichlicherer Wasserlauf vorhanden.

Als ich in den Tagen um den 10. Juli herum wieder einmal zu dem Unkenteich ging, fiel mir auf, daß der Graswuchs der ganzen Umgebung infolge der Trockenheit schon fast abgestanden und das Unkenteichlein bis auf eine kleine Lache eingegangen war. Ich zählte nur noch wenige Tiere darin und schloß, daß die übrigen inzwischen ausgewandert seien, um ein reichlicheres Wasserbecken oder wenigstens die Nähe eines solchen aufzusuchen. In einiger Entfernung vom Teichlein (etwa 300 Meter) fand ich auch nahe beieinander zwei tote vertrocknete Tiere. Ich nahm davon nicht weiter Notiz.

Am nächsten Tage kam ich wieder vorbei. Zu meiner nicht geringen Verwunderung war die Lache wiederum reichlich bevölkert. Es waren schätzungsweise mehr als doppelt so viel Tiere denn am Tage zuvor. Und wieder fand ich im umgebenden Gelände tote, vertrocknete Unken, die ihrem Aussehen nach einen bis höchstens zwei Tage liegen mochten. Ich fing nun regelrecht zu suchen an; im ganzen gelang es mir, ihrer neun aufzutreiben, bis auf einen Kilometer Entfernung vom Wasser. Ich erkläre mir das heute so, daß die Tiere — veranlaßt durch das allmähliche Versiegen des Tümpels — sich in einer der taulosen Nächte auf die Wanderschaft begaben, um vielleicht neues Wasser oder doch ein schützendes, feuchtigkeitsreiches Versteck zu finden, dabei aber vom Tag überrascht wurden und unter den Strahlen der Sonne zugrunde gingen. Andre mochten unter irgendeinem Stein einen notdürftigen Unterschlupf gefunden und dort den Abend abgewartet haben. Dann waren sie, da Wasser nicht zu finden war, (wenigstens zum Teil) wieder zu ihrem alten Standplatz zurückgekehrt. Daher die nachträgliche stärkere Vermehrung der Insassen des Teichleins.

Eine halbe Woche nachher war das Teichlein vollständig ausgetrocknet. Unken waren nicht mehr zu sehen. Mich interessierte, wo die Tiere wohl hingekommen sein möchten. Ich grub also in dem von einer harten Kruste überzogenen, mit Steinen aller Größe durchsetzten Schlamm des Tümpels nach, und zwar an der Stelle, wo sich die Wasserlache bis zuletzt noch erhalten hatte. In 10 Zentimetern Tiefe, wo es noch reichlich feucht war, fand ich nahe beieinander unter einem Stein in einer Art Höhle die ersten beiden Feuerunken. Sie hatten sich eng zusammengerollt, waren träge und matt, aber sie lebten. Rings an der Wand der Höhle, in der ihre Leiber eben Platz hatten, hing Schleim. So fand ich ihrer noch acht in Tiefen bis zirka 45 Zentimetern. Ich legte sie wieder an ihre Plätze und bezeichnete die Stellen.

Nach acht Tagen sah ich wieder nach. Der Boden war trockener geworden, aber immer noch feucht. Ich fand alle Tiere unbeweglich in ihren Schlammlöchern liegen. Wenn man sie herausnahm und auf die Hand legte, machten sie nicht mehr die leiseste Bewegung. Die Beine waren dicht an den Körper gezogen und veränderten sich auch bei starker Reizung nicht. Die Unken waren wie starre, tote Klumpen. Atem- und Herztätigkeit schienen ganz eingestellt zu sein. Ihre Haut war nicht mehr in dem Maße dehnbar wie im normalen Leben, aber noch frisch. Ich übergab sie abermals dem Boden.

Vier Tage danach zogen sich Wolken am Himmel zusammen; es schien Regen geben zu wollen. Ich nahm daher eiligst eine leere Zigarrenkiste, weichte ein paar alte Zeitungen in Wasser auf und füllte das Kistchen mit der zerzupften, lockeren und feuchten Masse. In ihr holte ich vier der Tiere heim. Ich hatte den Eindruck, daß sie tot seien, so steif und eingefallen waren sie. Zwei sezierte ich trocken durch einen einfachen Bauchschnitt. Bei beiden derselbe Befund: das Herz ganz regungslos, keine Spur von Atemtätigkeit, die Bauchhöhlenflüssigkeit nahezu verschwunden.

Daraufhin goß ich Wasser in die Präparierschale. Nach Verlauf einer halben Stunde begann sich die Gliederstarre zu lösen; die Extremitäten, die bisher fest an den Körper gezogen waren, streckten sich aus, aber von irgendwelcher Lebensäußerung zeigte sich auch in den nächsten drei Viertelstunden noch keine Spur.

Plötzlich tat das Herz einen Stoß. Dann wieder einen. Auf die erste Minute kamen zwei Schläge. Dann war 1¼ Minute Pause. Hierauf vier und fünf Schläge in den nächsten beiden Minuten. Wieder eine Minute Pause. Dann acht Schläge und nun fortlaufend immer mehr. In der vierzehnten Minute nach dem ersten Herzschlag setzte auch wieder die sichtbare Atmung ein. Beide Unken mit dem Bauchschnitt zeigten ungefähr dasselbe Bild.

Die beiden andern, unverletzten, ließ ich noch zwei Stunden in der feuchten Papiermasse liegen; dann setzte ich sie in eine Schale voll Wasser. Auch bei ihnen erfolgte eine Rückkehr zum Leben, und zwar in ganz ähnlicher Weise wie bei den andern, nur etwas langsamer. Drei Stunden, nachdem ich sie in die Wanne gesetzt hatte, schwammen sie wieder ganz munter darin herum.

Es gab an jenem Tag keinen Regen. Noch anderthalb Wochen dauerte die trockene Zeit. Dann entlud sich ein Gewitter mit reichlichen Niederschlägen über der Gegend. Als ich drei Tage, nachdem der erste Tropfen gefallen war, wieder ans Unkenteichlein kam, war es nicht nur mit Wasser gefüllt, sondern auch die Unken waren wieder da.

Sie hatten schlafend, scheinbar tot die Zeit der Trockenheit und Dürre glücklich überstanden.

Aehnlich wie die einheimischen Unken dürften sich wohl auch die Schnecken, Frösche, Krokodile und Schildkröten verhalten, von deren Sommerschlaf andre Forscher zu berichten wissen. Bei ihnen allen dürfte es sich jedoch nicht um eine Flucht vor der Hitze, sondern um ein Fliehen vor der Trockenheit handeln; denn sie vergraben sich erst dann, wenn das Wasser versiegt.

Für den Igel von Senegal und den Tanrek von Madagaskar dürften indessen wohl andre Bedingungen maßgebend sein. Sicheres ist natürlich ohne genaues Studium der Erscheinung an Ort und Stelle nicht zu sagen, aber es ist immerhin denkbar, daß für ihn — ähnlich wie für das Murmeltier der Alpenwelt der Winter — die heiße Jahreszeit eine Hungerzeit bedeuten würde und daß er sich über diese existenzgefährdende Schwierigkeit schlafend hinweghilft. Für eine Entscheidung der Frage wären jedoch — wie gesagt — eingehende Beobachtungen an Ort und Stelle vonnöten, wie man denn auch über die Ursachen des Sommerschlafes der Schuppeneidechsen, Spinnen- und Kerbtiere vorerst nur trübe Vermutungen haben kann, die hier nicht weiter interessieren.

Es könnte im Zusammenhang mit den bisher geschilderten Erscheinungen noch darauf hingewiesen werden, daß zahlreiche niedrige Organismen aus der Gruppe der Rundwürmer, Rädertiere, Bärtierchen und Einzelligen die Fähigkeit besitzen, in enzystiertem (eingekapseltem) Zustand lange Trockenperioden schadlos zu überdauern. So erhielt beispielsweise Baker das Weizenälchen, den Veranlasser bekannter und gefürchteter Getreidekrankheiten, der in die Gruppe der parasitischen Rundwürmer gehört, aus trockenem Weizen, der ihm siebenundzwanzig Jahre vorher von einem Freunde übergeben worden war. Fontana sah diese fadenartigen, winzigen Tierchen zuweilen so trocken, daß sie bei bloßer Berührung zu Pulver zerfielen; trotzdem wurden sie bei vorsichtigem Befeuchten mit Wasser schon nach wenigen Minuten lebendig. Er konnte auch an Rädertierchen zweieinhalb Jahre lang Erstarrung und volle Beweglichkeit miteinander abwechseln lassen, je nachdem er die Tiere trocken hielt und wieder benetzte. Von einer Fortsetzung des Lebens in abgeschwächtem Zustand — wie es für die scheinbar toten Unken und alle Tiere mit hochentwickeltem Nervensystem trotz ihrer Starrheit immer noch angenommen werden muß — kann aber bei diesen Vorgängen schwerlich mehr die Rede sein; es ist wohl so, daß die einzelnen Zell- und Gewebebildungen lebensfähig bleiben, ein organisches Zusammenwirken der einzelnen Teile findet indessen kaum mehr statt. Man wird daher auch trotz äußerlicher Analogien die beiden Phänomene nicht ohne weiteres miteinander identifizieren dürfen, jedenfalls so lange nicht, bis eingehende Untersuchungen über den Stoffwechsel während der Zeit des Sommer- und Trockenschlafes uns gründlichere Einsicht in das Wesen der ganzen Erscheinung — sowohl an Wirbeltieren als an Wirbellosen — verschafft haben.

Abendtrauer

Von

Stefan Zweig

Abendtrauer, du heimliche Laute,
Seele des Dunkels, du Jugendvertraute —

Abendtrauer, du tröstendes Leid,
Sanfte Gespiele der Einsamkeit, —

Abendtrauer, du rauschende Kühle,
Abendtrauer — wie ich dich fühle!

Dunkle Lippen, mit Süße getränkt,
Haben sich leise den meinen gesenkt,

Linde Hände mit zärtlichem Strich
Rühren mein Antlitz und lassen mich

Alles vergessen, was mich betrübte,
Abendtrauer, du sanfte Geliebte!

Sommernacht

Von

Reinhard Volker

Leis im Mondlicht rauscht des Korns
Blühend weiche Welle,
Träumrisch raunt des Wiesenborns
Ueberbuschte Quelle.

Und am Borne lang und braun
Flattern Mädchenlocken,
Und die großen Augen schaun,
Schaun mich an erschrocken.

Alle Halme wehn im Wind,
Blauen Duftes trunken;
All des Himmels Sterne sind
Mir ins Herz gesunken.

Literatur

Die Literatur über die Frauenfrage schwillt fast von Tag zu Tag höher an; aber im Vergleich zu der Menge dessen, was besonders von den radikalen Vorkämpfern und Vorkämpferinnen der Frauenrechte geschrieben wird, ist die Anzahl der wirklich wertvollen, auf Sachlichkeit und Kenntnis der praktischen Verhältnisse sich gründenden Aeußerungen nicht eben beträchtlich. Zu dieser kleinen Kategorie wahrhaft beachtens- und beherzigenswerter Erörterungen des vielumstrittenen Problems gehört der kürzlich erschienene Vortrag „Zur Frauenfrage“ des preußischen Ministerialdirektors Geh. Rat Dr. Thiel (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; geheftet 75 Pfg.). Wenn Thiel den extremen Forderungen der Frauenbewegung entgegentritt, tut er es nicht aus irgendeiner politischen Voreingenommenheit oder gar aus einem Vorurteil gegen die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, sondern weil er die Bedingungen und Forderungen des praktischen Lebens, die in der menschlichen Natur selbst begründeten Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern als gegebene Faktoren einschätzt, die sich auf die Dauer stärker erweisen werden als Doktrinen und falsche Verallgemeinerungen. — Die kleine Abhandlung in der sachlich vornehmen, herzenswarmen und gedankenklaren Art ihrer Ausführungen wird allen, die in besonnener Weise mitarbeiten wollen an der Lösung der schwierigen sozialen und ethischen Frage, manch willkommenen und wertvollen Wink geben.

— Die große Reform unsrer ästhetischen Kultur, an der die Gegenwart mit steigendem Nachdruck und Erfolg arbeitet, hat seit einigen Jahren auch die lange vernachlässigte und in überkommenen Formen erstarrte Gartenkunst in den Kreis ihrer Betätigung gezogen und zu neuem Leben erweckt. Bildende Künstler ersten Ranges, besonders Architekten und Kunstgewerbler, haben durch mehr oder weniger gelungene Neuschöpfungen, andre Vorkämpfer der modernen Kultur durch theoretische Darlegung neuer Ideen wertvolle Anregungen gegeben, und auch von den im Grunde Nächstbeteiligten, den praktischen Gartenkünstlern, haben sich viele bald für die große Aufgabe, einen neuen Gartenstil zu schaffen, gewinnen lassen und sich zur Erreichung des hohen Zieles freudig mit jenen vereinigt. Unzweifelhaft erfordert die Lösung des Problems mehr als nur ein feines künstlerisches Empfinden und Gestaltungskraft, denn der Gartenkünstler hat es nicht wie der Architekt und der Kunstgewerbler mit totem, sondern mit lebendigem und ungleich komplizierterem Material zu tun, das man nicht bloß oberflächlich, sondern von Grund aus in allen seinen Lebensbedingungen kennen lernen muß — ein Umstand, den manche von den bildenden Künstlern, die bisher ihr Talent in den Dienst der Gartenkunst gestellt, nicht genügend gewürdigt haben. Die vollkommensten Leistungen wird man also von dem erfahrenen Gartenfachmann erwarten dürfen, der zugleich ein angeborenes und methodisch ausgebildetes feines Kunstempfinden besitzt. Ein solcher Fachmann ist der Gartendirektor der Stadt Köln, Fritz Encke, der unlängst in einem kleinen Werk mit dem Titel „Der Hausgarten“ seine Erfahrungen und Ideen auf dem Gebiete der Gartenkunst, soweit sie für die besonderen und in der Regel kleineren Verhältnisse des Hausgartens in Betracht kommen, zusammengefaßt hat (Jena 1907, Eugen Diederichs, geheftet M. 5.—). Zu der gegenwärtig noch schwebenden Streitfrage, ob der Hausgarten architektonisch oder landschaftlich ausgestaltet werden müsse, nimmt Encke in der Weise Stellung, daß er den architektonischen Hausgarten wegen seiner vielen Vorzüge als die Regel angesehen wissen will, doch unter Umständen auch dem Landschaftsgarten in kleinerem Maßstabe Berechtigung zuerkennt. Mit Recht stellt er als Prinzip auf, daß eigentlich der Besitzer des Gartens diesen selbst ausgestalten und ihm jedenfalls die Eigenart verleihen soll, und daß der Gartenkünstler, dessen Mitwirkung in den meisten Fällen doch nicht zu entbehren sein wird, bestrebt sein soll, seinen Entwurf dem Geschmack, den Bedürfnissen oder der Eigenart des Bauherrn anzupassen. Die großen Grundlinien für das Werk des Gartenkünstlers, das sich je nach den gegebenen Verhältnissen sehr verschieden gestalten wird, zeichnet Encke klar und überzeugend in seinem Werkchen vor und erläutert seine Ideen durch eine Reihe praktischer Beispiele. Den Text begleiten in ansehnlicher Zahl (115) fein ausgewählte Illustrationen, welche die Ausführungen des Verfassers trefflich veranschaulichen.

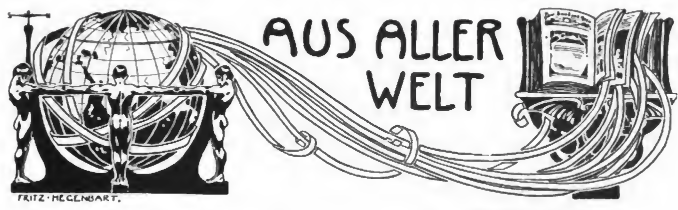
— „Die Reproduktion und Vervielfältigung von Wort und Bild ist unser wichtigstes Bildungsmittel. Jede Verbesserung und Verfeinerung dieses wertvollen Instrumentes ist nicht Sache eines kleinen Kreises von Fachleuten, sondern Sache aller Gebildeten. Das Geltungsgebiet der graphischen Techniken, die zum Teil in dem letzten Jahrzehnt einen gewaltigen Aufschwung genommen haben, dehnt sich ja immer weiter aus, und in immer feinere Verästelungen des modernen Lebens dringt das Kulturwunder des Drucks.“ Mit diesen Worten leitet Professor Arthur W. Unger von der k. k. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien sein unlängst im Verlage von Wilhelm Knapp in Halle a. S. erschienenes Werk über „Die Herstellung von Büchern, Illustrationen, Akzidenzen u. s. w.“ ein, dessen sachlich-nüchterner Titel eigentlich ein wenig irreführend ist, da er nach einer Richtung mehr oder richtiger etwas andres in Aussicht stellt, als der Verfasser bietet, zugleich aber von dem hauptsächlichen reichen Inhalt des Werkes nur eine unvollkommene Andeutung gibt. Der Verfasser behandelt nicht etwa alle technischen Prozesse, die zur Herstellung eines Buches zusammenwirken müssen — dazu würden auch die Papierfabrikation und die Arbeit des Buchbinders in allen ihren Einzelheiten gehören —, sondern das Wesen der Technik aller graphischen Verfahren, die zur Herstellung von Büchern, Bildreproduktionen und so weiter dienen, nach dem heutigen Stande in knappen Umrissen darzulegen, ist der Zweck des Werkes. Methodisch entwickelt und aufgebaut, ist der vielgestaltige Stoff auch für jene, die dem Gebiete graphischer Reproduktion nicht fachmännisch nahestehen, übersichtlich gestaltet. Es gibt unter den zahlreichen verschiedenen Hoch-, Flach- oder Tiefdruckverfahren, vom Holzschnitt und Farbenbuchdruck bis zur Heliogravüre und Radierung, vom Oelfarben- und Musiknotendruck bis zum Naturselbstdruck, wohl keines und jedenfalls kein wichtiges, das hier nicht je nach seiner Bedeutung in größerer oder geringerer Ausführlichkeit geschildert und erläutert würde. Dem Buchdruck ist eine etwas breitere Darstellung zuteil geworden, weil Beziehungen zu ihm die häufigsten sind. Zahlreiche Textillustrationen und ein ebenso reich wie gut ausgestatteter Anhang von Druckproben der wichtigsten komplizierteren Reproduktionsmethoden bilden ein sehr instruktives Anschauungsmaterial, das besonders für den Laien von großem Wert ist.

— In der überaus reichen Literatur über Rußland und zugleich in der gesamten zeitgenössischen Memoirenliteratur sind des Fürsten S. D. Urussow unlängst erschienenen „Memoiren eines russischen Gouverneurs, Kischinew 1903—1904“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, gebd. 5 M.) zu den sachlich wichtigsten und menschlich anziehendsten Publikationen zu rechnen. Fürst Urussow, dessen Name zur Zeit der ersten Duma auch im Ausland bekannt wurde, sah sich im Jahre 1903 als Gouverneur in Kischinew auf einen vulkanischen Boden und vor außerordentlich heikle Aufgaben gestellt. Kischinew hat als Schauplatz wüster Judenverfolgung eine Art trauriger Berühmtheit erlangt; Urussow weiß uns außerordentlich belehrende, oft recht intime Mitteilungen zu machen über die Art, wie „Pogroms“ zustande kommen, und über die beste Methode zur Hintanhaltung solcher „Kulturtaten“. Was er in dieser Beziehung erzählt, gibt merkwürdige, bald rührende, bald erheiternde Aufschlüsse über die Seelenzustände der bedrängten Juden wie über die Anschauungen und Motive ihrer Bedränger. Aber darüber hinaus runden sich seine Schilderungen von dem Leben und Treiben in der Provinzhauptstadt, von seinen Reisen durch das noch dreiviertel asiatisch erscheinende Gouvernement Bessarabien und so weiter zu einem farbenreichen, ebenso unterhaltenden wie belehrenden Bilde unvermischt russischer Kultur ab; zudem vermittelt uns das Buch die Bekanntschaft mit einem feingebildeten, echt patriotisch denkenden Mann, der nicht nur ein trefflicher Verwaltungsbeamter, sondern auch ein Schriftsteller von angeborener Begabung ist.

Duett

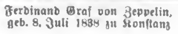
Nach einem Gemälde von Julius Exter


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Die neuesten Erfolge des Grafen Zeppelin

Seit einiger Zeit sind wieder die Augen der gesamten Welt auf den kleinen Ort Manzell am Bodensee gerichtet, denn seit kurzem manövriert Graf Zeppelin mit seinem neuesten Ballon, der äußerlich sich von seinen Vorgängern nur wenig unterscheidet, über der weiten Wasserfläche des Schwäbischen Meeres. Die kürzeren Probefahrten sind, von kleinen Defekten abgesehen, gut verlaufen, so daß wir bald die große Dauerfahrt erwarten dürfen. Als Ergänzung zu unsern Bildern fügen wir noch einige Details über das neue Luftschiff bei. Die Gondeln sind durch festes Metallstangenwerk mit dem Ballon verbunden. Sie sind acht Meter lang und zwei Meter breit. Der verdeckte Gang, in dessen Mitte sich die Koje befindet, enthält ein kleines vierräderiges Gestell, auf dem Reservestücke und so weiter lasten. Mit Hilfe dieses kleinen Wagens soll eventuell eine Mehrbelastung des vorderen oder hinteren Endes des Ballons durch Hin- und Herfahren ausgeglichen werden. In jeder Gondel befindet sich ein Daimlerscher Benzinmotor von 120 Pferdekräften, ferner das Antriebwerk für die Luftschrauben, die Steuerung, Barometer, Thermometer, Kompaß und sonstige Instrumente. Die Schrauben, von denen der einzelne Motor je zwei treibt und die rechts und links vom Ballon angebracht sind, haben je 2,2 Meter Durchmesser. Die Motore und Antriebwerke sind gänzlich unabhängig von einander, der größeren Betriebssicherheit halber. Bei längeren Fahrten wird überhaupt meist nur ein Triebwerk benutzt. — Die „kleine" Fernfahrt des neuen Luftschiffes, die am 1. Juli stattfand und nicht weniger als zwölf Stunden dauerte, hat in Fach- wie in Laienkreisen nun wohl die letzten Zweifel an der außerordentlichen Leistungsfähigkeit der Erfindung Zeppelins beseitigt. Obwohl die schon an sich qualitativ nicht völlig befriedigende Gasfüllung, mit der die Fahrt gemacht wurde, zwölf Tage alt war und aus Mangel an vorrätigen Gasflaschen nur wenig aufgefrischt werden konnte, war das



Ferdinand Graf von Zeppelin, geb. 8. Juli 1838 zu Konstanz



Phot. Ed. Schwarz, Friedrichshafen

Graf Zeppelins neuer Ballon in voller Fahrt



Phot. Ed. Schwarz, Friedrichshafen

Von den neuen Flugversuchen des Grafen Zeppelin: Der Ballon wird aus der Halle geschleppt



Phot. Ed. Schwarz, Friedrichshafen

Der neue Ballon des Grafen Zeppelin über dem Bodensee

wurde die Session wieder geschlossen. Der einzige Gegenstand, der zur Beratung kam, war ein von der Regierung eingebrachtes Gesetz über die Erhebung kirchlicher Umlagen, das der Sozialdemokratie Gelegenheit zu einem rednerischen Debut gab.

Von der Ausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Stuttgart

Zum zweitenmal hat dieses Jahr die Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft auf dem Cannstatter Wasen in Stuttgart stattgefunden. Die Ausstellung, die am 25. Juni von dem Protektor, Herzog Albrecht von Württemberg, in Anwesenheit des Königs und der Königin von Württemberg eröffnet wurde und bis zum 30. Juni dauerte, war vom schönsten Wetter begünstigt und hatte eine so gewaltige Menge von Landwirten und andern Schaulustigen von auswärts in die schwäbische Hauptstadt gezogen, wie sie diese bei ähnlichen Veranstaltungen noch nie in ihren Mauern beisammen gesehen hat. Der Besuch der Ausstellung hat sowohl den der vorjährigen, die in Düsseldorf stattfand, wie den der vor drei Jahren in München abgehaltenen Ausstellung recht ansehnlich übertroffen. Die diesjährige Ausstellung hat abermals in glänzender Weise dargetan, mit welchem Geschick und Erfolg die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft die Industrialisierung der Landwirtschaft zu fördern versteht.

Luftschiff auf dieser Fahrt, die es ins Herz der Schweiz führte, den großen Anforderungen, die dabei gestellt wurden, in glänzender Weise gewachsen und kehrte spät am Abend in so vorzüglicher „Form“ in die Ballonhalle bei Manzell zurück, daß es leicht noch weitere zwölf Stunden hätte in der Luft bleiben können. Zwei Tage später unternahm Graf Zeppelin einen neuen Aufstieg, der zwar von kürzerer Dauer, aber durch den Umstand höchst bemerkenswert war, daß das württembergische Königspaar daran teilnahm.

Vom neuen preussischen Landtag

Die jüngsten preußischen Landtagswahlen haben den beiden äußersten Flügeln des Hauses und dem Zentrum auf Kosten der Mittelparteien einige nicht unwesentliche Verstärkungen gebracht und das Gesamtbild vor allem dadurch geändert, daß zum erstenmal die sozialdemokratische Partei in der preußischen Volksvertretung Fuß gefaßt hat. Der neue Landtag wurde, lediglich um einer verfassungsrechtlichen Bestimmung zu genügen, auf den 26. Juni einberufen und an diesem Tage mit einer von Fürst Bülow verlesenen Thronrede eröffnet. Schon am 30. Juni, nach nur dreitägiger Dauer,



Phot. Gebrüder Haeckel

Reichskanzler Fürst Bülow verläßt das Abgeordnetenhaus nach Eröffnung des neugewählten Landtags

Ein deutscher Waffenkonstrukteur

Geheimer Kommerzienrat Professor Paul Mauser in Oberndorf am Neckar feierte am 27. Juni seinen siebzigsten Geburtstag. Mauser gehört neben Dreyse, Krupp und Ehrhardt zu den erfolgreichsten deutschen Waffentechnikern unsrer Zeit. Er verwendete zum erstenmal zur Entzündung der Patrone einen Schlagbolzen anstatt der Zündnadel. Dadurch wurde es möglich, das eigentliche Zündmittel, das früher zwischen dem Geschoß und der Pulverladung angebracht war, an das Ende der Patrone zu verlegen: ein Fortschritt, der von großer Tragweite für die Entwicklung unsrer Handfeuerwaffen werden sollte. Das Mausergewehr hat sich auch in verschiedenen Wandlungen der fortschreitenden Technik vorzüglich bewährt. Außer dem Deutschen Reich haben auch die Türkei, China, Serbien, Belgien, Spanien und Argentinien ihre Armeen mit dem Mausergewehr bewaffnet. Mauser ist auch politisch tätig gewesen und war in den Jahren 1898 bis 1903 Reichstagsabgeordneter für den achten württembergischen Wahlkreis (Freudenstadt).



Geh. Kommerzienrat Mauser, Oberndorf, feierte seinen siebzigsten Geburtstag

Ein Roseggerdenkmal

Peter Rosegger hat in seiner steirischen Heimat eine Ehrung erfahren, die einem Dichter zu seinen Lebzeiten wohl selten zuteil geworden ist. Eine Anzahl reichsdeutscher Verehrer des trefflichen Erzählers haben ihm in dem Markte Kapfenberg, wo einst sein bekanntestes Werk, „Die Schriften des Waldschulmeisters“, entstanden ist, ein sinniges Denkmal gesetzt. Die Stifter hatten den Bildhauer Professor Hans Brandstetter in Graz, einen Landsmann und intimen Freund

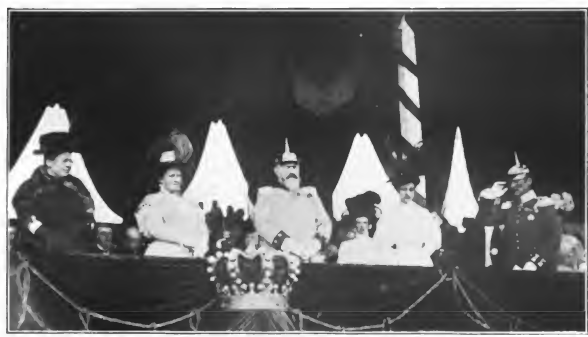

Ritterschaftsrat von Freier, Hoppenrade, Vorsitzender des Vorstandes der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft


von Arnim-Criewen, Berlin, K. Preuß. Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Vorstandsmitglied


Wirklicher Geheimer Rat Ministerialdirektor Dr. H. Thiel, Berlin, stellvertr. Vorsitzender des Vorstandes


Haus des Württembergischen Obstbauvereins (eigens für die 22. Wanderausstellung der D. L.-G. erbaut)


Eingangstor zur Ausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Stuttgart


Phot. Hans Hildenbrand

Fürstin zu Wied, Königin Charlotte, König Wilhelm II., Herzogin Robert, Herzog Albrecht
Das württembergische Königspaar bei Eröffnung der 22. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Stuttgart



Phot. F. J. Böhm, Mürzzuschlag

Das Roseggerdenkmal in Kapfenberg (Steiermark)
Entworfen von Prof. Hans Brandstetter

des Dichters, mit der Aufgabe betraut, den Entwurf für das Denkmal zu schaffen, und wählten von seinen drei Entwürfen denjenigen aus, der Rosegger als Waldschulmeister darstellt, wie er im Walde an einem rieselnden Quell sitzt und sich mit einem Reh bespricht, das eben hervorgeschlüpft ist. Der Brunnenaufbau besteht aus rötlichem schwedischem Granit, die sich darüber erhebende Gruppe ist in Bronze gegossen. Das Ganze hat eine Höhe von 4½ Metern. Die Inschrift lautet: Dem Waldpoeten. Rosegger, der von dem Bildhauer eingeladen worden war, die Entwürfe zu besichtigen, hat in einem prächtigen Briefe an den Freund den widersprechenden Gefühlen — „Gedrücktheit und Stolz“ — Ausdruck gegeben, welche die Mitteilung, daß man ihm bei lebendigem Leibe ein Denkmal setzen wolle, in ihm erweckt hat, und in bescheidenen Worten den zur Ausführung gelangten Entwurf, da er der unpersönlichste sei, als den geeignetsten bezeichnet.

Björn Björnson

Die Verbindungen der deutschen Bühne mit Norwegen sind seit dem siegreichen Auftreten der beiden großen nordischen Dramatiker Ibsen und Björnson immer enger geworden. Wiederholt haben sich norwegische Schauspieltruppen in Berlin gezeigt, und jetzt ist es dem neuen Hebbeltheater gelungen, den ältesten Sohn Björnsons, der längere Zeit Leiter des Nationaltheaters in Christiania war, als Regisseur zu gewinnen. Björn Björnson wurde 1859 in Christiania geboren; er ist, obwohl von Beruf Schauspieler, auch als Schriftsteller hervorgetreten.



Phot. Richard Fuchs

Björn Björnson, der neue Regisseur des Berliner Hebbeltheaters

Vom fünfzigjährigen Jubiläum der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft

In München wurde in den ersten Tagen des Juni mit der ganzen Kunst- und Festfreudigkeit, die der Isarstadt eigen



Phot. Jaeger & Goergen

Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft auf dem Augustinerkeller in München: Spitzweghof mit Figuren aus der Biedermeierzeit

st. das fünfzigjährige Jubiläum der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft durch eine mehrtägige Feier begangen. Der erste Abend brachte die Aufführung eines von Karl Söhn gedichteten Festspiels in den Räumen des Künstlerhauses am Lenbachplatz. Der zweite Tag trug ein akademisches und wirtschaftliches Gepräge, und am dritten Tage fand auf dem Augustinerkeller ein echt münchnerisches Kellerfest statt, das von einer Anzahl namhafter Künstler sehr wirkungsvoll inszeniert war. Die Glanznummer des Festes, zu dem auch der greise Prinzregent Luitpold und mehrere andre Mitglieder des Königshauses erschienen, war der von Joseph Frank entworfene und arrangierte Spitzweghof, in dem eine Schar von Biedermeiergestalten ihr heiter-gemütliches Wesen trieb.



Phot. A. Hoffmann

Der neue amerikanische Botschafter Dr. D. J. Hill in den Straßen von Berlin



Phot. Berliner Jll.-Gesellschaft

Eröffnung der Schiffbauausstellung in Berlin: Kaiser Wilhelm und Geheimrat Busley

Das Ende der Hill-Affäre

Der mit einer eigentümlichen Spannung erwartete neue Botschafter am Berliner Hofe Dr. David J. Hill ist kürzlich vom Kaiser feierlich empfangen worden. Damit ist die leidige Affäre, die so viel von sich reden machte, wohl endgültig erledigt. Ob aber Herr Hill lange auf dem Berliner Posten bleiben dürfte, ist eine andre Frage. Wie es heißt, ist im Personal der amerikanischen Botschaft ein gründlicher Wechsel eingetreten, indem die bisherigen Beamten, meistens Söhne von Milliardären, andern, weniger bemittelten Sterblichen den Platz geräumt haben, die in der deutschen Reichshauptstadt etwas mehr die traditionelle republikanische Einfachheit zur Schau tragen sollen.

Marinestudien der Reichstagsabgeordneten

Der Staatssekretär der Marine von Tirpitz hatte vor kurzem eine Anzahl von Reichstagsmitgliedern zu einer Studienreise nach der Wasserkante eingeladen, an der sich außer der sozialistischen alle Parteien beteiligten. Der Norddeutsche Lloyd stellte den Dampfer „Derfflinger" zur Verfügung, mit dem eine Fahrt durch den Kaiser-Wilhelms-Kanal gemacht wurde. Im Kieler Hafen besichtigten die Abgeordneten einige Panzerschiffe und Kreuzer und waren Zeugen eines Scheinangriffs, bei dem auch die Küstenbatterien in Tätigkeit traten. Ob die Politiker nun auch wirklichen Nutzen aus



Phot. A. Renard

Von der Marineinformationsreise der Reichstagsmitglieder: Staatssekretär Tirpitz und die Abgeordneten auf der Terrasse des Hotels Bellevue in Kiel

diesem marinetechnischen Anschauungsunterricht ziehen, ist eine andre Frage; dazu fehlen wohl den meisten die allernötigsten Unterlagen. Es wäre aber zu begrüßen, wenn sich das Reichsmarineamt noch zu einer größeren Publizität entschlösse. Denn zwischen der Preisgabe wertvoller militärischer Geheimnisse und einer das Interesse der Massen an Marinefragen rege erhaltenden Propaganda ist ein großer Unterschied. In England und Amerika ist das Interesse an Fragen der Seemacht nicht zum wenigsten darum so viel reger, weil es die betreffenden Behörden an sachgemäßer Aufklärung niemals fehlen lassen. Das deutsche Publikum ist in dieser Hinsicht zumeist auf die Federn der inaktiven Offiziere angewiesen, ein Zustand, der keineswegs ein idealer genannt werden kann.

Phot. Schaul

Amerikanische Marineoffiziere mit ihren Damen auf dem deutschen Kreuzer „Bremen" in Philadelphia

Die Deutsche Schiffbauausstellung

Am 2. Juni wurde in den Ausstellungsräumen des Berliner Zoologischen Gartens die Deutsche Schiffbauausstellung von Kaiser Wilhelm in Anwesenheit des Königs von Schweden eröffnet. Alles, was deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz auf dem Gebiete des Schiffbaues von den ältesten Zeiten an bis zur Gegenwart geschaffen hat, ist in der Ausstellung entweder in naturgetreuen Modellen oder in wirklicher Größe dargestellt. Handelsschiffbau und Kriegsschiffbau sind in zwei große Gruppen geteilt. Auch die verschiedenen Werften, das Leuchtturmwesen und so weiter sind anschaulich dargestellt. Eine Abteilung für sich bildet die Meereskunde. Einer der interessantesten Bestandteile der Ausstellung ist die von Kaiser Wilhelm ausgestellte „Silberflotte", eine Modellsammlung von massiv silbernen Schiffen, Jachten und gewonnenen Ehrenpreisen; darunter befinden sich Nachbildungen eines Wikingerbootes aus dem 10. Jahrhundert, eines Normannenschiffes aus dem 12. Jahrhundert, einer Mittelmeergaleere, eines Hamburger Konvoyschiffes, einer Hansakogge und der ersten bedeutenden brandenburgisch-preußischen Kriegsfregatte „Kurfürst Friedrich Wilhelm zu Pferde". Das Modell der letzteren wiegt 26 Kilogramm und ist eine Widmung der Schiffsbautechnischen Gesellschaft zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares. Auch eine Kopie des berühmtesten aller Segelkriegsfahrzeuge, der „Victory", auf der Nelson in der Schlacht bei Trafalgar den Tod fand, gehört zu der Sammlung; ferner Modelle der Segeljachten „Welle", „Komet", „Iduna" und „Meteor", einer chinesischen Kriegsdschonke und eines vorschriftsmäßig ausgerüsteten Rettungsbootes der Deutschen Seeberufsgenossenschaft.



Eröffnung der Stuttgarter Studentenkunstausstellung durch König Wilhelm II.

Ein deutscher Kreuzer in Amerika

Der kleine Kreuzer „Bremen" weilte kürzlich in Philadelphia, und sowohl Offiziere wie Mannschaften wurden von der Bevölkerung der großen amerikanischen Stadt auf das liebenswürdigste aufgenommen. Speziell unsre deutschen Landsleute ließen es sich nicht nehmen, unsern Blaujacken immer aufs neue auf das liebenswürdigste zu beweisen, daß auch jenseits des großen Teiches noch deutsche Gastfreundschaft und deutsche Herzlichkeit zu finden sind. Die Tage werden allen Teilnehmern in dauernder Erinnerung bleiben.

Die Ausstellung für Studentenkunst in Stuttgart

Im Stuttgarter Landesgewerbemuseum ist am 1. Juni eine Ausstellung für Studentenkunst eröffnet worden,



Phot. M. Branger

Degradation des französischen Schiffsfähnrichs Ullmo in Toulon

die berufen ist, auf einem bisher vernachlässigten Gebiete die gesunden reformatorischen Prinzipien, zu denen sich das moderne Kunstgewerbe durchgerungen hat, zur Geltung zu bringen. Die Ausstellung, die in ihrem retrospektiven Teil auch wertvolle alte akademische Kunstobjekte, namentlich kostbare Prunkstücke aus alten Universitätsschätzen und die schönsten Stammbücher aus den ersten Museen und Bibliotheken enthält, zeigt überraschend viel gutes, modernes studentisches Kunstgewerbe aus allen Stoffgebieten. Die Ausstellung steht unter dem Protektorat des Königs Wilhelm II. von Württemberg, der auch der Eröffnungsfeier beiwohnte.

Degradation des französischen Schiffsfähnrichs Ullmo

Es ist noch nicht lange her, daß in Frankreich die Hinrichtungen öffentlich vollzogen wurden. Erst vor kurzem hat man den letzten schauerlichen Akt irdischer Gerechtigkeit in die Mauern der Gefängnisse verlegt. Auch die französische Armee hat mancherlei alte Gebräuche, die uns eigentlich nicht mehr zeitgemäß anmuten, bewahrt. So fand vor kurzem in Toulon auf dem öffentlichen Platz St. Roche die Degradation des wegen Hochverrats verurteilten Schiffsfähnrichs Ullmo statt. Die Zeremonie verlief in den gleichen Formen, die ja seit der denkwürdigen Degradation des Hauptmanns Dreyfus weltbekannt geworden sind. Eine große Menschenmenge war zusammengeströmt und begleitete den Unglücklichen auf seinem Leidenswege mit Verwünschungen und Flüchen. Nachdem ihm der Degen zerbrochen, die Tressen abgerissen waren, wurde der Verurteilte der Ziviljustiz übergeben. Wie es heißt, soll Ullmo ebenfalls nach der Teufelsinsel gebracht werden.

Von der Zolafeier in Paris

Die Ueberführung der irdischen Ueberreste Emile Zolas ins Pantheon ist, wie zu erwarten war, nicht ohne einige häßliche, der grande nation nicht zur Ehre gereichende Zwischenfälle verlaufen, in denen der Groll der französischen Nationalisten gegen den mutvollen Verteidiger des so schmählich verunrechteten Majors Dreyfus seinen Ausdruck fand. Als am Abend des 4. Juni der Zug, der den Leichenwagen geleitete, in der Nähe des Pantheons ankam, demonstrierte die dort angehäufte Menge von klerikalen und nationalistischen Elementen durch beschimpfende Rufe gegen das Andenken des toten Dichters und empfing seine Witwe und seine Kinder mit wildem Geheul und Gepfeife. Ein Wagen mit Kränzen, die für den Katafalk Zolas bestimmt waren, wurde gestürmt und die Kränze zerrissen. In verstärktem Maße wiederholten sich diese fanatischen Kundgebungen am nächsten Tage während der Beisetzungsfeier im Pantheon. Nach der Feier wurde der Major Dreyfus, als er das Pantheon verließ, von dem nationalistischen Militärschriftsteller Grégory, einem Manne von fünfundfünfzig Jahren, durch zwei Revolverschüsse am rechten Arme verwundet. Der Attentäter wurde sofort festgenommen. Die Verletzungen des Majors sind verhältnismäßig leicht.

Phot. Ferd. Mayer

Hofrat Prof. Dr. Schönbach, Graz, feierte seinen sechzigsten Geburtstag



Phot. M. Branger

Vom Attentat auf den Major Dreyfus bei der Zolafeier in Paris: Verhaftung des Attentäters Grégory

Anton E. Schönbach

Am 29. Mai beging der Grazer Germanist Professor Dr. Anton E. Schönbach seinen sechzigsten Geburtstag. Der ausgezeichnete Gelehrte, der seit einem Menschenalter an der Grazer Universität wirkt, seit 1876 in der Eigenschaft eines ordentlichen Professors für deutsche Philologie, hat eine lange Reihe wertvoller Werke über die verschiedensten literarhistorischen



Phot. Hugo Held, Weimar

Vom Jubiläumsfestzug in Wien: Auszug der Wiener Bürger zur Berennung einer Raubritterburg

Fragen und Gegenstände verfaßt; dem großen Publikum ist er besonders durch sein feinsinniges kleines Buch „Ueber Lesen und Bildung" (1888; 7. Auflage 1905) bekannt geworden, dem unzählige Literaturfreunde reiche Anregung und Belehrung verdanken. Auch sein Buch über „Walther von der Vogelweide" (1890; 2. Auflage 1895) und seine „Gesammelten Aufsätze zur neueren Literatur in Oesterreich, Deutschland und Amerika" (1900) haben weit über die Fachkreise hinaus Verbreitung gefunden.

Der Jubiläumsfestzug in Wien

In einem imposanten Festzuge, einer künstlerischen Darbietung, wie sie nur in Wien möglich ist, hat die österreichisch-ungarische Monarchie dem verehrten Herrscher, gleichsam alle herzlichen Gefühle der Verehrung noch einmal zusammenfassend, am 12. Juni gehuldigt. Die reiche österreichische Geschichte, die unvergänglichen, auf weitzerstreuten Schlachtfeldern gepflückten Lorbeeren einer der besten Armeen der Welt und das vom Zauber der Poesie und Kunst verklärte gemütvolle Leben der Kaiserstadt boten die Fülle der wechselnden Bilder. Alle zogen sie vorbei, die Helden der Ostmark, Rudolf von Habsburg, Maximilian, die Türkenkämpfer, Prinz Eugen, Laudon, Radetzky und viele, viele andre. In den Nachkommen der alten Adelsgeschlechter, die sich am Zuge beteiligten, lebten gleichsam die alten Ahnen wieder auf. Die ernsteren militärischen Gruppen, die in ehernen Rüstungen mit schwerem Geschütz daherkamen, unterbrachen hier und dort farbenbunte Gruppen mit Spiel und Tanz, wo auch das Ewigweibliche im Farbenglanze historischer Kostüme zu seinem Rechte kam. Alles in allem bot sich dem Beschauer ein geradezu überwältigender Eindruck, der jedem unvergeßlich sein wird, der Zeuge sein konnte.

Das Märkische Provinzialmuseum in Berlin

Nach langer Bauzeit wurde kürzlich das neue Märkische Provinzialmuseum, ein Werk des bekannten Berliner Stadtbaurats Ludwig Hoffmann, der Oeffentlichkeit übergeben. Mitten im Herzen von Alt-Berlin, hart an der Spree, liegt der stattliche Bau in Ziegelrohbau, halb Burg, halb Kloster. Der Erbauer ist den Weg gegangen, den Gabriel von Seidl in seinem Bayrischen Nationalmuseum in München gewiesen hat. Das Märkische Provinzialmuseum vereinigt in reizvoller Zusammenstellung so ziemlich alle in der alten Kurmark zu künstlerischer Ausbildung gelangten Baustile. Der Platz, auf dem dieser romantische Bau steht, läßt in seiner nüchternen Alltäglichkeit leider einen wirklich künstlerischen Gesamteindruck nur schwer aufkommen. Die Details sind dagegen, wie unser Bild zeigt, sehr ansprechend.



Phot. W. Titzenthaler

Das neue Märkische Provinzialmuseum in Berlin, erbaut von Ludwig Hoffmann



Phot. J. Löwy

Vom Jubiläumsfestzug in Wien: Landsknechte und Artillerie gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts

Phot. R. Lechner (Wilh. Müller), Wien

Vom Jubiläumsfestzug in Wien: König Rudolf von Habsburg



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Prinzessin Viktoria Luise mit ihrem Teckel auf einem Spaziergange

Die neue Bergbahn in Wildbad

Der altberühmte Kurort Wildbad im württembergischen Schwarzwald, dessen Heilquellen einen Weltruf genießen, ist auf dem besten Wege, sich auch zu einem Luftkurort ersten Ranges zu entwickeln. Ein wichtiger Schritt vorwärts auf dieser Bahn wurde zu Beginn der Saison gemacht durch die Eröffnung der neuen Drahtseilbahn auf die Höhe des Sommerberges, der das prächtige, von der Enz durchrauschte Wildbader Tal beherrscht. Den Kurgästen wird dadurch Gelegenheit geboten, ohne Anstrengung auf die luftige Höhe eines prächtigen, tannenumrauschten Schwarzwaldberges zu gelangen, wo sich ihnen eine liebliche Talaussicht darbietet und Spaziergänge in Hülle und Fülle nach allen Richtungen zu ruhigem Ergehen einladen. Die Steigung der Bahn beträgt von unten her 37, 34, 43 und auf 250 Meter Länge 50 bis 52 Prozent, also ebensoviel wie die Bahnen beim Bürgenstock und Gütsch am Vierwaldstätter See und weniger als am Stanzerhorn und Salvatore, die bis zu 62 Prozent Steigungen aufweisen. Der Anfangspunkt liegt 428,40 Meter, der Endpunkt 724,15 Meter, das ist 295 Meter oder rund 300 Meter höher als ersterer. Die Fahrt ist an sich schon genußreich, denn mit jedem Meter, den der Wagen in sicherer Fahrt emporklimmt, ändert sich das Landschaftsbild. Bald bilden die mächtigen Schwarzwaldtannen einen grünen Rahmen



Das Deutsche Seemannsheim in London

für das Bild von Wildbad, bald sieht man das blühende Tal durch den Steinbogen eines Viadukts hindurch. Auf der Höhe aber empfängt den Besucher ein Restaurationsgebäude, dessen reizvolle, bescheidene Architektur sich der Landschaft harmonisch anschmiegt. Die neue Bergbahn, die der Opferwilligkeit und dem Unternehmungsgeist der Wildbader Bevölkerung ein rühmliches Zeugnis ausstellt, wurde von Oberbaurat von Leibbrand, Stuttgart, erbaut und ist selbstverständlich mit allen erdenklichen Sicherheitsvorrichtungen ausgestattet. Sie ist auf die Beförderung von 4500 Personen täglich eingerichtet. Ihre Länge beträgt, in der Neigung gemessen, 750 Meter. Die Bauarbeiten wurden im Mai 1907 begonnen, haben also rund ein Jahr erfordert. Die Kosten betragen etwa 400 000 Mark.

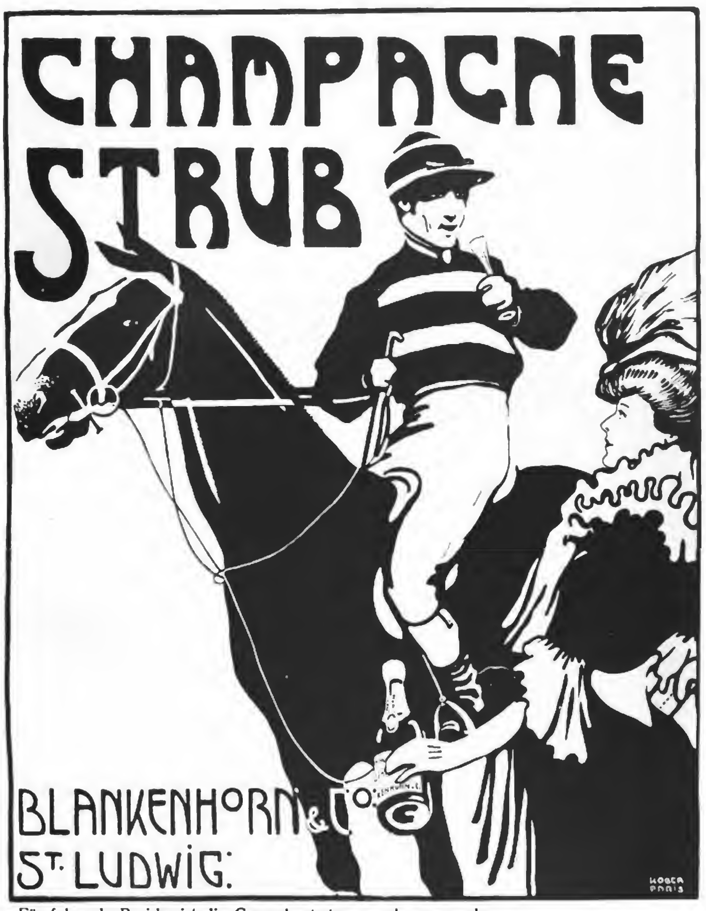


Phot. Karl Blumenthal

Blick auf die neue Bergbahn in Wildbad im Schwarzwald

Das neue Deutsche Seemannsheim in London

Mancher Akt von Güte und Wohlwollen ist von deutschen Gönnern dem Ostend von London schon gespendet worden. Erst vor kurzem wieder versammelte sich eine Anzahl deutscher Stammesgenossen, um der Eröffnung des neuerrichteten Deutschen Seemannsheims im Beisein Ihrer Hoheit der Prinzessin Christian beizuwohnen. Das neue Gebäude stellt eine Verbindung zwischen der East India und West India Dock Road her und bedeckt eine Fläche von zirka 800 Quadratmetern mit einer 27 Meter langen Vorderfront. Im Parterre befindet sich eine Anzahl öffentlicher Lokale, in denen auch die Einweihung stattgefunden hat, während der erste Stock zirka 27 Betträume mit über 50 Betten enthält.



Für folgende Bezirke ist die Generalvertretung noch zu vergeben:
Detmold, Wesel, Krefeld, Fulda, Meiningen, Offenbach a. M., Hanau.

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Franz H. Sie sind eine harmonisch veranlagte Natur, in der weder der Verstand noch das Gemüt einseitig das Zepter führt, sondern beide gleichmäßig entwickelt sind und zu ihrem Recht kommen. Maßvoll in Ihren Ansprüchen und Ansichten, wahr, manchmal unklug und unnötig offen in Ihren Mitteilungen. Nie schroff in Ihren Aeußerungen. Sie halten auf Wahrung der Form und des Anstandes, aber Sie übertreiben nicht.

Berta in der Schweiz. Man kann Sie nicht ganz freisprechen von einer gewissen Effekthascherei und damit verbundenen Eitelkeit, daneben sind Sie aber ein durchaus gediegener, reeller Charakter. Sie haben Freude an Aeußerlichkeiten, ohne darüber den Kern der Sache zu vergessen, sparen und teilen sich ein, überlegen Ihre Ausgaben und lassen sich nicht gedankenlos in Sachen ein, deren Ausgang unberechenbar ist. Empfindungsfähiger, als mancher vermutet.

„Anna Margareta.“ Wenn auch nicht in dem Maße, wie Sie es möchten, so besitzen Sie doch immerhin Eigenart und geistige Selbständigkeit und stehen über dem Alltagsdurchschnitt. Sie haben Schönheitssinn, lieben das Einfach-Gediegene und bleiben nicht an Details hängen. Sie können sich konzentrieren und Maß halten. Eine gewisse Größe der Auffassung macht sich überall geltend. Dabei sind Sie energisch, bestimmt und klar. Meist knapp und treffend in der Ausdrucksweise. Im Auftreten sicher und fest.

Laura in der Schweiz. Psychisch reger und lebhafter als „Berta“. Faßt gern alles von der idealen Seite auf, kann sich begeistern und ist nicht ohne Schwung, hat aber manchmal Mühe, sich zu konzentrieren. Feinfühlend und taktvoll, leicht empfindlich und dann kühl abweisend. Mehr fein als tief in den Gefühlen.

Hilda G. Wahr, gerade, zuverlässig. Ohne Kleinlichkeit und Nörgelei. In den persönlichen Ansprüchen bescheiden, aber immerhin an eine gewisse Größe der Verhältnisse gewöhnt. Ueberlegt, reserviert. Erwärmt sich langsam, ist aber dauernd in ihren Gefühlen und der Selbstlosigkeit fähig. Macht nicht viel Umstände und liebt einfache Gediegenheit. Nüchtern, verständig.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Robert Mohr in Wien I.

Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.





Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.







